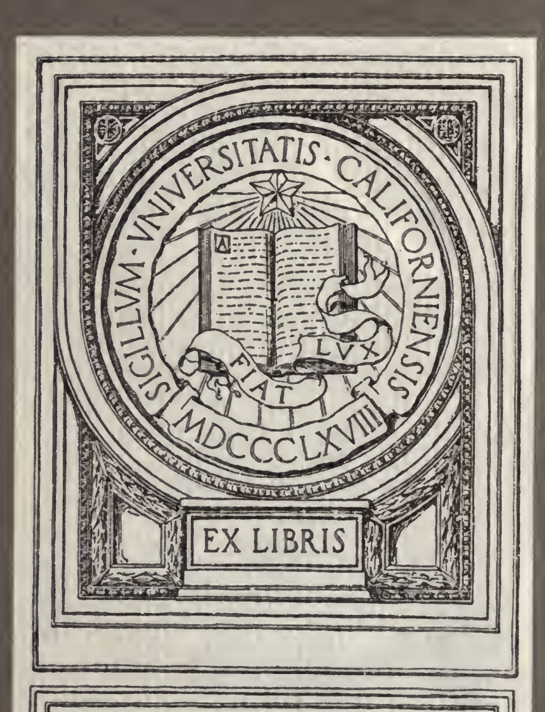
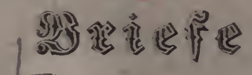



SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS



Briefe

aus den

Vereinigten Staaten

von

Nord-Amerika.

Von * * *

Erster Band.

Leipzig

Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber.

1853.

Briefe aus Nord-Amerika.

Erster Band.



Briefe

aus den

Vereinigten Staaten

von

Nord-Amerika.

Von * * *

Erster Band.

Leipzig
Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber.
1853.

Vorrede.

Briefe aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika von einem Namenlosen, und nicht einmal eine Vorrede von dem Verfasser, die Aufschluß gäbe, sondern von einem ebenfalls namenlosen Herausgeber — in der That, das ist eigenthümlich und klingt verdächtig! Nun ja, eigenthümlich ists, indeß unverfänglich und kaum einer Erklärung bedürftig.

Der Verfasser machte eine wissenschaftliche Reise nach Nord- und Südamerika sowie nach Westindien, und stellte sich unter Andern die Aufgabe, seinen deutschen Landsleuten ein treues Gemälde des physischen und geistigen, sowie des Geschäfts- und des geselligen Lebens und der politischen Einrichtungen in den Vereinigten Staaten zu entwerfen. Er selbst hatte die Beschreibungen der nordamerikanischen Verhältnisse entweder sehr oberflächlich oder unwahr und untreu gefunden; in den meisten Reiseschilderungen waren die Glanzpunkte herausgestellt und ausgeschmückt, die Nachtseiten der Zustände aber mit Stillschweigen übergangen oder überfirnißt. Er hatte sich daher in vielen Beziehungen bitter getäuscht gesehen und dadurch war in ihm der Vorsatz zur Reife gediehen, sich länger als ursprünglich beabsichtigt in den Vereinigten Staaten aufzuhalten, um das zu entwerfende Gemälde desto treuer und sorgfältiger ausführen zu können. Seine Darstellungen widmete er zunächst seinen vertrauten Freunden, sie waren somit nicht für das größere

Publikum bestimmt; da sich aber die Rückkehr des Verfassers nach Deutschland über Gebühr verzögerte und durch längere Zurückhaltung ein Theil des Nutzens seiner Briefe verloren gehen mußte, so faßten seine Freunde den Entschluß, die Briefe ohne seine Ermächtigung drucken zu lassen, in der Hoffnung, daß er seine Zustimmung dazu nicht versagen würde.

Der Herausgeber, welcher beauftragt wurde, diese Briefe zum Drucke fertig zu machen, hat an dem Inhalte und an der Sprache derselben eine Veränderung nicht vorgenommen. Er betrachtete diese Mittheilungen als eine wirksame Arznei gegen das jetzt in Deutschland grassirende epidemische Auswanderungsfieber, und hofft, es werden die Auseinandersetzungen des Verfassers den deutschen Regierungen, wie Privatleuten, und zwar Reichen und Armen, willkommen sein, weil Jeder dadurch Gelegenheit erhält, sich eine treue Vorstellung von den gepriesenen Glückseligkeiten der neuen Welt bilden zu können. Möge der patriotische Wunsch des Verfassers, durch seine Schilderungen recht Viele seiner Landsleute von der Auswanderung abzuhalten, eben so gewiß in Erfüllung gehen, als sein Streben erreicht worden ist, diejenigen, welche sich von einer Uebersiedlung nach den Vereinigten Staaten nicht abhalten lassen wollen, mit praktisch nützlichen Vorschlägen zur Reise und zur ersten Einrichtung in der neuen Heimath auszustatten und in seinen Mittheilungen brauchbare Unterlagen zur nähern Kenntniß und richtigern Beurtheilung des noch in vielen Beziehungen räthselhaften Landes zu liefern.

Leipzig, den 6. December 1852.

Der Herausgeber.

Inhaltsverzeichniß.

Erster Brief.

Seite

Klima: im Allgemeinen, besonders aber in den mittleren und westlichen Staaten sehr veränderlich und ungesund, der Sommer sehr heiß, der Winter abwechselnd sehr kalt und wiederum mild. — Boden und Boden-Erzeugnisse: Reis, Baumwolle, Tabak, Zuckerrohr, Chinesischer Thee, Orangen, Citronen, Obst, Wein und Getreide. — Baumarten: Kiefern, Fichten, Cypressen, Cedern, Zuckerahorn, eßbare Kastanien, viele Arten Nußbäume, Bambusrohr und verschiedene Arten von Eichen. — Mineralien: Eisen, Steinkohlen, Blei, Kupfer, Silber, Gold und Salz 3

Zweiter Brief.

Geringachtung der deutschen Einwanderer Seitens der gebornen Amerikaner. — Ursachen 32

Dritter Brief.

Die Frage: wird der Streit zwischen den südlichen Sklavenstaaten und den nördlichen Gegnern der Sklaverei zu einem Bruche der Union in eine nördliche und südliche Hälfte führen? wird gründlich verneint. — Die Bestrebungen der Sklavenhalter, das Institut der Sklaverei in Amerika zu erweitern und zu verewigen. — Beschreibung der Negerrace 62

Vierter Brief.

Seite

Reise der Auswanderer nach dem Innern der Vereinigten Staaten. — Die nöthige Vorsicht gegen Betrüger, Räuber und Taschendiebe. — Ankunft am Bestimmungsorte. — Gast- und Kosthäuser, Preise derselben. — Berufsgeschäfte, Handwerker, Advocaten, Aerzte, Handarbeiter, Arbeitslöhne, Apotheker, Geistliche, Schullehrer. . 105

Fünfter Brief.

Farmerei (Landwirthschaft) — Knechte, Mägde, schwer und nur für sehr hohen Lohn zu erlangen, selten brauchbar. — Butter-Milchwirthschaft. — Maaße. — Verschiedene Arten Getreide, ihr Ertrag auf dem Acker, Preise, Benutzung, Urbarmachung des Bodens, Unkosten dabei. — Rath, Ansiedlungen in abgelegenen Gegenden zu vermeiden. — Die Beschwerden der Anlage und beim Verkaufe der Produkte, als Gründe dagegen. — Größere Ansiedlungen erst nach jahrelangem Aufenthalte in der Union und nach erlangter Kenntniß der Verhältnisse zu gründen. 144

Sechster Brief.

Die Ankunft im Winter ist für alle Einwanderer, besonders aber für arme nachtheilig: denn die Dampfboote frieren im Eise ein. — Farmhäuser — Brunnen und Wasser — Obst, Obstgärten, Weinbau. — Das Verpachten der Farmen, Betrügerei der Farmer. — Viehzucht. — Geflügelzucht 191

Briefe

aus den

Vereinigten Staaten

von

Nord-Amerika.

Erster Brief.

Klima: im Allgemeinen, besonders aber in den mittleren und westlichen Staaten sehr veränderlich und ungesund, der Sommer sehr heiß, der Winter abwechselnd sehr kalt und wiederum mild. — Boden und Boden-Erzeugnisse: Reis, Baumwolle, Tabak, Zuckerrohr, Chinesischer Thee, Orangen, Citronen, Obst, Wein und Getreide. — Baumarten: Kiefern, Fichten, Cypressen, Cedern, Zuckerahorn, eßbare Kastanien, viele Arten Nußbäume, Bambusrohr und verschiedene Arten von Eichen. — Mineralien: Eisen, Steinkohlen, Blei, Kupfer, Silber, Gold und Salz.

Highland, Illinois, den 20. November 1851.

Mein theurer Bernhard!

Aus Deinem letzten Briefe habe ich mit Verwunderung ersehen, daß Du die Absicht hast, nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika auszuwandern und daß sich eine große Anzahl Personen aller Stände entschlossen haben, nicht allein Deinem Beispiele zu folgen, sondern sogar mit Dir zu gehen, um eine neue Ansiedlung im Westen zu grün-

den. Obgleich nun der letztere Plan gewiß der zweckmäßigste für neue Einwanderer ist, so wird er doch selten ausgeführt, wegen der Schwierigkeit, eine gewisse Anzahl von Personen zusammenzuhalten, wenn es vielen von ihnen schon vor der Ankunft an ihrem Bestimmungsorte leicht wird, unter sehr günstigen Bedingungen Beschäftigung zu erhalten und weil das lange, enge Beisammensein während der Reise auf dem Seeschiffe und den Flußdampfern viele Menschen entzweit, welche früher nie daran zweifelten, daß sie für ihre ganze Lebenszeit als Freunde bei einander wohnen würden. Abgesehen aber von Eurer neu zu gründenden Ansiedlung, so ist die Auswanderung nach der Union ein Schritt, der einer sorgfältigen Ueberlegung bedarf; denn obgleich die große Mehrzahl aller Auswanderer hier sehr zufrieden lebt, so giebt es doch sehr Viele, welche es schwer bereuen, ihr Vaterland verlassen und sich unsäglichen Mühen und Entbehrungen ausgesetzt zu haben. Es scheint mir, daß die meisten von hier nach Europa gesendeten Briefe und die über die Vereinigten Staaten geschriebenen Bücher das hiesige Leben im Allgemeinen zu günstig schildern und dadurch eine Menge Leute zur Uebersiedlung nach Amerika veranlassen, welche sich für lange Zeit und sogar für die Dauer ihres Lebens hier höchst unglücklich fühlen. Wer in Europa und namentlich in Deutschland ein mäßiges Auskommen hat und im Stande ist, die dort so reichlichen Genüsse der Kunst, Literatur und des feinern geselligen Lebens sich zu verschaffen, und noch mehr, wer schon an diese gewöhnt ist, sollte nie daran denken, nach den Vereinigten Staaten auszuwandern, ausgenommen er wäre aus besonderen Rücksichten dazu

genöthigt. Es giebt vorzugsweise gewisse Klassen von Leuten, welche sich hier sehr wohl fühlen und es nie bereuen, hierher gekommen zu sein, obschon auch die meisten von diesen bei ihrer ersten Ankunft in der neuen Heimath, besonders wenn sie vereinzelt landen und nicht schon Freunde und Verwandte vorfinden, ein Gefühl von Bangigkeit, Verlassenheit und Sorge befällt. Unter allen Auswanderern befinden sich hier Kaufleute, Handwerker, Ackerbauer, Handarbeiter und Kapitalisten am wohlsten und kommen bald in so viel bessere Verhältnisse, als sie im Vaterlande verließen, daß Viele die Vorzüge der neuen Heimath überschätzen und die der alten verkennen, ja von dieser sogar mit Bitterkeit sprechen, insofern ihnen dort die Möglichkeit einer sorgenfreien Zukunft so sehr erschwert wurde. Von allen Ankömmlingen sind hier die politischen Flüchtlinge die unglücklichsten, als bei ihnen gewöhnlich die innigste Anhänglichkeit an das Vaterland vorhanden ist, die meisten mit Handarbeiten und der Sprache unbekannt sind und deshalb lange ein sehr trauriges, kümmerliches Leben führen. Ein gleiches Loos trifft hier viele wohlhabend ankommende, aber mit dem praktischen Leben wenig bekannte Personen, welche durch verfehlte Speculationen und Betrügereien ihr Vermögen verloren und endlich verlassen, verhöhnt und verzweifelt im tiefsten Elende ihre Tage beschließen.

Ich wiederhole Dir, Dein Entschluß, nach Amerika überzusiedeln, hat mich gewundert, es mir aber auch zur Pflicht gemacht, Dir die nachstehenden Zeilen zur Beherzigung zu senden, damit Du Dein Vorhaben noch gehörig überlegen und auch manche Deiner erwähnten Reisegefährten

noch warnen kannst, ehe sie sich zu einem Schritte entschließen, der, wenn gethan, nur sehr Wenigen gestattet, den Kummer getäuschter Erwartungen durch Rückkehr in die Heimath zu lindern. Um Dir aber einigermaßen einen Begriff von dem zu geben, was Du hier zu erwarten hast, muß ich verschiedene Verhältnisse und Zustände berühren und diese einzeln der Reihe nach beleuchten. Ich hoffe, Du wirst mich für einen ziemlich unparteiischen Berichterstatter halten, wissend, daß ich mit großer Vorliebe für die Union hierher kam, fast alle Staaten derselben, die zuletzt hinzugekommenen ausgenommen, bereiste und lange genug hier bin, um meine Erfahrungen mit gutem Gewissen Auswanderungslustigen zur Beherzigung vorzulegen. Da jedoch meine Absicht ist, Dich und Deinesgleichen abzuhalten, aus romantischer Wanderungslust angenehme Verhältnisse zu verlassen und in dem Lande der Verheißung bitter getäuscht zu werden, so berücksichtige ich nächst dem Klima zuerst Lebensbedingungen, welche die in Europa verwöhnten Personen vorzugsweise berühren, und erst später lasse ich eine allgemeine Uebersicht der hiesigen Zustände folgen.

Wer sein Vaterland verläßt, um anderswo eine neue Heimath zu suchen, thut dies freiwillig nur aus dem Grunde: seine Lage zu verbessern und glücklicher zu leben; wer aber zu diesem Behufe einen ungesunden Aufenthaltsort wählt, begeht insofern einen großen Irrthum, als alle Glücksgüter sehr ungenießbar werden, wenn man häufig an Unwohlsein oder Krankheiten leidet. Dies ist ein Grund, der viele sehnsüchtig nach der Union Blickende und Europamüde bestimmen sollte, ihre Auswanderungsgelüste zu be-

kämpfen, denn die pontinischen Sümpfe, die mittlere Weichselgegend und die ostindischen Flußgebiete abgerechnet giebt es wohl wenig so ungesunde Gegenden, als diejenigen der Vereinigten Staaten, wohin der Strom der europäischen und besonders der deutschen Auswanderung sich ergießt. Das unbeschreiblich veränderliche Wetter und die nachtheiligen örtlichen Einflüsse sind entweder zu wenig bekannt, oder die für den Erwerb günstigen Verhältnisse so anziehend, daß jährlich Tausende sich in den ungesundesten Bezirken niederlassen, welche, wenn zeitig gewarnt, dieses nie gewagt hätten. Zwar ist das Klima der Unionsstaaten, welche sich vom 25. bis zum 49. Grade N. B. erstrecken, natürlicherweise außerordentlich verschieden, allein da die Mehrzahl der Einwanderer nach den mittleren Staaten des Westens zieht und nur ein kleiner Theil im Osten oder den größeren Städten des Südens bleibt, so spreche ich auch hier vorzugsweise von dem Klima der mittleren am Ohio, Mississippi und Missouri gelegenen Staaten. Die Staaten Ohio, Indiana, Illinois, Missouri und Jowa bieten nur sehr wenig Verschiedenheit im Klima dar; Michigan, Wisconsin, Minesota, nördlich von jenen gelegen, haben etwas gleichmäßigere, kältere Winter, wogegen die südlich vom Ohio-Flusse und Missouri liegenden Staaten eines weniger kalten Winters sich erfreuen, jedoch den April- und Maifrösten ebenso ausgesetzt sind, als wie jene. Das Klima der erstgenannten Staaten und namentlich das von Illinois, als so ziemlich in der Mitte gelegen, mag als Regel und Vergleichspunkt für das der übrigen gelten. Wenn ich aber von einer Regel im Zusammenhange mit den hiesigen Wit-

terungsverhältnissen spreche, so darfst Du dreist annehmen, daß, wie in der englischen Sprache, ebensoviele Ausnahmen, als der Regel untergeordnete Fälle vorkommen. Im Allgemeinen kann man nur sagen, daß es 3 bis 4 Monate während des Sommers hier heißer ist, als in Centralamerika oder im Innern von Afrika, und daß man hinwiederum vom 15. November bis Mitte April jeden Tag in Gefahr kommen kann zu erfrieren. Ist nun die Hitze des Sommers schon an und für sich groß genug, um vom Bewohnen dieser gesegneten Gefilde abzuschrecken, so reicht er in seiner Liebenswürdigkeit doch jedenfalls die Palme noch dem Winter; denn etwas Widrigeres als den hiesigen Winter kann man sich wirklich nicht vorstellen. Heftiger Frost bis zu 22 Grad unter Null nach Réaumür, mit einem schneidend scharfen Nordwestwinde, wechselt mit warmen Regen, Schnee, einigen schönen hellen, ziemlich heißen Tagen, und wieder Regen mit Schnee und Kälte so unaufhörlich ab, daß man während des größten Theiles des Winters buchstäblich kaum das Haus verlassen kann; denn die Wege sind hier meistens noch in einem präadamitischen Zustande und der Boden theils weicher, tiefer Humus, theils fetter Lehm. Kaum ist der Boden einmal so ausgetrocknet, daß man hofft, in kurzer Zeit fahren zu können, so regnet, schneit, friert es wieder so entsetzlich, daß das ganze Land mit zolldickem Glatteise überzogen ist, so daß man meilenweit schlittschuhlaufen, hingegen mit aller Mühe kein Pferd aus dem Stalle und ebensowenig ein andres Stück Vieh von dem Platze wegbringen kann, wo es sich gerade befand, als der Regen anfing auf den Schnee zu

fallen und alsbald wieder in Eis verwandelt zu werden. Eine Erscheinung, von welcher ich noch nie gehört, habe ich hier leider öfters gesehen, nämlich die, daß Bäume vom Glatteise so dick und vollständig überzogen waren, daß nicht allein viele Aeste durch die zuweilen mehr als vierfach ihre eigene Schwere übersteigende und auf ihnen ruhende Last abgebrochen wurden, daß junge Bäume nicht blos bis zur Erde gebogen wurden und so Weg und Wald in ein undurchdringliches Verhau verwandelten, sondern daß sogar alte und starke Bäume, besonders wenn sie der Wind bewegte oder sie etwas schief gewachsen waren, umfielen oder auch im Stamme abbrachen. Es hat sich mehrmals ereignet, daß ich Nachmittags bei heiterem Himmel ausritt und nach Verlauf einiger Stunden nur mit Mühe wieder meine Farm erreichen konnte, weil wegen des schnell eingetretenen Regens und Frostes die Wege durch Glatteis kaum noch für Roß und Mann zu betreten und durch die abgefallenen Zweige oder heruntergebogenen oder abgebrochenen Bäume nur mit Verlust von Haut und Kleidungsstücken theilweise zu benutzen waren! Sind einmal einige Zolle Schnee gefallen und Du fährst mit dem Schlitten aus, so kannst Du auch unter zehn Malen mit Gewißheit darauf rechnen, daß die Pferde Dich neun Mal mit der größten Anstrengung auf dem Schmutze wieder nach Hause schleppen müssen. Deshalb wird hier auch meistens Abends nach Sonnenuntergange schlittengefahren, weil man dann nur sicher sein kann, daß der Schnee nicht so schnell als am Tage vor der plötzlich hell und strahlend durch die Wolken brechenden Sonne verschwinden kann. Temperaturwechsel von 70 Grad Fahren=

heit oder 30 Réaumür an einem Tage kommen alle Winter öfters vor. Heftige Kälte tritt gewöhnlich mit Nordwestwind, welcher fast ohne Ausnahme drei Tage dauert, ein. Am vierten Tage steigert ein durchdringend kalter und scharfer Südwind die Kälte noch mehr und bewirkt erst am zweiten Tage seiner Dauer Thauwetter. Sehr selten folgt auf den Südwind unmittelbar wieder ein Nordwester, gewöhnlich bleibt einige Tage der Thermometer über dem Gefrierpunkte. Fast alle Winter herrscht Wochen, ja sogar einen ganzen Monat lang eine milde Frühlingsluft, so daß Veilchen und andre Blumen blühen und die Baumknospen anschwellen, jedoch unerwartet und plötzlich, aber gewiß und verderblich folgen Ende Winters oder Anfang Frühjahrs noch kalte Tage und Wochen, welche mit unserem Wohlbefinden ebenso unverträglich sind, als mit Hoffnungen auf eine leidliche Obsternte. Ich habe hier am 15. April ein heftiges Gewitter erlebt, welches sich in acht Zoll hohen Schnee auflöste und vom 6. bis 10. Mai Nordwind mit so starkem Froste und Schneefall, daß Obst und Trauben fast überall erfroren. Dergleichen Fröste verbreiten sich an denselben Tagen und Nächten über die ganze Union und beschädigen die Baumwollen=, Tabak= und Zuckerernten bis nach Florida, Louisiana und Texas hin bedeutend, ja sie tödten sogar ohngefähr aller vier Jahre die Orangen= und Citronenstämme in Louisiana und andern südlichen Staaten. Aehnlich aber, wie auf die Pflanzenwelt, wirken diese grellen Wetterwechsel auf die Menschen. Unsre Nervenstimmungen während dieser Sprünge von Wärme zu Kälte, von Regen zu Schnee und von Feuchtigkeit zu sibirischem Frost

und Trockenheit haben sich mir immer ähnlich den Harmonien eines Piano's dargestellt, welches ein Pfuscher durch fortwährendes links und rechts Drehen des Stimmhammers in Ordnung gebracht zu haben glaubt und mit barbarischer Fingerfertigkeit selbstgefällig vor unkünstlerischen Ohren ertönen läßt. Unaufhörlicher Husten und Schnupfen, Wechselfieber, Rheumatismen, Augenentzündungen und Nervenfieber sind die gewöhnlichen Begleiter dieser unerhörten und fast niemals vorauszubestimmenden Wechsel. Wohl giebt es im Winter viel mehr heitre und sonnige Tage, als in Deutschland, allein wer sich durch den wolkenlosen Himmel verleiten läßt, in das Freie zu gehen, findet bald in dem bodenlosen Schmutze ein unübersteigliches Hinderniß des Fortkommens. Sogar zu Pferde kann man in vielen Gegenden nicht durch die morastähnlichen Felder oder Prärien und wo das Reiten einigermaßen möglich ist, muß man sich auf einen langsamen Schritt beschränken und zuweilen noch absteigen, um dem Pferde aus dem Schlamme zu helfen. Häufig ist die Verdorbenheit der Wege Veranlassung, daß Landleute kaum Holz genug für ihren eignen Bedarf aus den nahen Wäldern holen können und daß in Städten wegen des Mangels und der Unmöglichkeit der Zufuhr Holz und Steinkohlen einen außerordentlich hohen Preis erhalten. Minder hinderlich als auf dem Lande ist der Koth und Schmutz in Städten, allein auch in letzteren erschwert er alle Geschäfte und stört in hohem Grade die geselligen Vergnügungen, besonders für die Frauen, welche oft Monate lang, zu Wagen ausgenommen, das Haus nicht verlassen können. Daß ich hier nicht an die großen atlantischen

Städte wie Boston, New York, Philadelphia, Baltimore u. s. w. denke, wo dieselbe Reinlichkeit und Bequemlichkeit für Fußgänger auf den Straßen zu finden ist, wie in den Hauptstädten Europa's, bedarf kaum der Erwähnung, denn ich berücksichtige hier vorzugsweise den Westen der mittleren Staaten und schreibe aus Illinois unter dem 38. Grade nördlicher Breite.

Es wird Dir kaum glaublich erscheinen, daß in einem Lande, welches mit Süditalien, Südspanien und Griechenland in gleicher geographischer Breite liegt und wo im Sommer die Hitze einen mehr als tropischen Grad erreicht, so heftige und plötzliche Kälte eintreten könne; allein das Auffallende dieses Umstandes erklärt sich leicht durch die einfache Thatsache, daß die ungeheure Ebene zwischen den Felsengebirgen (1500 Meilen westlich) und den Alleghany- oder Appalachan-Gebirge (500 Meilen östlich vom Mississippi), eine Entfernung von 2000 Meilen, gänzlich von Gebirgen entblößt und demnach den von den Polargegenden eisig herabbrausenden Nordwinden unbarmherzig preisgegeben ist. Die wenigen im Osten der Union befindlichen Gebirge ziehen sich unter den Namen: der Weißen-, Grünen-Alleghany-Berge vom Staate Maine durch New-Hampshire, Vermont, Massachusetts, Connecticut, New-York, Pennsylvania, Virginia, Nord-Carolina, Tennessee, und enden als niedre Hügel im Nordosten von Alabama. Die höchsten Spitzen dieser Gebirge sind: der schwarze Berg 6500 Fuß, in Nordkarolina und der Washington 5500 Fuß hoch in Maine, wenige der übrigen Berge erreichen eine Höhe von 4000 Fuß. Von Nordkarolina aus erstreckt sich eine Bergkette,

die blauen Berge nach dem östlichen Virginien, die höchsten Gipfel nicht über 2000 Fuß hoch und läuft in Delaware und New-Jersey in niedre Hügel aus. Unbedeutend, wie diese Gebirgszüge sind, gewähren sie dennoch den zwischen ihnen und dem atlantischen Ocean gelegenen Ländern einen wohlthätigen Schutz gegen die Nordwinde im Winter und verschaffen ihnen Kühlung und Regen im Sommer. Ueberhaupt sind sämmtliche Gebirgsgegenden oder Hochebenen der Vereinigten Staaten gesund, dagegen die meisten Flußgebiete und reichen, angeschwemmten Ländereien der Gesundheit wenig günstig.

Um Dir einen recht klaren Begriff zu geben, welchen wohlthätigen Schutz die Gebirge gegen die kalten Nordstürme gewähren, vergleiche nur das Klima und die Producte von Nord- und Süddeutschland und wiederum von Süddeutschland und Oberitalien, die Länder nördlich und südlich von den Karpathen, vom Hämus und Altai. Im Winter theilen wir unbedingt das Schicksal Südsibiriens, was die unmittelbare Windcommunication mit den Polargegenden betrifft, nur haben die glücklichen Sibirier den Vorzug vor uns voraus, daß sie 4 bis 5 Monate lang gute Schlittenfahrt behalten, wenn es einmal geschneit hat, oder sonst gute Wege, sobald es angefangen zu frieren; denn ihre südlichen Grenzgebirge verhindern durch Abhaltung der Südwinde den schnellen Temperaturwechsel und erlauben den verschiedenen Geschöpfen, sich gehörig mit Kälte und Winter vertraut zu machen und dagegen abzuhärten. Ein zweiter Grund, warum die nördlichen und besonders die nordwestlichen Winde eine so durchdringende Kälte bringen, liegt

darin, daß sie über Tausende von Meilen beschneiter oder gefrorener Steppen (der waldlosen Prärien), oder mit Eis bedeckter Moräste oder Süßwasser-Seen wehen, ehe sie zu uns gelangen. Dies ist ebenfalls ein Vorzug, den wir mit Sibirien und Rußland gemein haben und auf den man durch praktische Erfahrung mehr aufmerksam gemacht wird, als durch allen geographischen Unterricht. Noch nie habe ich in so kurzer Zeit so reißend schnelle Wechsel von Wärme auf Kälte empfunden, als hier. Zuweilen überlegt man lange, ob man einen warmen oder leichteren Rock im Winter anziehen soll, man prüft Thermometer, sucht sich Rath im Aussehen des Himmels und der Richtung des Windes, und dennoch muß man oft nach wenigen Schritten umkehren um die nach bester Ein- und Voraussicht gewählten Kleider zu wechseln.*) Der heftigste Platzregen verwandelt sich zuweilen binnen wenig Minuten in feinen Eisregen und die Erde friert in Zeit von einer Viertelstunde steinhart. Ich habe einmal einen Hasen an einer schmutzigen Stelle eingefroren gefunden und Schweine müssen öfters mit Aexten aus dem festgefrorenen Schmutze herausgehackt werden, wenn sie sich zuviel Zeit nahmen, das Trockne zu gewinnen.

Zuweilen ist es wochenlang während eines der Winter-

*) Ein Yankee aus Boston, der nach dem Westen ausgewandert war und seinen zurückgebliebenen Verwandten einen Begriff von der Veränderlichkeit seiner neuen Heimath geben wollte, schrieb ihnen, daß er sich einen sehr warmen und einen leichten Anzug Abends vor sein Bett gelegt, daß aber beim Erwachen das Wetter fortwährend so schnell gewechselt habe, daß er nie mit Aus- und Anziehen beim Wechseln fertig geworden sei und sich Abends wieder zu Bett gelegt habe, ohne ein einziges Mal bekleidet gewesen zu sein!!!

monate so warm, daß man bei offnen Fenstern und ohne Feuer sich einer wahren Frühlingswärme erfreut, oder es ist Abends so schwül, daß man eine leichte Decke zu heiß findet, und gleichwohl ändert sich das Wetter binnen wenigen Minuten so gänzlich, daß man kaum schnell genug Feuer machen kann, oder, wenn schon eingeschlafen, halberfroren erwacht. Nun denke Dir den Nachtheil für die Gesundheit von Kindern oder Erwachsenen, welche nicht stets die größte Vorsicht beobachten. Berücksichtige dabei noch die elende, nachlässige Bauart der Häuser, durch welche der Wind in allen Richtungen bläst und Du kannst Dir einen Begriff machen von den Annehmlichkeiten des hiesigen Winters. Ich versichere Dir, daß ich mich schon oft 1000 Meilen nördlich oder 2000 südlich gewünscht habe, um dieses häßlichen Zwitterklima's ledig zu sein, wo man stets auf alle Fälle gefaßt sein muß, wie der Vorposten vor dem Feinde und gleichwohl oft durch anscheinend günstige Wetteranzeichen zu Vernachlässigung der so nöthigen Vorsichtsmaßregeln verleitet wird. In wiefern der veränderliche Winter auf den Ackerbau nachtheilig einwirkt, kannst Du Dir denken, doch davon später. Als Ausnahme von der Regel kommen wohl auch angenehmere Winter vor und diese werden dann das Thema so häufigen und enthusiastischen Lobes, daß sich so Mancher bestimmen läßt, des gepriesenen Klima's sich zu erfreuen und durch eigne Erfahrung belehrt den Tag verwünscht, wo er zum ersten Male von dem herrlichen Winter der mittleren Staaten der Union hörte. Von 1837 auf 1838 erfreuten wir uns hier eines sehr angenehmen Wetters. Ende October fror es einige Male stark genug, um der

Landschaft ein winterliches Ansehen zu geben; später blieb das Wetter mild und hell mit einigen leichten Nachtfrösten bis zum 16. Januar; dann fror es aber plötzlich nach heftigem Regen und blieb kalt bis zum 25. Februar (am 22. hatten wir noch 22 Grad R. unter Null). Von diesem Tage an stieg der Thermometer fast täglich auf 20 über Null und kein weiterer Frost erfolgte.

Einen eigentlichen Frühling giebt es hier nicht; denn kaum ist der Frost vorüber, so tritt auch eine afrikanische Hitze ein, welche bis Mitte April, ja sogar zuweilen noch Anfangs Mai von Frost und Schneefall unterbrochen wird. Nur wenn die Lenzmonate feucht sind, findet anstatt der gewöhnlichen Hitze eine unangenehme Kälte statt. Die Zugvögel kommen hier fast einen ganzen Monat früher, als in Deutschland, ziehen aber zuweilen nach einem Monate wieder in vollem Zuge nach Süden, wenn ein Nachwinter eintritt. Mai und die erste Hälfte des Juni sind in der Regel trocken, von Mitte Juni bis dahin im Juli entladen sich fast täglich sehr schwere, von den krachendsten Donnerschlägen, die man nur irgendwo hören kann, häufig zündenden Blitzen und oft auch von Hagel begleitete Gewitter, welche nach dieser Periode immer seltner werden und einer anhaltenden Trockenheit weichen, in Folge welcher bald alle kleinen Flüßchen und nicht selten auch viele Quellen und Brunnen versiegen. Die Hitze des Sommers ist, wie schon erwähnt, im höchsten Grade unerträglich und geeignet, dem enthusiastischsten Liebhaber der Landwirthschaft die geträumten Freuden des neu erwählten Berufes zu verleiden. Wir haben hier vom Mai bis September zuweilen drei Monate

hintereinander täglich 29—33° R. Hitze im Schatten gehabt, wobei sich kein Lüftchen rührte, und nicht einmal Regen oder Gewitter eine Abkühlung verschafften. An erquickenden Schlaf war namentlich während der ganzen Zeit nicht zu denken, denn selbst während der Nacht vermindert sich kaum die drückende Schwüle, was doch sonst in allen anderen Ländern, wo ein ähnlicher Hitzegrad vorkommt, bedeutend der Fall ist. Der Sommer von 1851 zeichnete sich in unserer Gegend durch Trockenheit und Hitze aus, während nur etwa hundert Meilen nördlich von hier der Regen fast fortwährend in Strömen floß und die Ernten zerstörte; 1849 fand dasselbe in unserer Gegend statt und 1850 hatten wir ebenfalls eine sehr schlechte Ernte wegen zu anhaltender Hitze und Trockenheit. Gallige Krankheiten, Sonnenstich, Gehirnleiden, Hautausschläge und sehr häufige Blutschwären sind unmittelbare und häufige Folgen dieser übermäßigen Hitze, welche den Körper durch eine allgemeine Abspannung und Erschlaffung sehr geneigt für Wechselfieber macht. Erschöpft, wie der Mensch, ist auch die ganze Vegetation, denn schon Ende August ist alles Gras so wie das Laub der meisten Bäume dürr und die Gärten erscheinen vertrocknet und mit Ausnahme der Dalien fast alles ihres Schmuckes beraubt.

Der Herbst ist die einzige erträgliche Jahreszeit, wenn die Hitze nicht zu lange dauert. Man spricht viel vom indischen Sommer und versteht darunter einen langen, warmen, trocknen Herbst, allein ich versichere Dir, er ist sehr selten und überlebt nicht oft die Mitte des November. Dieses Jahr z. B. hatten wir schon vor drei Wochen und

seitdem öfters Frost, einigemal leichten Schneefall und Regen genug, um die Gegend in einen gelinden Morast zu verwandeln. Unter indischem Sommer versteht man daher eigentlich mehr den Erfahrungssatz, daß ein erträgliches Wetter hier während einiger Monate möglich sei und daß es schon Herbste gegeben habe, in denen ein solches wirklich stattgefunden habe. Als Regel darf man den indischen Sommer jedoch durchaus nicht betrachten; seit 1845 habe ich wenigstens noch keinen Herbst erlebt, welcher irgend einem deutschen Herbste gleichgestellt werden könnte. Der Spätsommer und Herbst sind die Jahreszeiten, wo die Gallen- und Wechselfieber sehr allgemein herrschen.

Das Klima der nördlichsten Staaten der Union hat insofern einen bedeutenden Vorzug vor dem der mittleren, als daselbst ein gleichmäßiger ununterbrochener Winter herrscht, ohne daß die Kälte einen höheren Grad erreicht, als z. B. im südlichen Illinois. Schnee liegt meistens den ganzen Winter über und schützt nicht allein die Feldfrüchte vor dem Erfrieren, sondern gestattet auch den Einwohnern viele nöthige Geschäfte im Freien zu besorgen und sich leicht alle möglichen Bedürfnisse aus der Nähe und Ferne zu verschaffen. Die Gleichmäßigkeit des Winters und die dadurch mögliche freiere Bewegung für die Menschen erhält die letzteren gesund; denn obschon der Sommer selbst im Norden der Staaten Minesota, Wisconsin und Iowa ziemlich heiß ist und die Hitze selbst zuweilen bis 32° R. über Null steigt, so ist doch der Gesundheitszustand im Allgemeinen vortrefflich. Von Wechsel- oder Gallenfiebern findet sich keine Spur, ebensowenig von Hautausschlägen oder Schwären. Die Leute

sind rüstig, kräftig und sehen blühend aus, nicht wie hier gelb und gelbgräulich. Mehrere meiner Nachbaren, welche nach St. Paulo in der Nähe der St. Antonyfälle des Mississippi gezogen waren, weil sie hier selbst bei der größten Vorsicht nicht gesund werden konnten, haben sich dort fortwährend wohl befunden. Der beste Beweis von der Vorzüglichkeit dieser nördlicheren Staaten ist der, daß in denselben nur wenige Aerzte und so vereinzelt leben, daß selbst in Orten von 3—4000 Einwohnern kein einziger zu finden ist. Sobald in den nördlichen Staaten und selbst in den Territorien bis an die nordbritische Grenze der Frühling einmal anbricht, was gewöhnlich Mitte April geschieht, schreitet der Pflanzenwuchs durch keine Nachtfröste mehr unterbrochen voran. Die Vegetation ist fast dieselbe, wie hier, und besonders gedeihen Waizen, Kartoffeln, Gemüse und alle Arten von Obst ausgezeichnet, die Wälder enthalten vortreffliches Brenn- und Nutzholz, kräftige Eichen, aber auch himmelhohe Tannen und Fichten. Ebenso findet man Waldland und Prärie abwechselnd, was den neuen Ansiedlern so sehr willkommen ist.

Die östlichen Staaten erfreuen sich im Ganzen eines angenehmeren Klima's, als die westlichen, insofern die Gewalt der Nordwinde durch die Gebirge gebrochen und Hitze sowohl als Kälte durch die Seewinde gemäßigt werden. Daß die Nähe des Meeres einen sehr mildernden Einfluß auf hohe Grade von Frost und Hitze hat, ersieht man aus dem Klima von Großbritannien und den tropischen Inseln. Auf keiner der letzteren z. B. findet ein so hoher Wärmegrad statt, als in Illinois oder Missouri, und Schottland, welches doch

2*

im Durchschnitte zehn Grade nördlich von Deutschland liegt und fast durchgängig gebirgig ist, ist so viel wärmer als dieses, daß z. B. die Schnepfen, welche bekanntlich durch Deutschland hindurchziehen und in Süditalien und Afrika überwintern, im Herbste von Norwegen nach Schottland kommen, bis zum April dort bleiben und dann wieder nach Norwegen hinüberziehen. Ferner wachsen in Schottland Rhododendronarten, Ilex, Viburnum (laurus tinus) und Jasmine (letztere beiden zu Weihnachten blühend) im Freien, welche die Winterkälte in Norddeutschland nicht aushalten könnten. Wenn nun auch Inseln in Bezug auf den günstigen Einfluß des Meeres einen großen Vortheil vor bloßen Küstenstrichen großer Continente voraus haben, so ist doch auf den letzteren die Wirkung der gleichmäßigeren Seetemperatur hinreichend bemerkbar. Die Hitze des Sommers ist in den östlichen Staaten bis hinauf nach Boston ungleich größer als in Deutschland, und erreicht noch zuweilen im September 32° R. im Schatten, allein diese heißen Tage sind seltner und wechseln mit kühleren, sobald der Wind sich nach Osten dreht. Der Winter ist bis nach New-York ohngefähr dem deutschen gleich, was Dauer und Strenge desselben betrifft. Weiter nach Süden wird er immer gelinder und scheint sich an den Gebirgen von Nordkarolina ganz zu brechen; denn schon in Südkarolina findet man selten oder niemals Frost, wenigstens seltner als in Neu-Orleans, weshalb auch die Pflanzenwelt von Südkarolina in einzelnen Formen, z. B. Palmengewächsen, mehr dem tropischen Charakter sich nähert, als Louisiana, welches durch kein Gebirge vor den Einflüssen der Nordwinde gesichert ist und dem der

von Norden nach Süden strömende Mississippi unaufhörlich kalte Luftströme und eisige Wassermassen zuführt. Die Sommerhitze der südlichen und südöstlichen Staaten ist der von Illinois gleich, nur mit dem Unterschiede, daß in letzteren sowohl in der Nähe der Küste als auch der Gebirge öftere kühlende Winde eine angenehme Abwechselung in der Temperatur bewirken. Alle größeren Städte der Union erzeugen durch den hohen, in ihnen herrschenden Hitzegrad, verbunden mit den unvermeidlichen nachtheiligen Ausdünstungen ein Miasma, welches besonders kleinen Kindern häufig gefährlich wird. Diese verfallen der sogenannten Sommerkrankheit, an welcher jährlich wohl ein Dritttheil aller Kinder unter zwei Jahren sterben. In New-York z. B. finden sich nicht selten wöchentlich über 100 Kinder unter 5 Jahren in den Sterbelisten und in St.-Louis zuweilen bis 50. Auf dem Lande ist die Krankheit, bestehend Anfangs in Wechselfiebern mit Diarrhöe und später schleichendem Fieber, weniger häufig und gefährlich.

In Charleston und Neu-Orleans herrscht zuweilen im Spätsommer und Herbste das gelbe Fieber epidemisch unter den Fremden. Trotz der Leichtigkeit, mit welcher man diese Krankheit in ihrem Entstehen heilen oder sie verhüten kann, ist es doch rathsam für Auswanderer, sich nach jenen Orten erst im Winter zu begeben, damit sie sich entweder nach und nach akklimatisiren, oder weiter reisen können, ehe die Krankheit ausbricht.

Von allen Theilen der Union sind es blos die gebirgigten Gegenden von Virginien, Nordkarolina und Kentucky, welche dem neuen Einwanderer aus Deutschland ein ange-

nehmeres Klima darbieten, als sein vaterländisches, indem die Sommer wohl etwas wärmer sind als in Deutschland, die Winter hingegen bedeutend milder, so daß der Landwirth z. B. mit Sicherheit darauf rechnen kann, nur halb so viele Wintervorräthe zu bedürfen, als in den mittleren Staaten jenseits der Alleghanys oder im Norden. Pennsylvanien, New-York und die sechs sogenannten Yankee- oder Neuengland-Staaten haben einen Winter, wie in Norddeutschland und ein ziemlich gesundes Klima. In Pennsylvanien sieht man jedoch in der ganzen Union die kräftigsten Gestalten und frischesten Gesichter. In den Yankee-Staaten giebt es zwar wenig Wechsel- und Gallenfieber, wohl aber sehr viele Schwindsüchtige.

Nach dieser gedrängten Darstellung des Klima's der Vereinigten Staaten laß uns einen Blick werfen auf seine Produkte. Die Pflanzen und Baumgattungen sind sich fast in allen Staaten, mit Ausnahme von Südkarolina, Florida, einem kleinen Theile von Ostgeorgien, Louisiana und Texas ziemlich gleich, doch herrschen in einzelnen Theilen verschiedene Baumarten vor, wie z. B. auf sandigem Boden am Golf von Mexiko, wie unterm 45sten Grade am obern Mississippi und in Maine die Kiefern und Fichten, in Sümpfen der mittleren und südlichen Staaten die Cypressen und Cedern, in manchen Gegenden von Ohio, Pennsylvanien, Indiana, Michigan der Zuckerahorn, Kastanien (eßbare) und viele Arten Nußbäume. Bis nach dem südlichen Illinois finden sich Sümpfe mit Bambusrohr bewachsen, welches im Süden wohl dreimal so dick wird und viele Quadratmeilen mit undurchdringlichem Dickichte bedeckt und nur dem Wilde

und den Bären einen willkommenen Anblick gewährt. Eine große Mannigfaltigkeit verschiedener Eichenarten findet sich über die ganze Union verbreitet, wiewohl die immergrüne Eiche blos im äußersten Süden vorkommt. Ihr Blatt ist schmal und dunkelgrün glänzend, ihr Stamm niedrig und die sehr dichten langen Aeste bilden eine halbkugelförmige Krone. Der Baum ist nicht schön, gewährt aber herrlichen Schatten und das trefflichste Holz zum Schiffbau. Die Wälder der südlichsten Staaten bieten einen traurigen Anblick dar, indem von den Aesten der Bäume fußlanges graues Moos (hier „spanisches Moos", auf den deutschen Gebirgen „Bocksbart" genannt) herabhängt. Obgleich manche Reisende diese häßliche Verunstaltung der übrigens schönen Stämme „graciöse Festons" genannt und sie schön gefunden haben, so wirst Du doch gewiß mit mir darin übereinstimmen, daß dieses graue, straff und spitz herabhängende Moos, ein Produkt großer Feuchtigkeit in der Luft, welches in der That langen Bocksbärten täuschend ähnlich sieht, durchaus einen widerlichen Eindruck hervorbringen muß. Nun hat zwar ein großer Gelehrter behauptet: de gustibus non est disputandum, allein in diesem Falle gehört eine große Liebhaberei für das Abgeschmackte und Unschöne dazu, um Bocksbärte mit graciösen Guirlanden zu vergleichen!

In Gärten und in öffentlichen Anlagen findet man in den südlichen Staaten allerdings reizende Gewächse, z. B. unter den Gebüschen viele paradiesisch duftende Jasmine, vielfarbige Hybiskus, Granaten, die Traubenmirthe (lagerstroemia) mit der vollen, rothen Traubenblüthe; unter den Bäumen die schöne Magnolia, und in Orleans mitten in der

Stadt eine ohngefähr 40 Fuß hohe Dattelpalme. Die letztere und das Zuckerrohr haben schon Manchen einigermaßen entschädigen müssen für das, was er in Louisiana suchte und nicht fand. Ich muß gestehen, ich hoffte in diesem Staate eine mehr tropische Vegetation zu treffen und war nicht wenig überrascht, als die Wälder sich anscheinend nur durch die Moosverunstaltungen von den nördlicheren unterschieden. Nur in Sümpfen am Golf und Ponschartrainsee, wo kleine sechs bis sieben Fuß hohe Fächerpalmen, übrigens aber nur traurig verkrüppelte und halb im Absterben begriffene Bäume sich fanden und hin und wieder eine Passionsblume, schien sich ein südlicheres Streben im Pflanzengebiete zu verrathen, aber leider erschien der Versuch als ein mißglückter und mehr Carrikatur als Nachahmung, und man sieht recht wohl, wie der Einfluß der wenigen kalten Tage des Winters selbst bis an die Ufer des mexikanischen Meerbusens die kühn aufstrebende Tropenvegetation mit eisiger Hand im Keime erstickt. Um jedoch Louisiana vor dem Vorwurfe zu retten, als erzeuge es bei seinem neun Monate des Jahres dauernden Backofenklima nichts Tropisches als Mosquitos und Alligators, so pflanzte ein französischer Geistlicher einen Dattelkern in seinem Blumengarten, pflegte das von Gebäuden ringsumgebene und geschützte Bäumchen mit der größten Sorgfalt und vermachte dem Baume bei seinem Ableben sein ganzes Eigenthum: einen ganzen Häuserblock. Der Baum muß dem Testamente gemäß stehen bleiben, wo er ist und die kleinen darum liegenden Häuschen dürfen nicht verändert werden, damit die Wurzeln nicht beim Grundgraben ꝛc. beschädigt würden. Der Mann hat sich jedenfalls das Ver-

dienst erworben, seinen Mitbürgern eine Seltenheit geschenkt und erhalten zu haben; ob der letzte Wille aber noch lange berücksichtigt werden wird, ist mehr als zweifelhaft, da der Baum, wie Dattelbäume überhaupt, eher häßlich, als schön zu nennen und der Werth des Grundeigenthums in Neu-Orleans so erstaunlich gestiegen ist, daß ein muthmaßlicher Erbe des Testators es leicht dahin bringen könnte, daß ihm, statt der Palme, die Einkünfte von einigen hunderttausend Dollars zugesprochen werden.

Das Zuckerrohr ist mit größerem Vortheile für die Eigenthümer, als die Palmenzucht in Louisiana eingeführt worden und hat dem Staat zu großem Wohlstande verholfen. Wenn es auch zuweilen vom Froste leidet, so hat dies doch nur Einfluß auf eine Ernte; die Wurzel wird dadurch nicht beschädigt. Andere Tropengewächse gedeihen nicht, und selbst Orangen und Citronen erfrieren ohngefähr aller vier Jahre. Zwar treiben die Wurzeln wieder neue Schößlinge, allein da diese wieder erst nach einigen Jahren Früchte tragen, so gehören die letzteren als Produkte von Louisiana nur unter die Seltenheiten und Ausnahmen. Das gewöhnliche deutsche Obst gedeiht dort mit Ausnahme der Pflaumen und Erdbeeren ebensowenig, und Pfirsichen tragen nur noch in gepflasterten Höfen. Ende Februar ist man sicher, daß keine Fröste mehr kommen und pflanzt Kartoffeln und andere Gemüse, welche dann schon im Mai zugleich mit den Pflaumen und anderen Früchten reif sind. Da im Innern von Louisiana während neun Monaten eine afrikanische, selten von einem Lüftchen gekühlte Hitze herrscht und in einer großen Stadt dieser Uebelstand noch um Vieles lästiger wird, so

zieht sich, wer nur kann, während des Sommers auf Landhäuser an der Küste der Seeen oder des Golfes zurück, oder macht Reisen nach kühleren Gegenden des Nordens. In Charleston, Südkarolina, geschieht dasselbe und daher ist letztere Stadt sowohl als Neu-Orleans im Sommer wie ausgestorben. Im October kehren die Bewohner wieder zurück und dann geht es mit einem Eifer und einer Hast an die Geschäfte, von denen man in Europa keinen Begriff hat.

Das Klima von Südkarolina würde sich zum Baue des Zuckerrohres eigentlich noch besser eignen, als das von Louisiana, allein der Boden thut dies weniger. Letzterer Staat besteht großentheils aus neuangeschwemmtem Lande, während jener, wie überhaupt die sämmtlichen östlichen Staaten bis an das Appalachangebirge offenbar früher den Meeresgrund bildeten und nur durch das Zurücktreten des atlantischen Oceans gebildet wurden; der Boden ist daher mehr sandig, und wenn auch im Verlaufe der Zeit sich hin und wieder Ablagerungen von Dammerde gebildet haben, so befinden sich diese doch meistens an feuchten, tiefen Stellen und sind entweder zu naß, oder nicht ausgedehnt genug, um großartige Anpflanzungen von Zuckerrohr zu begünstigen; deshalb wird in Südkarolina vorzugsweise Reis und Baumwolle und die letztere fast ausschließlich in den übrigen südlichen Staaten gebaut. In Nordkarolina hat man seit einigen Jahren angefangen Thee zu pflanzen. Die von China eingeführten Pflanzen gedeihen vortrefflich und liefern ein vorzügliches Getränk, und es ist wohl kaum zu bezweifeln, daß die Vereinigten Staaten in nicht allzuferner Zeit durch die Ausfuhr von Thee ebenso mit China wetteifern werden,

als dies jetzt schon hinsichtlich der Baumwolle geschieht. Die zunächst südlich vom Ohio und in gleicher Höhe westlich vom Mississippi gelegenen Staaten erzeugen als Ausfuhrartikel vorzüglich Tabak und außer diesem noch vortreffliche Pferde und Maulthiere. Getreide gedeiht nicht gut und werden daher zur Nahrung für Menschen und Vieh hauptsächlich türkischer Weizen (Maiz, indisches Korn) und süße Kartoffeln (Bataten, convolvulus batatas) gezogen. Nördlich vom Ohio erzeugt der Boden vom Staate Ohio an östlich vortreffliches Getreide, mehr westlich hingegen gedeiht dieses weniger gut und der Maiz besser. Da nämlich die Winter zu naß und veränderlich sind, bald starker Frost, bald sehr warmes Wetter stattfindet, so friert das Wintergetreide zuweilen ganz aus, so daß es im Frühjahre umgepflügt werden muß, oder wird doch wenigstens mehr oder weniger beschädigt. Der Frost dehnt die feuchte Erde aus und hebt sie, und so werden natürlich die Getreidewurzeln mit gehoben, und da beim Thauen die Erde sich wieder erweicht und allmählig senkt, so bleiben die Wurzeln bei öfterer Wiederholung dieses Wetterwechsels größtentheils über der Erde stehen und erfrieren oder vertrocknen. Ferner tritt in den Staaten Indiana, Illinois und Missouri im Frühjahre die Hitze so plötzlich ein, daß die Halmfrüchte zu schnell reifen und daher leicht und unvollkommen im Kern werden, weshalb das Mehl weniger gut und der Preis desselben niedriger ist, als das von Wisconsin, Jowa und Minesota. In diesen Staaten ist der Winter gleichmäßiger, der Schnee bleibt Monate lang liegen und schützt die Saaten vor der heftigsten Kälte. Das Korn des Getreides reift langsamer,

wird vollkommner, schwerer und erhält einen bessern Preis. In den mittleren Staaten gewinnt der Weinbau jährlich an Aufschwung und, nach den bisherigen Erfahrungen zu schließen, wird er noch häufiger, als er es jetzt schon ist, die ergiebigste Quelle des Wohlstandes werden. Vorläufig erwähne ich nur, daß man den Reinertrag für den Acker jährlich im Durchschnitt auf 300 Dollar rechnet.

Unter den Waldbäumen giebt es vom Norden bis nach dem Süden der Union verschiedene, welche vortreffliche Früchte tragen, z. B. verschiedene Arten sehr wohlschmeckender Pflaumen, kleiner Kirschen, Maulbeeren, Persimons (Diospyros virginiana), von denen die größten einer großen grünen Pflaume gleichkommen, gelb aussehen, aber erst genießbar sind, nachdem es gefroren hat. Ihr Geschmack ist, wenn sie ganz weich sind, vortrefflich und dem feinsten Obste zu vergleichen. Die Papans wachsen meistens an feuchten Stellen im Walde (die vorhergenannten, die Maulbeerbäume ausgenommen, an offenen Plätzen, an Bächen, Holzrändern), hier in unserer Gegend auf dünnen, niederen Stämmen, im Süden auf hohen Bäumen (annona triloba). Die im October reife Frucht sieht gelblich grün aus, ist vier Zoll lang, zwei Zoll dick und hat das Aussehen einer kurzen, dicken Gurke. Das Innere derselben ist so saftig, daß man es durch eine Oeffnung in der Schale aussaugen kann. Es schmeckt sehr fein und gewürzig, ähnlich der tropischen Anone, oder einem Fruchtcrême. Wilde Aepfel finden sich in unglaublicher Menge und sind getrocknet und in Zucker gekocht sehr wohlschmeckend. Wenn die meist in großen Gruppen beisammen wachsenden Bäume in der Blüthe stehen, so gewäh-

ren sie in Verbindung mit den unzähligen zugleich mit ihnen blühenden wilden Rosen einen zauberisch herrlichen Anblick und verbreiten einen wahrhaft paradiesischen Duft.

Von Beeren findet man eine große Mannigfaltigkeit und außer den in Deutschland bekannten im Norden der Union noch eine sehr große, rothe außerordentlich schmackhafte Preißelsbeere. Der Maiapfel (podophyllum peltatum), ein etwa fußhohes Waldgewächs, blüht im Mai weiß, ähnlich dem Helleborus und reift im August. Jedes Stämmchen hat oben zwei Blätter und über denselben eine gelbe, einer kleinen Citrone ähnliche, angenehm süß-säuerlich schmeckende Frucht. Weinreben sehr verschiedener Arten giebt es in allen Laubwäldern und Gebüschen in Ueberfluß. Sie wachsen bis in die Wipfel der höchsten Bäume und bilden an den Waldrändern wirklich reizende Guirlanden. Ihre Blüthe erfüllt die ganze Gegend mit einem veilchenartigen Wohlgeruch und die Trauben sind sehr wohlschmeckend und geben einen starken, trinkbaren Wein. In den südöstlichen Staaten habe ich auf sandigen Hügeln einen in Buschform, ähnlich den Johannisbeerbüschen, aber bis 10 Fuß hoch wachsenden Weinstock, dort Musquetine genannt, gefunden, welcher nur einzelne sehr große, aber außerordentlich angenehm und dem Muskateller ähnlich schmeckende Beeren trägt. In Westindien wächst derselbe Busch in der Nähe der Seeküste, aber ohne Früchte zu tragen, wenigstens konnte ich zu keiner Jahreszeit welche daran entdecken.

Was das Thierreich betrifft, so erlässest Du mir wohl eine Aufzählung seiner Angehörigen, selbst der am häufigsten vorkommenden. Bei Gelegenheit der später zu machen-

den Mittheilungen über Jagd und Landleben werde ich Dir einige der er- und verwünschtesten schildern. Hier nur soviel, daß in den Wäldern und auf den Prärien sich ein Ueberfluß an Wild und in den Seen und Flüssen von Fischen findet. Um Dir und Anderen jedoch einen Begriff von der gewöhnlichen Uebertreibung von Reisebeschreibern zu geben, so versichere ich Dir, 1) daß ich trotz meiner vielen Reisen durch die ganzen Vereinigten Staaten noch nie einen Bären im Freien gesehen; 2) daß mir noch nirgends Jemand zu Gesicht gekommen ist, in dessen Gegenwart ein Biß von irgend einer Schlange vorkam, der nachtheilige Folgen gehabt hätte, und 3) daß ich mich lieber zweimal von Skorpionen, als einmal von einer Wespe stechen lassen will. Ich weiß aus Erfahrung, wie sehr sich viele Personen, besonders weibliche Auswanderer, vor diesen drei Thiergattungen fürchten, und wie sehr Manche beruhigt sein werden, wenn sie hören, daß die Skorpionen (nur im Süden häufig und auch in den Bergen von Missouri vorkommend) ganz unschädlich, die Bären nur mit Mühe zu finden und die Schlangen gar nicht zu berücksichtigen sind.

Da ich Dir in der Folge noch einige Bemerkungen über die fruchtbarsten Gegenden zusenden werde, so ist es vor der Hand ziemlich überflüssig, über Mineralogie und Geologie der Union viel zu sagen. Es ist ja ohnehin allgemein bekannt, daß in dem unermeßlichen Gebiete derselben fast alle Arten Metalle und Gesteine vorkommen. Der Bergbau wird noch fast überall sehr roh und nachlässig betrieben. Für tüchtige Bergleute ist daher hier ein weites Feld der Thätigkeit. Eisenwerke giebt es besonders bei Pittsburg in

Pennsylvanien und in den Eisenbergen von Missouri, Gold- und Silberbergwerke (außer in Kalifornien und Oregon) in Nordkarolina, Blei wird am häufigsten gefunden in der Umgegend von Galena, Illinois. An Kohlen ist ein großer Ueberfluß in der Union; am reichhaltigsten sind aber wohl die Lager in Pennsylvanien, Illinois, Missouri und Iowa. In diesem Staate befindet sich zufolge der neuesten Untersuchungen des Dr. Owen, längs des des Moines-Flusses und westlich von demselben bis an den Missouri reichend ein Steinkohlenlager von 100 Fuß Dicke und ohngefähr 20,000 Quadratmeilen Ausdehnung, fast zu Tage auslaufend. Dicht bei Pittsburg zeigt sich Mutter Natur den Eisenwerken (Hohöfen) so günstig, wie ich es noch nirgends anders, als bei Glasgow in Schottland gesehen. Eisenerz und Steinkohle sind nämlich schichtenweise mit einander verwachsen, so daß die aufgehauenen Stücken zugleich das Erz und die zum Schmelzen desselben nöthigen Kohlen liefern. Man läßt sie von den Bergen herunter in die Schmelzöfen rollen, zündet sie an und erhält als unmittelbares Produkt das reine und ganz vorzüglich gute Eisen. — An dem oberen See findet man das Kupfer nur wenige Fuß unter der Erdoberfläche in unerschöpflicher Menge und den reichsten Lagern der Welt. Salzwerke trifft man an sehr vielen Orten in der Union, die wichtigsten in Syracus im Staate New-York und in Kiskiminetas, Alleghany und Beaver in Pennsylvanien, in welchen letzteren jährlich über eine Million Bushel Salz gewonnen werden, in Syracus über drei Millionen.

Zweiter Brief.

Geringachtung der deutschen Einwanderer Seitens der geborenen Amerikaner. — Ursachen.

Highland, Illinois, den 27. November 1851.

Lieber Freund!

Meinem Versprechen gemäß beeile ich mich, Dir sobald als möglich meine Erfahrungen über die Vereinigten Staaten nach und nach vorzulegen, damit Du dieselben erwägen kannst, ehe Du vielleicht unabänderliche Vorbereitungen zur Uebersiedelung in die westliche Hemisphäre triffst. Je mehr ich nämlich täglich belehrt werde, wie oberflächlich gewöhnlich das Leben und Treiben in der Union von Reisebeschreibern geschildert wird, wie sie nur die Lichtseiten des Landes darstellen und die langen, dunkeln Schlagschatten ganz unberührt lassen, je mehr ich Leute kennen lerne, die sich hier höchst unglücklich fühlen und gern wieder in ihre Heimath zurückkehrten, wenn die Reise bis hierher nicht ihre Mittel erschöpft hätte, desto mehr fühle ich das Bedürfniß, denen

eine treue Darstellung der hiesigen Verhältnisse zu geben, welche mit Ueberlegung bei einem Unternehmen von so großer Wichtigkeit, wie die Auswanderung für jeden vernünftigen Menschen sein sollte, zu Werke gehen. Giebt es aber für denjenigen, welcher sich eine neue Heimath wählen will, nächst der Frage nach dem Klima, eine wichtigere als die: „wie wirst Du in dem Lande Deiner Bestimmung aufgenommen werden?" und wenn er hört, „kalt, verächtlich," würde er dann als Mann von Würde und Selbstachtung sich zu einem Schritte entschließen, welcher ihn dem Spotte und der Verachtung aussetzt? Ich wünschte, der Gegenstand meines heutigen Briefes wäre ein erfreulicherer, allein mit bitterem Grolle im Herzen muß ich Dir es gestehen und möchte es gern jedem deutschen Manne in die Ohren schreien: die Deutschen sind als Nation in den Vereinigten Staaten verachtet, ja von den Nordamerikanern gehaßt und erhalten in der amerikanischen Presse die Rollen der Dummköpfe und Narren. Die Benennung: Dutchman (sprich Dötschman) ist ein halber Schimpfname, obwohl sie auch häufig von Leuten gebraucht wird, welche nicht wissen, daß german deutsch heißt und der Aehnlichkeit des Klanges wegen Deutsch mit dötch übersetzen. Die Amerikaner halten durchschnittlich die gebildeteren Deutschen, besonders wenn sie sich durch feinere Sitten und Kleidung vor der Masse der armen, weniger civilisirten Auswanderer auszeichnen, für Leute eines besonderen Volkstammes und nennen sie Germen, wogegen die letzteren ohne Widerrede für Dutch gelten. Indessen hält der dümmste Amerikaner sich selbst für etwas Besseres, No-

bleres, als den gescheidtesten German. Wie etwa früher der Geburtsadel den Bürgerlichen, wie der Christ dem Juden sich gegenüber und überstellte, so hier der Amerikaner dem Deutschen.

Dieser für den deutschen Nationalstolz so demüthigende Umstand hat einmal seinen Grund in der Nationaleitelkeit der Amerikaner, zweitens in dem Erscheinen hessischer Truppen auf englischer Seite während des amerikanischen Freiheitskrieges, und drittens in der Fremdartigkeit und Sonderbarkeit des Aussehens der meisten deutschen Einwanderer der einheimischen Bevölkerung gegenüber. Obgleich Nationalstolz und Nationaleitelkeit immer fehlerhafte und abstoßende, stets auf Mangel humaner Bildung begründete Eigenschaften sind, so kann man sie doch eher einem Volke verzeihen, welches in neuerer Zeit die Rolle der Germanen oder Normänner übernommen, nur mit dem Unterschiede, daß es die Segnungen der Civilisation dahin versetzt, wohin es als Eroberer gelangte. Gleichwie wir gewisse Prätensionen bei einer wirklich schönen oder anmuthigen Frau oder bei einem sehr gescheidten und geistreichen Manne übersehen, welche bei denen, die diese Eigenschaften zu besitzen sich einbilden, höchst lächerlich erscheinen, so müssen wir es den Amerikanern, welche seit dem Beginne ihrer Revolution auf dem Schlachtfelde sowohl, als in der Gesetzgebung, in großen nationalen wie industriellen Unternehmungen so Außerordentliches geleistet und an Muth, Selbstaufopferung und zäher Beharrlichkeit selbst die alten Römer übertroffen haben, — nicht zu hoch anrechnen, wenn sie sich für tüchtigere Leute halten, als Andre, welche noch nicht solche Proben ihres Werthes

abgelegt haben. Wenn wir gegen ein solches Volk nicht nachsichtig sein wollen, was sollen wir dann zu dem lächerlichen Dünkel der Chinesen, Portugiesen oder Spanier sagen, welche theils nie einen anderen Grund dazu hatten, als ihre Beschränktheit, theils schon längst keiner Großthat sich mehr rühmen konnten? Ist es nicht den Nationalstolz bis zur Frechheit getrieben, wenn ein Gouverneur einer spanischen Kolonie einem deutschen Schiffe (der Brigg „Auguste" von Bremen im Jahre 1848) befiehlt, die deutsche Flagge abzunehmen? und noch dazu ehe er gehört haben konnte, daß die englische Regierung erklärt hatte: die deutsche Flagge wie eine Piratenflagge behandeln zu wollen, bevor sie nicht von England anerkannt sei! Wenn nun eine der gesunkensten Nationen und eine der am humansten sein wollenden sich so grobe Verstöße gegen die Schicklichkeit zu Schulden kommen lassen und es wagen durfte, eine Nation, wie die deutsche, so frech zu beleidigen, kann man sich dann noch über die Amerikaner wundern, wenn sie sich den Deutschen gegenüber, von deren wirklichen heimischen Verhältnissen sie sehr wenig kennen, anmaßend benehmen, besonders da die große Mehrzahl der Einwanderer zu den ungebildetsten, rohesten und ärmsten Bewohnern Deutschlands gehört?

Daß die Amerikaner eine ganz besondere Abneigung gegen die Deutschen haben, hat allerdings seinen guten Grund; denn es waren ja allein im Jahre 1776 16,000 deutsche Soldaten von England zur Unterdrückung der Freiheit in Amerika gekauft worden. Schon damals erregte dieser Umstand in den vereinigten dreizehn Provinzen eine solche Erbitterung gegen das Mutterland, daß er die Unabhängig-

keitserklärung beschleunigte. Die deutschen Truppen, von der hessischen Regierung verkauft, waren den Amerikanern nur als Hessen bekannt und von ihnen, da sie sich durch besondere Uniformen von den Engländern unterschieden und sogleich in der ersten Schlacht auf Long Island am 26. August 1776 durch ihre Tapferkeit auszeichneten, sehr gefürchtet. Die amerikanische Miliz namentlich hielt längere Zeit keinen ihrer Angriffe aus, bis endlich zu Weihnachten 1776 ohngefähr 1000 Mann Hessen und 500 Engländer von Washington bei Trenton nach kurzer Gegenwehr gefangen wurden. Dieses Ereigniß verringerte sehr die Furcht vor den Hessen, obgleich sich dieselben fast immer mit wahrer Verzweiflung schlugen, weil — ihre eignen und die englischen Offiziere sie versichert hatten, daß die Amerikaner — Menschenfresser seien und alle Verwundete und Gefangene sogleich verspeisten! Obgleich nun die gefangenen Hessen, von ihren Feinden sehr gut und zuvorkommend behandelt, meistens in der republikanischen Armee Dienste nahmen und nach dem Kriege als Ansiedler im Lande blieben, so wurden sie doch im Allgemeinen von den Amerikanern als unberufene Einmischlinge noch mehr gehaßt, als die Engländer. Es ist auch nicht zu verwundern, daß die Hülfsleistungen deutscher Fürsten zu Gunsten Englands eine um so größere Erbitterung gegen die Deutschen hervorrufen mußten, als die Franzosen und Spanier der jungen Union mit großen Opfern Beistand leisteten. Nun gehörten zwar einige Deutsche zu den besten Offizieren in der republikanischen Armee, so z. B. die Barone Steuben, v. Kalb und Wimpfen, welcher letztere Chef des Ge-

niewesens in Washingtons Generalstabe war; allein aller Ruhm, alle Auszeichnung einiger Weniger kann die Schußwunden und Bajonettstiche von 16,000 Mann nicht ausgleichen und viele hundert und tausend Familien, welche durch die hessischen Waffen einzelner ihrer Mitglieder beraubt wurden, haben den Namen der Hessen und Deutschen dem Hasse und der Verwünschung der Gegenwart und Nachwelt überliefert, ohne vielleicht auch nur einmal gehört oder erwähnt zu haben, daß einige Deutsche der Sache der Freiheit mit edlem Eifer gedient haben. Verschiedene Distrikte und Städte haben den Namen von Steuben und v. Kalb erhalten, allein der des Nützlichsten von allen, der Wimpfens, ist, soviel ich weiß, in der amerikanischen Geographie nirgends verewigt worden. Ein Beweis, wie sehr die Hessen in der Union gehaßt wurden, ist sicherlich die Benennung eines dem Weizen in Pennsylvanien namentlich sehr gefährlichen Insektes (tipula destructor), welches hier nur unter dem Namen der *hessischen Fliege* bekannt ist.

Seume's Schriften enthalten eine sehr ausführliche Darstellung der Art und Weise, wie die armen Teufel, welche sich später in Amerika so verhaßt machen mußten und den deutschen Namen für ewige Zeiten brandmarkten, zu dem feindlichen Dienste gezwungen und welche Drangsale sie auszuhalten hatten, ehe sie nur an die Schlachtbank gebracht wurden. Unwillkührlich ruft mir diese für jeden Deutschen so schmachvolle Angelegenheit des Dichters wahren Spruch in das Gedächtniß zurück: „das ist der Fluch der bösen That, daß sie fortwirkend Böses muß gebären.“ Daß die gegen die Amerikaner fechtenden deutschen Truppen,

abgesehen von dem Hasse, der ihnen als Feinden zu Theil wurde, jenen als so verkäufliche Waare verächtlich werden mußten, versteht sich von selbst, und bis auf den heutigen Tag werden die Deutschen hier als eine Menschenrace betrachtet, welche, ohne eigne Würde und Selbstständigkeit, von irgend einem schlauen Intriguanten sich zu allen möglichen Gewaltstreichen verleiten oder zur demüthigsten Unterwürfigkeit bereden läßt. Ja man kann sogar vielen Amerikanern die lächerliche Ansicht nicht benehmen, daß die Deutschen ein asiatischer Volksstamm seien, wie die Turkomanen, Slavonier u. a., welchen ihrer Abstammung zufolge der Charakter der Unterwürfigkeit und des Knechtischen angeboren und in ihnen unvertilgbar sei. Daher giebt es auch hier eine große Anzahl wohldenkender Patrioten, welche fürchten, daß durch die stets zunehmende deutsche und, wie sie meinen, den republikanischen Satzungen und Gewohnheiten feindliche Einwanderung der amerikanischen Freiheit Gefahr drohe. Trotzdem nun, daß die Ankunft so vieler kräftiger Arbeiter und bedeutender Kapitale außerordentlich viel zu dem unvergleichlich schnellen und kräftigen Aufblühen der Union beiträgt, betrachtet man doch den materiell so wichtigen Zuwachs für gefährlich für die künftige Wohlfahrt des Landes und empfängt nicht allein die neuen Ankömmlinge mit scheelen Augen, sondern bestrebt sich auch, ihnen das Erlangen der Bürgerrechte zu erschweren. Du kannst Dir denken, daß es für einen Deutschen im höchsten Grade empörend sein muß, in den Blättern dieser Partei, welche die Natives genannt werden, täglich die beleidigendsten An-

griffe gegen die Fremden überhaupt und ganz besonders gegen die Deutschen zu finden.

Der dritte Grund dieser Abneigung der Amerikaner gegen unsre Landsleute ist in dem äußeren Erscheinen der großen Mehrzahl der Einwanderer zu suchen. Es ist schwer, einem in Deutschland lebenden Deutschen, wenn er nicht zufällig als reisender Handwerker mit den ärmeren Klassen aller Gauen in Berührung gekommen ist, einen Begriff von dem Aussehen der Reisenden eines Auswandererschiffes zu geben. Ich hatte früher einen großen Theil meines Vaterlandes bereist und geglaubt, hinlänglich mit Trachten und Gewohnheiten aller Klassen und Gegenden desselben bekannt zu sein, allein Gruppen, Scenen und Trachten, wie sie mir in Bremerhafen und Havre am Bord von Passagierschiffen oder in der Nähe der Werfte vorkamen, hatte ich noch nie gesehen. So viel Unreinlichkeit, Vernachlässigung, Schamlosigkeit hätte ich unter Deutschen niemals zu finden erwartet. Der Geiz erscheint ebensowohl in Lumpen und Schmutz gehüllt, als die bitterste Armuth, durch Druck und Entbehrung hervorgerufener verthierter Stumpfsinn zeigt sich neben der Frechheit aus denselben Quellen hervorgegangener Entsittlichung — aber die schändlichste aller Krankheiten, die Wasserscheu, an welcher fast alle Zwischendeckspassagiere leiden und gewöhnlich schon, was sowohl ihre Haut, als auch ihre Kleidung betrifft, zeitlebens gelitten haben, drückt der Gesammtheit einen so ausgeprägten Charakter harmonischer Verwahrlosung auf, daß es Niemanden zu verdenken ist, wenn er durch das Aeußere solcher Leute unwillkührlich abgestoßen wird.

Aehnlich wie die Unreinlichkeit und Aermlichkeit fällt der Schnitt der Kleidung der meisten deutschen Einwanderer in Amerika auf. Zwar sieht man wohl nirgends in der Welt, Irland ausgenommen, mehr zerrissene Kleidungsstücke tragen, als hier, allein die Form derselben ist so viel modischer oder zweckmäßiger, daß die neuen Ankömmlinge mit ihren langen, plumpen Röcken und sonstigen vielfach verschiedenen häßlichen Provinzialtrachten eine ebenso auffallende Erscheinung darbieten, als die sogenannten polnischen Juden, Slovaken oder gemeinen Russen bei uns. Bedenke nun noch, daß während des engen Beisammenlebens auf dem Schiffe alle üblen Folgen der Unreinlichkeit mit jedem Tage sich vermehren, wie die Quadrate der Entfernungen, so wirst Du es sehr natürlich finden, daß Ungeziefer aller Art und gewisse Hautkrankheiten in hohem Grade unter den Reisenden vorkommen. Zuweilen gesellen sich zu diesen Plagen noch bösartige, ansteckende Fieber, welche viel dazu beitragen, den Willkommen der damit Behafteten um Vieles kälter zu machen. Das bedächtige, dem raschen, fast leichtsinnigen Charakter der amerikanischen Bevölkerung so entgegengesetzte, phlegmatisch erscheinende Benehmen der Deutschen macht auf jene ebenfalls einen unangenehmen Eindruck, der noch dadurch erhöht wird, daß die für die neuen Einwanderer so nothwendige Sparsamkeit hier oft den Anschein des Geizes und der Knauserei gewinnt. Der Amerikaner, sobald er genug verdient, kleidet sich modisch und verschafft sich sogleich die Annehmlichkeiten einer hübschen Wohnung und möglichst guter Kost, während die Mehrzahl der Deutschen, weil sie nie an dergleichen gewöhnt waren, in ihrer

früheren Dürftigkeit fortleben, selbst wenn sie sich hinreichende Mittel zu einer Verbesserung ihrer Lage erwarben, ihre mitgebrachten Kleider forttragen und lieber ihren Verdienst zurücklegen. Dieser Unterschied in Gewohnheiten und Lebensweise erscheint den Amerikanern als verächtlich und gemein und hat Veranlassung zu pöbelhaften, aber leider allgemein verbreiteten Schimpfreden gegeben, welche unverholen gegen die Deutschen gebraucht werden, z. B. Dutch boor (deutscher Lümmel), dutch beggars (die deutschen Bettler), german paupers, black dutch (soviel als deutscher Neger), a dam'ned shabby dutchman (ein verdammter lumpiger Deutscher)! Zwar wird sich ein gebildeter Amerikaner nie eine solche Aeußerung zu Schulden kommen lassen, allein rohe Menschen werden selbst gelegentlich den gebildetsten, bestgekleideten Mann so schimpfen, wenn sie wissen, daß er ein Deutscher ist.

Die häufig unter den deutschen Einwanderern vorkommende Trunksucht ist eine gewöhnliche Ursache des schlechten Rufes, in welchem unsre Landsleute hier stehen; denn wenn auch dasselbe Laster früher in der Union sehr allgemein verbreitet war, so haben es doch die Temperanzgesellschaften und die allgemeine Meinung bedeutend seltner gemacht, so daß man unter den gebildeten Amerikanern kaum jemals eine Spur davon entdeckt.

Die religiösen Ansichten erwecken bei den Eingebornen in doppelter Beziehung Abneigung gegen die deutsche Einwanderung, erstens deshalb, weil viele sehr bigotte und gänzlich unter dem Einflusse ihrer Geistlichkeit stehende Katholiken, besonders aus Westphalen und Baiern, und

zweitens weil sehr viele Freigeister aus allen Theilen Germaniens hierher kommen. Die ersteren fürchtet das Volk im Allgemeinen als blinde Werkzeuge in den Händen der Römlinge und der Jesuiten insbesondere, die letzteren sind allen Arten von Schwarzröcken, welche durch die Verbreitung des Unglaubens das Versiegen ihrer leichten und reichen Erwerbsquellen gefährdet sehen, Steine des Anstoßes, weshalb sie auch nicht verfehlen, ihren jetzt noch nicht unbedeutenden Einfluß anzuwenden, ihre strenggläubigen Landsleute gegen die gottlosen Deutschen aufzuhetzen, welche so viel oder so wenig glauben, als sie wollen, nicht in die Kirche gehen und sogar so frevelhaft sind, Sonntags Musik zu machen und — o der unverzeihlichen Sünde — sogar — denke Dir das Verbrechen — zu tanzen. So lächerlich auch diese Verketzerungsgründe jedem Bewohner des europäischen Continentes erscheinen mögen, so werden dieselben dennoch nicht allein von den Engländern, sondern auch von den Amerikanern für ungeheure Sünden und Verstöße gegen das erste Buch Mosis gehalten — und gerade weil schon mancher eingeborene Bürger der Union anfängt, aufgeklärter zu werden und den Sonntag in heiterer Fröhlichkeit in Gesellschaft seiner deutschen Mitbürger zu begehen, eifern die Pfaffen desto wahnsinniger und drohen den Sabbathschändern mit Pech und Schwefel und anderen erhitzenden Gnadenbezeugungen des Fürsten der Finsterniß. Es ist natürlich, daß die Geistlichkeit aller Confessionen hier eifersüchtiger und ängstlicher über die Glaubensheerde wacht, als anderswo; denn wie Du weißt, bekümmert sich der Staat um das Himmlische nur in astronomischer Hinsicht und stellt es den Leuten frei,

ob sie sich zu irgend einer Religionsform bekennen wollen, und wohl verstanden: zur Unterhaltung von Geistlichen und Kirchen ihr meistens sauer verdientes Geld ausgeben wollen oder nicht. Auch ist es vor dem Gesetze völlig überflüssig, die Kinder taufen und sich kirchlich trauen zu lassen, denn die Trauung vor dem Friedensrichter, ja selbst die einfache Erklärung vor Zeugen, daß sich ein Pärchen als Eheleute betrachten, ist vollkommen hinreichend, um die Ehe in jeder Beziehung für rechtsgültig zu machen. *) Taufzeugnisse werden niemals verlangt, da z. B. bei Erbschaftsangelegenheiten die vom Staate gehaltenen und beaufsichtigten Ge-

---

*) Die folgende durch die Oeffentlichkeit der Gerichte allgemein bekannt gewordene Thatsache liefert den Beweis für obige Angabe und wird Dir hoffentlich des Lesens nicht unwerth erscheinen. Ohngefähr vor einem Jahre befand sich in einem Privathause zu Albany im Staate New-York eine fröhliche Gesellschaft von Damen und Herren. Unter andern Unterhaltungen wurden auch Scenen aus Theaterstücken oder Sprüchwörter ausgeführt, wobei ein junger Herr P. und ein junges Mädchen C. die Rollen von Mann und Frau übernahmen. Als die Gesellschaft in der besten Laune von der Welt sich zu verabschieden begann, bot Herr P. der Fräulein C. den Arm, um sie als seine Gattin, als welche sie sich vor vielen Zeugen freiwillig erklärt, nach Hause zu führen. Man betrachtete Anfangs den Vorschlag als einen, wenn auch nicht sehr feinen Scherz, fand aber bald zum größten Schrecken, daß P. im vollen Ernste sprach und unter keiner Bedingung sein Recht sich streitig machen lassen wollte. Endlich willigte er ein, daß seine neuvermählte Gattin in das elterliche Haus zurückkehren dürfe, bis der Richter über den Fall zu seinen Gunsten entschieden haben würde. Schon am nächsten Morgen bot der sehr reiche, extemporirte Schwiegerpapa dem Schwiegersohne 10,000 Dollars, wenn er von seinen Ansprüchen abstehen und den Fall nicht vor Gericht kommen lassen wolle, allein P. weigerte sich und das Letztere geschah. Die Eltern von Fräulein C. erkannten zwar die Gültigkeit der Ehe, wenn solche vor Zeugen als bestehend erklärt wird an, meinten aber, in gegenwärtigem Falle sei ja das Ganze nur S p i e l gewesen — dennoch entschied der Richter zu Gunsten P.'s mit der Bemerkung: Das Gesetz erkenne keine solchen Ausnahmen an, übrigens aber solle man mit so hochwichtigen Dingen nicht scherzen! Die jungen Leute sind seitdem ein glückliches Pärchen geblieben.

burtslisten vollkommen so überzeugend und vor Gericht gültiger sind für die Feststellung des Beweises irgend einer Persönlichkeit, als die Taufscheine. Daher giebt es denn auch unter den Deutschen sehr viele, welche die Taufe und kirchliche Trauung als überflüssige und kostspielige Luxusartikel halten und dieselben daher nicht in Gebrauch ziehen, und aus demselben Grunde auch sich die Leichenreden und Seelenmessen versagen. Gegen diese boshaftigen Verächter alles Heiligen und Geistlichen wird nun der bigotte Amerikaner sonntäglich und unterschiedliche Male während der Woche bald mit der Donnerstimme des Löwen in der Wüste, bald mit von Thränen des Kummers erstickten Worten aufgestachelt. Obgleich nun neben den amerikanischen auch zahlreiche deutsche Baptistengemeinden hier vorhanden sind, welche behufs der Darstellung des Jordan wenigstens eines Flusses oder Teiches bedürfen, um einen einzigen Auserwählten von seinen Sünden reinzuwaschen, und obgleich sie dies sogar bei Schnee und Eis zu Ostern im Freien ins Werk setzen, indem sie den Neuaufzunehmenden rückwärts in das Wasser stoßen und untertauchen, — so werden doch alles dessen ungeachtet die heidnischen Dutchmen von den Pfaffen als fürchterlich schwarze Schafe oder vielmehr reißende Wölfe aufgeführt und dem frommen Hasse der Gläubigen empfohlen.

Abgesehen von den vorausgeschickten Veranlassungen zu den Vorurtheilen der Amerikaner gegen die Deutschen kommen noch die folgenden: 1) das linkische, fast plumpe Benehmen und der Mangel aller politischen und häufig auch allgemeinen Bildung des bei weitem größeren Theiles der

Einwanderer, 2) die Unkenntniß der Sprache, welche die beiden Nationalitäten getrennt erhält und bei beginnender Annäherung derselben zu häufigen Mißverständnissen Veranlassung giebt, und 3) die Ankunft sehr vieler schlechter Subjecte und das Uebersenden von verurtheilten Dieben und Mördern von Seiten deutscher Regierungen. Was den ersten Punkt betrifft, so fällt schon den Stadtbewohnern in Deutschland die Schwerfälligkeit und linkische Haltung der Landbewohner und ebenso wieder das einzelner deutscher Stämme dem der andern gegenüber auf. Noch viel mehr muß dies aber hier stattfinden, wo der Volkscharakter ein viel lebhafterer ist als der deutsche, wo die Gelenkigkeit des Körpers durch freiere Bewegung und Wetteifer in allen möglichen Uebungen und Kraftäußerungen gebildet wird und wo im Allgemeinen schon im Knaben- und Jünglingsalter das eifrige Bemühen, die besten und feinsten Sitten und Manieren anzunehmen und nachzuahmen, wahrzunehmen ist. Es ist leicht begreiflich, daß in einem Lande, in welchem der ärmste Knabe zu den höchsten Staatsämtern gelangen kann (der jetzige Präsident Fillmore war Schneider- und Senator Douglaß von Illinois Tischlerlehrling u. s. w.), ein regeres Streben nach höherer Ausbildung, körperlich sowohl als geistig, vorhanden sein muß, als dort, wo der Bauer Bauer, der Handarbeiter stets nur Handarbeiter und der Handwerker auch ewig nur Handwerker bleiben muß. Wo es noch Klassen und Stände giebt und diese getrennt erhalten werden oder auch als solche bleiben müssen, entwickeln sich nicht allein Klassengeist, sondern auch Klassengebräuche und Manieren. Das für den unvermeidlichen Stand Noth-

wendigste wird erlernt, und nicht mehr, und jede möglich erreichbare Verfeinerung der Sitten wird als überflüssig, lästig und von den Kameraden verhöhnt oder verlacht, als Ziererei verworfen. Je anspruchsloser und gedrückter der Stand, desto geringer die Ausbildung des Geistes und Körpers und desto roher die Sitten und plumper das Benehmen. Da nun vielleicht neun Zehntheil aller deutschen Einwanderer in die Freistaaten in ihrer Heimath zu den unteren, ärmeren Volksschichten gehörten, so ist es nicht zu verwundern, wenn die Deutschen im Allgemeinen den Amerikanern, bei welchen eine mehr gleichmäßige Ausbildung aller Bürger stattfindet, als ein roheres, ungebildeteres Volk ihrem eignen gegenüber erscheinen. In diesem Vorurtheile werden sie leider noch dadurch bestärkt, daß viele Personen aus Gegenden Deutschlands hierherkommen, wo eine wirklich humane Bildung noch wenig Fortschritte gemacht hat und wo neben einer zuweilen unverkennbaren geistigen Ausbildung eine unglaubliche Rohheit der Sitten, Plumpheit der Manieren und durch Provinzialvorurtheile erhaltene Fehlerhaftigkeit der Sprache vorherrscht. Die durch Geldmittel sehr häufig unterstützten Ansprüche solcher Personen verschaffen ihnen bei ihren Landsleuten einen gewissen Einfluß und Rang, welcher uns ebenfalls in den Augen der Amerikaner, die das letztere ebensowohl als das linkische Benehmen und die Schroffheit, ja Rohheit der Ausdrucksweise recht wohl bemerken, herabsetzt. Dazu kommt noch, daß es hier manchen ganz ungebildeten, aber frechen Gesellen durch Lug und Trug gelingt, sich Vermögen, oder durch Zungenfertigkeit, Intrigue und Unverschämtheit sich einen,

besonders auf die neuesten Ankömmlinge stützenden Anhang zu verschaffen und somit eine Rolle zu spielen, wodurch ebenfalls die Einheimischen nicht zu unseren Gunsten eingenommen werden. Da eine große Anzahl deutscher Einwanderer in Deutschland sich niemals an politischen Fragen betheiligte, so geschieht dies hier, wo ihnen Verhältnisse, Personen und Sprache noch fremd sind, noch weniger. Die Amerikaner betrachten dies als eine Art sklavischen Stumpfsinns; da jedoch nach und nach viele Deutsche stimmfähig werden, so sucht jede politische Partei vor der Wahl durch allerhand Schmeicheleien ihre Stimmen zu gewinnen. Vor der Wahl nennt man die Deutschen: „german friends and citizens" — nach der Wahl werden die dummen dutchmen wieder ausgelacht und die besiegte Partei überhäuft sie mit Anzüglichkeiten und Beleidigungen.

Die Unkenntniß der Sprache wirkt außerordentlich gegen die neuen Ankömmlinge in der Union, weil die Amerikaner mit den Engländern die Prätension gemein haben, daß wer zu ihnen komme, ihre Sprache sprechen müsse, ja daß es sogar einen Mangel an Bildung verrathe, mit derselben unbekannt zu sein. Nicht selten treiben die Angehörigen beider Völker diese Anmaßung bis zum Lächerlichen, indem sie im Auslande die Leute englisch anreden, wenn sie nicht verstanden werden, durch Schreien, wie bei Schwerhörigen, sich verständlich zu machen suchen und wenn auch dieses nicht gelingt, sich ärgerlich zu einem Landsmanne mit den Worten umdrehen: „Der einfältige Kerl versteht mich nicht!" Es ist augenscheinlich, daß sie dadurch zu verstehen geben: der italienische, französische oder spanische Kutscher, Boot=

führer oder Bediente solle mehr verstehen, als ein englischer oder amerikanischer Gentleman; allein vielleicht wurde sich noch nie einer der letzteren seiner Naivetät bewußt. In ihren eignen Reichen können sie nun allerdings verlangen, daß man ihre Sprache spreche, wie dies überhaupt jeder Nation zusteht; jedoch können ebenso die Fremden so viel Höflichkeit voraussetzen, daß man ihnen von Seiten der Einheimischen das Verständniß erleichtere, wie dies im Allgemeinen die romanischen Völker und alle gebildeten Germanen und Slaven thun; allein die Engländer und noch mehr die Amerikaner vermeiden es förmlich, irgend Etwas verstehen zu wollen, was nicht vollkommen verständlich gesprochen wird, wenden sich spöttisch ab und entschlagen sich sogar nicht selten eines vortheilhaften Geschäfts, wenn es mit fehlerhaft englisch sprechenden Fremden abgeschlossen werden soll. Diese Abneigung der Amerikaner gegen die Deutschen, ihre Sprache, Sitten und Gebräuche geht soweit, daß sie gewöhnlich Gegenden, wo sich viele der letzteren ansiedeln, überdrüssig werden, ihr Eigenthum verkaufen und weiterziehen. Fängt der Deutsche endlich an, sich einigermaßen in der englischen Sprache verständlich zu machen, und sieht der Amerikaner, daß er ihn durch unklare oder zweideutige schriftliche oder mündliche Contrakte übervortheilen kann, so wird er sich möglicherweise zu einer beiden nur halbverständlichen Unterhaltung herablassen, sich seines betrügerisch erlangten Vortheiles durch das Gesetz, das er wohl, jener aber nicht kannte, versichern und gleichwohl ein ehrlicher Mann bleiben; denn erstens hat ihm und der Welt der Spruch des Richters bewiesen, daß er Recht hatte, und

zweitens hat er ja auch nur einen Dutchman geprellt. Dergleichen Betrügereien verschaffen hier denen, die sie begehen, den Ruf eines gescheidten Mannes (smart fellow) und werden auch sehr bald von den früheren Einwanderern gegen die späteren verübt. Der Betrogene muß sich in Demuth fügen, weil Schlauheit, Sprach- und Sachkenntniß gegen ihn waren, und sich freuen, wenn er nicht immer neuen Gaunern in die Hände fällt. Das Verhältniß der neuen Einwanderer den älteren und Amerikanern gegenüber ist ohngefähr gleich dem der Füchse zu den alten Häusern unter den Studenten; der Fuchs muß leiden, schweigen und zufrieden sein, wenn er sich eine leidliche Existenz ohne zu große Opfer sichern kann, bis ihn Zeit und Erfahrung den alten Burschen gleichstellen.

Seitdem die Auswanderung nach Amerika einen so außerordentlichen Aufschwung genommen, kommen verhältnißmäßig eine viel größere Anzahl Verbrecher und schlechten Gesindels hierher, als früher; besonders haben sich viele derselben unter dem Namen politischer Flüchtlinge hier eine günstige Aufnahme verschafft. Wo so viele flüchten und auswandern mußten, ward es Solchen, welche sich wegen Betrügereien und anderer Verbrechen zu entfernen gezwungen waren, leicht, diesen Beweggrund auch als den ihrer Uebersiedlung nach Amerika anzugeben. Sie wurden überall mit offnen Armen empfangen, weiter empfohlen und verschwanden endlich in tiefes Dunkel oder in das Zuchthaus, nachdem sie eine Menge gutmüthiger Leute auf die infamste Art betrogen und bestohlen hatten. Ich werde Dir später einige Beispiele solcher Gaunereien mittheilen und die Hel-

den derselben namentlich aufführen, damit Du einen Begriff bekommst, wie weit die Nichtswürdigkeit geht, und Dich möglichst davor bewahren kannst, falls Du noch herüberkommst. Es ist durch so viele infame Industrieritter den wirklich politisch Verfolgten und Geächteten allerdings die gastliche Aufnahme hier bedeutend erschwert worden, aber es bleibt den Leuten hier nichts Anderes übrig, als in der Ausübung der Gastfreundschaft außerordentlich vorsichtig zu sein und lieber keinen Fremden aufzunehmen, um sich von so diebischen unpolitischen Ausreißern nicht bestehlen oder betrügen zu lassen. Obgleich nun die Gaunerstreiche der letzteren hauptsächlich gegen Deutsche gerichtet sind, so erfahren doch auch die Amerikaner in Folge der Oeffentlichkeit der Gerichtsverhandlungen diese bedauerlichen Vorgänge und fürchten vermehrte Zufuhr dieser Artikel. Ganz besonders aber wurden sie empört, als vor einigen Jahren sich plötzlich die Nachricht verbreitete, daß die deutschen Regierungen ihre schweren Verbrecher nach den Vereinigten Staaten schickten und daß wirklich von Oldenburg zwölf der schwersten Verbrecher in New-York frei an das Land gesetzt worden seien. Ein allgemeiner Schrei der Entrüstung erhob sich durch das ganze Land und Du wirst wohl glauben, daß die Feinde der Deutschen diesen Vorfall auf die nichtswürdigste Weise ausbeuteten und alle deutschen Einwanderer verdächtig zu machen suchten. Indessen thaten die Deutschen New-Yorks, entrüstet über die Infamie dieses Vorfalles, alles Mögliche, um die Verbrecher so schnell als möglich einfangen zu helfen, was auch bald gelang. Der ehrlose, den deutschen Namen beschimpfende Schiffscapitän mußte die Mörder und Diebe

wieder an Bord nehmen, bedeutende Caution für deren sichere Bewachung stellen und seine süße Last auf Schiffsunkosten wieder dahin zurückliefern, woher sie gekommen waren; die Regierung der Union ließ durch ihren Consul eine nachdrückliche Beschwerde in Hamburg und Oldenburg einreichen und sorgte dafür, daß durch den Congreß sogleich ein Gesetz angenommen wurde, dem gemäß jeder Schiffscapitän, welcher Verbrecher am Bord seines Schiffes nach den Vereinigten Staaten brächte, nicht allein in schwere Strafe verfiel, sondern auch gezwungen werden sollte, unmittelbar mit denselben wieder heimzusegeln. Das Schiff haftet für die Geldbuße und wird im Wiederholungsfalle confiscirt und der Kapitän eingesteckt. Die deutschen Gesellschaften der Küstenstädte gaben sich alle Mühe, durch ihre europäischen Correspondenten zu erfahren, wenn dergleichen Schändlichkeiten etwa wiederholt würden, um die amerikanischen Sicherheitsbehörden sogleich von der Thatsache benachrichtigen zu können. Allein Dank sei es dem Benehmen der hiesigen Regierung und dem Eifer der Deutschen in der Union, das Verbrechen gegen das Völkerrecht hat sich nicht wiederholt. Seitdem hat die Union mit England und Frankreich eine Uebereinkunft zur gegenseitigen Auslieferung von Verbrechern geschlossen und dadurch den Einwanderern aus beiden Reichen einen besseren, weniger mißtrauischen Empfang gesichert. Möchten doch die deutschen Regierungen bald diesem Beispiele folgen, sowohl zum Nutzen der Deutschamerikaner, als auch Deutschlands selbst, weil die Uebereinkunft zur gegenseitigen Auslieferung von Verbrechern manchen leichtsinnigen Menschen, welcher unter den gegen-

4*

wärtigen Verhältnissen mit seinem Raube unangefochten in Amerika leben kann, von einem Verbrechen abhalten würde, wenn er weiß, daß er auf Verlangen von dort an seinen früheren Wohnort ausgeliefert wird. Die Leichtigkeit und Schnelligkeit der Reise von Deutschland nach der Union macht eine solche Maßregel zur Pflicht für jede humane und civilisirte Regierung.

Ich habe schon früher bemerkt, daß die Deutschen hier mit dem Spitznamen Dutchman bezeichnet werden, und lasse hier kurz die nachstehende Erklärung folgen. Ein Dutchman ist eigentlich ein Holländer und der Name dieses Volkes; durch die Entdeckung des Hudsons (1609) durch holländische Schiffer und die Anlegung von New-York und mehrer anderer Orte in dessen Nähe ist das Wort dutch in der Union sehr bekannt geworden; denn obgleich Neu-Amsterdam, so hieß damals New-York, schon 1674 mit seinem ganzen Gebiete (Neu-Niederland) an England abgetreten wurde, so war und ist noch bis auf den heutigen Tag der Hauptgrundbesitz in der Stadt und dem Gebiete des Hudson in den Händen der Nachkommen dieser ersten holländischen Ansiedler. Die Aehnlichkeit der Gesichtszüge und Sprache der letzteren mit denen der ersten deutschen Einwanderer und die Benennung d e u t s c h, welche sich die neuen Ankömmlinge gaben, anstatt german, hat zur Verwechselung des Deutsch und dutch (dotsch) und zu den geographischen Mißverständnissen Veranlassung gegeben. Die Deutschen heißen demnach bei der Masse des Volkes unwiderruflich dutch, und für die Holländer hat man mit wahrhaft französischer Leichtigkeit ein neues Hauptwort ersonnen und nennt sie:

Hollander! Die letzteren sind als Nation hier geachtet, obgleich sie durch ihre nationellen Eigenthümlichkeiten und besonders durch die wenig heldenmüthige Weise, mit der die Bewohner von Neu-Amsterdam sich an die Engländer ergaben, die Veranlassung waren, daß das Wort dutch eine lächerliche und verächtliche Bedeutung bekam.

Du wirst wohl niemals erwartet haben, ein so schlimmes Urtheil über unser Volk von einem andern zu hören, welches in Deutschland im Allgemeinen so geliebt und geachtet wird, und ich muß gestehen, ich war häufig im höchsten Grade erbittert über das Benehmen der Yankees gegen unbehülfliche oder wegen Armuth und langjähriger Unterdrückung in ihrem Aeußern allerdings wenig sich empfehlende Deutsche. Hätte ich eine Ahnung gehabt von dem, was ich hier erfahren habe, hätte auch nur einer der vielen Schriftsteller über die Vereinigten Staaten die Wahrheit gesagt oder gewußt über das Verhältniß, in welchem wir hier zu den Eingeborenen stehen, so hätte mich Nichts vermögen können, hierher zu gehen. Denn welcher sich selbst achtende Mann kann in einem Lande glücklich leben, in welchem seine Landsleute im Allgemeinen verachtet und verlacht, und obwohl von den Gesetzen geschützt, doch von den Bewohnern als eine nur geduldete und untergeordnete Race betrachtet werden? Liegt nicht in jeder spöttischen Bemerkung über die Dutchmen, wäre sie auch verdient, stets eine indirecte Beleidigung gegen jeden von uns? Viele unsrer Landsleute trösten sich zwar damit, daß die wirklich gebildeten Deutschen, denen so Mancher anzugehören glaubt, welcher es nicht ist, in sehr großer Achtung bei den Amerikanern stän-

den, und finden sich durch den ihnen persönlich gewährten Vorzug entschädigt für die täglichen Beleidigungen gegen ihr Volk, bedenken aber nicht, daß sich jeder Amerikaner höchlich verwundern würde, wollte sich der eingebildete Landsmann für gleichbegabt halten mit einem von ihnen oder für etwas Besseres, als der Schlechteste. Die Masse des Volkes ist ohne allen Zweifel hier bedeutend gebildeter und hat feinere Sitten als in Deutschland, allein eine wirklich humane Bildung, wie sie jetzt unter den Deutschen so häufig gefunden wird, ist hier viel seltner und daher kommt es auch, daß häufig die oberflächlich und mehr äußerlich gebildeten Amerikaner das feinere Gefühl ihrer deutschen Hörer verletzen, wenn sie streng in den Schranken des Anstandes und fern von allen beleidigenden Bemerkungen über jene geblieben zu sein meinen. Obgleich in solchen Fällen die Verletzung unabsichtlich stattfindet, so verursacht sie gleichwohl eine brennende Wunde und läßt es nicht zu, daß ein Deutscher, welcher sich in seinem Volke achtet und die Ehre des letzteren zu der seinigen macht, hier sich jemals so glücklich als anderswo und niemals wirklich heimisch fühlen kann. Freilich ist es wahr, daß unter den Schwarzen kein Schwarzer auffallend ist, wie unter den Weißen, und daß gewisse Nationalfehler unter den Einheimischen, welche im Auslande gar nicht bekannt geworden, sprüchwörtlich geworden sind und im höchsten Grade auffallen. So habe ich es anfangs für eine maliziöse Verleumdung und gallische oder spanische Stichelei gehalten, als ich zum ersten Male von querelle allemande, — tête carrée — el bebe como un Aleman (er trinkt wie ein Deutscher) u. s. w. hörte, und es an etwas derben Ant=

worten nicht fehlen lassen. Allein je länger ich Gelegenheit habe, unseren Charakter mit dem anderer Völker zu vergleichen, desto mehr finde ich es bestätigt, daß jene und andre ähnliche Ausdrücke völlig begründet sind. So fällt auch hier das gesellige Benehmen selbst der sogenannten gebildeten Deutschen auf. Die letzteren lassen sich leicht imponiren, aber schwer, wenn jemals, überzeugen, der Amerikaner hingegen läßt sich leicht durch Gründe bestimmen (daher der Einfluß kluger und tüchtiger Redner), aber niemals durch Gewalt oder persönlichen Einfluß beherrschen. Wenn Deutsche zu einer Besprechung und Berathung zusammenkommen, so beabsichtigt jeder von vornherein fest auf seiner Meinung zu beharren und die Uebrigen für dieselbe zu gewinnen; bleiben auch diese hartnäckig, wie er selbst, so wird man heftig, die Erörterung artet in Streit und dieser in Zank aus, häufig von Schlägen oder Duellen gefolgt. Daß ich hier nicht von den wirklich parlamentarischen Berathungen spreche, wirst Du begreifen, denn diese haben anerkannt zunächst England in unserem Vaterlande den anständigsten, wenn auch nicht erhabensten Charakter behauptet. Man kann sich einbilden, daß hier das Benehmen vieler unserer Landsleute noch einen grelleren Gegensatz gegen die ruhigen Besprechungen und Gesellschaften der Eingeborenen bildet, weil, wenn auch Mancher von jenen in der Heimath für Freiheitsbestrebungen verfolgt wurde, doch nur wenige einen wirklichen Begriff von Freiheit haben. Daß diese ihrem Wesen nach in der größtmöglichen Gerechtigkeit für Alle bestehe, ahnet nur eine kleine Anzahl und daher findet man auch hier eine Menge Deutscher, welche Ungebundenheit,

Zügellosigkeit und maßlose Frechheit für das Wesen der Freiheit halten. Da sie den Amtmann und Gensd'armen nicht mehr hinter sich, wohl aber häufig geläufige Zungen und derbe Fäuste haben, überdies gewöhnt sind, sich an Prügeleien zu ergötzen, so bestreben sich diese Leute, sich hier möglichst hervorzuthun und geltend zu machen. Von der Rohheit solchen Gesindels kannst Du Dir keinen Begriff machen und ebensowenig von dem übeln Rufe, in welchen sie ihre Landsleute bei den Amerikanern bringen; denn überall erregen ein Paar schlechte Subjecte mehr Aufsehen, als Hunderte von ruhigen Bürgern, und begeht ein Deutscher ein Verbrechen, so fällt die üble Nachrede auf die ganze Nation, und dies um so mehr, da man an Namen und Sprache sogleich erkennt, zu welcher er gehört. Die Irländer betragen sich im Allgemeinen noch unendlich viel schlechter als die schlechtesten Deutschen, allein für sie haben die Amerikaner starke Sympathie,*) weil sie geschworne Feinde der Engländer sind, und außerdem erkennt man weder am Namen noch an der Sprache so deutlich, zu welchem Volke die Missethäter gehören. Die Franzosen sind in viel geringerer Zahl vorhanden als Deutsche oder Irländer, geschmeidiger, höflicher und nicht so altfränkisch gekleidet als erstere, und willkommener, weil man in ihnen immer noch dankbar die alten Bundesgenossen ehrt. Wir Deutschen sind hier durchaus in einer falschen Stellung und wer-

*) Im gegenwärtigen Augenblicke wird der Vorschlag im Senate zu Washington gemacht, sich bei der englischen Regierung für die verurtheilten irländischen Patrioten in Neu-Südwallis zu verwenden, während dies noch niemals für deutsche Patrioten geschehen ist.

den aus derselben, so lange das Andenken an den amerikanischen Revolutionskrieg nicht erlischt, niemals herauskommen und sie nur dann verbessert sehen, wenn, wie es allerdings schon jetzt der Fall ist, eine mehr civilisirte Einwanderung längere Zeit gedauert hat.

Nach dem Vorhergehenden wirst Du mich vielleicht beschuldigen, die hiesigen Verhältnisse, besonders in ihrer Beziehung zu den Deutschen, durch eine zu schwarze Brille betrachtet zu haben, und fragen, ob denn die vielen guten Eigenschaften unseres Volkes nicht im Stande gewesen sind, ihnen eine günstigere Stellung zu verschaffen? Darauf versichere ich Dir, was den ersten Punkt betrifft, daß Nichts von dem Gesagten übertrieben ist, und bezüglich des zweiten, daß die Deutschen sich den Namen tüchtiger Ackerbauer und Arbeiter erworben haben. In allen untergeordneten Stellungen, als Diener im Hause und in Kaufläden, als Arbeiter auf dem Lande und Handwerker sind sie gern gesehen und gesucht, weil sie, besonders wenn unlängst erst eingewandert, zuverlässiger und unterwürfiger sind, als die Amerikaner. Als Landpächter werden sie auch von den Amerikanern selbst andern vorgezogen, sobald sie aber auf irgend eine Art eigne Geschäfte anfangen oder sich gar um ein ihnen zugängliches Staatsamt bewerben wollen, zu welchem Eingeborene genug vorhanden sind, so zeigt sich sogleich wieder das alte, unveränderte Vorurtheil und erschwert ihnen möglichst das Gelingen. Dennoch gelangen, wie ich Dir später ausführlicher angeben werde, die meisten Deutschen zu Wohlstand und leben im Ganzen zufrieden, weil Viele die Schmach ihres Volkes hier ebensowenig empfinden als

drüben, sich ebenso geduldig dem Unvermeidlichen fügen und am Ende niemals einen höheren Wunsch als den des materiellen Wohllebens kannten. Gäbe es nun keine andere Wahl, als in Deutschland zeitlebens zwischen Hunger und dem Erfrieren zu schweben oder nach den Vereinigten Staaten auszuwandern und sich damned shabby dutchman nennen zu lassen, so könnte man es der Mehrzahl der Hungernden und Frierenden nicht verdenken, wenn sie hierher kämen, allein da es noch sehr viele andre und schönere Länder giebt als die Union, wo unsre Landsleute mit Freuden aufgenommen werden, so rathe ich Niemandem, hierher zu gehen, besonders wenn in den tropischen oder anderen warmen Ländern noch günstigere Aussichten für das Wohlergehen vorhanden sind als hier. Es fehlt nur daran, daß die Bahn gebrochen werde und daß die deutschen Regierungen in pleno ein hübsches Stück Land aussuchen und ankaufen, etwa die Mosquitoküste, eine Provinz von Brasilien oder einen Strich von Afrika, um darauf eine deutsche Kolonie anzulegen und für die Sicherheit und das Fortkommen der ersten Einwanderer zu sorgen. Wie sollte man sich wundern, wenn man ein so kolonisirtes Land nach zehn Jahren sähe und mit Stolz empfände, daß Deutschland durch die Auswanderung an Kraft gewonnen, anstatt, wie bisher, daran verloren hätte. Ihr solltet Euch Alle für diesen Plan interessiren und Euch möglichst bemühen, daß er in Ausführung käme. Bedenkt nur den außerordentlichen Vortheil für das Mutterland sowohl als auch für die Auswanderer, welche nicht, wie jetzt überall, nur unter Fremde kommen, froh sein müssen, wenn sie ihre Muttersprache verlernt haben und

die Affen andrer Völker geworden sind, sondern unter ihren eignen Landsleuten, wenn auch in einem neuen Wirkungskreise fortfahren, ihrem Vaterlande anzugehören. Wenn Du nur einmal, wenn auch im Fluge, einen Theil der Millionen Acker gesehen hättest, welche deutscher Fleiß urbar gemacht und in üppig tragende Fluren verwandelt hat, wenn Du die vielen schönen deuschen Ansiedelungen, ihre schönen Landhäuser und Städte erblickt hättest, so würde Dein Herz mit Wehmuth erfüllt werden, daß alle diese Thätigkeit der Deutschen einem Volke zugute kommt, welches jene mit Undank lohnt, daß der deutsche Name schon in der zweiten Generation häufig geändert und die Sprache ebenso schnell gänzlich verloren geht. Trotz der drei Millionen Einwohner deutscher Abstammung geht es unserem Volke und Namen hier, wie dem Rhein in Holland, er verliert sich im Sande, wie die Lehrer und Lehrbücher der Geographie sagen. Obgleich nun der in Holland über 2300 Fuß breit eintretende Rhein in mächtigen Strömen dem Meere zufließt und fleißig und gutwillig jährlich hundert Tausende von Tonnen verschiedener Güter nebst einer Unzahl Personen trägt, so wird er doch mit Undank behandelt, indem alle seine Hauptmündungen andre Namen bekommen und bald Waal, Maas, Merwe, Leck und Yssel heißen. Nur der schwächste Arm des ehrwürdigen Stromes behält den Namen Rhein (oude Rhyn) und geht, nachdem er noch vorher, besonders in der Gegend von Leyden, unzählige Kanäle gefüllt, bei Katwyk selbst als Kanal künstlich und gerade ausgegraben in das Meer. Sobald unser ehrwürdiger Strom, der Stolz der europäischen Flüsse, gewaltig und ehrfurchtgebietend das Land der Hol-

länder betritt und es der Schifffahrt und dem Ackerbaue zugänglich macht, wird er von der Ignoranz undankbar mit fremden Namen belegt. Gerade so geschieht es den Deutschen in den Vereinigten Staaten; mehre Millionen Nachkommen Eingewanderter erhalten durch ihre Geburt in der Union den Namen Amerikaner, alle welche noch nicht oder schlecht englisch sprechen, heißen Dutchmen, und nur wenige erhalten die ihnen wirklich zukommende Benennung der Germen; alles Gute aber, was sie bewirken, die Macht, die sie der Union erringen helfen zur See und zu Lande, im Kriege und Frieden, kommt nur auf Rechnung der Amerikaner. Doch genug von der gewissenlosen Vergeudung der deutschen Kraft im Auslande; ich darf kaum hoffen, daß mein Kolonisationsvorschlag, welchen ich vielleicht später ausführlicher besprechen werde, zu einer Zeit Unterstützung findet, wo ganze deutsche Länder dem Einflusse der Fremden geopfert wurden und Deutschland noch geduldig den Rhein- und Sundzoll zahlt. Ehe wir aber die in der Zukunft gewisse deutsche Kolonie gründen, ist es jedem seiner Abstammung sich nicht schämenden Deutschen und jedem überhaupt, welcher ein freundlicheres Klima sucht und alle Vortheile, die er sich durch Auswanderung verschaffen kann, zu erlangen wünscht, zu rathen, lieber nach Mittel- oder Südamerika oder nach Australien zu gehen, als nach den Vereinigten Staaten. Ich versichere Dir, daß die Yankees blutige Thränen weinen und die d—d shabby dutchmen mit der größten Zuvorkommenheit zu sich einladen und behandeln werden, wenn der Strom deutscher Auswanderung eine andere Richtung nimmt und es ihnen unmöglich macht, ihre elen-

den Hütten und schlecht bebauten Felder nebst Vieh und sonstigen Waaren den dutch beggars für gutes deutsches Geld theurer zu verkaufen als allen anderen Nationalitäten. Glaube mir übrigens, daß wenn viele unserer Landsleute daheim so frugal und erbärmlich lebten und auf der anderen Seite so thätig, rührig und spekulativ sein wollten, als hier, wenn unbebautes Land dem Anbauer zugänglich gemacht, der Innungszwang und Standesunterschied aufgehoben oder gemildert würde, so könnte der größte Theil der hiesigen deutschen Ansiedler im Vaterlande viel besser und glücklicher leben, als hier.

Dritter Brief.

Die Frage: wird der Streit zwischen den südlichen Sklavenstaaten und zwischen den nördlichen Gegnern der Sklaverei zu einem Bruche der Union in eine nördliche und südliche Hälfte führen? wird gründlich verneint. — Die Bestrebungen der Sklavenhalter, das Institut der Sklaverei in Amerika zu erweitern und zu verewigen. — Beschreibung der Negerrace.

Highland, Illinois, den 4. December 1851.

Theuerster Robert!

In einem Deiner letzten Briefe sprichst Du Deine Besorgniß aus wegen einer bevorstehenden Trennung der südlichen Staaten von den nördlichen und fragst mich, warum die Bewohner der ersteren nicht die europäische Einwanderung nach ihren Grenzen zu ziehen suchen? Ich will mich bestreben, beide Punkte so viel als möglich zu erörtern und nur zu Deiner Beruhigung sogleich vorausschicken, daß ich weder die Trennung der Union, noch eine zahlreiche deutsche Auswanderung nach den Sklavenstaaten für möglich halte, und zwar ganz besonders der Sklaven wegen.

Wenn man die amerikanischen Zeitungen seit ohngefähr

einem Jahre gelesen und weder in der Union gelebt hat, noch mit der hiesigen Politik vertraut war, so mochte es allerdings das Ansehen haben, als wenn eine drohende, dem Bürgerkriege unmittelbar vorausgehende Aufregung geherrscht habe und noch herrsche; und man wird es kaum glaublich finden, daß, während im Congresse von Trennung, Gewalt und bewaffnetem Widerstande gesprochen wurde und man in mehreren südlichen Staaten anscheinend Vorbereitungen dazu traf, auch nicht ein wohlunterrichteter Mann im Lande daran glaubte und daß Jeder ruhig, wie gewöhnlich, seinen Geschäften nachging, ohne sich auch nur im Geringsten um das Nullificationsgeschwätz zu bekümmern. Die Volksvertreter in Washington benutzten die aufregende Frage, um politisches Kapital daraus zu machen, sehr viel Eifer für die Interessen ihrer besonderen Staaten zu zeigen, um — wieder zum Senator, Deputirten oder noch etwas Einbringenderem gewählt zu werden. Die südlichen Sklavenhalter schienen für das göttliche Institut der Sklaverei förmlich begeistert zu sein und die Ausbreitung desselben in die neuerworbenen Staaten von Gottes- und Rechtswegen zu fordern; sie sprachen von Auflösung der Union, um das Volk im Norden zu schrecken, wohl wissend, daß kein ächter Republikaner dieselbe billigt, und dadurch ihren Zweck zu erreichen. Die Bewohner der südlichen Staaten sind ursprünglich Nachkommen der englischen Aristokratie und suchen das Princip, welches ihre Vorfahren in Aemtern und Wohlstande erhielt, auch in den Vereinigten Staaten zu verewigen. Denn obwohl die Sklavenstaaten in Betreff der Einwohnerzahl bei weitem die Minderheit bilden im Vergleich

zu den Freien, so haben sie doch seit der Unabhängigkeitserklärung vielmehr an Ausdehnung, was den Flächenraum der neuaufgenommenen Staaten betrifft, zugenommen als letztere, und die höchsten Staatsämter mit einer größeren Anzahl ihrer Bürger besetzt, als diese.*) Die Sklaverei und ihre Vertreter hatten demnach in der Union einen unverhältnißmäßig großen Einfluß erlangt, welcher früher nur insofern begrenzt worden war, als man im Congreß bestimmt hatte, daß nördlich vom Ohiofluß und der Nordgrenze vom Staate Missouri die Sklaverei nirgends eingeführt werden dürfe (Missouri compromise line). Durch die Erwerbung der neuen Gebiete von Mexiko erhielten aber diesem Vertrage zufolge die Sklavenhalter das Recht, sich in denselben mit ihren Sklaven niederzulassen und also neue Sklavenstaaten zu gründen; da stand Wilmot, ein zweiter Wilberforce, im Congresse auf und machte den Vorschlag, durch ein Gesetz die weitere Ausbreitung der Sklaverei zu verbieten (Wilmot proviso). Dies war ein Feuerbrand, der zündete und in der ganzen Republik in jeder Hütte besprochen wurde. Ganz constitutionell war nun dieser Antrag wohl nicht, aber zeitgemäß und praktisch, um diese unheilschwangere Angelegenheit endlich zur Entscheidung zu bringen. Die Sklavenritter erzürnten sich gewaltig ob dieses Ansinnens und drohten mit Ausscheidung aus der Union. Die principlosen, selbstsüchtigen Politiker aller Staaten benutzten

*) Die von 1789 bis 1850 neuaufgenommenen 8 freien Staaten enthalten 323,887 Quadratmeilen und 5,310,426 Einwohner, die seitdem zur Union getretenen 10 Sklavenstaaten 688,553 Quadratmeilen und 5,998,028 Einwohner.

die Aufregung, um schöne Reden zu halten, Gelegenheit zu haben, sich um das Vaterland verdient zu machen und ihrer Verdienste wegen wieder erwählt zu werden. Der Staat Massachussetts, in welchem die Intelligenz der Union ihren Hauptsitz hat, beantwortete die Trennungsdrohung von Süd-Karolina mit einer Bittschrift an den Congreß, diesen Staat und alle anderen, welche es wünschten, friedlich und mit Vergnügen aus der Union ausscheiden zu lassen. Alle vernünftigen Leute des Nordens theilten diesen Wunsch, wohl wissend, daß dies Verfahren die südlichen Don Quixotes am schnellsten zum Schweigen bringen würde. Da traten aber schnell die Politiker von Profession zusammen, wiesen nach, daß die neuen Gebiete sich durchaus nicht zu Sklavenstaaten eigneten, die Streitfrage zum Theile also dadurch erledigt sei, gaben durch das sogenannte fugitive slave law (Sklavenjagdgesetz) den südlichen Staaten einige Vergünstigungen und suchten es auf diese Art zu verhindern, daß diese Angelegenheit durch allgemeine Abstimmung und den unmittelbaren Einfluß des Volkes entschieden wurde.

Um die anscheinend sehr einfache, in der Wirklichkeit aber außerordentlich verwickelte Frage richtig beurtheilen zu können, ist es nöthig, einen Blick zu werfen 1) auf die Uebereinkunft der Sklaven- und freien Staaten zur Zeit der Gründung der Union, 2) auf den Zustand der neuen, von Mexiko theils eroberten, theils für zwanzig Millionen Dollar gekauften Gebiete, und 3) auf die zu derselben Zeit schon vorhandenen Sklavenstaaten. Was den ersten Punkt betrifft, so bestand in den englisch-amerikanischen Colonien die Sklaverei, durch die Engländer eingeführt, in allen Staaten. Im

Süden, wo reichere Grundbesitzer wohnten und das Klima sich mehr für Benutzung der Neger eignete, hatte sich die Einfuhr derselben besonders vermehrt und dadurch die Hauptquelle des Reichthums der Pflanzer abgegeben. Als daher im Congresse zu Philadelphia der Antrag für Freilassung aller Sklaven gestellt wurde, war es nicht zu verwundern, daß die nördlichen Staaten, in welchen sich nur wenige der letzteren befanden, diese Maßregel sogleich in Ausführung brachten, die südlichen hingegen sich ihr hartnäckig widersetzten und als Bedingung ihres Beitritts zur Republik feststellten, daß weder die Regierung, noch die Gesetzgebung der Union sich in ihre innern Angelegenheiten, soweit diese die Sklaverei betrafen, mischen dürften. Die letztere behielt daher in den Staaten Virginien, Delaware, Maryland, Nord- und Süd-Karolina Bestand, und obwohl der Negerhandel durch Einfuhr von Außen aufgehoben wurde, so dauerte er doch zwischen diesen fünf Staaten unbeschränkt fort. Weil nun aber vom Auslande keine Neger mehr zugelassen wurden und demnach der Werth der einmal vorhandenen sich bald verdoppelte, so wurden die Besitzer derselben immer abgeneigter, sie freizugeben.

Patrioten wie Franklin, Washington, Jefferson u. A. hatten sich nun zwar bald überzeugt, daß die Habsucht der Pflanzer in den südlichen Staaten allen Bestrebungen für Abschaffung der Sklaverei sehr entschieden entgegentrat, und mit Bedauern dem Süden ein Zugeständniß gemacht, in der Voraussetzung, daß der Menschenhandel auf die einmal damit verpesteten Staaten und Territorien beschränkt bleiben würde; allein die Sklavenhalter nahmen sehr bald ein Gesetz in An-

spruch, welches jedem Bürger der Vereinigten Staaten gestattet, sich irgendwo in den Territorien der Nation mit seinem Eigenthume niederzulassen, indem sie erklärten: Die Neger seien ihr Eigenthum, und verbreiteten auf diese Art unter dem Schutze der Gesetze die Sklaverei über ein unermeßliches Gebiet. Daß die sich nun schon von diesem unwürdigen Institute befreit habenden Staaten von dieser unsittlichen Einwanderung frei blieben, versteht sich von selbst. Ich muß, um verständlicher zu sein, mich des Ausdruckes Territorium bedienen, worunter man hier alle nur wenig oder noch gar nicht angesiedelte Gebiete versteht. Ihre Begrenzung ist nicht genau bestimmt und ihre Benennung richtet sich entweder nach benachbarten Staaten, wie z. B. Missouri-Territorium, oder schon früher vorhandenen Namen solcher Gegenden (Utah-Territorium etc). Sobald die Bevölkerung eines Territoriums 70,000 Einwohner beträgt, wählt sie sich ein Staatsparlament, Congreßmitglieder für den Unionscongreß, giebt sich eine Verfassung, bestimmt seine Grenzen, soweit diese nicht schon durch benachbarte Staaten gesichert sind, und läßt dann durch seine Abgeordneten in Washington um Aufnahme in die Union als Staat nachsuchen, welche auch fast ohne Ausnahme erfolgt, sobald die Verfassung des neugebildeten Staates den Satzungen der Föderalconstitution in keiner Weise widerspricht. Die südlichen Territorien sind nun namentlich den Sklavenhaltern besonders günstig und von ihnen als sichere Beute ausersehen.

Der Grund zu dieser Auswanderung der Pflanzer nach neuen Gebieten liegt theils in der außerordentlichen Vermeh-

rung der Bevölkerung, sowohl der weißen, als der schwarzen, theils in der unangenehmen Nachbarschaft der nördlichen freien Staaten, theils aber auch in der Verschlechterung des schon lange bebauten Bodens. Anstatt nun diesen zu verbessern und nach wie vor Tabak oder Baumwolle zu ziehen, gehen die Virginischen, Kentuckyschen u. a. Pflanzer mit ihren Negern nach Louisiana oder Texas und legen dort auf unerschöpflich reichen Ländereien um so vieles einträglichere Zuckerplantagen an. Nachdem aber der Goldreichthum Kaliforniens bekannt wurde, ging ihr ganzes Streben dahin, dieses Territorium zu einem Sklavenstaate zu machen, indem sie schon im Voraus die Millionen berechneten, welche einige hundert Neger ihnen durch die Goldwäsche erwerben würden. Es ist leicht begreiflich, daß so glänzende Aussichten der äußersten Anstrengungen für deren Verwirklichung werth waren und daß die Goldgier dieser südlichen Amerikaner sie zu der für die Union unauslöschlichen Schmach verleitete, in einem Lande die Sklaverei wieder einführen zu wollen, wo sie die mexikanische Republik früher schon abgeschafft hatte. Hatten die Sklavenritter doch Texas zur ewigen Schande für freie Männer wieder zum Sklavenstaate gemacht, warum sollte es denn nicht mit Kalifornien gelingen! Allein theils wirkliches Ehr- und Schamgefühl, theils aber auch die Furcht, daß durch Negerarbeit den freien Weißen der Gewinn in den Goldwäschen und Minen Kaliforniens entzogen werden möchte, veranlaßte diese, Alles aufzubieten, was dazu beitragen konnte, dieses Territorium in einen freien Staat zu verwandeln, und weil die große Mehrzahl der ersten Einwanderer aus den freien nördlichen Staaten stammte, so ent-

schied sich auch die Bevölkerung desselben fast einstimmig dafür, Kalifornien zu einem solchen zu machen, und verlangte vor zwei Jahren die Aufnahme als Staat in die Union. Die südlichen Staaten waren im höchsten Grade darüber aufgebracht, daß ihnen ihre goldenen Hoffnungen so schnell vernichtet worden waren, und daß künftighin ein Besitzer von hunderten von Negern ebensogut graben und waschen müsse, wie jeder andere gewöhnliche Mensch, wollte er in Kalifornien in den Minen sein Glück versuchen; sie verhinderten daher durch alle möglichen Schliche und Kabalen die Aufnahme des neuen Staates in die Union, in der Erwartung, es werde ihnen vielleicht noch gelingen, denselben für die südlichen Interessen zu gewinnen. Bei dieser Gelegenheit kamen nun alle seit längerer Zeit unberührt gebliebene Streitfragen zwischen den nördlichen und südlichen Staaten zum Vorschein und wurden in Washington mit großer Erbitterung verhandelt. Die Freunde der unbedingten Freilassung alter Neger beantragten diese, und die Sklavenhalter antworteten mit der Drohung der Auflösung der Union und dadurch, daß sie ihre Bedürfnisse nicht mehr von Abolitionisten kauften. Die Besitzer von Negern beschwerten sich besonders darüber, daß sie flüchtige Sklaven aus den freien Staaten nicht wieder erlangen könnten und daß dieses unnachbarliche, ihr Eigenthum gefährdende Benehmen nicht schlimmer sein könnte, wenn die freien Staaten von Feinden statt Freunden bewohnt wären. Sie willigten daher nicht eher in die Aufnahme Kaliforniens als Staat in die Union, als bis der Congreß ein Gesetz erlassen hatte, demgemäß jeder Pflanzer seine in freie Staaten geflüchteten Neger dort mit

Hülfe von Gerichtspersonen festnehmen und nach geliefertem Beweise, daß sie sein Eigenthum sind, wieder zurück auf seine Pflanzung, oder überhaupt wohin er will, führen darf. Dieses Gesetz enthält einen Paragraphen, nach welchem jeder Bewohner eines freien Staates, welcher sich weigert, nach vorausgegangener Aufforderung des Besitzers oder eines Beamten zur Einfangung eines flüchtigen Sklaven behülflich zu sein und ihn vor den Richter, welcher über die Gültigkeit des Besitzanspruches zu entscheiden hat, zu bringen, in schwere Strafe fällt und daß alle Fang- und Gerichtskosten von der Unionsregierung und nicht von dem Eigenthümer getragen werden! Den Eindruck, den solche Verordnungen auf Leute, welche meistens die Sklaverei verwünschen, machen, kann man am besten beurtheilen, wenn man sich selbst in die Lage derselben versetzt. Würdest Du Dich durch irgend eine Strafe bestimmen lassen, einen Neger fangen zu helfen, welcher seine Freiheit durch die Flucht erlangt zu haben glaubt und sich lieber auf den Tod verwunden, als gutwillig ergreifen läßt? Gewiß nicht; nun denke Dir aber die Erbitterung der wirklichen Abolitionisten (Leute, welche auf irgend welche Art die Sklaverei abgeschafft zu sehen wünschen, und wäre es selbst durch einen Aufstand der Schwarzen gegen ihre Herren), die im vollen Ernste ein gutes Werk gethan zu haben glauben, wenn sie einen Neger zum Davonlaufen vermögen konnten, denke Dir, sage ich, ihre Entrüstung, wenn man ihnen zumuthet, die Flüchtlinge allenfalls mit gewaffneter Hand wieder in ihre Knechtschaft

zurückzubefördern! Wie es vorauszusetzen war, ist es gekommen; die Bewohner der freien Staaten helfen den flüchtigen Sklaven viel eher zum Entkommen oder befreien sie lieber aus der Gewalt der Scheriffs, wenn jene dahin gerathen waren, als daß sie sich zum Einfangen derselben hergeben. Bereits ist es schon zu Aufläufen und bewaffneter Widersetzlichkeit gegen die Behörden und in Folge davon zu langwierigen Processen gekommen, welche größtentheils zu Gunsten der Abolitionisten ausfielen, und bald wird das Gesetz entweder blos im Buchstaben bestehen, oder wieder abgeschafft werden; denn da es ein durch einen Theil gewissenloser nördlicher Politiker dem südlichen Einflusse gemachtes Zugeständniß darstellt, so ist das Volk der freien Staaten dieser unverdienten Vergünstigung durchaus feindlich gesinnt. Die Sklavenhalter können nämlich nicht mehr verlangen, als daß man ihr Verhältniß zu den Negern duldet, und da das Gesetz die Sklaven als Eigenthum betrachtet, so mögen sie, wie jeder andre Bürger im Falle des Verlustes, dasselbe auf ihre Kosten suchen und nehmen, wo sie es finden. Warum sollen nun aber die südlichen Pflanzer begünstigt sein und noch dazu mit Verletzung des Gefühles und von Grundsätzen, welche die wirklich freien Amerikaner mit andern civilisirteren Nationen theilen? Hat das Gold des Südens, oder haben es Schmeicheleien und schwelgerische Gastmähler in Washington dahin gebracht, daß ein die Mehrzahl des amerikanischen Volkes so beleidigendes Gesetz im Congresse durchgehen konnte? That man es wirklich des Friedens wegen? oder fürchtete man wirklich die Drohungen der Sklavenritter? Sicherlich nicht, es wäre denn, daß drei-

zehn und eine halbe Million Einwohner sich vor sechs und einer halben, welche noch außerdem drei Millionen Sklaven zu bewachen haben, zu fürchten hätten!

Hätten nicht alle gewissenhafte Abgeordnete der freien Staaten denen der Sklaven haltenden erklären müssen: „wir wollen Euch Gerechtigkeit widerfahren lassen nach dem Buchstaben der Constitution, damit begnügt Euch oder thut, was ihr wollt, allein muthet uns nicht zu, daß wir der Majorität der Nation zu Euren Gunsten Hohn sprechen sollen.“ Allein trotz dem, daß im Congresse 146 Abgeordnete der nördlichen und nur 89 der südlichen Staaten vorhanden waren, setzten doch die letzteren ihren Willen durch, das fugitive slave law wurde erlassen und als ein den Sklavenhaltern gemachtes Zugeständniß (compromise) für die Zulassung Kaliforniens als Staat in die Union betrachtet! Es ist wohl keine Frage, daß ein großer Theil der Sklavenbesitzer die Sklaverei für ein Uebel hält und daß sie gern ihre Neger für den Preis derselben los sein würden; sie sehen das schlimme Ende ihrer verdorbenen socialen Verhältnisse herannahen und wissen recht gut, daß ihre Constitution an einem Krebsschaden leidet, welcher dieselben trotz des jetzt blühenden Aussehens untergräbt; und dennoch bilden sie sich ein, durch einen Schnitt an einem fremden Körper könne ihr Uebel entfernt werden! Anstatt daran zu denken, wie, und offen zu erklären, daß mit der Zeit das entehrende Verhältniß zwischen Sklaven und Herrn aufgehoben werden sollte, stellen sie den Wünschen und Rechten ihrer Nachbarn übermüthigen Trotz entgegen! Wohl ist es wahr, daß aus den an die nördlichen Staaten grenzenden Sklavengebieten

jährlich Viele entfliehen und sich entweder in jenen verbergen oder bis nach Canada, wo sie augenblicklich frei sind, zu gelangen suchen; und ebenso gewiß ist es, daß mancher Fanatiker aus dem Norden die Neger des Südens zur Flucht oder Widersetzlichkeit anzuregen sucht; allein dies sind Uebel, welche durch die Trennung der Union nur noch unendlich verschlimmert werden würden, und daher ist die Drohung außerordentlich lächerlich. Man hat aus den in den Sklavenstaaten zusammengerufenen Conventionen behufs der Berathung über ihren Austritt aus der Union ersehen, daß die Mehrzahl der Einwohner gegen dieses Treiben gestimmt ist, und zwar mit Recht. Denn wäre es wirklich wahr, daß die freien Staaten im Allgemeinen eine unmittelbare Freilassung der Farbigen bezweckten, würde ein Krieg mit denselben gegen diesen Plan schützen? Würde er nicht während desselben ohne allen Zweifel ebenso gewiß unmittelbar ausgeführt werden, als er jetzt höchstens in den Köpfen blos einzelner Fanatiker spukt? Die freien Staaten haben nach der Zählung vom vorigen Jahre eine Bevölkerung von 13,580,075, die Sklaven haltenden hingegen nur von 9,677,225, von welchen 3,178,055 Sklaven sind. Da nun die letzteren sich ohnfehlbar auf die Seite der freien Staaten schlagen würden und als im Lager des Feindes befindlich wohl gezählt zu werden verdienen, so steht das wirkliche Verhältniß wie 16,758,130 zu 6,499,170. Bedenkt man noch, daß von diesen letzteren alle diejenigen, welche keine Sklaven besitzen, und solche, welche zum Besten des Staates gern zu Opfern und demnach zur Freigebung ihrer Neger bereit sind, keinen Theil am Kampfe nehmen werden, so erscheint die Drohung

der Sklavenritter, Gewalt brauchen zu wollen, als eine große Abgeschmacktheit. Außerdem ist die See= und Landmacht, die Arsenale ꝛc. in den Händen der Regierung, welche bisher stets gegen die Anarchisten mit Entschiedenheit aufgetreten ist.

Uebrigens bilden Flüsse, wie der Missouri, Ohio und Mississippi ein so unzerreißliches Band zwischen den nördlichen und südlichen Staaten, daß an eine Trennung derselben schon aus diesem Grunde nicht zu denken ist. Dieselben sind die Pulsadern eines großen Theiles der Sklavenstaaten und können niemals von streitenden Parteien zugleich benutzt werden. Der Stärkere wird sie allein benutzen, und wehe dem Süden, wenn er es zum Kampfe auf den genannten Strömen und an ihren Ufern kommen läßt. Die freien westlichen Staaten können sehr gut ohne den Süden bestehen, da sie jetzt schon durch die oberen Seeen, Kanäle und Eisenbahnen in ebenso direkter Verbindung mit New=York, als mit Neu=Orleans sind, allein Louisiana, Mississippi, der Osten von Texas ꝛc. können der Zufuhr aus dem Norden nicht entbehren! Glaubst Du nun wohl, daß die Herren Sklavenritter dies nicht ebensogut wissen, als ich? und kannst Du demnach noch Besorgniß hegen wegen des Zerfallens der Union? Wahrhaftig, ich wünschte, jene wären mit Blindheit geschlagen und ihr Uebermuth triebe sie zu Feindseligkeiten, es wäre das größte Glück für die Union und für die Menschheit; denn binnen drei Monaten würden alle Sklaven frei, alle ihre Herren besiegt sein und demüthig wieder um Aufnahme in die Union bitten, welcher sie so bubenhaft hohngesprochen, und dann wären die Freistaaten wirklich das, was ihr Name andeutet, und könnten als Muster dienen für alle Völker.

Was nun die neuen von Mexiko an die Vereinigten Staaten abgetretenen Gebiete betrifft, so bestand in ihnen während der spanischen Oberherrschaft die Sklaverei, sie wurde jedoch völlig abgeschafft, nachdem Mexiko sich als Republik constituirt hatte. Wäre es nun nicht eine unvertilgbare Schande, wenn die Sklaverei in diese Länder wieder eingeführt werden sollte, wie es leider schon mit Texas geschehen, und noch dazu von einem Volke, das sich für das beste, nobelste und civilisirteste hält? Und kannst Du es glauben, daß das Unedle eines solchen Beginnens noch nirgends in der Union gerügt worden ist, und daß man nur über die Gesetzlichkeit desselben vorläufig im Congresse sprach, insofern nämlich in Neu-Mexiko noch die mexikanischen Gesetze vor der Hand gültig bleiben mußten? Es scheint, daß die jetzigen Amerikaner über den Vortheil alle anderen Rücksichten vergessen, und daß alle Schaam da überflüssig ist, wo die guten Geschäfte anfangen. Die Amerikaner im Allgemeinen werfen den Yankees (den Bewohnern der fünf nordöstlichen Staaten) ein Sprüchwort vor, welches die Väter den Söhnen bei deren Eintritt in die Geschäftswelt mit auf den Weg geben; es lautet: „make money, my son, honestly, if you can-but make money „erwirb Dir Geld, mein Sohn, auf ehrliche Weise, wenn Du kannst, aber erwirb jedenfalls Geld", allein man sollte meinen, dies könne überhaupt als Grundsatz aller Amerikaner gelten; denn das fait accompli schneidet bei ihnen alle Nachfragen über den Erwerb des Reichthums ab. Ein worthy man (ein würdiger Mann) heißt daher hier ein reicher Mann, und ehrlich ist, wie in China, jeder, welcher

nicht gesetzlich einer Spitzbüberei überführt werden kann. Die Selbstsucht geht über Alles, und daher darf man sich nicht wundern, daß man unter diesem Volke so eifrige und wahrhaft enthusiastische Vertheidiger der allerdings für die Herren sehr vortheilbringenden Sklaverei findet.

Ein Beschönigungsgrund für die Ausbreitung dieses Instituts in Territorien oder neue Staaten ist folgender. Man sagt, daß dadurch die Neger aus den Ohio= und nördlichen Mississippistaaten, wo sie weniger Nutzen bringend sind, herausgezogen und letztere daher bald in freie Staaten verwandelt werden würden. Dies ist unbestritten wahr, dient aber nur dazu, die Sklaverei dauernder und das Loos der Neger härter zu machen. Denn je weniger der Sklave nützlich ist, desto geringer sein Werth und der Widerstand gegen seine Freilassung, je reicher hingegen der Ertrag seiner Arbeit, desto weniger Aussicht auf Freilassung. In Virginien, Kentucky, Maryland, Delaware, Tennessee und Missouri ist der Boden vieler Plantagen schon so ausgesogen, daß es sich kaum noch der Mühe lohnt, dieselben durch Neger bearbeiten zu lassen, und daß die Besitzer geneigt sind, gegen geringe, durch die Sklaven selbst erschwingliche Vergütung dieselben frei zu lassen und das Land an freie weiße Arbeiter zu vermiethen, oder in kleinen Stücken zu verkaufen. Außerdem verringert noch die Häufigkeit der Flucht den Werth der Farbigen, die Menschlichkeit gebildeter Herren belohnt häufig treue Dienste durch die Freilassung und sichert den Sklaven jedenfalls eine wohlwollende Behandlung. Der Freigelassene ist in diesen volkreichen, viele große Städte enthaltenden Staaten im Stande, sich ein kleines

Vermögen zu erwerben und mit Hülfe desselben nach Liberia, der amerikanischen Colonie für freie Farbige auf der Küste von Afrika, auszuwandern. Auf diese Art stand die baldige Aufhebung der Sklaverei zunächst in den genannten Staaten in Aussicht; allein durch die Versetzung der Neger in südlichere, im höchsten Grade fruchtbare Gegenden erzielt der Besitzer einen bei weitem größeren Vortheil, als früher. Der Werth der Sklavenarbeit verdreifacht sich und daher schwindet auch jede Hoffnung auf Abschaffung derselben. Die selten gelingenden Fluchtversuche der Sklaven lassen keine ähnliche Furcht über die Sicherheit dieser Art Eigenthums wie in den alten Staaten aufkommen, die auswandernden Pflanzer sind gewöhnlich die wenigst civilisirten und milden, und daher ist durch Uebersiedelung der farbigen Bevölkerung nach neuen Staaten oder Gebieten die Möglichkeit des Freiwerdens derselben in weite Ferne hinausgeschoben, und wird ja einem Neger die Freiheit geschenkt, so findet er wenig Gelegenheit, für sein Fortkommen zu sorgen, und verfällt der Armuth oder dem Verbrechen.

Aus dem Vorhergehenden wird Dir einleuchten, daß wenn nicht bald entscheidende Schritte geschehen, um der Sklaverei Einhalt zu thun, dies immer schwieriger werden wird, theils durch die immer anwachsende damit behaftete Ländermasse, theils aber auch wegen der außerordentlichen Vermehrung der Farbigen durch die Fortpflanzung; denn ohne daß nachweisbar oder wahrscheinlich seit 1790 von Afrika oder den Colonien Neger in die Vereinigten Staaten eingeführt wurden, hat sich doch seitdem ihre Anzahl von 697,397 auf 3,178,055 vermehrt. Um Dir aber einen

Begriff von der Schwierigkeit der Abschaffung der Sklaverei zu machen, so bedenke, welchen Widerspruch der darauf gerichtete Vorschlag schon 1789 fand, wo die Sklavenbevölkerung, den Kopf durchschnittlich zu 300 Dollar gerechnet, 209,219,100 Dollar werth war, und welches Schicksal ein solcher Antrag jetzt haben würde, wo ein Sklave zuweilen bis zu 1500 und 2000 Dollar verkauft wird, der Einzelne daher im Durchschnitt mindestens zu 600 Dollar, und die gesammte farbige Sklavenbevölkerung auf 1,906,833,000 Dollar zu schätzen ist. Es wäre unbillig, zu verlangen, daß eine so große Summe freiwillig geopfert werden solle, blos auf den Wunsch der Abolitionisten, allein ebenso ungereimt ist der Vorschlag der Sklavenhalter, daß wenn jene den Werth der Neger erstatteten, dieselben sofort freigelassen werden sollten. Weder die Einen noch die Andern werden sich jemals zu so bedeutenden Opfern verstehen, und daher hat man auch verschiedene andere Wege vorgeschlagen, um die künftige Befreiung der Sklaven anzubahnen und dadurch gewaltsame Maßregeln zu verhüten. Alle diese Pläne jedoch sind insofern mangelhaft, als sie den Pflanzern zu kurze Fristen stellen und nicht dafür sorgen, daß die Farbigen aus dem Lande entfernt werden. Vielleicht wird ein von mir entworfener mehr Anklang finden, da er beide Einwände beseitigt. Ich beantrage nämlich, daß gesetzlich bestimmt werde: jeder nach Verlauf von 25 Jahren geborene Neger soll frei sein. Der Herr seiner Aeltern hat ihn bis zum 16ten Jahre unentgeltlich zu erhalten, denn bis zu diesem Alter kann er durch seine Arbeit verdient haben, was er in seiner Kindheit an Nahrungsmitteln und Kleidung gekostet hat.

Vom 16ten bis 21ten Jahre bleibt er bei seinem Erzieher, oder falls dieser ihn nicht beschäftigen will, bei einem Andern für den geringen Lohn von 20 Dollar jährlich mit der Bedingung, daß er als Handwerker beschäftigt würde und Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen erhalte. Die erworbenen 100 Dollar kommen in die Kassen des Staates, welcher überhaupt die Freigeborenen unter seine besondere Aufsicht zu nehmen hat, und für diese Summe wird der Neger nach Liberia übergeschifft und noch mit einigen Werkzeugen seines Handwerkes ausgestattet. Die Entfernung der freien Farbigen aus dem Lande ist eine unerläßliche Folge ihrer Befreiung, denn die Negerrace kann der Erfahrung gemäß nicht mit gleichen Berechtigungen neben der weißen bestehen.

In der Stellung der Neger in den Sklavenstaaten ist eine zweifache Beziehung zu den Weißen zu unterscheiden, nämlich 1) die als Sklaven und 2) diejenige als Geschöpfe einer untergeordneten Race. In ersterer Hinsicht sind sie überall Gegenstände besonderer Fürsorge; man möchte recht viele und diese im besten Stande haben. Die Herren wetteifern mit einander über den Vorzug des Aussehens und der guten Kleidung. Es ist abgeschmackt, anzunehmen, daß der Sklave mißhandelt, schlecht genährt oder überarbeitet werde, da er ja den Haupttheil des Vermögens seines Herren bildet und von seinem Wohlergehen das Einkommen desselben abhängt. Uebrigens sichern die Gesetze die Farbigen hinlänglich vor schlechter Behandlung, und die Strafen der von Weißen begangenen Vergehen sind ungleich härter, als die der Sklaven. Ich habe vielfache Gelegenheit

gehabt, mich über die Schicksale der Neger zu unterrichten, und ich kann Dir versichern, daß ich nicht einmal Zeuge einer unverdienten harten Behandlung derselben gewesen wäre; außerdem spricht auch ihre außerordentliche Vermehrung dafür, daß sie leiblich wenigstens keine Entbehrungen oder Leiden zu dulden haben. Ihre Herren behandeln sie gütig und gewähren den besten, und überhaupt allen Dienern ein unumschränktes Vertrauen, sodaß die sogenannten Haussklaven fast mit derselben Herzlichkeit und Nachsicht behandelt werden, als Familienmitglieder.

Ganz verschieden hingegen ist die Beziehung des Negers zu dem Weißen, als Wesen einer verschiedenen Race. Hier erscheint nur der Aethiopier dem Kaukasier gegenüber, und letzterer betrachtet sich um so vieles besser und höher über jenem stehend, als etwa der Hühnerhund über dem Mops. Selbst die entfernteste Andeutung eines Europäers auf gleiche Abstammung oder Befähigung beider Racen erregt Unwillen bei den meisten Amerikanern, und die gleiche Meinung von einem Farbigen in einem freien Staate ausgesprochen erregt ihren Ekel und Zorn. Die Männer sind nun zwar nicht sehr bedenklich in ihrem Umgange mit Negerinnen, allein eine weiße, selbst die gemeinste Frau, würde schon der Gedanke einer Umarmung eines Negers mit Abscheu erfüllen und ihr das Gestatten derselben zum Verbrechen angerechnet werden. Ein Neger, welcher sich dieses Verbrechen zu Schulden kommen läßt, wird ohne Gnade zum Tode verurtheilt. Es ist ein Glück, daß diese Grundsätze gelten und daß dadurch wenigstens in Amerika der größeren Verbreitung dieser Race Grenzen sind.

Ehe ich Dir meine eigne Meinung über diesen so oft in Zweifel gezogenen Raceunterschied mittheile, laß mich Dir in der Kürze den Eindruck schildern, den die Neger und die Sklavenverhältnisse auf mich gemacht haben. Als ich nach Amerika kam, theilte ich den Wunsch der meisten Europäer für die schnellste Befreiung der Sklaven, und würde diesen überall geholfen haben, wo sie Gewalt gebraucht hätten. Ich träumte, wie wir es früher thaten, nur von Sklaven und Ketten, dachte an die unerhörten Qualen und Grausamkeiten und hielt selbst das Trauerspiel von Hayti für einen einfachen Act der Gerechtigkeit. In New-York bewies ich auf alle mögliche Weise den Farbigen meine Theilnahme, sprach viel mit ihnen und beschenkte sie reichlich. Auf meiner Reise nach Pittsburg fuhr ich im Eilwagen mehre Tage und Nächte mit drei Geistlichen. Meine Bibelfestigkeit und meine besonderen exegetischen Kenntnisse und meine Begeisterung für die Sklaven wirkten bei ihnen so sehr zu meinen Gunsten, daß sie abwechselnd meine Cicerones in Pittsburg wurden und mich in ihre Seminare und zu Abolitionsmeetings führten. Unter letzteren verstand ich damals Zusammenkünfte von Männern, um über Pläne zur unmittelbaren Befreiung der Sklaven zu berathen; ich begab mich daher zur bestimmten Stunde an den bezeichneten Ort und kam zu meiner Verwunderung (es war an einem Wochentage von 6 bis 8 Uhr Abends) in eine Kirche, wo in näselndem Tone, gestützt auf altväterische Bibeltexte und in allgemeinen Ausdrücken die Sklaverei als von Gott verpönt dargestellt und sehr dagegen geeifert wurde. Der Vortrag sowie

die ganze Art und Weise, die Sache zu behandeln, erschien mir zu zahm, unbedeutend und befriedigte mich keineswegs. Damals wußte ich aber noch nicht, daß irgend Etwas, was hier durchgesetzt werden soll, durch irgend eine schlau angewendete Bibelstelle zur Glaubenssache gemacht werden muß, damit die Gläubigen es festhalten und mit unermüdlichem Eifer und unüberwindlicher Zähigkeit zur Ausführung bringen. In den Kirchen wird daher am sichersten die Befreiung der Sklaven betrieben, wie auch von ihnen die Mäßigkeitsvereine ausgingen. In Louisville betrat ich zum ersten Male den Boden eines Sklavenstaates und sah an einem schönen Sonntage im Freien ein Dutzend schwerbetrunkener Neger. Trotzdem nun, daß ich auf deutschen Universitäten, in London und Irland das Vollkommenste in diesem Genre gesehen und erlebt zu haben glaubte, so hat doch die unverholene Bestialität dieser Neger in mir einen förmlichen Ekel gegen dieselben erregt und meine Sympathien für sie bedeutend abgekühlt. Es verrieth sich in ihrem Benehmen so viel Rohheit, so viel Wildthierisches, daß der betrunkenste Russe oder Irländer noch als Cavalier gegen diese Schwarzen erschienen wäre. Als ich später nach Louisiana kam, besuchte ich zuweilen Pflanzer und erkundigte mich bei ihnen über den Zustand ihrer Neger. Einer derselben, ein ausgezeichnet gebildeter und menschenfreundlicher französischer Creole, bat mich einige Male dringend, in meinen Fragen und Bemerkungen vorsichtiger zu sein und nie dergleichen in einem Sklavenstaate zu äußern, weil mich jeder andre als ein guter Freund für einen Abolitionisten halten, mich anklagen und es dahin bringen würde, daß ich binnen 24 Stun-

den des Landes verwiesen sei, denn in dieser Beziehung verstehe man keinen Spaß. Mit meinem Creolen, einem wahren Weltweisen, konnte ich indeß sehr offen sprechen, und als ich ihm meine Verwunderung erklärte, daß er, der seinen Negern die schönsten Häuser in den reizendsten Umgebungen gebaut und für ihr Wohlergehen in jeder Beziehung gesorgt hatte, wie ein Freund, erwiderte er mir Folgendes: „Sie werden mir zugeben, daß ein jeder vernünftiger Weise zuerst für seine Familie, dann zunächst für seine Vaterstadt, ferner für seinen Staat, dann für sein Vaterland und wenn er diese Pflichten erfüllt hat, eher für seine eigne Race als für eine fremde zu sorgen hat. Wären wir so weit, daß wir für die weiße Bevölkerung Nichts mehr zu thun hätten, dann könnten wir für die schwarze uns bemühen; allein da für die Erziehung jener noch sehr viel geschehen muß, wollen wir auch diese nur so weit zu befördern suchen, als es unsre Pflicht ist. Die Neger sind unsre angestammten Feinde und fressen uns auf, wenn wir uns nach Afrika versteigen, ja sie geben ihrem Teufel sogar eine weiße Farbe. Wir hingegen behandeln sie menschlich und gewähren ihnen sogar den Schutz der Gesetze. Die Race ist keiner großen Entwickelung fähig, denn sie ist seit Tausenden von Jahren auf der nämlichen Bildungsstufe stehen geblieben, deshalb wollen wir auch unsre Mühe nicht an sie wegwerfen, sondern sie vielmehr da anwenden, wo sie von Nutzen sein kann. Ich habe Veranstaltung getroffen, daß meine Sklaven nach meinem Tode freigelassen und mittelst eines Theiles meines Vermögens nach Afrika geschafft werden. Ich würde das schon jetzt thun, wenn ich nicht fürchten müßte, bei meinen

Landsleuten deshalb in eine falsche Stellung zu kommen; nach meinem Tode fällt diese Rücksicht weg und Niemand kann meinen Sohn darum scheel ansehen, wenn er den letzten Willen seines Vaters zur Ausführung bringt."

Ich war erstaunt über die eigenthümliche Consequenz dieses seltenen Mannes, welcher auf der einen Seite seinen Sklaven manches Opfer brachte, auf der andern aber wie durch eine unüberspringliche Kluft von ihnen getrennt war. Nie werde ich die in Kosmopolite-place, so hieß seine Plantage, verlebten Stunden vergessen und Dir vielleicht ein anderes Mal mehr von meinem Freunde und seinen großartigen Anlagen, worunter z. B. ein prachtvolles Gebäude für eine Akademie bestimmt, erzählen. Seither habe ich nun in Ländern, wo die Sklaverei bestand, Gelegenheit gehabt, mit den Eigenthümlichkeiten der äthiopischen Race mich hinlänglich bekannt zu machen, und bin nach sorgfältiger Prüfung zu der Ueberzeugung gekommen, daß dieselbe wirklich so charakteristisch von der kaukasischen verschieden ist und in der Möglichkeit ihrer Entwickelung so tief unter der letzteren steht, daß beide unmöglich auf gleichem Fuße und unter denselben Gesetzen neben einander leben können.*) Schon der nordamerikanische Indianer steht in seinen körperlichen

*) Man hat behauptet, daß die Neger derselben geistigen Entwickelung fähig seien, als die Weißen, weil einzelne derselben sich als Rechner oder in verschiedenen Fächern hervorgethan hätten; allein weil es gerade nur Einzelne bis zur Annäherung an die Bildung der Weißen gebracht haben, so beweist dies ebensowenig, als die Kunstfertigkeit von gut abgerichteten Kanarienvögeln oder Pferden, welche Rechnen, Worte zusammensetzen rc. gelernt haben, die Gleichberechtigung und Gleichbefähigung dieser ganzen Thierklassen mit den Menschen andeutet.

und geistigen Fähigkeiten unter dem Weißen, allein der Neger erreicht den Indianer noch in keiner Beziehung. Der erstere hat einen Hang zur Faulheit, welcher ihm selbst die Abgeschlossenheit des Gefängnisses durchaus nicht lästig werden läßt, sobald er nur gut zu essen bekommt. Ich glaube, es gibt keinen anderen Menschen, welcher diesen Zug mit dem Neger gemein hat, der Indianer, Indier und Mongole sterben lieber Hungers, wenn frei, als daß sie die Gefangenschaft, wenn auch von allem Ueberflusse begleitet, erdulden. Der Neger weiß überhaupt gar nicht, was Freiheit ist, und sehnt sich eben so wenig danach, als er sie zu benutzen versteht; wer daher die Neger als Sklaven für so unglücklich hält, als es Weiße in derselben Lage sein würden, betrachtet dies Verhältniß aus einem ganz falschen Gesichtspunkte, gerade als wollte man einen im Vogelbauer eingeschlossenen Kanarienvogel, dessen Voreltern schon seit Jahrhunderten in der Gefangenschaft geboren wurden, ebenso bedauern, als eine eben erst gefangene und eingesperrte Schwalbe. Die Neger haben sich in Afrika schon seit Tausenden von Jahren in einem Zustande der Knechtschaft befunden und leben noch jetzt in einem solchen, von dem die weiße Race sich kaum eine Vorstellung machen kann. Der Aethiopier kann keinen Begriff von Selbstständigkeit haben; denn sein Leben und Eigenthum ist jeden Augenblick der Willkür seiner Könige, Beamten oder Priester anheim gegeben. Wenn z. B. der erstere sich öffentlich zeigt, wird jeder Unterthan ohne Gnade geköpft, welcher es wagt, nach dem schwarzen Gesichte seines Herrschers zu schielen. Er muß sich flach auf den Boden das Gesicht in den Staub gedrückt wer-

sen, denn es ist ein todeswürdiges Verbrechen, das Antlitz des mächtigen Herrschers schauen zu wollen. Ein Gleiches ist der Fall bei gewissen Processionen, wo das Stehenbleiben oder Aufblicken nach dem Heiligthum ebenfalls auf der Stelle mit Enthauptung bestraft wird. Am Geburtstage des Königs werden eine Anzahl Personen, zuweilen nach besonders erfreulichen Ereignissen bis 30 auf einmal geköpft, damit sie als Botschafter zu den in Gott ruhenden Vorfahren seiner wolligen Majestät sich begeben und denselben von den glorreichen Kriegsbegebenheiten und Handelsgeschäften ihres Nachfolgers Nachricht in jene Welt bringen können. Solltest Du es glauben, daß zu dem Amte dieser kopflosen Couriere in das Reich der Schatten Freiwillige aufgerufen werden, und daß der Andrang zu diesem Ehrenposten bei Weitem den Bedarf übersteigt? Die auserwählten Wollköpfe knieen mit wahrer Begeisterung nieder und ersterben in Demuth, indem ihnen ein Leibhusar mit scharfem Säbel den Kopf auf einen Hieb abhaut. Ist die Majestät nicht bei Kasse, so wird mit den Nachbarn ein Krieg begonnen, blos um Menschen zum Verkaufe zu fangen. Größere Kinder und Leute im mittleren Alter werden fortgeführt, kleine Kinder hingegen, alte Personen und Schwerverwundete werden sogleich getödtet und verspeist, wozu vorzugsweise gewisse Veteranenbataillone beordert werden. Falls die Jahreszeit für den Krieg nicht günstig ist oder derselbe zu umständlich erscheint, läßt der Herrscher von seinen Landeskindern die erforderliche Zahl greifen und verkaufen; daß dabei das Eigenthum derselben mit dem Besitzer geht, versteht sich von selbst. Mädchen und Frauen werden zu jeder

Zeit für die Harems des Königs und der Beamten wegge= nommen, wo man sie schön genug findet, und auch diese rührenden Beweise huldvoller Berücksichtigung werden von den braven Unterthanen mit gebührender Hochachtung und Dankbarkeit als solche anerkannt. Diese schon seit undenk= lichen Zeiten ausgeübte Despotie hat alle anderen Rücksich= ten als die der abscheulichsten aller Unterwürfigkeiten so gänz= lich beseitigt, daß das Volk sogar kein Gefühl für Familien= bande mehr kennt. So verkaufen die einzelnen Familien= mitglieder einander nicht selten, wenn eines das andre mit List in die Hände der Kaufleute bringen kann. Ich habe eine Negerin gesehen, welche für zwei Flaschen Branntwein von ihrer Mutter verkauft wurde und diesen Umstand sehr wohl kannte. Ja die Neger besitzen nicht einmal die Energie, ihre Verkäufer zu hassen, sondern betrachten sie gewissermaßen als gescheidte, achtbare Leute. Einer meiner Bekannten besaß zwei Neger, welche von den übrigen ihm Gehörigen mit ganz besonderer Rücksicht behandelt wurden. Diese bei= den ältlichen Herren hatten auf der Küste von Afrika ein Boot besessen, in welchem sie Früchte, Fische ꝛc. zum Ver= kaufe an die fremden Schiffe brachten, und hatten dabei ge= legentlich ihre Ruderer oder andere gute Freunde, welche eine Lustfahrt mit ihnen machen wollten, an die Fremden verkauft. Dies Geschäft hatte sie zu wohlhabenden Leuten gemacht und wurde aus Geiz fortgesetzt, bis endlich ein schlauer Schiffscapitän, nachdem er einige ihrer Opfer von ihnen erhandelt, die beiden Herren als Zugabe mit in den Kauf und sie selbst als Sklaven mitnahm. Zufällig kamen sie zu demselben Herren, welcher schon einige der von ihnen

Betrogenen besaß, allein anstatt von diesen mit Verachtung und Abscheu empfangen zu werden, begrüßten sie sich gegenseitig sehr freundlich und die beiden Letztgekommenen übten bald einen überwiegenden Einfluß über die andern aus. In Westindien und Brasilien eingeführte Afrikaner fühlen sich sehr bald heimisch und um so Vieles glücklicher, daß sie selbst als Freie nicht wieder in ihre Heimath zurück wollen. Ich habe viele soeben von Afrika angekommene Neger, aber niemals einen betrübten oder traurigen unter ihnen gesehen. Einmal war ich sogar auf einem von den Engländern gekaperten Sklavenschiffe im Augenblicke, als dasselbe in dem Hafen ankam, und obgleich die Schwarzen noch in ihrem Reiseanzuge, dicht auf einander gedrängt und die Weiber von den Männern sich nur durch ein eisernes Gitter getrennt befanden, sah ich dennoch weder Trauer noch Kummer, sondern höchstens eine etwas einfältige Verblüfftheit auf den Gesichtern. Ein in den Colonien nur wenige Tage oder Wochen früher angekommener Neger hält sich für etwas viel Besseres und Ausgezeichnetes, als einen eben erst ausgeschifften. Ich habe öfters mit Entrüstung gesehen, wie noch ziemlich neue Sklaven in den Colonien ihre frischangekommenen Landsleute verlachten und verhöhnten, gerade wie es die Deutschen in der Union thun, welche schon längere Zeit daselbst verweilten und auf Neuanlangende als „Grüne" mit übermüthigem Mitleiden herabschauen.

Die der Negernatur entsprechende despotische Behandlung hat sie roh und wild erhalten und in ihnen Anlagen und Gefühle ausgetilgt, wann sie sie jemals besaßen, und ihnen andre verliehen, welche sie anderen Menschen durchaus ver-

ächtlich machen. Der Aethiopier hat durchaus keinen Begriff von Schamhaftigkeit, Ehrlichkeit, Treue, dagegen besitzt er viel Verstellung, Diebessinn, Grausamkeit und eine unerhörte Lascivität. Wenn er nicht zum Arbeiten gezwungen wird, thut er es nur selten und stiehlt lieber seine Bedürfnisse. Wenn man sich einen Begriff machen will von der Nichtswürdigkeit freier Neger, gehe man nach Hayti und sehe ihre Lebensweise an. Der größte und klügste Dieb und Mörder wird dort Kaiser, welcher dann sein halbverhungertes schwarzes Gesindel jährlich zur Erntezeit gegen die benachbarte Republik der Dominikaner führt, um dort wo möglich den Bedarf seines jährlichen Unterhaltes von den fleißigen Weißen zu stehlen. Die reizende französische Colonie ist zur Wüste geworden, wo früher Plantage an Plantage sich fügte und das Ganze einem anmuthigen Garten glich, sieht man jetzt kaum hin und wieder ein Stück Feld oder einige Kaffeebäumchen. Anstatt 475,165, wie 1806, werden jetzt kaum 20 Centner Zucker ausgeführt, und mit allen übrigen Produkten, den edlen Holzarten ausgenommen, welche wild im Walde wachsen, verhält es sich ebenso. Ich versichere Dir, wenn man die glücklichen Tropengegenden, welche noch Millionen der fleißigen Anbauer Glück und Reichthum bieten, gesehen hat, wird man mit Trauer erfüllt bei dem Gedanken, daß sie von solchem Diebesgesindel, wie die freien Neger, in Wildnisse verwandelt werden sollen, wie es leider schon mit dem größten Theil von St. Domingo und dem englischen Westindien geschehen ist und geschieht; denn wo der Neger mit dem Weißen auf völlig gleichen Fuß gestellt und von einer auswärtigen Partei ganz besonders ge-

schützt ist, ist es für anständige Leute der letzteren Race unmöglich, zu bleiben, gerade so, wie ein gebildeter Mann, welcher durch Umstände genöthigt wurde, in eine gemeine Kneipe einzutreten, seinen Sternen dankt, wenn er sich aus der schlechten Gesellschaft entfernen kann. Hätte man die durch nichtswürdige Spekulanten verführten Gefährten von Lopez anstatt nach Cuba lieber den braven Dominikanern, welche den Osten von St. Domingo noch als unabhängige Republik gegen die räuberischen Haytianer behaupten, zu Hülfe geschickt, so hätten diese 500 Mann wohl hingereicht, um Sr. kaiserliche Hoheit Faustin den Ersten mit seinen Wollköpfen zu Paaren zu treiben und wieder einigermaßen an die Arbeit zu gewöhnen. Es ist zu bedauern, daß die drei großen Seemächte und die zehn kleinen die an Anzahl so viel schwächeren Dominikaner den fortwährenden Räubereien der Haytianer ausgesetzt lassen.

Abgesehen von den Charakterfehlern der Neger verrathen sie auch körperlich, daß sie zu einer verschiedenen und weniger ausgezeichneten Race gehören, als die unsrige. Ihr schönes Aeußere ist hinlänglich beschrieben und abgebildet, als daß wir uns hier in ästhetischer Hinsicht damit befassen sollten; allein die folgenden Merkmale sind Dir vielleicht weniger bekannt und deshalb erwähnenswerth: 1) besitzen alle Neger einen so ekelhaft widerlichen Geruch (ähnlich dem mit Knoblauch vermischten Modergeruch) der Haut und besonders des Schweißes, daß man in ihrer Nähe Uebelkeit empfindet; 2) hat ihre Stimme stets etwas Rohes, Rauhes, Polterndes. Im Dunkeln kann man an dem Laute der Worte stets den Neger erkennen; ja schon bei den Kindern ist dies

auffallend, ihr Geschrei verräth eine gewisse Wildheit und läßt ihre Abstammung bei einem Kinderconcert von verschiedenen Racen erkennen. 3) kommen bei den Aethiopiern nicht selten sechs Backzähne an einer Seite einer Kinnlade vor, welches wohl bei Affenarten Regel, aber bei Kaukasiern meines Wissens noch nie vorgekommen ist. Ihre Zähne selbst sind von verschiedener Substanz als die unsrigen, denn da ein hoher Grad von Adel der Neger an gewissen Gebißformen kenntlich ist, so geben sie den Zähnen verschiedene Formen, indem sie die natürliche dadurch abändern, daß sie bald die Mitte des untern Zahnrandes bogenförmig mit Steinen ausklopfen, bald die Mitte des Zahnes stehen lassen und ihn nach den ihm zunächststehenden hin ebenso verunstalten. Die Zahnreihe erhält dadurch das Ansehen einer tiefausgefeilten Säge, behält aber in der Regel diese Form bis in das höchste Alter, ohne daß die Zähne brandig werden, obschon zuweilen ein gutes Drittheil derselben weggeklopft war. Wer von uns dürfte das wohl an seinem besten Zahne wagen? Ich habe mehre solche hochadlige Wollköpfe gesehen, welche ihr Zahndiplom noch in sehr vorgerückten Jahren unverändert und makellos besaßen. 4) ist das grobe, krause Haar der Neger von derselben Beschaffenheit an den verschiedenen Körpertheilen keine besondere Empfehlung. Es kam mir immer vor, als ob ich eine Schuhbürste angriff, wenn ich einen Negerkopf berührte. Durch sorgfältiges und fleißiges Kämmen wird es doch niemals länger und glatter, als bei einem groben Schafe. Die Bärte mancher Neger bestehen in einigen kohlschwarzen wolligen Flocken, anscheinend von Motten zerfres-

sen, und geben den weniger damit Behafteten ein ganz besonderes gerupftes Ansehen. 5) hat die äthiopische Race eine viel längere Ferse, als die weiße, häufig krumme oder ziemlich gekrümmte Beine und weiter von einander stehende Hüftknochen, wodurch ihr Gang wacklig und schwankend wird. An Kraft und Ausdauer übertrifft der Weiße den Mohren in so hohem Grade, daß selbst in den Tropengegenden einer der ersteren bequem soviel arbeiten kann, als vier der letzteren. Bei aller Abwartung und Pflege, welche den Sklaven zu Theil wird, erliegen sie doch Krankheiten viel schneller als die Weißen, und besonders ist die Sterblichkeit unter den freien Negern, welche sich selbst überlassen sind, im Verhältniß außerordentlich groß. Solltest Du es glauben, daß die Sklavinnen sehr häufig ihre eigenen Säuglinge auf sehr geheime und verdächtige Weise umbringen, nur damit sie dieselben nicht zu pflegen brauchen, obschon sie während des Stillens nur einen kleinen Theil ihrer gewöhnlichen Geschäfte zu verrichten haben? Wird auf Plantagen die Aufsicht auf die Mütter und Neugebornen vernachlässigt, so kann man sicher sein, daß nur wenige der letzteren das Alter von zwei Monaten erleben. Aus diesem Grunde bezahlen viele Pflanzer den Müttern die Summe von sechs bis sieben Thalern, wenn die Kinder derselben sechs Wochen alt geworden sind, und lassen sie während dieser Zeit gar keine Arbeiten verrichten. Die Gleichgültigkeit dieser Race für ihre Angehörigen spricht sicher nicht zu ihren Gunsten und unterscheidet sie wesentlich von den weißen Frauen, welche, wenn arm, die härtesten Arbeiten zu thun haben, und dennoch ihre Kinder mit unbegrenzter Selbstaufopferung

pflegen. Was den schwarzen Schönen an Zärtlichkeit für ihre Sprößlinge abgeht, ersetzen sie reichlich durch die übertriebenste Putzsucht und Leidenschaft für Vergnügungen im Allgemeinen und für das Tanzen insbesondere. Nur wenige arme Frauen in Deutschland haben während ihrer ganzen Lebenszeit so viel geselligvergnügte Stunden gehabt, als eine Sklavin in einem Monate genießt, und was die Arbeit betrifft, so arbeitet eine Tagelöhnerin oder Waschfrau in Europa reichlich viermal mehr, als die geplagteste Negerin. Jene müssen dabei für ihre Kinder sorgen und gehen dem Alter mit Kummer entgegen, während diese im Falle von Krankheit oder Altersschwäche von ihren Herren eben so gut erhalten und gekleidet werden müssen, als in ihrer Jugend und bei kräftiger Gesundheit. Was die Kinder betrifft, so kommen diese in die auf jeder Pflanzung befindlichen Kinderbewahranstalten, worin sie besser als von ihren eigenen Müttern gehalten werden.

Das Vorhergehende mag Dir vielleicht wie ein Widerspruch gegen meinen früher geäußerten Wunsch, daß die Sklaverei nicht weiter ausgebreitet werden möchte, erschienen sein, insofern der günstige Zustand, in welchen die Afrikaner durch die Sklaverei in Amerika versetzt werden, die Fortdauer derselben eher wünschenswerth, als verwerflich macht. Wenn wir das Verhältniß blos mit Berücksichtigung der Schwarzen betrachten, wäre diese Ansicht wohl auch die richtige, allein so gewiß der Zustand der äthiopischen Race durch ihre Versetzung nach Amerika und ihre Annäherung an die Weißen sich unendlich verbessert, ebenso unumstößlich wahr ist die Thatsache, daß aus demselben Grunde den letzteren

ein ebenso großer Nachtheil erwächst und daß die schönsten Länder der Erde dem fleißigen, civilisirten Europäer entzogen werden, um den nur halbculturfähigen Negern und ihren entarteten Herren als Vergnügungsplätze zu dienen. In Betreff der ersten Bemerkung ist zu erwähnen, daß die Ammen und Wärterinnen der Kinder der Pflanzer fast ohne Ausnahme Negerinnen sind und als solche bevorzugt gewöhnlich zur persönlichen Bedienung der Herrschaft im Hause bleiben. Ihre genaue Bekanntschaft mit den ihnen anvertrauten Kleinen gewährt ihnen für die Zukunft einen gewissen Einfluß, zu dessen möglichster Sicherung und Benutzung sie die Kinder zu allen Arten von kleinen Diebereien und Lügen verleiten, damit sie durch solche gemeinschaftliche Geheimnisse und die gelegentliche Androhung, sie zu entdecken, jene immer in ihrer Gewalt behalten. Auf die Knaben im zartesten Alter wirken diese schamlosen lasciven Wärterinnen schon auf eine im höchsten Grade verderbliche Weise ein und suchen dieselben durch ihre Liebkosungen an sich zu fesseln. Daher ist die eingeborene männliche weiße Bevölkerung der Sklavenstaaten in so hohem Grade und zwar schon von frühester Jugend an demoralisirt, daß sie neben einem gewissen aristokratischen Dünkel ihre Frivolität und Unmoralität öffentlich zur Schau tragen und sich selbstgefällig wundern, daß man irgend Etwas höher stellen könne, als Reichthum, Genuß und die durch kein Moralgesetz beschränkte Wahl der Mittel, zu beiden zu gelangen.

So hart als dieses Urtheil erscheinen mag, so tausendfältig wirst Du es bestätigt finden, wenn Du Sklavenstaaten bereisest. Die unbändigste Verschwendung, orientalischer

Luxus, das ehrlose Hazardspiel, verderblich hohe Wetten, Völlerei jeder Art werden Dir täglich als charakteristisch in dem Leben der Pflanzer, besonders der der südlichsten Staaten entgegentreten. Wunderbarer Weise sind die in denselben geborenen weißen Frauen fast in jeder Hinsicht das Gegentheil der Männer! Auffallend ist diese Erscheinung jedenfalls auf den ersten Blick, allein sie erklärt sich sehr natürlich dadurch, daß die Mütter ihre Töchter stets um sich haben und sie nie aus den Augen lassen, damit sie dem Einflusse der allgemeinen Sittenverderbniß entgehen. Unter dieser unausgesetzten, liebevollen Aufsicht bleiben die Mädchen bis zu ihrer Verheirathung und erlangen bis zu dieser Zeit, fern von geräuschvollen geselligen Vergnügen, einen Grad von Ausbildung zu dem Berufe edler Weiblichkeit, wie man ihn selten anderswo so allgemein trifft. Vorzügliche Erziehungsanstalten unterstützen die Aeltern hinreichend beim Unterrichte der Töchter, allein das Beispiel und die zärtlichste Sorgfalt der meistens feingebildeten Mütter ist ohnstreitig die Hauptursache der Liebenswürdigkeit und sanften Anmuth der Creolinnen, welche unverholen das Treiben und die Flachheit ihrer Landsleute verachten und nothwendigerweise den fern von dem Einflusse der Sklaverei erzogenen Männern den Vorzug geben.

Der zweite von mir angeführte Grund als Nachtheil der Ausbreitung der Sklaverei ist durch die Negerrevolution auf Hayti und deren Folgen hinlänglich als triftig erwiesen. Den englischen, französischen und spanischen Colonien in Westindien steht ein ähnliches Schicksal bevor, wenn nicht bald Maßregeln dagegen ergriffen werden. Auf dem

herrlichen Jamaica, auf Martinique, St. Lucia und anderen. Inseln sind Grundbesitze mit den großartigsten Gebäuden und Maschinen fast werthlos. Die freien Neger wollen wenig oder gar nicht arbeiten, denn so lange noch einige Weiße zur Cultur des Bodens vorhanden sind, können sie sich ja vom Stehlen ernähren! England will freilich Westindien gänzlich ruiniren, damit es von dort keine Concurrenz für Ostindien, wo es jetzt seine ganze Kraft und Thätigkeit vereinigt, zu fürchten hat, und indem es einigermaßen dem Sklavenhandel steuert, überschwemmt es seine westindischen Colonien mit allen durch seine Kriegsmarine erbeuteten Negern, welche als Lehrlinge (Apprentices) dorthin geschickt werden. Warum führt man dieselben nicht lieber wieder nach Afrika? Will man den Negern als Race wirklich Gelegenheit geben, auf eine höhere Stufe der Civilisation zu gelangen, so lege man in Afrika viele Ansiedelungen, wie Liberia, an, schicke ihnen tüchtige Leute, welche sie Ackerbau, Gewerbe, Zucht und Ordnung lehren, anstatt Branntwein, Flinten und Pulver, den gegenwärtigen Haupttauschartikel.

Wie wenig es übrigens der englischen Regierung Ernst ist, den Sklavenhandel zu unterdrücken, wirst Du aus den folgenden, von mir aus den besten Quellen geschöpften d. h. von englischen Beamten, Seeofficieren und mehren langjährigen Bewohnern von Afrika erhaltenen Bemerkungen ersehen. Jedes englische Ministerium, gleichviel ob Whig oder Tory, sucht sich dadurch den Einfluß einer großen Anzahl von Wählern zu sichern, daß es auf die Wünsche derselben eingeht, und da der größte Theil der Dissenters aus religiösen Gründen eifrige Abolitionisten sind, so tritt

auch jedes Ministerium scheinbar sehr entschieden gegen den Sklavenhandel auf. Allein da man recht gut weiß, daß bei der Lauheit der übrigen verbündeten Mächte zur Unterdrückung desselben ein mit dem Wohle des englischen Volkes unvereinbarer Aufwand erforderlich sein würde, so geschieht bei dem Scheine der äußersten Thätigkeit doch nur sehr wenig zu diesm Behufe. Würde es nicht viel einfacher und minder kostspielig sein, von der spanischen und brasilianischen Regierung, welche allein den Negerhandel noch begünstigen, entschieden zu verlangen, daß sie unter keiner Bedingung Sklaven in ihre Gebiete einführen ließen? Würden nicht ein Dutzend englische Kriegsschiffe, denen sich dem gegenseitigen Vertrage gemäß französische, amerikanische 2c. anschließen müßten, der gerechten Forderung den gehörigen Nachdruck geben?

Die englische Regierung weiß durch ihre Gesandten, Consuln, Marineofficiere, durch ihre Richter bei den Sklavencommissionsgerichten 2c. so gewiß und besser, als die Bewohner spanischer Colonien und Brasiliens selbst, daß jährlich Tausende von Negern von Afrika gegen eine Abgabe an die Regierungsbeamten in diesen Ländern eingeführt werden, warum thut sie nichts Entschiedenes, dies zu verhindern? Hin und wieder wird einmal ein Sklavenschiff genommen, allein wie wenige sind dies von der Unzahl, welche den Ocean durchkreuzen! Die den englischen Kriegsschiffen ertheilten Befehle und Verordnungen selbst sind von der Art, daß sie den Zweck derselben sehr häufig selbst vereiteln. So ist z. B. gesetzlich bestimmt, daß alle Officiere und die Mannschaft eines Kreuzers, welcher ein Sklaven-

schiff genommen hat, für jeden am Bord befindlichen Neger nach Verhältniß ihres Ranges eine gewisse Belohnung, Prisengelder, erhalten. Hat sich jedoch die Besatzung des Sklavenschiffes vertheidigt und auf die Engländer gefeuert, so werden die auf demselben befindlichen Neger ebensowohl wie die Weißen für kriegsgefangen erklärt und keine Prisengelder ausgezahlt. Da nun aber die meisten Negerhändler diese Verordnung kennen und wohl wissen, daß die Mannschaft des englischen Kriegsschiffes lieber einige hundert oder tausend Pfund Sterling empfängt, als Nichts, so sind sie in der Regel wohl bewaffnet und drohen, wenn sich ihnen eines der letzteren nähert, so lange mit Widerstand, als ihnen das Entkommen möglich erscheint, in der sicheren Voraussetzung, daß der englische Kreuzer keinen scharfen Schuß feuert, wenn er hoffen darf, ihnen bei einer anderen Gelegenheit alle Aussicht auf Flucht gänzlich abschneiden zu können. Aus diesem Grunde stehen nicht selten die englischen Kriegsschiffe von der Verfolgung ab, wenn das Sklavenfahrzeug auf sie gefeuert hat, mit dem Vorsatze, dasselbe nicht aus den Augen zu verlieren, und es vielleicht bei Windstille mit wohlbemannten Booten, oder bei günstigerem Winde zu nehmen. Daß unter solchen Umständen manche gute Prise entkommt, ist leicht begreiflich.

Wie wenig aber überhaupt die Befehlshaber und Officiere der zur Unterdrückung des Sklavenhandels an der Küste von Afrika ꝛc. stationirten Kriegsschiffe in ihrem Berufe eifrig sind, beweist der Umstand, daß sie nicht selten die Niederlassungen der Hauptnegerhändler auf der Küste von Guinea und anderen Orten besuchen, sich in den mit dem

höchsten Luxus ausgestatteten Häusern zuweilen tagelang mit dem Besten von Allem, was unser Planet an Speisen und Getränken darbietet, gastfrei bewirthen lassen und während ihrer feurigen Libationen kaum ahnen, daß ganz in der Nähe aus Nebengebäuden Hunderte von Negern in größter Stille und Geschwindigkeit an Bord der ihrer harrenden Schiffe gebracht und in unerreichbare Ferne geführt werden! Wenn die englische Regierung nur einigermaßen Ernst zeigen wollte, müßte sie diese infamsten aller Anstalten, wo jährlich hunderttausende von Dollars auf die nichtswürdigste Weise gewonnen werden, sämmtlich von Grund aus zerstören, wie sie es ohngefähr vor zehn Jahren mit einzelnen gethan. Denn ohne die auf der Küste von Afrika ansässigen weißen Sklavenhändler würden die schwarzen Majestäten weder für ihre Kriegsgefangenen so leichten Absatz haben, noch nach Belieben Gewehre und Schießbedarf erhalten zur schnellen und gefahrlosen Besiegung ihrer schlechtbewaffneten Feinde. Dadurch würde die gewinnbringende Veranlassung zu den Menschenraubzügen wegfallen, der Sklavenhandel nach Außen wenigstens wahrscheinlich aufhören und für die bedauernswürdigen Neger eine bessere Zukunft beginnen.

Als den vorzüglichsten Grund für die Nothwendigkeit des Fortbestehens der Sklaverei und der Negerarbeit überhaupt hat man die Hitze des Tropenklimas, welche dem Europäer anhaltende oder anstrengende Beschäftigung im Freien verböte, angeführt; allein mit Unrecht, denn letzterer kann jedes Klima bei Anwendung gewisser Vorsichtsmaßregeln besser ertragen, als der Neger, und wenn nach und nach an

die Hitze gewöhnt, länger und anhaltender arbeiten, als dieser. Uebrigens bedarf es in den Tropenländern, wie ich Dir später auseinandersetzen werde, ohngefähr nur der Hälfte der Anstrengungen, als in nördlichen Gegenden, um den Lebensunterhalt zu gewinnen, weshalb eine weiße Bevölkerung der ersteren nicht allein viel glücklicher als in letzteren leben, sondern auch den bisher durch Neger erzielten Ertrag des bebauten Bodens bedeutend vergrößern würde. Da jedoch die Hülfe weißer Arbeiter kostspieliger und weniger zuverlässig ist, als die der Sklaven, so kann der jetzige Plantagenbau nicht bestehen und bedarf einer Abänderung, wenn freie weiße Leute künftig die Produkte der Tropenzone erzeugen sollen.

Gegenwärtig gehören Land, Arbeiter, Gebäude, Maschinen und überhaupt Alles, was zur Herstellung des zum Verkaufe fertigen Zuckers, Kaffee's, der Baumwolle ꝛc. nöthig ist, einem einzigen Manne, und man hält die Vereinigung aller dieser Besitzungen in einer Hand für die nothwendige Bedingung des Gewinns bei der Darstellung dieser Erzeugnisse! Daß dies sehr wenig Geschäftskenntniß verräth, ergibt z. B. der Vergleich mit dem Getreidebau. Was würde man wohl von der Behauptung denken, daß Arbeiter, Feld, Mäh- und Dreschmaschinen, Mühlen und Bäckereien durchaus einer Person gehören müßten, um den Weizen- und Roggenbau betreiben und den Brodverkauf ermöglichen zu können? Würde man nicht die Einfalt einer solchen Meinung belächeln? So gewiß aber früher alle Getreidebauer ihren selbst erzeugten Roggen oder Weizen zwischen zwei Steinen zerklopften und eigenhändig ihr tägliches

Brod davon verfertigten, oder in großen Meierhöfen im Großen dasselbe Geschäft auf alleinige Rechnung betrieben, ebenso gewiß wird binnen nicht zu ferner Zeit der Plantagenbau aufhören müssen, wenn die Produktion des Zuckers, Kaffee's 2c. vortheilhafter auf die Art des Getreidebaues stattfindet. Eine Anzahl Landleute werden nämlich jeder ein Stück Land mit Zuckerrohr, Kaffeebäumen 2c. bepflanzen und ihre Ernte Demjenigen, welcher die Maschinerie besitzt, ebenso verkaufen, wie jetzt die Halmfrüchte, den Mais 2c. dem Müller oder Branntweinbrenner, und da auf diese Weise Jeder einen verhältnißmäßigen Antheil am Gewinne erhält, so wird diese Veränderung einen desto wohlthätigeren Einfluß auf die Bevölkerung der Tropengegenden ausüben; denn anstatt aus einigen wenigen sehr reichen Leuten und vielen Sklaven wird sie aus vielen gleichmäßig wohlhabenden und unabhängigen Bürgern, dem schönsten Verhältnisse für das Gedeihen der Staaten, bestehen. Die verschwenderischen, hochmüthigen Besitzer vieler Sklaven und ausgedehnter Plantagen werden zwar diese naturgemäße Entwickelung ihres bisher monopolisirten Erwerbzweiges für eine Unmöglichkeit erklären und ihr möglichst entgegenwirken, allein dieselbe ebensowenig verhindern als aufhalten können.

Daß sich Sklavenstaaten für diesen Fortschritt nicht eignen, ist schon aus dem Letztgesagten ersichtlich; ein anderer Grund dafür ist jedoch noch der, daß der freie Handarbeiter in einem Sklavenstaate nicht füglich bestehen kann, theils weil der Lohn zu gering ist, theils aber auch, weil wegen der verderblichen dort herrschenden Ansichten körperliche Arbeit gleichsam für entehrend gehalten wird, insofern man

sie als eine blos den Negern zukommende Beschäftigung ansieht. Der Weiße kann inmitten einer zahlreichen schwarzen Bevölkerung höchstens als Handwerker, Künstler, Kaufmann oder Gelehrter mit Anstand leben, wenn er nicht Pflanzer ist. Die Schwarzen selbst verachten einen weißen Handarbeiter, nennen ihn einen weißen Neger, und halten ihn, als einen sich selbst erniedrigenden Mann, für den schwarzen untergeordnet, und jemehr der weiße Tagelöhner dem Sklaven Wohlwollen zeigt, wie dies z. B. bei den weißen Deutschen der Fall ist, desto spöttischer und geringschätziger wird er von ihnen behandelt, sodaß unsere Landsleute sogar nicht selten von den Negern als Dutchmen belächelt und über die Achsel angesehen werden. Der Schwarze hält sich als Eingeborenen für besser als den Fremden und sucht diesen auf alle mögliche Weise zu bevortheilen. Welcher Europäer wollte sich daher wohl in einem Sklavenstaate niederlassen, um von den Weißen fast so wegwerfend wie ein Neger, und selbst von diesem noch geringschätzig behandelt zu werden? In der neuern Zeit haben sich die Bewohner von Virginien, Nordkarolina, Tennessee und Kentucky viele Mühe gegeben, Einwanderer nach ihren Staaten zu ziehen, allein ohne besonderen Erfolg; denn obgleich das Klima dieser Länder, besonders in den Gebirgen, das angenehmste in der Union ist, so hält doch theils die Menge der in diesen Staaten immer noch vorhandenen Neger, theils der große Abstand des Vermögens der reichen Pflanzer, theils auch die stete Gefahr eines Sklavenaufstandes oder von Einzelnen derselben begangener Gewaltthätigkeiten den Europäer von diesen Staaten fern. Texas und Missouri sind

die einzigen Sklavengebiete, in welchen sich viele Deutsche niederlassen, allein auch sie würden vielleicht schon doppelt so bevölkert sein, als sie es sind, wenn sie freie Staaten wären; denn der Besitzer einer Farm neben einer großen von Negern bestellten Pflanzung wird entweder fortwährend durch die Diebereien und Rohheiten der letzteren geplagt oder so sehr von der gewöhnlich sehr liederlich und unsauber betriebenen Wirthschaft angeekelt, daß er sich je eher je lieber auf und davon macht. Das Klima von Texas begünstigt den Plantagenbau mehr und die Landwirthschaft im Kleinen weniger, als Missouri, und daher verlassen viele Europäer ersteren Staat wieder und ziehen nordwärts. Im Allgemeinen ist es in Texas zu trocken, fehlt an Wasser und Holz, und in übrigens gut gelegenen Gegenden, wie Castroville und Neubraunfels rc. machen die Comanches-Indianer häufig Raubanfälle, ja stehlen den Ansiedlern die Pferde aus den Häusern, wohin sie der größeren Sicherheit wegen gebracht werden, oder sie überfallen auch die Einwanderer auf der Reise nach diesen entfernten Gegenden, berauben und ermorden sie. Ueber die verschiedenen Auswanderungsgesellschaften, welche Personen dorthin sandten, wird außerordentlich geklagt. Die Schuld mag theils an dem fehlerhaft gemachten Plane, theils an pflichtvergessenen, betrügerischen Agenten gelegen haben, so viel ist hinlänglich erwiesen, daß die meisten Einwanderer nach Ankunft in dem gepriesenen und gelobten Lande sich für entsetzlich betrogen hielten, namenlose Plagen und Entbehrungen auszustehen hatten und sich glücklich schätzten, wenn sie von dort weg und nach den nördlichen freien Staaten kommen konnten. Frost kommt in

Texas selten vor, gleichwohl klagen die meisten Bewohner im Winter viel über Kälte, wegen des heftigen rauhen Nordwindes. Die Felder werden schon im Februar bestellt. Korn gedeiht gut, wird aber so wenig gebaut, daß dessen Preis, sowie der anderer Lebensmittel eine ungeheure Höhe erreicht. Unter anderen Ursachen trägt die häufig große Entfernung der Absatzorte und der Mühlen sehr viel zu dieser Steigerung ihres Werthes bei. Die Hauptausfuhrartikel aus Texas sind jetzt schon Zucker und Baumwolle, welche auf großen, mit den dazu gehörigen Gebäuden und Maschinen versehenen Pflanzungen gezogen werden; weshalb Farmer und kleine Kapitalisten sich daran nicht betheiligen können, ausgenommen sie bilden eine Gesellschaft und betreiben nach Uebereinkunft und dem Verhältnisse ihrer Mittel ein Jeder verschiedene Zweige des Geschäftes. So lange aber, bis diese Art von Geschäftsverbindungen, welche Anfangs leicht Zerwürfnisse herbeiführen, nicht schon längere Zeit sich praktisch erwiesen haben und förmlich in das Leben getreten sind, wie in anderen Ländern die verschiedenen Zweige des Getreidebaues und der Mehlfabrikation, wird auch für den unbemittelten Europäer Texas, wo sich größerer Reichthum durch Sklavenarbeit so überwiegende Vortheile zu verschaffen im Stande ist, ein viel ungünstigerer Ansiedelungsplatz sein, als der Norden der Union oder die durch Sklaverei nicht befleckten Republiken von Mittel- und Südamerika.

Vierter Brief.

Reise der Auswanderer nach dem Innern der Vereinigten Staaten. — Die nöthige Vorsicht gegen Betrüger, Räuber und Taschendiebe. — Ankunft am Bestimmungsorte. — Gast- und Kosthäuser; Preise derselben. — Berufsgeschäfte: Handwerker, Advocaten, Aerzte, Handarbeiter, Arbeitslöhne, Apotheker, Geistliche, Schullehrer.

Highland, Illinois, den 20. Decbr. 1851.

Werther Freund!

In meinen früheren Briefen habe ich nicht umhin gekonnt, Dir einige der Schattenseiten der Vereinigten Staaten zu zeigen, heute laß mich eine kurze Schilderung der hiesigen Verhältnisse beginnen, damit Du darnach Deinen Entschluß der Auswanderung einigermaßen einrichten kannst. Erwarte aber nicht mehr, als ich von meinem Wohnorte aus geben kann; denn ich bin viel zu gewissenhaft, um Dir einen allgemeinen, die ganze Union umfassenden Bericht liefern zu wollen. Die Lebensweise in einem so umfangreichen Lande ist natürlich außerordentlich verschieden, und man müßte sich in vielen Theilen der Union längere Zeit aufge-

halten haben, wollte man sich für eine solche Darstellung befugt halten. Ich könnte Dich zwar auf eine Menge über die Vereinigten Staaten geschriebener Bücher verweisen, allein da die meisten Deine gewünschten Nachrichten nicht enthalten, weil sie entweder nur von Reisenden, aber nicht von Ansässigen herrühren, oder zum größten Theile aus geographischen und statistischen Werken oder sogenannten Wegweisern abgeschrieben sind, so veranlaßt mich der Antheil, welchen ich an Deiner künftigen Zufriedenheit nehme, Dir eine möglichst getreue Darstellung unseres Lebens im Westen der Union zu geben. Um uns jedoch beide nicht unnöthig zu bemühen, schicke ich Dir keine geographische Beschreibung der Vereinigten Staaten, weil solche nur in Bezug der physischen, durchaus aber nicht der politischen Beschaffenheit des Landes Werth haben, indem die letztere mit Ausnahme der Staatengrenzen sich alljährlich so sehr ändert, daß sie nach Verlauf einiger Jahre kaum wieder zu erkennen ist. Was nützt es Dir, von jeder Stadt z. B. die Häuser- und Einwohnerzahl zu wissen, wenn diese in einem Jahre vielleicht um funfzig oder hundert Procent zunimmt, oder eine Beschreibung irgend einer Wildniß zu erhalten, welche möglicher Weise in drei bis vier Jahren in eine blühende Stadt mit Eisenbahnen, Dampfbooten und zahlreichen Fabrikgebäuden verwandelt ist? Sobald überhaupt die Schilderung der hiesigen örtlichen Verhältnisse zu sehr in das Einzelne geht, wird sie durchaus unpraktisch; denn was heute z. B. der nächste, sicherste, schnellste und billigste Reiseweg oder Plan sein kann, ist binnen sechs Monaten vielleicht insofern das Gegentheil, als während dieser Zeit nähere Ei-

senbahnen, Kanäle 2c. beendigt wurden, welche in den erwähnten Beziehungen den Vorzug verdienen. Ist den Einwanderern eine Gegend zur Ansiedelung anempfohlen, wo noch viel, billiges und gutes Land, abgesehen von anderen Vortheilen, zu haben sei, so ist vielleicht alle dieses Land verkauft (zum Theil von Spekulanten, gestützt auf den empfehlenden Bericht), ehe der Leser die Nachricht davon in seinen Händen hat. Man kann daher mit gutem Gewissen nicht mehr thun, als was ich in den früheren Briefen gethan und in den folgenden noch beabsichtige, nämlich seinen Freunden das hiesige Leben getreulich zu schildern und ihnen ohngefähr zu sagen: reiset nach Norden diesen und nach Süden jenen Weg; beherzigt meine Erfahrungen, stellt an Ort und Stelle nähere Erkundigungen an und hütet Euch vor Betrügern, welche in Unzahl und allen möglichen Rollen die Einwanderer umschwärmen. Das Erste nämlich, was man von einem neuen Ankömmlinge zu erfahren sucht, ist: „Hat er Geld", weil eine große Anzahl der Amerikaner sowohl, als der älteren Ansiedler deutscher Abkunft es als eine ausgemachte Sache betrachtet, daß der Fremde zu ihrem „Benefiz" reist und daher gehörig gerupft werden muß. „Hat er Geld", so wird er überall zuvorkommend aufgenommen, der besonderen Clique uneigennütziger Freunde, von denen jeder die Rechtschaffenheit und Uneigennützigkeit des andern preist, empfohlen und endlich zu Ankäufen oder Geschäftsverbindungen von halbbanquerotten Leuten verleitet, welche bald seinen Ruin herbeiführen*). Die Grauen (so werden

*) In der jüngsten Zeit haben sich einige schlaue Grüne das Ansehen

jetzt die alten Ansiedler, die Grünen die neuen Ankömmlinge genannt) betrachten als Basis ihrer Blutsaugereien den Grundsatz: daß der Grüne nicht eher anfange, in der neuen Heimath sich Vermögen zu erwerben, als bis der letzte mitgebrachte Heller ausgegeben sei. Schon auf die Emigrantenschiffe drängt sich bei deren Ankunft in amerikanischen Häfen eine Menge grauen Gesindels unter allerlei betrügerischen Vorgeben, in der Absicht, die Ankömmlinge in die gemeinsten Gasthäuser, wo sie dann unverschämt betrogen und, wenn widerspenstig, beleidigend, ja zuweilen brutal und grausam behandelt werden, zu bringen. Diese Wirthshausagenten geben sich bald für Commissionäre der besseren Gasthäuser, bald für Beamte der deutschen Gesellschaft, zum Schutze der Einwanderer abgeschickt, aus und bemächtigen sich nicht selten des Gepäckes der letzteren mit Gewalt, so daß diese folgen müssen. Ehe noch die Prellerei im Wirthshause vollbracht ist, kommen schon wieder andere Spitzbuben, welche für die Reise in das Innere falsche Karten für Eisenbahnen oder Dampfboote zu verkaufen suchen. Wer sich von diesen Betrügern anführen läßt, hat natürlich sein Geld weggeworfen, denn die Karten lauten entweder auf eine gar nicht vorhandene Gesellschaft, oder sind nachgedruckt und haben falsche Unterschriften. Der Auswanderer thut daher am Besten, wenn er mit seinem Gepäck

zu geben gewußt, als hätten sie bedeutende Summen zu ihrer Verfügung. Die Jagd der Grauen begann alsobald und dauerte so lange, bis sie ihren Irrthum gewahr wurden und mit Schrecken sahen, daß sie einen armen Teufel gefüttert und fetirt, und natürlich statt einer guten, eine schlechte Speculation gemacht hatten.

bis an den Bahnhof oder das Dampfboot fährt, an Bord oder in den Wagen geht, nachdem er seine Sachen ebendaselbst untergebracht hat, und mit dem Bezahlen wartet, bis ihm das Geld unterwegs von einem Manne abgefordert wird, dem die übrigen Reisenden das ihrige ebenfalls einhändigen. Vorzüglich ist dabei auf die Amerikaner zu achten, denn diese verstehen es natürlich am besten, zu beurtheilen, ob der Einsammler der rechte Mann ist.

Nach den angeführten Betrügereien kommen die im Geldwechsel, wobei der Einwanderer Gefahr läuft, entweder nachgemachte Silber- und Goldmünzen, oder Banknoten, oder auch Noten bankerotter Banken zu erhalten und sein Eigenthum zu verlieren. Es ist daher den Ankömmlingen, welche keine zuverlässigen Freunde am Landungsplatze haben, zu rathen, sich daselbst nur so kurze Zeit als möglich aufzuhalten, und ihr mitgebrachtes Geld lieber erst im Innern oder an ihrem Bestimmungsplatze einzuwechseln; denn für die Reise kommen sie mit deutschem, englischem und französischem Golde, welches hier einen beinahe festen Preis hat und wenig oder nichts verliert, sehr gut aus. Am Ende dieses Briefes werde ich Dir den Cours verschiedener europäischer Münzsorten angeben und bemerke nur hier noch, daß von fremdem Silbergelde nur Fünffrankenstücke und spanische Thaler überall gangbar sind, an anderem Silbergelde sind auf der Reise Verluste fast unvermeidlich.

Nächst den die Einwanderer förmlich umschwärmenden genannten Betrügersorten hat man sich noch ganz besonders vor Taschendieben und in gewissen Stadttheilen, vorzugsweise des Abends, vor Raub- und Mordanfällen zu hüten.

In New-York, Philadelphia (die Stadt der Bruderliebe), und St.-Louis (dem heiligen Louis zu Ehren so genannt) werden von diesen Verbrechen jährlich vielleicht ebensoviele begangen, als in ganz Europa. Die Criminalgerichtshöfe der genannten drei Städte liefern eine grausenerregende Liste von verurtheilten Verbrechern, obschon die Ueberführung und Ergreifung derselben, wie ich Dir später beweisen werde, viel schwieriger ist, als selbst in England. Das Raub- und Mordgesindel schaart sich sogar zuweilen in großen Massen zusammen, um friedliche Bürger oder Häuser, und selbst die Polizeimannschaft anzugreifen. Du hast ohnstreitig von den schändlichen Vorgängen in Hoboken bei New-York und in und bei Philadelphia gelesen, wo bei festlichen Gelegenheiten versammelte Deutsche auf die infamste Weise von amerikanischem und irländischem, mit Knitteln, Schießgewehren und Messern bewaffnetem Lumpengesindel überfallen und entsetzlich mißhandelt wurden? Hätten nicht die wackeren, glücklicherweise auch nach Amerika verpflanzten Turner den Angreifern kräftigen Widerstand geleistet und den deutschen Gelegenheit verschafft, sich zu bewaffnen, so wären sicher Hunderte der letzteren gemordet worden; allein nachdem Waffen herbeigeschafft worden waren, gelang es unseren Landsleuten, sich durch die Mörderbande durchzuschlagen und Frauen und Kinder in der Mitte nach New-York zu gelangen. Einzelne derselben wurden auf ihrem Wege schwer verwundet, erschlagen oder im Wasser ertränkt. Auf beiden Seiten gab es viele Verwundete und Tode. Die Polizei thut wenig oder nichts bei solchen Gelegenheiten und erscheint erst, wenn die Schandthat vollzogen ist. Im letzten Winter suchte sogar

einmal eine solche entmenschte Rotte das mit Zuschauern gefüllte Theater am Asterplatz in New-York in Brand zu stecken, weil ein derselben verhaßter englischer Schauspieler darin auftrat. Nur der Gebrauch von Schießwaffen und das Auffahren von Kanonen brachte die Bestien zum Rückzuge. Werden auch zuweilen einige derselben ergriffen, so erfolgt doch selten eine Verurtheilung und diese ist meistens sehr gelind. Es bestehen nämlich in den größeren Städten der Union förmlich organisirte Banden von Tagedieben und Klopffechtern, loafers genannt, deren meiste Mitglieder sich von Betrug, Raub und Mord ernähren, aber bei den Wahlen den verschiedenen Parteien als willige Werkzeuge dienen, indem sie durch ihre gefürchtete Gegenwart die Stimmgeber von den Orten, wo sich die Stimmkästen befinden, zurückschrecken, die letzteren stehlen oder zerschlagen, so daß die Stimmzettel, wenn sie ihrer Partei nachtheilig ausgefallen sind, nicht gezählt werden können, oder dadurch, daß sie furchtsame Leute durch Drohung zwingen, für ihre Candidaten zu stimmen. Zuweilen müssen diese loafers auch alle stimmfähigen, aber saumseligen Bürger ihrer Partei zusammenrufen, um die Wahl wo möglich durchzusetzen; sie finden sich als politische Werkzeuge in den verschiedenen Volksversammlungen ein und beklatschen die sie bezahlenden Redner übermäßig, und suchen dagegen die der andern Seite durch unverschämten Lärm und Gewaltthätigkeiten zu stören und zu vertreiben. Uebrigens hütet sich diese Rotte wohl, einflußreiche Männer oder gar Beamte zu beleidigen oder zu berauben, und da sie in politischer Hinsicht von großen Vortheilen für die persönlichen Interessen einiger hervorragen-

der, selbstsüchtiger Politiker und gleichsam als deren Leibgarde zu betrachten ist, so wird sie nicht allein geduldet, sondern sogar vertheidigt. In New-York z. B. gibt es zwei solcher Klopffechter, einen Kapitain R—s und den sogenannten french Louis (französischen Louis) aus guter Familie von Köln, welche an der Spitze solcher Banden stehen. Niemand wagt es, sie anzurühren oder einen ihrer Schützlinge zu beleidigen, aber wehe denen, welche ihr Mißfallen erregt haben; die Bande zerstört ihnen Haus und Eigenthum und schlägt oder schießt sie entweder halb oder auch ganz todt. Du kannst fast täglich Berichte solcher empörender Gewaltstreiche in den Zeitungen finden und dabei sicher sein, daß, wo keine Verhaftung erfolgte, die Uebelthäter immer zu einer dieser großen Banden gehörten. Die Polizei steht unter der Leitung der durch das Volk gewählten Beamten, und weil sie von diesen zur Nachsicht gegen das Raufgesindel gestimmt und zu gut bezahlt ist, will sie ihr kostbares Leben nicht zu sehr in Gefahr begeben und zeigt sich daher vorzugsweise, wo keine ist. In Philadelphia wüthen Räuber und Mörder in Massen eigentlich noch mehr in ihren eigenen Eingeweiden, als denen anderer Personen. Sie sind scheinbar in Feuer- oder Löschkompagnien eingetheilt und liefern sich bei Feuersbrünsten regelmäßige Schlachten, wobei Schießgewehre und lange Messer reichlich gebraucht werden. In Ermangelung von wirklichem Feuerlärm machen sie falschen, nur um ihre Gegner treffen und bekämpfen zu können. Dieser Ruchlosigkeit und Mordsucht ist kaum die der Banditen vergleichbar, und unerhört in der Geschichte; denn da die Guelfen und Gibellinen oder

Montecchi und Kapuletti nicht mit Pistolen und Büchsen fochten, waren ihre Straßenkämpfe auch weniger gefährlich. Von dem in der ganzen Union überhaupt und in großen Städten insbesondere herrschenden Faustrechte, was man hier eigentlich dem Zeitfortschritte gemäß mit Pistolen- oder Schießrechte übersetzen muß, kannst Du Dir gar keinen Begriff machen, und daher ist es auch jedem Reisenden oder Bewohner großer Städte anzurathen, wohl bewaffnet zu sein, damit er allenfalls der Androhung eines Schusses 2c. sogleich mit dem Schusse selbst antworten kann; denn da die Selbstvertheidigung hier die beste Sicherheit gewährt und das Gesetz den rohen Zustand des Volkes kennt, so erklärt es auch sehr unumwunden die Tödtung in Selbstvertheidigung für straflos; ja sogar wenn auf einen einfachen Schlag mit der Hand oder einer Gerte der Schlagende erschossen oder erstochen wird, sprechen die Geschworenen den Todtschläger gewöhnlich auf der Stelle frei. Zwar bestrafen die Gesetze Raub und Mord und andere Verbrechen, allein die Handhabung derselben ist außerordentlich mangelhaft, so daß wenige Verbrecher gefangen und noch weniger bestraft werden.

Die List und Geschicklichkeit der Taschendiebe und Einbrecher übersteigt allen Glauben, und ihre Frechheit kennt keine Grenzen. Man darf auf der Straße oder an öffentlichen Orten durchaus nichts Werthvolles bei sich tragen, wenn man es nicht gestohlen haben will; ebenso darf man sein Gepäck auf der Reise nicht einen Augenblick aus den Augen verlieren, um es nicht ganz oder theilweise preiszugeben. In großen Städten vermeide man als Neuangekommener, irgend etwas Anderes als Eßwaaren zu kaufen, und

lasse sich weder durch die scheinbare Vortrefflichkeit der Gegenstände, noch die Pracht der Verkaufsläden, noch durch die Billigkeit der Preise verlocken, denn es besteht in der Union ein ganz besonderer Betrugszweig, die betrügerischen Auctionen, in welchen entweder der erstandene werthvolle Gegenstand geschickt mit einem ähnlichen, nachgemachten, werthlosen vertauscht und dem Käufer eingehändigt, oder überhaupt falsche Waare für ächte ausgegeben wird, oder wo auch scheinbar nur einzelne Gegenstände versteigert werden, man aber gezwungen wird, dieselben nach dem gebotenen Preise dutzendweise zu nehmen und dafür zu zahlen. Solche Anstalten sind gewöhnlich durch eine Anzahl gegenwärtiger Klopffechter begünstigt, welche den Fremden durch Drohung oder Gewalt zwingen, den betrügerischen Handel abzuschließen. Diese gefährlichen Verkaufs- oder Auctionslokale gehören gewöhnlich so schlauen Betrügern, daß es der Obrigkeit zuweilen unmöglich wird, sie zu schließen und die Schufte zu bestrafen; als einziges Sicherungsmittel für das Publikum werden daher vor den Thüren derselben Leute aufgestellt, welche auf langen Stangen ein Brett mit großer Aufschrift halten: „mock auction shop." (Betrügerische Auction.) Daß es außerdem an Kaufläden nicht fehlt, wo man mit der frömmsten Miene und größten Artigkeit die Grünen aller Länder hineinzulocken und zu rupfen sucht und desto mehr prellt, je artiger man ist, wirst Du nicht bezweifeln, nur unterscheiden sich die amerikanischen Betrüger und ihre ausländischen grauen Schüler dadurch von denen aller anderen Nationen, daß sie mit der maßlosesten Frechheit von der kriechendsten Höflichkeit zur Unver-

schämtheit und Gewalt übergehen, ohngefähr wie der Jäger den Hasen durch ein lautes „Hallo“ in das Netz jagt, wenn sich derselbe vor dem Eingehen in dasselbe zu besinnen scheint, wenn sie bemerken, daß ihr Opfer ihre List durchschaut. Sie wissen zu gut, daß die Fremden sich selten wegen einer Klage lange aufhalten können, daß diesen die Unkenntniß der Sprache häufig ein Hinderniß wird, zu ihrem Rechte zu gelangen, und daß sie selbst stets eine beliebige Anzahl Zeugen aufbringen können, welche durch falsche Aussagen und Eide sie von der Schuld reinigen. Durch Hazardspiel und falsches Spiel überhaupt wird Mancher in den großen Städten der Union seines Vermögens beraubt. Widerfährt dies in dem Laster des Spieles ergrauten Sündern, so sind sie nicht zu bedauern, allein es wird auch leider mancher junge Mann erst durch erhitzende Getränke und sonstige Verführung zu dem ihm ganz unbekannten Spiele verlockt, und nachdem ihm alles Werthvolle abgenommen worden, der Verzweiflung preisgegeben.

Vor Nichts hat sich aber der Fremde hier mehr zu hüten, als vor dem Trinken geistiger Getränke, insofern dieselben gewöhnlich sehr stark und häufig auch durch betäubende Substanzen verfälscht sind. Zwar giebt es in einigen Staaten, z. B. in Massachussetts, Wiskonsin und jetzt auch in Illinois sogenannte Mäßigkeitsgesetze, welche, wenn auch eine gewaltsame, aber doch heilsame Beschränkung des öffentlichen Trinkens und Betrinkens bezwecken, allein in den größeren und wohl auch in manchen kleinen Städten giebt es eine solche Unzahl von Bier= und Branntweinhäusern aller Grade und ohne alle Aufsicht von Seiten der Behörden, daß

8*

sie zu wahren Plagen der Civilisation werden. Jeder ein solches Haus Besuchende ist bei der geringsten Neigung zum Trunk oder bei Unvorsichtigkeit in großer Gefahr, selbst gegen seinen Willen zu viel zu trinken und in Händel oder ihm absichtlich gelegte Schlingen zu gerathen. Es herrscht nämlich hier die ursprünglich liebenswürdige, der Gastfreiheit entsprungene Sitte des Freihaltens oder Traktirens (treat), was man einem ganz fremden Menschen nicht abschlagen darf. Um mich zu verstehen, laß Dir erklären, daß man in Amerika wenigstens in Wein= oder Bierhäusern nicht wie bei uns gemüthlich (so nennen es unsere Kneipgenies) sein Gläschen an einem besonderen Tische trinkt, sondern es stehend am Ladentische (bar comptoir) hinunterschüttet; wer nun zuerst kommt, hat das Recht, alle später Hinzutretende einzuladen, mit ihm auf seine Rechnung zu trinken, und es wird als anständig betrachtet, daß ein Jeder die Artigkeit erwiedert. Die Wirthe finden diese Gewohnheit sehr gewinnbringend und suchen sie möglichst in Uebung und Schwung zu erhalten. Es gilt für eine Beleidigung, die Einladung zum Trinken auszuschlagen, und wird nur unter guten Freunden entschuldigt. Leider wird nun dieser Gebrauch die Ursache der schändlichsten Räubereien und Mordthaten, indem sich verschiedene Gauner einen mit ihnen unbekannten Fremden, bei dem sie Geld oder Geldeswerth gesehen haben oder vermuthen, auswählen, ihn unter dem Scheine der Höflichkeit der Reihe nach zum Trinken zwingen, und entweder einfach durch die Menge des Getränkes oder geschickt beigemischte betäubende Flüssigkeiten betrunken machen. In diesem Zustande wird der Unglückliche entwe=

der im Wirthshause niedergeschlagen und beraubt, oder von seinen Freunden, wofür sich die Schurken ausgeben, fortgeführt, ohne daß man jemals wieder Etwas von ihm hört. In New-York und St. Louis namentlich werden jährlich eine Menge Menschen auf diese Art vermißt oder todt oder sterbend und beraubt auf den Straßen gefunden, von denen kaum Jemand den Namen kennt! Abgesehen von den unzähligen Raubanfällen und Mordthaten, zu denen diese Trinkhöllen die Veranlassung geben, sind sie außerdem noch sehr häufig der Schauplatz von Mord und Todtschlag, erzeugt durch das maßlose Trinken und die Gemeinheit und Rohheit der Trinker. Wie ohngefähr früher in Deutschland ein lauter Zank oder eine allgemeine Prügelei, noch sicherer eine Schenke anzeigten, als das Aushängeschild, so geschieht dies hier durch Pistolenschüsse und Jammertöne, denn wie sich der Deutsche höchstens der Bierflaschen, Bankbeine und Hausschlüssel bedient, greift der leidenschaftlichere Amerikaner zu der Pistole und dem Messer. Nicht selten sind dergleichen Angriffe im Uebermuthe oder aus Rache wegen Verweigerung der Getränke gegen den Wirth oder dessen Stellvertreter gerichtet, und daher haben diese häufig unter ihrem Ladentische geladene Pistolen und ein tüchtiges Messer zu ihrer Selbstvertheidigung liegen. Du ersiehst aus dem Vorhergehenden, daß Du Deine Reisegefährten nicht genug vor dem Besuche von Trinkhäusern oder der Trinkstube auf Dampfbooten warnen kannst. Am besten kommt man aus, wenn man erklärt, zu einem Mäßigkeitsvereine zu gehören, und nach erfolgter Einladung zum Trinken nur Limonade, Zucker- oder Sodawasser genießt. Auf den

Dampfbooten, besonders den der östlichen Staaten, ist das Trinken weniger gefährlich als kostspielig und für Viele schon deshalb sehr unangenehm, allein auf den Mississippibooten, vorzüglich den schlechteren und billigeren, ist die Gaunerei im größten Schwunge und daher auch besonders im Trinken die größte Vorsicht nöthig.

Auf der Reise nach dem Innern muß man sich vorsehen, daß man für sein bezahltes Geld die richtigen Reisekarten erhält und daß der Name des Ortes, bis zu welchem man bezahlt hat, darauf bemerkt ist, weil selbst die sorgfältigsten Eisenbahngesellschaften und Dampfbooteigenthümer nicht verhindern können, daß ein gewissenloser Beamter einen Unterschleif versucht. Ich werde Dir am Schlusse die zweckmäßigsten Reiserouten und den Preis für die verschiedenen Entfernungen angeben, damit Du Dich darnach richten und sie Anderen mittheilen kannst.

Nur wenige der deutschen Einwanderer bleiben in den östlichen Städten, ohngefähr neun Zehntheile gehen nach dem Innern. Zu den ersteren gehören meistens Kaufleute, Handwerker, Handarbeiter, Künstler und Gelehrte, theils der größeren Leichtigkeit ihres Fortkommens wegen, theils aber auch, weil sie dort schon Verwandte oder Freunde finden, welche ihnen günstige Aussichten eröffnen. Die Gelehrten und Künstler haben anfangs ein trauriges, mühevolles Leben in einem Lande, wo ein guter Rechner, Maurer oder Schneider für wichtiger gehalten wird, als der größte Dichter, wenn er kein Geld besitzt, und wenn es ihnen nicht gelingt, durch Aufsehen erregende Anzeigen oder durch den Einfluß reicher, angesehener Personen bekannt zu werden,

so müssen sie Handarbeiten verrichten oder zu einem anderen Geschäfte greifen; denn da die ästhetische Bildung hier noch in ihrer ersten Entwickelung begriffen und daher an einen wirklichen Kunstsinn des Publikums nicht zu denken ist, so wird der Pfuscher, welcher den geschmacklosesten Forderungen der Masse Genüge zu leisten sucht, den wahren Künstler oder Gelehrten bald in den Augen und der Gunst der Menge verdrängen. Handwerker und Arbeiter erfreuen sich in der Regel eines sehr guten Verdienstes, die ersteren von 1 bis 1½, die letzteren von ½ bis zu einem Dollar täglich. Ein fleißiger nüchterner Mann wird selten ohne Arbeit sein und kann sich hier, wo es außer dem 4ten Juli, dem Jahrestage der Unabhängigkeitserklärung der Freistaaten, keinen einzigen Feiertag giebt, das Jahr über manchen Sparpfennig zurücklegen. Junge Kaufleute finden in den großen Städten leicht sehr gute Stellen, wenn sie mit der englischen Sprache vertraut sind, und haben noch den Vortheil, dadurch mit dem überseeischen Geschäfte gehörig bekannt zu werden und diese Kenntniß erfolgreich zu benutzen, wenn sie in ihr Vaterland zurückgekehrt sind. Kapitalisten ziehen in der Regel den Aufenthalt in den großen Städten vor, weil sich ihnen hier theils eine bessere Anlage für ihr Vermögen im Handel oder Fabrikwesen, theils aber auch in Speculationen im Grundeigenthume darbietet. Da nämlich die Zunahme der Bevölkerung in der ganzen Union und besonders in den Städten einen jährlichen so außerordentlichen Zuwachs erhält, so ist die natürliche Folge davon das Steigen der Preise des Grundeigenthums in denselben und ihren Umgebungen. Ein reicher Mann braucht daher weiter gar nichts

zu thun, als Häuser, Bauplätze in Städten oder Land in deren Nachbarschaft zu kaufen und nur darauf zu sehen, daß ihm ein Theil seines Kapitals die zum Lebensunterhalte nöthigen Zinsen trägt, um gewiß zu sein, sein Vermögen binnen einigen Jahren zu verdoppeln oder zu verdreifachen. Die westlichen Städte eignen sich dazu noch viel besser als die östlichen, indem dort die sicherste Gelegenheit geboten ist, ohne alle Gefahr und Speculation Geld gut anzulegen. Der Zinsfuß ist nämlich hier zehn Procent auf die erste Hypothek, während im Osten nur sechs Procent gesetzlich erlaubt sind! Wie viele Personen unseres Vaterlandes könnten so viel besser leben, wenn sie ihr Kapital hier anlegten und die Zinsen drüben verzehrten! Ja viele sparsame Leute, welche sich jetzt mit drei und vier Procent in Deutschland begnügen müssen und das Kapital dabei noch gefährdet sehen, könnten bei dem hiesigen einfachen und sicheren Hypothekenwesen sich über die Sicherheit des Vermögens völlig beruhigen und sogar aus einem Theile der Zinsen ein neues Kapitälchen sammeln!

Wie schon bemerkt, begiebt sich der bei Weitem größere Theil der Einwanderer nach dem Westen, um dort Landbau zu treiben. Kaum die Hälfte dieser Leute haben sich früher mit Ackerbau beschäftigt, die übrigen gehörten im Vaterlande zu allen Ständen und siedeln sich auf dem Lande an, in der Voraussetzung eines idyllischen Landlebens, fröhlicher, lustiger Jagdzüge und unendlicher Hirschbraten und Truthühnerpasteten! Je nachdem den Neuankommenden nun schon Verwandte oder Bekannte vorausgegangen waren und sich hier oder da angesiedelt hatten, zerstreuen sich die ersteren auch schon auf dem westlichen Wege bedeutend nach

allen Richtungen; der über die Seen gehende und der den Mississippi aufwärts strebende Zug kommt geschlossener in St. Louis, Keokusk und Galena oder in Detroit, Chicago oder Milwaukée an, und theilt sich erst von diesen großen Ruhepunkten aus wieder in unendlich viele Verzweigungen. Von allen diesen Ankömmlingen sind die Handarbeiter, Landbauer und Handwerker die glücklichsten, insofern sie fast immer bei ihrer erlernten Beschäftigung bleiben können; denn sollte selbst ein Handwerker ganz mittellos ankommen und demnach nicht sogleich sein Geschäft beginnen wollen, weil es ihm an den nöthigen Stoffen und Werkzeugen gebricht, so kann er sich durch irgend eine Art Handarbeit, oder als Gehülfe bei einem schon ansässigen Handwerksgenossen leicht die erforderlichen Mittel, und wenn er ein ordentlicher Mann ist, noch schneller den nöthigen Credit zum Beginne seines Geschäftes verschaffen. Die beklagenswerthesten aller Einwanderer sind die mit mäßigem Vermögen ankommenden und zu allen möglichen Ständen, nur nicht zu dem ackerbautreibenden, gehörigen Leute, welche sich vorgenommen haben, Farmer zu werden. Diese Verblendeten stellen sich unter einem Farmer einen unabhängigen, ohne Sorgen und Mühe lebenden kleinen Gutsbesitzer, und unter der Farm ein in rosige Nebel gehülltes verjüngtes Elysium vor, und lassen sich als ächte têtes carrées fast niemals ihren Entschluß ausreden. Sie träumen so schön und wollen daher nicht geweckt sein! Wie Du weißt, bin ich selbst einer Derjenigen gewesen, welche allen wirklich guten Rath verschmähten und durch Erfahrung belehrt werden mußten. Ich glaube, nach mir selbst zu urtheilen, daß, wenn dieses dem Farmerleben

so günstige Vorurtheil nicht schon in Deutschland vertilgt wird, alle spätere Abmahnung fruchtlos bleibt, und es scheint, daß wenn man einmal mit dieser unsinnig romantischen Idee sich eine Zeitlang getragen, mit ihr die langweilige Seereise gemacht, und sogar sich darauf schon Jahre lang theoretisch optimistisch vorbereitet hat, man nur durch schwere und schlimme Erfahrungen klug werden kann. Obschon Du aus meinen späteren Angaben hinlänglich die Unzweckmäßigkeit des Farmens für damit unbekannte Leute ersehen wirst, füge ich doch hier die kurze Bemerkung hinzu, daß, wer entschlossen ist, sich des Landlebens zu erfreuen, am besten zu Anfang seines Hierseins ein kleines Stück Land nebst Haus miethet oder kauft, und sich mit der Landwirthschaft gar nicht befaßt; denn er kauft sicherlich die zu seinem Unterhalte nöthigen Feldfrüchte viel billiger, als er sie selbst erzeugen kann; sein Geld trägt ihm während seines Versuches zehn Procent und der kleinste Garten giebt wegen des unsäglich häufig und schnell wachsenden Unkrautes Beschäftigung genug während dieser Probezeit. Wer beabsichtigt, den Ackerbau später selbst zu betreiben, muß durchaus praktisch versuchen, wie er die damit verbundenen, größtentheils schweren Arbeiten vertragen kann, und die Ausführung seines Entschlusses gewissenhaft von dem Resultate dieses Versuches abhängig machen; denn wer nicht im Stande ist, bei den gewöhnlichsten und gröbsten landwirthschaftlichen Beschäftigungen selbst Hand ans Werk zu legen oder noch ungeübte Personen in denselben zu unterweisen, wird wegen Mangel an Arbeitern überhaupt, oder wenigstens geschickten, häufig in die größte Verlegenheit kommen und sein Geschäft

ganz unbezweifelt nur mit wenig Vortheil und gewissem Verluste betreiben. Dieser Rath gewährt den Neuangekommenen noch den Vortheil, sich während dieser Prüfungszeit Gelegenheit zu verschaffen, den Werth des Grundeigenthums, des Viehes, der Geräthe, der Produkte und Lebensmittel, aber auch einigermaßen den Charakter ihrer neuen Bekannten und den Geschäftsgang des Landes kennen zu lernen. Sie sind auf diese Weise vor Betrügereien mehr geschützt, erhalten sich den größten Theil ihres Vermögens zur freien Verfügung, wenn sie ihren ersten Entschluß, die Landwirthschaft zu treiben, aufgegeben haben, oder können auch eine zweckmäßigere Auswahl für ihren künftigen Wohnsitz treffen, wenn sie dabei verharren. Tausende von Personen hätten hier ein zufriedenes und glücklicheres Leben führen können, wenn ihnen zeitig genug eine ähnliche Warnung zugekommen wäre, oder wenn sie die erfolgte berücksichtigt hätten. Wenigstens neun Zehntheile meiner Bekannten haben die Farmerei verlassen, nachdem sie viele Jahre lang als verzweifelte Landwirthe elend und erbärmlich gelebt und sich häufig wirklich übermenschlich geplagt hatten. Durch den unüberlegten Ankauf der Farm und nothwendige Verbesserungen derselben war ihr Vermögen größtentheils aufgezehrt worden, so daß sie sich, bis ihnen der zufällige und meist mit Verlust verbundene Verkauf des Landgütchens gelang, von allen Mitteln zum Anfange eines anderen Geschäftes entblößt befanden.

Wer die Absicht hat, sich in einer großen Stadt oder in der Nähe derselben niederzulassen, ohne zuverlässige Freunde daselbst zu besitzen, wende sich an den Agenten der nächsten deutschen Gesellschaft um Auskunft. Die vielen in den Ver=

einigten Staaten bestehenden Vereine dieses Namens sind von ehrenhaften, wohlwollenden Männern zur Unterstützung der Einwanderer mit Rath und That gegründet, und Beamte von ihnen zu diesem Behufe besonders besoldet. Die Armen und Nothleidenden erhalten durch sie Hülfe und Rathlose Nachweisungen über alle möglichen Geschäftszweige und zum Verkaufe ausgebotene Grundstücke. Bei den Agenten der deutschen Gesellschaft erfährt man, wo alle Arten von Arbeitern gesucht werden, wo offene Stellen irgend einer Art oder verkäufliche Farmenhäuser rc. zu finden, oder dergleichen zu vermiethen sind. Derselbe ist von der Gesellschaft beauftragt, den Einwanderern wegen Bevortheilung oder schlechter Behandlung auf den Schiffen oder Eisenbahnen vor Gericht Genugthuung zu verschaffen, und ihnen die vortheilhaftesten Wege und Gelegenheiten zu ihrer Weiterreise anzugeben. Durch die deutschen Gesellschaften werden die Kranken in Hospitäler gebracht, die Beerdigung der Leichen armer oder unbekannter Ankömmlinge besorgt, Briefe, sonstige Papiere, Gelder und andre Hinterlassenschaften aufbewahrt, und die Waisen bei wohlthätigen Leuten untergebracht. Die Sitzungen und Verhandlungen der Gesellschaft sind öffentlich, der Agent, Schatzmeister rc. legen vierteljährlich in den gelesensten Zeitungen ihren Bericht ab, und ihr Wirken ist in jeder Beziehung so edel und offen, daß diese Vereine in Wahrheit ein Segen für die Menschheit sind und der Titel als Mitglied derselben ein Ehrentitel geworden ist. Seitdem die Agenten der Gesellschaft Beschwerden von Reisenden gegen Schiffscapitaine oder Eisenbahngesellschaften veröffentlicht und wegen Uebergriffen und Mißhandlungen

die Thäter vor Gericht zur Strafe gezogen haben, ist auch der arme, anscheinend verlassene Deutsche auf seiner mühevollen Reise mehr geschützt und geachtet, und die Eigenthümer von Schiffen und Eisenbahnen wetteifern mit einander, um sich bei den deutschen Gesellschaften einen guten Namen zu machen; freilich nur aus Eigennutz, um die Dollars der dutch beggars nicht einzubüßen; allein im Verlaufe der Zeit werden die Amerikaner sich daran gewöhnen, die armen, altmodisch gekleideten Deutschen anständig und als gleichberechtigt zu behandeln, wenn sie sehen, daß sie nicht ungestraft beleidigt werden dürfen.

Ist der Neuangekommene an seinem vorläufigen Bestimmungsorte angelangt, so muß es seine erste Bemühung sein, entweder eine eigne Wohnung zu finden oder in ein sogenanntes Kosthaus (boarding house) zu gehen. In letzterem herrscht mehr Ruhe, als in Wirthshäusern, und die Preise sind billiger. Der Agent der deutschen Gesellschaft kann auch in dieser Beziehung die beste Auskunft geben und ist für seine Empfehlung den Mitgliedern derselben verantwortlich. Das Gepäck darf man übrigens bis zur Ankunft in dem betreffenden Hause nicht aus den Augen lassen, widrigenfalls man Gefahr läuft, es zu verlieren. Geld oder Schmucksachen trägt man am besten bei sich und vermeidet alle Mittheilungen darüber. Betrüger aller Art suchen die Ankömmlinge auszuforschen und nach erlangter Auskunft die Unvorsichtigen zu berauben. Zuerst wird gewöhnlich eine Anleihe, und gelingt diese nicht, Betrug oder Entwendung versucht. Bringt der Einwanderer viel Vermögen mit, so ist es am sichersten für ihn, es auf einer guten Bank zur Ver=

wahrung niederzulegen. Allen Solchen, welche einen Versuch mit der Landwirthschaft machen wollen, ist zu rathen, sobald als möglich nach einem kleinen Landstädtchen abzureisen und von dort aus ihre Rundschau in die Umgegend vorzunehmen. Aber auch in diesem müssen sie sogleich im Gasthause erklären, daß sie auf Wochen oder Monate bleiben wollen, und deshalb den wöchentlichen oder monatlichen geringeren Preis für Kost und Wohnung in Anspruch nehmen. In großen Städten wird in den Gasthäusern verschiedenen Ranges von einem halben bis zwei Dollar täglich, und von zwei bis fünf Dollar wöchentlich berechnet, in den kleineren von einem Viertel bis einem Dollar täglich und von 1½ bis drei Dollar wöchentlich. Auf dem Lande bezahlen Kostgänger in der Regel sechs Dollar für den Monat, die Wäsche abgerechnet, wofür die Wäscherinnen fünf Cent für das Stück oder einen halben Dollar für das Dutzend verlangen. Geistige Getränke sind natürlich bei dem Kostgelde nicht einbegriffen; jedes Glas derselben, Bier, Wein, Punsch, Limonade rc. kostet fünf Cent. Den Wein hat man von schlechter Beschaffenheit wohl zu dreißig bis vierzig Cent die Flasche, allein guter kostet in der Regel in Wirthshäusern einen Dollar. Beim Einkauf bei Kaufleuten erhält man ihn etwas billiger und sogar sehr guten Landwein zu 50 Cent die Flasche. In großen Städten sind die Hausmiethen so wie alle Lebensbedürfnisse außerordentlich theuer und selbst in den kleineren noch unverhältnißmäßig hoch; so zahlt man z. B. in einem kleinen Städtchen meiner Nachbarschaft, je nach der Geschäftslage drei bis vier Dollar monatlich für ein blos ausgeweißtes Zimmer von zwölf bis sechszehn Fuß

Quadrat, für eine Klafter Holz zwei Dollar, für ein Pfund Fleisch sechs bis acht, für eben so viel Brot 2½ Cent; Zucker, Kaffee, Thee rc. sind fast eben so theuer als in Deutschland, Leinwand viel theurer und nur baumwollene Zeuge und fertige Kleidungsstücke bedeutend wohlfeiler, als dort. Stahlwaaren und alle Arten Werkzeuge triffst Du hier viel besser, zweckmäßiger und im Verhältniß zu ihrer Güte billiger, als drüben. Den letztangeführten Angaben zufolge ergiebt sich für den deutschen Auswanderer der Rath, so wenig als möglich Geräthschaften und Kleidungsstücke, und nicht einmal neue Leinwand, es sei denn zum Verkaufe, mitzubringen. Nur sehr gute, neue Wäsche ist die bedeutenden Transportkosten und die mühvolle Aufsicht über dieselbe während der Reise werth. Die Anschaffung neuer Kleider kostet hier kaum so viel, als in Deutschland, und gewährt hier den Vorzug, daß man an dem Schnitte derselben nicht sogleich den Grünen erkennt, und vor ihrem Verderben oder Verluste auf der Reise gesichert ist. Selbst der Landmann, der auf der Farm ungenirt und unangefochten seinen Schafpelz oder Großvaterrock tragen mag, wird Vorheil davon haben, wenn er halbabgetragene Kleidungsstücke entweder vor seiner Abreise verschenkt, oder vor seiner Landung in Amerika über Bord wirft, anstatt später noch für Fuhrlohn rc. so manchen Cent dafür auszugeben. Alle anderen Geräthschaften sind dem Auswanderer nur hinderlich und werden, wenn mitgebracht, ärgerlich weggeworfen oder als unbrauchbar bei Seite gelegt, nachdem sie schon viel überflüssige Ausgaben verursacht.

Ehe ich mich zur näheren Angabe über einzelne Geschäfts-

zweige wende, laß mich vorausschicken, daß es hier weder eigentliche Berufsgeschäfte noch Geschäftszwang giebt. Jeder kann nach Belieben eine Beschäftigung erwählen und von dieser nach und nach auf zwanzig andere übergehen, ohne daß man sich darüber wundert oder ihn beschränkt. Für eigentlichen Beruf gilt hier das Geldverdienen, und darauf ist denn auch das ganze Bestreben der Leute gerichtet. Die Politik ist für schlaue Köpfe dazu ein vortreffliches Hülfsmittel und wird deshalb auch vorzugsweise betrieben. Zwar preisen die Zungen der großen und kleinen Staatsmänner das Princip, das Wohl des Staates und den Sieg der Partei, allein ihre Herzen sehnen sich nach fetten Staatsämtern und den damit per fas et nefas verbundenen Sporteln. Zur politischen Laufbahn eignet sich wie gesagt jeder Pfiffikus, besonders aber der Advocat. Um zu dieser Würde zu gelangen, bedarf es durchaus keiner wissenschaftlichen Bildung. Irgend ein Arbeiter, Farmer oder Bursche geht zu einem Advocaten, liest kurze Zeit in einigen von dessen Büchern, bezahlt vielleicht nur die Kohlen oder das Holz zur Heizung des Geschäftszimmers seines Patrons oder irgend eine andere Kleinigkeit, wird dann von einigen anderen meist ebenso überstudirten Rechtsgelehrten, dazu von dem aus ihrer Mitte erwählten Richter erkoren gleichsam einer gewissen Art von Prüfung unterworfen und zum Advocaten (lanyer) ernannt. Statt vieler Beispiele werden Dir die folgenden die Schwierigkeit, zu dieser Würde zu gelangen, anschaulich machen. Ein Schmied hatte sein Geschäft aufgegeben und gemeinschaftlich mit einem Freunde mehrere Omnibus angeschafft und gefahren, dies gefiel ihm auch nicht mehr, die

Wagen und Pferde wurden verkauft und er gab vor, er wolle nach Kalifornien gehen, zuvor jedoch Advocat werden. In dieser Voraussetzung machten ihn die Herren Rechtsgelehrten dann auch unverzüglich zu ihres Gleichen, in der wahrscheinlichen Voraussetzung, daß für das ferne Eldorado Jeder zum Rechtsbeistande gut genug sei, waren aber nicht wenig erstaunt und ärgerlich, als ihnen der neue College sehr naiv bemerkte: da er jetzt Advocat sei, zöge er vor, hier zu bleiben. Der schlaue Mann trat wirklich einige Zeit lang als Rechtsanwalt auf, verließ aber seinen neuen Beruf bald wieder und ist jetzt Mitbesitzer einer Dampfmahlmühle und Kaufmann. — Vor ohngefähr zwanzig Jahren trafen sich in New-York zwei Freunde, von denen der eine eine Schneiderwerkstatt besaß. Der letztere zeigte dem andern einen vorübergehenden jungen, ihn grüßenden Mann mit den Worten: „dieser war mein bester Vorschneider, will sich aber jetzt zum Narren machen und Advocat werden." Der Vorübergehende ehemalige Schneider ist der gegenwärtige Präsident der Vereinigten Staaten, Fillmore.

Um Arzt oder Doctor zu werden, bedarf es noch geringerer Anstrengungen. Die ärztliche Praxis steht einem Jeden frei, er mag nun jemals ein medicinisches Buch gesehen haben, oder nicht; daher ist auch die Zahl der Heilkundigen Legion. Wer sich selbst Doctor nennt, heißt auch bei dem Publikum so, und die großsprecherischesten, marktschreierischesten Anzeigen verschaffen gewöhnlich die beste Praxis. Da die Masse des Volkes kaum im Stande ist, einen Unterschied zu machen zwischen schlauen Quacksalbern und tüchtig gebildeten Aerzten, ja sogar häufig einen für den andern nimmt,

so kannst Du Dir denken, daß im Allgemeinen auch ein Doctor so viel gilt, als der andere, und daß der selbstgeschaffene und improvisirte nicht selten dem durch eifrige Studien zu dem Grade Gelangten die Gunst des Publikums entziehen wird. Je größer die Aufschneiderei, je plumper die Empfehlungen interessirter Freunde, und je frecher die selbstgeschriebenen Anpreisungen in den Zeitungen, desto größer der Ruf der Quacksalber und desto goldener ihre Ernte. Ich kenne Zimmerleute, Maurer, Farmer, Kaufleute, Regenschirmverfertiger, Apothekerlehrlinge, Bediente von Zahnärzten, welche alle den Titel als Doctor führen und zum Theil glänzende Geschäfte machten, während tüchtige Aerzte kaum genug Beschäftigung und Einkünfte hatten, um dabei bestehen zu können. Bei dem hier vorherrschenden fast bis zum Eigensinne gesteigerten Unabhängigkeitsgefühle kann es nicht fehlen, daß die Leute häufig lieber auf eine ihrem eigenen beschränkten Urtheile zusagende Weise umgebracht, als durch eine über dasselbe hinausgehende wissenschaftliche Behandlung geheilt sein wollen. Du kannst Dir vorstellen, daß ein wissenschaftlich gebildeter deutscher Arzt unter diesen Umständen sich hier nicht an seinem Platze befindet und nur dann auf eine erträgliche, wenn auch sehr mühsame Existenz rechnen kann, wenn er sich sobald als möglich in die hiesigen Verhältnisse schickt, sich mit der Charlatanerie und dem Humbug versöhnt, kaltblütig die einfältigsten Einwendungen, Ansichten und Vorschläge von Alt und Jung anhört, und seinen herrlichen Beruf lediglich zur Geschäftssache und zur Erwerbsquelle herabwürdigt. Wie überall ist es auch hier vom größtem Nutzen, sich der Mitwirkung einiger ge-

läufiger Zungen solcher Damen zu versichern, welche durch Familieneinfluß oder andre eingebildete Verdienste gleichsam den ersten Rang in „der Gesellschaft" erobert haben und denselben durch allerlei lächerliche Prätensionen und kleinstädtisches Cliquenwesen zu behaupten suchen. Ihr Einfluß ist ziemlich groß zu Gunsten eines Arztes, noch bedeutender aber und wirklich mörderisch zu seinem Nachtheile, wenn er gegen die Ansichten, Heilmethoden oder sonstige Anmaßungen dieser weiblichen Größen zu verstoßen wagt. Die gewinnendste Freundlichkeit, das einnehmendste Wohlwollen verkehrt sich dann plötzlich in die gehässigste Verfolgung und Verleumdung, wobei die zartesten, alle mögliche Prätensionen der guten und feinen Erziehung zur Schau tragenden Damen es nicht für unwürdig halten, die Pflichten der Dankbarkeit und die ersten Regeln der Höflichkeit und Artigkeit auf die gröbste und unanständigste Weise zu verletzen. Du weißt, daß überall schlechte Aerzte stets in allen den Fällen vorzugsweise gerufen werden, wo die Angehörigen wegen zu erwartender Erbschaften, Auszahlung von Lebensversicherungssummen, neu zu knüpfenden Liebes- oder Ehebündnissen, oder wegen Ueberduß an Stiefkindern ꝛc. die Wiederherstellung des Kranken durchaus nicht wünschen. Man verläßt sich in solchen Fällen, wo man natürlich die Geschicklichkeit eines guten Arztes fürchtet, auf die Dummheit und Mißgriffe des weniger gebildeten, auf die Bestechlichkeit des Quacksalbers, oder darauf, daß ein Individuum der letzteren beiden Klassen nicht bemerken werde, wenn die Krankheit durch verschiedenartige künstliche Beihülfe der Angehörigen schnell den erwünschten tödtlichen Ausgang nimmt. Um sich

aber das Ansehen zu geben, als habe man das Aeußerste aufgeboten, um den Todten zu retten, muß man natürlich die Verdienste des zu Hülfe gerufenen Arztes bis in das Unendliche erheben und sie hoch über die aller anderen stellen. Erhält nun schon in Europa mancher Quacksalber und Dummkopf auf diese Art einen bedeutenden Ruf, so ist dies hier noch viel häufiger der Fall, wo die Menschen aus allen Weltgegenden zusammengewürfelt sind und oft nach nur kurzer Bekanntschaft die engsten Bündnisse eingehen. Es kann nicht fehlen, daß dadurch viele rechtliche Leute von Betrügern hintergangen und viel mehr Verbrechen begangen werden, als in Europa, wo ja Jeder seine Umgebungen fast von Jugend auf kennt und mit wenigen Ausnahmen Niemand zur Vertraulichkeit zugelassen wird, den man nicht wenigstens durch Empfehlung von Freunden kennen gelernt hat. Es ist daher einestheils durchaus nöthig, Kranke vor der Wahl des Arztes zu warnen, welche die hier erheiratheten Verwandten und Freunde treffen, anderntheils aber Eheleuten recht dringend zu empfehlen, ihr Leben in Versicherungsgesellschaften nicht zu hoch zu versichern, wenn sie nicht bald eine mit vieler Charakterstärke selbst das Traurigste freudig ertragende Wittwe, oder einen sehr in Gott ergebenen Wittwer hinterlassen wollen. Es ist niederschlagend, zu sehen, wie häufig eine Clique von Betrügern durch allerhand Tücken alle wohlmeinenden Freunde aus der Nähe eines unvorsichtigen, aber wohlhabenden Mannes zu entfernen sucht, um ihn desto sicherer ausbeuteln zu können, und wie nicht selten eine ganze Verwandtschaft sich unablässig bemüht, das unbegrenzte Vertrauen eines ihr durch Zufall

zugesellten Mitgliedes in die vielfältig bewiesene Geschicklichkeit eines Arztes zu erschüttern, blos damit sie sich für vorkommende Fälle oder schon gemachte Pläne eines anderen, denselben günstigeren, bedienen könne. Daß alle Arten Verbrechen hier häufiger vorkommen, als in Europa, ist eine natürliche Folge der schlechten Handhabung der Gesetze und der zur Staatsreligion gewordenen Geldgier und Selbstsucht, allein die Schamlosigkeit, mit welcher die unmoralischesten Vergehen inmitten der Familien und gegen die Gesundheit von Stiefkindern, Waisen und unehelich Schwangeren verübt werden, ist wirklich empörend. Es ist leicht begreiflich, daß kluge Aerzte dergleichen Vorgänge leicht durchschauen und verabscheuen; aber ändern können sie dabei Nichts; denn wollten sie selbst oder andre ehrliche Leute eine Klage anhängig machen, so wird die Gegenpartei leicht die doppelte Anzahl von Doctoren aufbringen, welche durch ihr Zeugniß die Frage zu Gunsten der letzteren entscheiden. Wenn ich mich in die Lage eines aus Deutschland hierher gekommenen und der Praxis sich widmenden tüchtigen Arztes denke, so kann ich mich des Gedankens nicht erwehren, daß es unendlich besser für ihn wäre, wenn er die Heimath nicht verlassen hätte; denn hier erntet er hauptsächlich Undank, der dümmste Mensch, das romantischeste Mädchen und die feinste Frau wissen über Heilkunst mehr, als er, und stehen insofern auf gleicher Bildungsstufe mit einander, als alle unverholen, und ohne etwas Anstößiges und Unbescheidenes darin zu finden, dem Arzte widersprechen und seine Anordnungen verbessern, oder vielmehr verändern. Die Einkünfte entsprechen den mit der Ausübung der Heilkunst unvermeidlichen Bemühungen

durchaus nicht, zumal da die Leute hier noch schlechter oder später bezahlen, als in Europa, und Viele sich ein Vergnügen daraus machen, dies nie zu thun, und sich etwas auf ihre Klugheit einbilden, wenn sie nicht zur Tilgung ihrer Schulden gezwungen werden können. Aus dem Vorhergehenden kannst Du ersehen, daß es Pflicht der Menschheit ist, gebildete deutsche Aerzte vor der Praxis in den Vereinigten Staaten zu warnen, insofern dieselbe, die größeren östlichen Städte ausgenommen, weniger einbringt, als bei uns und den Jüngern des Aeskulap in keiner Beziehung eine würdige Stellung sichert. An interessanten geselligen Umgang ist nur an wenigen Orten zu denken, und ein collegialisches Verhältniß findet nirgends Statt. Die ewige Bewegung der Bevölkerung der Union ist eine ganz besondere Ursache für pecuniäre Verluste der Aerzte, welche nicht, wie z. B. advocaten, einen Vorschuß, oder wie Kaufleute, sofortige Bezahlung verlangen können, weil, wie einer meiner Freunde sagt, ein Jeder allenfalls einen Prozeß oder Einkauf verschieben, aber selten ohne Gefahr den Besuch des Arztes so lange entbehren kann, bis er Geld genug hat, die Kur zu bezahlen. Ich habe oft darüber klagen hören, daß eine Menge Schuldner der Aerzte fortziehen, ohne sich ihrer Verbindlichkeiten zu entledigen; denn sowie Gelegenheit Diebe macht, so macht hier die Leichtigkeit des Entkommens Betrüger. Vor vielen Jahren sagte uns der alte Rapp, der Prophet, bei Gelegenheit unsres Besuches in seiner Colonie in Oekonomie: „diesch ischt kein Land vor die Gelehrte und Philosophe, diesch ischt ein Land vor die Baure und Arbeiter." Wir waren damals sehr europamüde und glaubten

ihm nicht, meinten vielmehr, er fürchte, die Philosophen möchten seine fromme Heerde erleuchten; allein später ist es mir klar geworden, daß, wenn der Gelehrte und Philosoph nicht zum Bauern wird oder verbauert (was man früher so nannte) und sich als Arbeiter so todtmüde plagt, daß ihm alle abstrakten Gedanken vergehen, er sich hier höchst unglücklich fühlen muß. Was ich Dir später über die geselligen oder vielmehr ungeselligen Verhältnisse unseres hiesigen Lebens mittheilen werde, wirkt auf Niemanden unangenehmer, als auf den Arzt, welcher vorzugsweise mit der hier durchschnittlich sehr rohen Masse des Volkes in Berührung kommt und selten Zeit hat, die wenigen Weizenkörnchen im gedroschenen Strohe zu suchen. Verhindere daher, soviel Du kannst, daß sich Aerzte Deiner Bekanntschaft, wenn sie nicht zum Auswandern gezwungen sind, nach dem Westen der Union begeben. Alle Arten Quacksalber, oberflächliche Medicaster und ungehobelte Aufschneider, welche niemals an ein geistiges Leben und gute Manieren gewöhnt waren, mögen hierher kommen, so viele, als da wollen; sie werden an den hiesigen Sitten und Gebräuchen keinen Anstoß nehmen, die Kranken nur als Geschäftsartikel, wie der Schuster das Leder, betrachten, und sich daher auch nicht wundern, wenn sie hinwiederum als blose ordinäre Geschäftsleute angesehen werden, welche man gelegentlich ruft, dann wieder mit anderen vertauscht und wieder zu Rathe zieht, ohngefähr wie man einen Lohnkutscher wechselt, und wie es die eigne Laune oder der Rath beflissener Freunde mit sich bringt.

Die Geistlichen, als überflüssige Würdenträger, haben hier insofern die angenehmste Stellung, als sie sich nur

da befinden, wo sie gewünscht und deshalb auch regelmäßig bezahlt werden. Sie bilden in jeder Sekte eine Art Corporation oder Zunft und werden erst nach vorausgegangener Prüfung und Ernennung als Hirten der respectiven Heerden zugelassen. Im Allgemeinen gilt nun wohl das altchristliche Princip, daß der beschränkte Unterthanenverstand, oder vielmehr der durch Gelehrsamkeit noch nicht (umflorte) verdorbene Geist einfacher Menschen, der Handwerker, Farmer &c. sich am besten eigne, die Segnungen des Glaubens auszustreuen über ebenso einfache Gemüther, und demgemäß findet man hier eine Menge Farmer, welchen das Pflügen zu sauer ankommt, aufstrebende oder herabgekommene Handwerker oder andere Geschäftsleute, welche als Kirchenlichter leuchten und als Aelteste oder Prediger die lauschende Heerde erbauen; allein in größeren Städten sucht man gelehrte und gewandte Geistliche anzubringen, um sowohl durch ihre exegetischen und dialektischen Kenntnisse, als auch durch ihre Beredtsamkeit anderen Sekten zu imponiren. In dieser Hinsicht zeichnen sich die höheren katholischen Geistlichen, wohl ohne Ausnahme vollkommen geschulte Jesuiten, aus. Unter den Episcopalen und Presbyterianern giebt es hin und wieder sehr gute Redner und kluge Köpfe, allein die Gelehrsamkeit der übrigen Geistlichen zusammengenommen möchte wohl kaum einem mittelmäßigen Secundaner während der Hundstage Kopfschmerzen verursachen. Daher hat so Mancher unserer nach der Union wandernder Landsleute eine schöne Gelegenheit zu leichtem Verdienste, wenn er sich während der Seereise gehörig mit seiner Bibel, dem Katechismus, einem Gesang- und Gebetbuche abgiebt. Zur Uebung können sonn-

täglich vor der versammelten Schiffsgesellschaft salbungsvolle Redeversuche gemacht und auch gelegentlich Taufen und Trauungen, welche ja ohnehin häufig sehr nothwendig sind, vollzogen werden. Der Ruf eines solchen Mannes würde seiner Ankunft noch mit Blitzesschnelle vorauseilen und ihm sicherlich eine baldige Versorgung verschaffen.

Bei Handwerkern, Künstlern, Kaufleuten herrscht durchaus Gewerbsfreiheit. Der Lehrling erhält vom ersten Augenblicke seines Lernens einen gewissen Lohn von seinem Gewerklehrer und verdient mehr, sobald seine Geschicklichkeit zunimmt. Keinem ist ein gewisser Zeitraum für das Lernen vorgeschrieben, und Unterschiede, wie den der Meister und Gesellen, giebt es ebensowenig. Sobald ein Lehrling genug gelernt zu haben glaubt, kann er als Gehülfe sich jedem schon etablirten Arbeitgeber anbieten, oder selbst als solcher auftreten. Das Publikum entscheidet, welcher Arbeiter die meiste Geschicklichkeit besitzt, wird aber, bis es zu dieser Erkenntniß gelangt, ebenso häufig von Pfuschern betrogen, als viele derselben sich selbst durch Selbstüberschätzung ruiniren. In beiden Fällen ist indessen der Schaden nicht groß, denn wenn ein etablirter Handwerker nicht mehr bestehen kann, arbeitet er wieder als Gehülfe und verdient jedenfalls genug, um anständig und frugal leben zu können. Der Uebergang von einem Geschäfte zum anderen steht dabei Jedem frei, und weil jeder neue Versuch schon im ersten Anfange doch wenigstens einen kleinen Lohn abwirft, ist tüchtigen, talentvollen Leuten hinlängliche Gelegenheit gegeben, dasjenige Geschäft zu finden und zu wählen, wozu sie die meiste Anlage haben, und dieser Umstand ist es, welcher so viele Gewerbe in den

Vereinigten Staaten auf eine so hohe Stufe der Vervollkommnung gebracht hat, wie z. B. den Schiffs- und Maschinenbau. Es giebt wohl kein Land der Welt, wo jährlich so viele neue und zweckmäßige Erfindungen gemacht werden, als in der Union, zum Theil als Folge der Gewerbfreiheit, zum Theil aber auch, weil durch den Vortheil, welchen die vom Staate garantirten Privilegien und Patente gewähren, jeder talentvolle und geschickte Mann zum Nachdenken und Versuchen (Experimentiren) veranlaßt wird. Auf der anderen Seite ist freilich auch nicht zu leugnen, daß nirgends in der Welt im Allgemeinen so nachlässig und unverständig gearbeitet wird, als hier, und daß bei der Menge der nur halb ausgebildeten Handwerker die Waarenkenntniß den Käufern die einzige Sicherheit gegen Schaden und Verlust gewährt. Es giebt hier eine Unzahl etablirter Handwerker, welche nur ihre Arbeit, aber nicht das dazu erforderliche Material, oder umgekehrt, kennen und deshalb nothwendiger Weise schlechte Fabrikate liefern müssen. Ferner trifft man eine große Menge derselben, welche die Rohproducte ebensowohl kennen, als das Hauptsächlichste ihres Geschäftes, denen aber die Einzelnheiten und Feinheiten desselben abgehen, so daß sie zuweilen anscheinend vortreffliche Arbeiten liefern, welche aber durch ein scheinbar kleines Versehen entweder völlig unbrauchbar werden, oder doch wenigstens bedeutend an Haltbarkeit und Werth verlieren. Der Oberflächlichkeit und Mangelhaftigkeit der Arbeiter wird noch dadurch Vorschub geleistet, daß Schnelligkeit im Geschäfte ganz besonders gewünscht wird. Wenn Du z. B. hier ein Haus mauern sähest, würdest Du Dich über die Geschwindigkeit wundern,

mit welcher der Bau vorwärts schreitet, aber zugleich über die Einfalt des Bauherren, welcher sich sein neues Gebäude von Grund aus und unter seinen Augen verpfuschen läßt! Die Maurer werden hier sehr bezeichnend „Ziegelsteinleger" genannt, indem ihre Hauptkunst darin besteht, die größtmöglichste Zahl von Mauersteinen zu legen, zuweilen bis 5, ja 6000 Stück in einem Tage; ob die Mauer schief oder gerade steht, gehörig in sich selbst und mit Nebenmauern verbunden ist, kümmert sie und die meisten von Denen, für welche sie arbeiten, wenig; daher fallen die Häuser auch häufig ein, noch ehe sie ganz fertig sind, bekommen Risse, senken sich ꝛc. und sind im Allgemeinen in jeder Beziehung fehlerhaft; daher gilt ein dreißig Jahre stehendes Haus für ein altes, das bald wieder niedergerissen werden muß. Die nachlässige Anfertigung des Mörtels, der Mangel an Bogen über den Thüren und Fenstern ꝛc. sprechen fast bei allen Häusern deutlich das Urtheil des Maurers. Die Arbeiten der Zimmerleute, Tischler, Wagner sind im Durchschnitte nicht besser als die der letztgenannten Handwerker. Wird nur Geld dabei verdient, so fragt man nicht nach dem Rufe eines tüchtigen Arbeiters, besonders da der letztere hier nicht denselben Vortheil gewährt, wie in Europa, insofern die ewig wandernde und sich erneuernde Bevölkerung sich selten gegenseitig sehr bekannt wird und auch der schlechteste Handwerker durch den öfteren Wechsel seines Wohnsitzes sich stets ein neues, ihn von seiner schlechten Seite noch nicht kennendes Publikum und dadurch neue Kundschaft verschaffen kann. Uebrigens verderben sich eine große Anzahl guter Arbeiter dadurch, daß sie für Kaufleute arbeiten, welche ihre Fabri-

kate zum Theil in ferne Gegenden verkaufen, wo natürlich Niemand erfährt, wer die schlechte Arbeit gemacht hat. So wird z. B. der größte Theil aller hier getragenen Kleidungsstücke, Stiefeln rc. in New-York, Boston rc., wo die Löhne viel geringer sind, als hier, gemacht; denn da im Allgemeinen in der Union der Gebrauch herrscht, den Kleiderbedarf fertig in den verschiedenen Kaufläden zu kaufen, so weiß man fast niemals, wer der Verfertiger eines schlecht genähten Rockes, brüchiger oder schwammartiger Stiefeln rc. ist. Zwar sind die so erhandelten Gegenstände viel billiger, als man sie hier gemacht erhalten kann, allein selbst schlechte Fabrikate hiesiger Handwerker sind in der Regel noch unendlich viel besser, als jene, bei deren Anfertigung die Form und der Schnitt besonders berücksichtigt ist, die Dauerhaftigkeit hingegen aus Grundsatz vernachlässigt zu sein scheint. Bei dem Baue von Häusern überläßt man sich in der Regel auch der Hoffnung, daß man sie bald an Jemand verkaufen werde, welcher keine Ahnung hat, daß man Gebäude auf so leichtsinnige Art aufführen und die Sicherheit der künftigen Bewohner, gewöhnlich Miethsleute, auf so unverzeihliche Weise preisgeben könne. Bei allen diesen Sudelarbeiten verdienen die Handwerker dennoch einen bedeutenden Lohn. Der schlechteste Pfuscher erhält von einem bis 1½ Dollar; bessere Arbeiter, etwa so gut und fleißig als die gewöhnlichen deutschen Professionisten, können es auf zwei bis drei, und tüchtige Maurer, Zimmerleute (Mühlenbauer rc.), Mechaniker (hier Ingenieure genannt) auf vier bis fünf Dollar täglich bringen und dabei vollauf zu thun haben. Advocaten machen hier bei einigem Talente sehr gute, Aerzte im Durch-

schnitt schlechte Geschäfte. Apotheker verdienen außerordentlich viel und schnell. Sie spielen zugleich die Aerzte und Kaufleute, und gewinnen hauptsächlich durch den Verkauf von Fensterglas, rohen und zubereiteten Farben, Oelen, Spirituosen, Bürsten, Pinseln und allerlei Patentmedicinen, wozu häufig noch Zucker, Kaffee, Butter, Eier, Besen rc. kommen. Du würdest Dich nicht wenig überrascht finden, wenn Du in eine hiesige deutsche Apotheke trätest und durch alle diese heterogenen Gegenstände daran erinnert würdest, daß das Wort deutsch in der Firma eigentlich blos sagen will, daß der Inhaber noch nicht englisch spricht, übrigens aber nach Möglichkeit den Deutschamerikaner spielt, d. h. eine gehörige Dosis Grobheit mit seinen ungeheuer theuren Waaren zum Besten giebt, mit großer Prätension der Gelehrsamkeit Fensterglas oder Windsorseife verkauft und mit vieler Selbstgenügsamkeit und vornehmer Nachlässigkeit erklärt, weder Blutegel, noch viele andere in der schlechtesten deutschen Apotheke in Deutschland zu findende Artikel zu haben*).

Wie ich schon früher bemerkte, haben die Geistlichen hier eine sehr angenehme, und die methodistischen ausgenommen, welche von ihren Gemeinden aus Grundsatz nur eben genug zum Auskommen für sich und ihre Familien erhalten, meistens eine gewinnreiche Stellung. Da der Staat sich mit ihnen gar nicht befaßt, abgesehen von der unconstitutionel-

---

*) Im Westen der Union finden sich außerordentlich wenige Ausnahmen von dieser Regel, allein sie sind für den deutschen Apotheker desto ehrenwerther. Persönlich weiß ich nur von einer einzigen solchen Ausnahme.

len Anstellung einiger Kaplane für das der Seelsorger sehr bedürftige Parlament in Washington, und bei einigen Regimentern und Schiffen, so befinden sie sich blos da, wo man sie wünscht und bezahlen will. Bis jetzt gehört es nun hier noch zum guten Ton, sich Pfarrer und Geistliche zu halten, und die verschiedenen Sekten wetteifern mit einander nicht blos in der Eleganz ihrer Kirchen und der Anzahl der Mitglieder, sondern auch in der Beredtsamkeit und hohen Bezahlung ihrer Seelsorger; in San Franzisko z. B. erhält der Baptistenprediger zehn Tausend Dollars. Schullehrer sind, wie es sich gehört, außerordentlich gut besoldet und angesehen. Selten erhält einer derselben weniger als dreißig Dollar den Monat, selbst wenn er in einem entlegenen Blockhäuschen im Walde Schule hält. Je mehr Kinder die Schule besuchen, desto höher sein Gehalt. Das Lehreramt, zu dessen Antritt eine kurze Prüfung vor drei Bewohnern des Schuldistrictes hinreicht, ist gewöhnlich der erste Schritt in der politischen Laufbahn und die erste der vielen folgenden Anstellungen. Wir haben jetzt eine große Anzahl Senatoren, Gouverneure und andere hohe Staatsbeamte, welche sich die Mittel zu ihrer ferneren Ausbildung durch ihren Lehrergehalt erwarben und in der Nachbarschaft ihres Schulhäuschens den Grund zu ihrer späteren großen Popularität legten. Obschon nun das Ziel der politischen Laufbahn den eingewanderten Bürgern der Union viel schwieriger zu erreichen sein muß, als den eingeborenen, so steht ihnen doch hauptsächlich nur der Mangel der Sprachkenntniß im Wege, denn sie können zu allen Staatsämtern mit Ausnahme der Präsidentschaft gelangen; so ist z. B. jetzt ein Mann Sena=

tor in Washington, welcher ohngefähr erst vor zehn Jahren ganz arm nach den Vereinigten Staaten kam und im Osten Kutscher bei einem Lohnfuhrmann war!

Doch genug für heute; ein sehr heftiger Nordwestwind bei sechzehn Grad Kälte weht mir bis auf das Mark der Gebeine, so daß ich nicht im Stande bin, meine Finger ganz nach Belieben zu bewegen. Grüße die Deinigen von ganzem Herzen und beeile Dich nicht zu sehr mit Deinen Reisevorbereitungen.

Fünfter Brief.

Farmerei (Landwirthschaft). — Knechte, Mägde, schwer und nur für sehr hohen Lohn zu erlangen, selten brauchbar. — Butter-Milchwirthschaft. — Maaße. — Verschiedene Arten Getreide, ihr Ertrag auf dem Acker, Preise, Benutzung, Urbarmachung des Bodens, Unkosten dabei. — Rath, Ansiedlungen abgelegener Gegenden zu vermeiden. — Die Beschwerden der Anlage und beim Verkaufe der Producte als Gründe dagegen. — Größere Ansiedlungen erst nach jahrelangem Aufenthalte in der Union und nach erlangter Kenntniß der Verhältnisse zu gründen.

Highland, den 28. December 1851.

Mein geliebter Herrmann!

Endlich komme ich dazu, auch Dir eine drückende Schuld abzutragen, indem ich Deinen liebenswürdigen letzten Brief beantworte. Daß ich so lange schwieg, schreib nicht meiner Nachlässigkeit, sondern vielmehr dem Wunsche zu, Dir recht ausführlich Deine verschiedenen Fragen zu beantworten und dazu mir die gehörige Muße zu verschaffen. Kurze Briefchen zu schreiben, hätte mir wohl meine sehr in Anspruch genommene Zeit öfters erlaubt, allein sie hätten unseren beiderseiti-

gen Wünschen nicht entsprochen; und da ich weiß, daß Du ausführliche Mittheilungen über das hiesige Farmerleben von mir erwartest, so zog ich vor, so lange zu schweigen, bis ich dieser Erwartung entsprechen konnte. Du weißt übrigens zu gut, daß auch ohne Briefwechsel unsere Freundschaft durch Zeit und Raum nicht beschränkt wird, und selbst ohne uns oft schriftlich zu unterhalten, erhalten wir ja doch durch gegenseitige Bekannte öfters Nachricht von einander. Erinnerst Du Dich noch des ersten Briefes, welchen ich von Dir im Jahre 1834 erhielt, des ominösen Pochens und meiner entzückten Antwort? Niemals hat mir eine schriftliche Mittheilung mehr Freude gemacht, als die Deinige, und tausend Mal habe ich derselben und Deiner gedacht und mich fern, fern von Dir in den westlichen Wäldern Amerikas recht oft im Geiste zu Dir und in jene schönen Zeiten zurückversetzt. Was Du seitdem erlebt, möchte wohl interessanter gewesen sein, als meine bisherigen Schicksale, in denen bittere Täuschungen meine schönsten Hoffnungen vernichtet. Laß mich hoffen, daß meine Erfahrungen Dich von einem Schritte abzuhalten vermögen, welcher Dir unendlich viel Verdruß und Geldverlust zuziehen würde, wolltest Du ihn ausführen, Deinen Entschluß nämlich, Farmerei zu treiben.

Die meisten nach Amerika Auswandernden gehen von dem ganz irrigen Grundsatze aus, daß hier die Verhältnisse ganz anders seien, als in Europa, insofern man Land sehr billig kaufen und doch leicht durch dasselbe seine Existenz gründen könne. Schon vor meiner Abreise von Deutschland machte mich ein tüchtiger Landwirth auf diesen Irrthum aufmerksam und rieth mir von meinem Farmeransiedlungs=

plane ab; allein ich hatte ja mehr unsterbliche Werke über die Union gelesen, als er, und glaubte daher, daß ich recht haben und er sich täuschen müsse. Mein armer Freund ist seitdem gestorben und ich bin beinahe auf der Farm zu Grunde gegangen! Er sagte mir: „wo der Grund und Boden billig ist, können die Producte nicht viel gelten, und wo diese unter der ersten Bedingung einen leidlichen Preis haben, muß die Arbeit sehr theuer und ein bedeutendes Betriebscapital nöthig sein." Ist das nicht sonnenklar? und dennoch widmen sich jährlich Tausende dem Farmerleben, welche beim Beginnen desselben die Richtigkeit dieser Bemerkung kennen und auf der andern Seite nicht den entferntesten Begriff von den Beschwerlichkeiten der neuerwählten Beschäftigung haben; denn selbst der fleißigste, unverdrossenste Landmann wird die Landwirthschaft hier unendlich viel schwerer finden, als in Deutschland.

Ein großer Unterschied findet in dieser Hinsicht statt zwischen wirklichen Bauern, d. h. Leuten, welche in Europa beim Ackerbaue selbst tüchtig Hand ans Werk legten, und Solchen, welche niemals vorher schwere körperliche Arbeiten verrichteten und dies in Amerika aus Liebhaberei zu thun beabsichtigten. Die ersteren werden hier, besonders wenn sie zahlreiche Familien mitbringen, so daß im Falle von Krankheiten einer des anderen Arbeit mitverrichten kann, nach und nach zu sicherem Wohlstande gelangen, während die letzteren für längere Zeit mehr Schaden und Aerger als Vortheil davon tragen. Wer nämlich an die Feldarbeit nicht gewöhnt ist, darf sich wenigstens Anfangs nicht allein auf seine Leistungen verlassen, sondern bedarf der Hülfe, welche in der

Nähe von großen Städten allenfalls sehr theuer und schlecht, im Innern des Landes hingegen und auf dem Congreßlande, fern von den dichteren Ansiedelungen, gar nicht zu haben ist.

Um Dir das Vorhergehende nur einigermaßen begreiflich zu machen, muß ich erwähnen, daß, was die Abhängigkeit des einen Theiles des Volkes von dem anderen betrifft, hier gerade das umgekehrte Verhältniß, wie in Europa, stattfindet. Der dort gedrückte, fast verhungernde, im höchsten Grade willige und für erhaltene Beschäftigung und geringen Lohn dankbare Arbeiter ist hier im Durchschnitt ebenso anmaßend, übermüthig und vergnügungssüchtig, als in Europa diejenigen, welche ihn unterdrücken und bevortheilen. Er sieht hier eben so sehr auf seinen Nutzen und sucht mit noch mehr Unverschämtheit Vortheil aus seiner Stellung zu ziehen, als jene dort; nur ist im Allgemeinen die Anmaßung gebildeter Leute weniger verletzend und ekelhaft, wenn auch schlechter im Princip, als die eines ungehobelten Gesellen. Während der Hauptgeschäftszeit sind Arbeiter jeder Art so gesucht, daß man sie häufig für den höchsten Lohn nur mit Mühe, oft aber auch gar nicht erhalten kann, und je mehr Nachfrage nach ihnen, desto größer die Ansprüche. Daher kommt es, daß man sich häufig nur nach langem Suchen eine schlechte Hülfe für sehr hohe Preise verschaffen kann; denn in solchen Fällen fordert natürlich der nachläßigste, ungeübteste oder schwächlichste Bursche gerade so viel, wie der beste, und trotzt darauf, daß er leicht anderswo Beschäftigung findet, wenn man ihn nicht nehmen will. Dabei sind Dienstleute häufig voller Ansprüche in jeder Beziehung und finden im Essen, Trinken, Wohnung &c. häufig

das zu schlecht, was dem Arbeitsgeber gut genug ist. Bei der geringsten Veranlassung, wenn man sie z. B. wegen Trunkenheit, grober Vernachlässigung, Faulheit zur Rede setzt, verlassen sie den Dienst und freuen sich nicht selten, ihren Brodherren dadurch in Verlegenheit zu setzen. Die beste Behandlung, Beköstigung, Bezahlung und überhaupt die wohlmeinendste Fürsorge ist hier nicht im Stande, Dienstleute an ein Haus zu fesseln, theils weil sie sich stets nach Veränderung sehnen, theils aber auch, weil sie andere Leute durch betrügerische Versprechen höheren Lohnes, welcher natürlich niemals bezahlt wird, in ihre Dienste zu verlocken suchen.

Auf gegebenes Versprechen der Arbeiter, zu einer gewissen Zeit kommen oder für eine längere Dauer bei Dir arbeiten zu wollen, kannst Du Dich niemals verlassen, denn die gerühmte deutsche Ehrlichkeit scheint im Allgemeinen mit dem Gensdarmen und Amtmann in Deutschland zurückzubleiben. Ich habe es vergeblich versucht, den Leuten begreiflich zu machen, daß man sein Wort halten müsse, wenn man auch Verlust dabei habe; das begreift kein hiesiger Dienstmann. Hat er sich auch auf das Heiligste verpflichtet, ein Jahr lang für einen gewissen Preis bei Dir zu bleiben, so wird er Dich dennoch verlassen, wenn ihm ein Anderer monatlich einen halben Dollar mehr bietet, und nicht begreifen, daß Ehre und Worthalten höher stehe, als das Profitchen. Selbst Leute, mit denen ich übrigens sehr zufrieden war, und denen ich den Winter über höhern Lohn, als üblich war, gegeben, weil sie auch im Sommer bei mir zu bleiben versprochen hatten, verlangten später Zulage und würden, ohne

dieselbe zu erhalten, gewiß weiter gegangen sein. Ich habe gefunden, daß die einzige Art und Weise, sich der Arbeiter für ein Jahr zu versichern, darin besteht, daß man sie z. B. im Winter, wo weniger landwirthschaftliche Geschäfte betrieben werden und eher Ueberfluß als Mangel an Arbeitskräften vorhanden ist, einen Monat auf Probe nimmt und sie dann auf ein Jahr miethet, unter der Bedingung, daß man ihnen zu Ende jedes Monates blos die Hälfte ihres Löhnes und nach Ablauf des Jahres das Uebrige mit zehn Procent Interessen für die Dauer der Zeit auszahlt, daß sie hingegen alle Ansprüche auf die zurückbehaltenen Gelder aufgeben, wenn sie vor der Zeit den Dienst verlassen. Daß dergleichen Contrakte schriftlich gemacht werden müssen, versteht sich von selbst, weil die Zuverlässigkeit unserer Landsleute sich hier so außerordentlich sonderbar gestaltet, daß ein blos mündliches Versprechen als nicht gegen den Vortheil bindend betrachtet wird. An dieser Verworfenheit der meisten Arbeiter sind freilich theils manche Arbeitsgeber schuld, welche jene durch die Versicherung, daß hier ein freies Land und das Versprechen nicht bindend sei, in ihre eignen Dienste zu verlocken oder irgend einen Nachbar durch Entfernung und Aufhetzung seiner Leute in Verlegenheit zu bringen suchen, theils aber auch liederliches Gesindel, welches sich über das Gedeihen ordentlicher Arbeiter ärgert und diese ebenfalls dem Mangel und der Noth preiszugeben wünscht. Die Frechheit und Unverschämtheit, womit Dienstleute hier ihre Verpflichtungen verletzen und gleichwohl dasselbe Vergehen, von einem Arbeitsgeber begangen, als die empörendste Schlechtigkeit rügen, grenzt wirklich an das Unglaubliche. Sie halten Al-

les ihren Vortheil Begünstigende für erlaubt und recht, alle an sie gemachten Ansprüche hingegen für Bedrückung. Den Begriff von Freiheit und Gleichheit begreifen nur wenige der ersten Generation der ungebildeten Einwanderer; unter Freiheit verstehen sie Zügellosigkeit, das Recht, sich auf Kosten Anderer möglichst zu pflegen und zu bereichern, sie zu betrügen und sich selbst so viel als möglich Vortheile zu erschleichen und zu erzwingen, unter Gleichheit die Gelegenheit, sich gegen alle Diejenigen frech, grob und ungeschliffen benehmen zu können, welche ihnen an Bildung und Tugend überlegen sind und vor welchen sie in Europa nie etwas Anderes als die höchste Achtung zu äußern Veranlassung gefunden haben würden. Das unerhört freche und betrügerische Betragen eines großen Theiles der Einwanderer verbittert und erschwert ehrlichen und gebildeten Leuten das Leben hier außerordentlich und wirft in den Augen der Eingeborenen einen schlimmen Schein auf die ganze deutsche und irische Nation. Ich muß Dir gestehen, ich bin selbst erstaunt gewesen über die große Anzahl schlechter Subjecte, welche man hier unter seinen lieben Landsleuten trifft, und habe mein Vertrauen in deutsche Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit schon mit bedeutenden Verlusten und Verdrießlichkeiten gebüßt. Ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich Dir versichere, daß ich hier in sechs Monaten unter Landsleuten eine größere Anzahl Betrüger, Schwindler, Lügner, Diebe, Säufer, Grobiane, Industrieritter, Klopffechter 2c. getroffen habe, als während meiner ganzen Lebenszeit in Deutschland, in Zuchthäusern ausgenommen. In den Worten: „Hier ist eine freie Landschaft“ findet

jeder Lump eine Entschuldigung für die Befriedigung seiner Begierden und Leidenschaften, und wer der Stärkere oder Bestbewaffnete zu sein glaubt, bedroht den Andern mit Gewalt oder überhäuft ihn mit Beleidigungen. Man ist nicht selten gezwungen, sich auf seine Kraft oder Flinte zu verlassen, um sein Recht und sein Eigenthum zu schützen, und ist nur dann vor mörderischen Angriffen oder gröblichen Beleidigungen sicher, wenn man sich den Ruf eines handfesten Mannes, guten Schützen und überhaupt eines Solchen erworben hat, den man nicht ungestraft beleidigen darf. Hast Du denselben erlangt, so werden alle Diejenigen, welche Dir vergeblich durch Furcht allerlei Vortheile abzuzwingen suchten, Dir als einem Tyrannen, Hitzkopf, Aristokraten rc. einen schlimmen Namen zu machen und ordentliche Arbeitsleute von Deinen Diensten abzuhalten suchen, denn die Blutsauger können Dir es nicht vergeben, wenn Du Dich von ihnen blos halb ruiniren lässest.

In dem Vorhergehenden habe ich Dir einen schwachen Begriff von den Mühen und Aergernissen, welche man hier durch das Bedürfniß ungebildeter Arbeiter sich zuzieht, zu verschaffen gesucht, laß uns daher einigermaßen die Unkosten für dieselben in Anschlag bringen, um zu beweisen, daß ihre Hülfe nicht sehr vortheilbringend sein kann. Ein Farmarbeiter gewöhnlichen Schlages, welcher die hiesigen Beschäftigungen erst noch erlernen muß, erhält vom April bis Ende October monatlich neun bis zehn, während des Winters sieben bis acht Dollar, nebst freier Wohnung, Kost und Wäsche. Ein mit den hier üblichen Arbeiten schon bekannter und fleißiger Mann verdient das ganze Jahr über monat-

lich zehn, oder während der Sommermonate zwölf bis dreizehn Dollars. Die Kost muß man ohngefähr auf vierzig bis funfzig Dollars anschlagen, weil es üblich ist, täglich dreimal Fleisch zu essen und bei jeder Mahlzeit Kaffee zu trinken. Fast überall ißt die ganze Haushaltung an einem Tische und dieselbe Kost, ja die Arbeiter, von den Amerikanern hands (Hände), um nicht Diener ꝛc. zu sagen, genannt, würden sich höchlichst beleidigt fühlen, wollte der Farmbesitzer für die Seinigen, wären es auch Kinder, ein besonderes Gericht auftragen lassen. Tagelöhner bekommen auf dem Lande von einem halben bis zu einem ganzen Dollar Lohn täglich, jedoch während der Erntezeit von einem bis zu einem und einem halben Dollar nebst Kost, welche in der letzteren Periode außer den drei gewöhnlichen Mahlzeiten noch in zwei außerordentlichen mit Backwerk, Kaffee ꝛc. besteht. Abgesehen davon erhalten die Erntenden noch so viel Branntwein, als sie trinken wollen, und diesen vorzuenthalten oder in Geldzulage zu verwandeln, wird als Hochverrath erklärt und mit Excommunication bestraft, d. h. auf eine Farm, wo man sich dergleichen erlaubte, kommen keine Arbeiter zur Ernte!! Dem Lohne nach zu urtheilen würdest Du vielleicht glauben, daß die Dienstleute außerordentlich viel arbeiten müßten, allein darin irrst Du Dich, denn vor Sonnenaufgang und nach Sonnenuntergang rühren sie keine Hand mehr für Dich; die Dämmerung wird zur Nacht und der Tag blos vom wirklichen Sichtbar- und Unsichtbarwerden der Sonnenscheibe über dem Horizonte gerechnet. Bedenke nun noch, daß der längste Tag hier nur 15 Stunden hat und daß im Hochsommer Mittags zwei Stunden geruht

werden, und Du wirst begreifen, daß bei Euch die Landleute viel mehr arbeiten, als hier.

Außer dem männlichen Personal gehören nun für Familien, wie die Deinige, noch weibliche Gehülfen, theils um die Küche und das Melken, theils aber auch sonstige häusliche Geschäfte zu besorgen. Erwachsene Köchinnen, d. h. sechzehn- und siebzehnjährige, verlangen schon sechs bis sieben Dollar monatlich, Kindermädchen von 11—13 Jahren drei bis vier Dollar. Auch ihre Arbeit beschränkt sich nur auf die Tageszeit, und Abends dürfen sie für sich selbst nähen, stricken 2c. Der Sonntag gehört der Dienerschaft vollständig, ja sie beanspruchen auf dem Lande gewöhnlich Reitpferde oder Wagen, um die Ihrigen, noch häufiger aber Bälle zu besuchen, von denen sie oft erst Montags Mittags halbschlafend zurückkehren. Verweigerst Du ihnen dies, so verlassen sie Dein Haus sicherlich, sobald ihre Zeit (gewöhnlich miethet man Leute hier beim Monat) abgelaufen ist, wenn nicht noch vorher, unter dem Vorwand von Krankheit. Daß die jungen Dienerinnen etwa so, wie bei uns die Hofdamen behandelt werden müssen, versteht sich von selbst. Für Alles, was sie im Hause zerbrechen, verbrennen, verderben, verlieren, darfst Du an keine Entschädigung denken und nicht einmal ein verweisendes Wort fallen lassen, sonst gehen die jungen Damen ohne Weiteres heim und schelten Dich einen Barbaren. Wer aber weiß, wie schwer es hier überhaupt und besonders auf dem Lande hält, weibliche Hülfe zu erlangen, und wer seiner Gattin dieselbe zu erhalten wünscht, der bittet lieber alle Heiligen um nie versiegende Engelsgeduld, läßt 77 gerade sein, erneuert lieber jährlich zwei-

mal das sämmtliche Glas- und Porzellangeräth, verbeißt seinen Ingrimm und verschmerzt alle Verluste eher, als daß er seine Frau durch eine unvorsichtige Aeußerung plötzlich der Köchin beraubt und dann wieder gezwungen ist, tage- oder wochenlang trotz Wetter, Wind und Weg odysseische Irrfahrten nach Ersatz anzustellen. Glaube mir, lieber Herrmann, diese Art von Entdeckungsreisen gehört zu den verzweifeltsten Drangsalen liebevoller Ehemänner auf dem Lande; denn erstens sind die Dienstmädchen hier außerordentlich selten, weil die meisten schon mit sechzehn und siebzehn Jahren heirathen und nach Jahr und Tag ihren Stolz darein setzen, selbst wieder einen dienstbaren Geist in Gestalt einer Schwester oder Muhme zu besitzen, zweitens, weil viele selbst noch arme Leute ihre heranwachsenden Töchter in ihrem eigenen Hauswesen mit großem Nutzen verwenden können, und drittens, weil die große Mehrzahl der Jungfrauen vom Lande vorzieht, sich in den benachbarten Städtchen zu verdingen, wo Liebhaber, Musik, Tanz, Geklatsch und sonstige Vorzüge der höheren Civilisation mehr zur Hand sind. Es widerfährt uns hier nicht selten, daß die jungen ladies vom Lande einen leichten Dienst mit höherem Lohne in ihrer Nachbarschaft sehr schnippisch mit den Worten: „ich gleiche es nich im Busche (d. h. auf der Farm) zu lebbe, i geng uf Highland oder Lebanon" ausschlägt und einen viel beschwerlicheren und weniger einträglicheren in der Stadt vorzieht! Und wenn Du wüßtest, wie erfahren diese jungen Prinzessinnen in den Geschäften sind, für deren Uebernahme sie so hoch bezahlt werden, so würdest Du vor der Wirthschaft im Busche erschrecken und Deiner Gattin lieber irgend ein ande-

res Leid zufügen, als sie in eine solche versetzen. Die Kochkunst unserer Köchinnen besteht vorzugsweise darin, schlechte Suppe und fast ungenießbaren Kaffee anzufertigen und dabei einen Grad von Reinlichkeit zu entwickeln, welcher in Deutschland bei der Stallfütterung als anstößig gelten würde. Ein hoher Grad von Nachlässigkeit und wegwerfende Behandlung des Kochgeschirres werden in der Ausübung der Kochkunst als Ansprüche auf höhere Ausbildung betrachtet. Will Dir die Hausfrau gelegentlich einmal einen guten Tag machen, d. h. Dir etwas wirklich genießbar Zubereitetes vorsetzen, so muß sie selbst von früh bis Mittags am Feuer stehen und außerdem noch Teller und Gläser auswaschen, damit deren Alltagsansehen Dir nicht das Festessen verleitet. Mit dem Waschen und Platten (hier Biggeln genannt) geht es nicht besser, denn soll die Wäsche nur einigermaßen ein reinliches Ansehen haben, so muß die Frau vom Hause auch diese Beschäftigung größtentheils übernehmen. Ja sehr viele Mädchen machen sogar zur Bedingung des Dienstantrittes, daß sie nichts mit der Wäsche zu thun haben, aus Furcht vor dem kalten Fieber. Kannst Du daher nicht in der Nähe für gute Worte und einen halben Dollar täglich eine Waschfrau auftreiben, so mußt Du die schmutzige Wäsche nach dem nächsten Städtchen fahren, dort waschen lassen und später wieder abholen: Ist das nicht außerordentlich bequem und einladend?

Was die Milchwirthschaft betrifft, so kann sie durch gemiethete weibliche Hände hier gar nicht betrieben werden, weil Du sicher bist, daß die Kühe bald vernachlässigt, schlecht gemolken werden und die Milch entweder gänzlich oder größ-

tentheils verlieren. Im Allgemeinen läuft das Vieh hier, Arbeitspferde ausgenommen, Winter und Sommer im Freien umher und kommt blos Abends und Morgens an die Häuser, um sich etwas Futter zu holen oder die Jungen zu säugen. Bei dieser Gelegenheit nun werden die Kühe, ohne angebunden zu sein, gemolken, und zwar auf den meisten Farmen im Hofe oder selbst noch außerhalb desselben. Ist nun das Wetter regnerisch oder kalt, so bekümmert sich Niemand um das Vieh und die Dienerschaft freut sich sogar, wenn es gar nicht an das Haus kommt. Kann es die privilegirte Melkerin dahin bringen, daß von vier bis sechs Kühen durch grobe Nachlässigkeit keine einzige oder vielleicht nur noch eine Milch giebt, so hat sie einen Lieblingswunsch erreicht: denn nun ist sie eines großen Theiles ihrer Arbeit ledig. Alle Aufsicht und Bemühung, dies zu verhindern, hilft Dir nichts, Du wirst vor Deinen Augen betrogen, die ruhigsten Kühe werden wild gemacht, damit das Mädchen die Entschuldigung hat, sie könne sie nicht melken, und schickst Du zehn fort, so macht es die Elfte wieder eben so wie die früheren. An Buttermachen ist unter so bewandten Umständen natürlich nicht zu denken und man ist froh, wenn man von fünf bis sechs Kühen im Winter Milch genug zum Kaffee und Thee erhält; ja Du triffst sogar im Winter nicht selten Farmen mit einem bedeutenden Viehstande, wo es gar keine Milch giebt. In den Städten kann man sich dieselbe leichter verschaffen, insofern daselbst von armen oder speculativen Leuten, welche ihre Kühe selbst abwarten und melken, Milch genug und sogar oft Butter verkauft wird, jene durchschnittlich zu fünf Cent für 1½ Quart (ohngefähr um ein Acht-

theil kleiner, als das Berliner), diese zu zwanzig Cent für das Pfund im Winter und halb so theuer im Sommer. Wenn Farmersfrauen oder Töchter das Melken und Buttermachen selbst besorgen und die Männer die Kühe selbst füttern, erhalten sie ohngefähr ein Dritttheil so viel Milch von einer Kuh, als wir in Deutschland, wo das Vieh in Ställen gut verpflegt wird, gleichwohl bezahlt sich ihre Mühe sehr reichlich.

Außer den erwähnten Unannehmlichkeiten hat man hier noch mit dem großen Uebelstande zu kämpfen, daß man meistens Leute in sein Haus aufnehmen muß, ohne über deren frühere Beschäftigung oder Aufführung auch nur den geringsten Nachweis zu haben. Nach sogenannten Attestaten fragt hier Niemand, weil eine Erkundigung dieser Art für eine Beleidigung der Herren Arbeiter angesehen werden würde. Der rechtliche Mann verfällt nun wohl durch sich selbst nicht auf diese Verirrung und Selbstüberschätzung, allein liederliche Subjecte haben es dahin gebracht, daß eine Nachfrage nach Sittenzeugnissen für eine Anmaßung gilt, damit sie desto eher im Trüben fischen können. Was sollten übrigens auch die aus Europa mitgebrachten Atteſtate Neueingewanderter hier nützen, wo man weder ihren Besitzer, noch die Unterschriften identificiren kann und wo daher jene ebensogut nachgemacht, oder gestohlen, als ächt sein mögen. Kurz man muß hier gewöhnlich Dienstleute männlichen und weiblichen Geschlechts auf gut Glück annehmen und sich glücklich preisen, wenn man nicht tüchtig bestohlen wird und Trunkenbolde in das Haus bekommt, welche mehr Schaden als Nutzen stiften und oft schwer wieder loszuwerden

sind. Auf gute, nüchterne Arbeiter, wenn man sie zufällig erhält, kann man nie für lange Zeit rechnen, denn binnen einem Jahre können sie schon so viel verdient und gelernt haben, daß sie eine kleine Farm in Pacht übernehmen, oder irgend ein andres Geschäft für sich selbst anfangen. Die Faullenzer und Trinker hingegen kommen selten so weit, und daher sind von diesen immer mehr zu haben, als von jenen. Bei dem schönen Geschlechte, welches hier in viel geringerer Zahl vorhanden ist, als das starke, ist dies anders; da schützt weder Laster noch Häßlichkeit vor dem Heirathen; denn um jede Jungfrau oder Wittwe bewerben sich stets mehrere Freier, und gefällige Unterhändlerinnen haben oft schon für die zu erwartenden Ankömmlinge viele Anträge heirathslustiger Männer. Nicht selten begeben sich einige der letzteren ohne Umstände an Bord eben mit Einwanderern anlangender Dampfboote und nehmen sich prima vista ein Weib, in der Voraussetzung, daß sie auf diese Art weniger Ansprüchen und mehr guten Willen, als bei den hier schon verwöhnten Frauenzimmern, finden werden. Außer Kalifornien giebt es wohl kein Land, wo heirathsfähige Jungfrauen jeden Alters und Aussehens so schnell zu der Glückseligkeit des Ehestandes gelangen können, als hier. Kaum hat man eine halberwachsene Köchin einige Monate gehabt, so entführt sie ein Freier, ja es ist mir schon vorgekommen, daß häßliche, dumme und vorgeschrittene Fünfzigerinnen, auf deren Hülfe für längere Zeit ich aus den angeführten Gründen rechnen zu dürfen glaubte, schon nach acht Tagen sich durch Hymens rosiges Band fesseln ließen. Von alternden und ziemlich widerwärtigen Wittwen habe ich gehört,

daß sie sich gerühmt, kurz nach dem Tode ihres letzten Gatten binnen wenigen Stunden die Bekanntschaft mit dem neuen gemacht und die legale Vermählung vollzogen zu haben!

Das Vorhergehende wird es Dir begreiflich machen, daß jede Art von Hülfe auf dem Lande ganz besonders schwer zu erlangen und mit vielen Unannehmlichkeiten und Unkosten verknüpft ist, und daß durch das Bedürfniß derselben dem Landleben nicht selten alle Aussicht auf Gewinn und Zufriedenheit entzogen wird. Wer daher glaubt, auf der Farm, fern vom Gewühle der Welt, ein sorgenfreies, zufriedenes Leben führen und neben den Segnungen der europäischen Civilisation der Vorzüge der Freiheit und Selbstständigkeit sich erfreuen zu können, der irrt gewaltig; denn hat er selbst Vermögen genug, um jährlich bedeutende Summen blos zu seinem Vergnügen verwenden zu können, so wird er dennoch mit allen Opfern als ungeübter Farmer im Westen sich mehr Plage als Freude erkaufen. Ein Anderes ist es mit dem Besitze von schön eingerichteten Farmen in der Nähe großer Städte im Osten der Union; dort kann man sich auf dem Lande seines Lebens freuen; man ist sicher, gebildete Nachbarn zu haben, bei einiger Geschäftskenntniß sein Vermögen zu vermehren und weniger Unannehmlichkeiten mit Arbeitern zu erfahren; allein der Ankauf eines solchen Grundstückes ist gewöhnlich wenigstens ebenso kostspielig, als eines gleichgroßen in den besten Gegenden von Deutschland gelegenen, und daher für wenige Einwanderer erreichbar. Ueberhaupt denken ja auch die meisten Ankömmlinge hier daran, recht große Strecken des billigsten Landes zu kaufen, um dadurch den Kindern und Kindeskindern einen gewissen Grundbesitz und eine Art Fami-

lienansiedlung zu gründen. Wenn nun auch dieser Plan vielleicht der zweckmäßigste ist zur Anlage von Kapitalien und für die Zukunft der Nachkommenschaft, so ist doch dem Käufer jedenfalls zu rathen, das erkaufte billige Land ganz unbenutzt liegen zu lassen, bis die Nachbarschaft desselben anfängt, dicht bewohnt zu werden und Absatzquellen für die Naturprodukte hervorzubringen, sich selbst aber in der Nähe eines größeren Ortes niederzulassen und die Farmerei erst ganz im Kleinen anzufangen, theils um sich und die Seinigen nach und nach auf die leichteste Art daran zu gewöhnen, theils aber auch, um das kleinere Gütchen eher wieder verkaufen zu können, wenn er der Landwirthschaft überdrüssig wird. Hat sich nun der Einwanderer nach einer hinreichend langen Probezeit überzeugt, daß er im Stande ist, die Farmerarbeiten selbst zu besorgen, hat er sich über die Schwierigkeiten der Ansiedlung auf noch ganz uncultivirtem Lande unterrichtet und hält er die Seinigen für hinlänglich vorbereitet, alle bevorstehenden Mühen und Entbehrungen zu ertragen und ihn gehörig zu unterstützen, so mag er den Schritt wagen und versichert sein, das Glück der Seinigen gegründet zu haben, in soweit dies hier möglich ist.

Im Allgemeinen nimm als Regel an, daß das theuerste Land am allerbesten die Mühe des Bearbeitens lohnt und daher im Vergleiche mit dem so wohlfeilen Congreßlande, dessen Ertrag man nur in großer Entfernung zu verkaufen im Stande ist, sich als das billigste erweist. Auf einer Farm in der Nähe einer Stadt, wo der Acker dreißig bis vierzig Dollars kostet, kann eine Familie viel leichter ihr gutes Auskommen finden, als dort, wo der Acker nur 1 ¼ werth

ist, und außerdem ist anzunehmen, daß das theurere Land bald mit zu der Stadt gehören und in Bauplätze abgetheilt wird, wodurch sich dann ein ganz ungeheurer Gewinn herausstellt. Die größten Reichthümer in der Union sind auf diese Art erworben worden und meistens in die Hände von Leuten gekommen, welche beim Ankaufe des Landes keine Idee hatten von dem künftigen Werthe desselben. Laß uns durch ein Beispiel erläutern, inwiefern mit der Entfernung von belebten Orten der Werth des Landes fallen müsse und umgekehrt. Hier in der Stadt z. B. kostet eine Klafter (cord = 128 Kubikfuß) Holz zwei bis zwei und einen halben Dollar. Für das Spalten und Aufsetzen dieses Maßes zahlt man funfzig Cent; Fuhrlohn für einen zweispännigen Wagen mit Fuhrmann wird zu 1½ Dollar täglich gerechnet. Eine halbe Klafter Holz ist ohngefähr so viel, als ein Zweispänner fahren kann. Wer nun also soweit von der Stadt entfernt wohnt, daß er nur zweimal täglich dahin fahren kann, bekommt blos seine Arbeit und sein Fuhrlohn bezahlt, aber wenig oder Nichts für sein Holz. Befindet sich Deine Farm hingegen so nahe bei der Stadt, daß Du viermal fahren und wegen der kürzeren Strecke mehr aufladen kannst, so hast Du schon abgesehen von dem Verdienst für das Holzfällen und Fahren, oder von den Auslagen für beides, noch 75 Cent bis einen Dollar für die Klafter Deines Holzes. Häufig ist das auf dem Lande in der Nähe von Städten stehende Holz viel mehr als den Kaufpreis werth, allein dies wird zu wenig berücksichtigt. Die Entfernung von dem Verkaufsplatze der Produkte bedingt vorzugsweise den Werth des Landes, deshalb zieht sich auch jetzt, wo man

gegen die Indianer keine Vorsichtsmaßregeln mehr zu brauchen hat, die Bevölkerung vorzugsweise nach den großen Flüssen, Seen und Eisenbahnen. Das Innere neuer Staaten ist, sofern nicht einzelne der genannten Verkehrstraßen dasselbe berühren, gewöhnlich am längsten unbebaut, und selbst alte Ansiedler solcher abgelegenen Gegenden ziehen sich, nachdem sie viele Jahre lang stets mit Mangel und Elend gekämpft, endlich in die durch Handel und Gewerbe belebteren. Hier sieht man täglich den Grundsatz, daß der Handel die Basis aller Civilisation ist, bethätigt. Laß z. B. die gescheidtesten Leute fern von dem regen Geschäftsleben Ansiedlungen gründen, so werden sie bald durch die Erschwerung des Verkehrs mit der Civilisation und durch die tägliche ermüdende gleichförmige Arbeit abgestumpft, gleichgültig gegen die Mitwelt werden und sich bald von dem gewöhnlichen Arbeiter durch Nichts unterscheiden, als etwa durch einen mürrischeren Charakter. Sie sind zufrieden, sich durch anstrengende und mit bedeutendem Zeitverluste verbundene Reisen einige Male des Jahres die unentbehrlichsten Bedürfnisse zu verschaffen, und geben gern alle früheren feineren oder wissenschaftlichen Bedürfnisse auf. Aber siehe, da errichtet ein kleiner Speculant einen Kaufladen und dabei ein kleines Wirthshäuschen, ein anderer reicherer Mann baut eine Säge= und Mahlmühle oder Brennerei, und wie durch einen Zauber wird die Gegend belebt. Der Farmer braucht nur wenige Meilen zu fahren, um seine Produkte theils gegen Geld, theils gegen Waaren zu vertauschen, er trifft häufig Bekannte und fängt wieder an aufzuleben. Neben den Mühlen, Laden rc. siedeln sich bald einige Handwerker, Schmiede,

Böttcher, Schuhmacher an, ein Postamt wird sogleich von der Regierung und eine Schule von der Gemeinde gegründet; kurz es hat sich bald ein Städtchen gebildet und der Umgegend desselben ist die Seele eingehaucht. Man erhält regelmäßig Briefe und Zeitungen, findet eher Gelegenheit für Geselligkeit und wird wieder empfänglich für Verbindung und Theilnahme für die Außenwelt. Die durch den Kaufladen gebotene Möglichkeit, verschiedene Wünsche und Bedürfnisse befriedigen zu können, spornt den Landmann zu erhöhter Thätigkeit und vermehrtem Nachdenken an, wie er sich diese Befriedigung verschaffen könne. Eine gute Landstraße, eine Eisenbahn oder ein Kanal fördern das Werk auf eine wunderbare Weise und verwandeln die schon aus versauerten, schwerfälligen Farmern hervorgegangenen rührigen Kleinstädter auf einmal in die unternehmendsten Weltbürger.

Um jedoch nicht dem Zufalle anheimzustellen, was man sich durch eigne freie Wahl verschaffen kann, ist es viel zweckmäßiger, für den Ankauf eines Grundstückes sogleich eine Gegend zu wählen, wo die nöthigen Handelsverbindungen schon geknüpft und die Absatzwege für die Erzeugnisse des Ackerbaues schon vorhanden sind. Der Unterschied des Preises zwischen schon eingerichteten Farmen und noch ganz unbebautem Lande erscheint übrigens viel bedeutender, als er wirklich ist; denn wenn man für jene z. B. zwanzig oder dreißig Dollar für den Acker verlangt, so sind in dieser Summe alle Gebäude, Anpflanzungen rc. einbegriffen und gewöhnlich billiger angeschlagen, als man sie selbst herstellen könnte, während auf Congreßlande nichts vorhanden ist, als Bäume, Gebüsch und Prärie und die Kosten der

ersten Einrichtung nicht selten den Kaufpreis einer schon gut eingerichteten und günstig gelegenen Farm übersteigen. Nachdem ich Dir nun wiederholt gerathen, eine der letzteren zu Deinem projectirten Versuche der Landwirthschaft zu wählen und zwar eine kleine, will ich Dir in möglichster Kürze den Ertrag derselben nach Ackern, ihre Einrichtung und die als Betriebscapital erforderlichen Summen angeben.

Die vorzüglichsten Erzeugnisse des Ackerbaues sind hier Mais (türkischer Weizen, von den Amerikanern gemeiniglich corn anstatt indian corn genannt), Weizen, Gerste, Hafer, Kartoffeln und Heu. Am besten gedeiht der Mais, den vortheilhaftesten Ertrag liefern die Kartoffeln, wenn sie gerathen. Fast alle Fruchtsorten sind dem Mißwachse außerordentlich ausgesetzt, wegen der Unregelmäßigkeit des Wetters. Der Weizen und die Gerste leiden fast alle Winter bedeutend durch den so häufig mit Thauwetter abwechselnden Frost, und die Sommerfrüchte bald durch zu lang anhaltende Trockenheit, bald durch zu viel Regen. Ich habe schon wiederholt erlebt, daß sämmtliche Getreidearten zu verschiedenen Zeiten so vollständig mißrathen waren, daß sie das Abmähen nicht lohnten und daß die Kartoffeln kaum die Aussaat ersetzten. In den Jahren 1849 und 1850 schlugen die Ernten in unserer Gegend so sehr fehl, daß im Ganzen der Ertrag des Ackerbaues kaum die Hälfte eines mittelmäßigen betrug. Wäre das Jahr 1851 nicht so außerordentlich günstig ausgefallen, so würde ein allgemeiner Banquerott in unserer Gegend, wo die Erzeugnisse des Bodens den Reichthum von Stadt und Land ausmachen, unvermeidlich gewesen sein.

Den Weizen säet man hier zu einem und einem Viertel Bushel auf den Acker zwischen der Mitte September und October und erntet ihn von Ende Mai bis Mitte Juni. Die beste Zeit dazu ist, wenn er noch ziemlich grün aussieht, der Halm unter den unteren Knoten jedoch schon gelb geworden ist. Wartet man, bis der ganze Halm gelb ist, so fallen bei großer Hitze während des Mähens zu viele Körner aus, besonders wenn man nicht schnell genug Erntearbeiter bekommen kann. Wer die Landwirthschaft mit dem nöthigen Kapital und in mäßiger Ausdehnung treibt, bedient sich jetzt der Säe- und Erntemaschinen. Letztere kostet ein hundert und funfzehn, jene nur hundert Dollars, beide sind aber so außerordentlich vortheilhaft, daß sie sich in einem Jahre mehr als bezahlt machen, wenn man ohngefähr hundert Acker Halmfrüchte baut. Die Säemaschine hat die Form einer mit hohlen Zähnen versehenen Egge, an der sich ein mit jenen durch Röhren in Verbindung stehender Kasten, in welchen die Saatfrucht geschüttet wird, befindet. Die Oeffnung an den trichterförmigen Zähnen ist etwa einen Zoll über dem unteren Ende derselben und nach hinten, so daß sie beim Fortbewegen durch die Erde nicht verstopft werden kann. Die breiten Zähne ziehen Furchen, in welche das Korn fällt und von der lockeren nachrutschenden Erde sogleich wieder bedeckt wird. Dadurch kommt das aufgehende Getreide regelmäßig reihenweise zu stehen, jedes Pflänzchen erhält gleichen Antheil an Luft und Sonne, sowie einen gleich großen Raum zur Ausbreitung der Wurzeln und Schößlinge. Ein Hauptvortheil dieser Maschine ist jedoch noch der, daß der im Herbste hier sparsam fallende Regen

den jungen Pflänzchen in der Vertiefung der Furche besonders zu Gute kommt und daß dem Erfrieren derselben nach Thauwetter insofern vorgebeugt wird, als die aufgethaute und erweichte Erde der Furchenränder nothwendigerweise sich nach der tieferen Mitte hinsenkt und auf diese Art die möglicherweise etwas gehobenen Wurzeln immer wieder von Neuem bedeckt und dadurch vor dem Froste schützt. Die Erntemaschine (wir wenden eine von Flagg und Ewing an, welche doppelt so viel leistet, als die auf der Weltausstellung in London so sehr bewunderte und hier schon für nicht mehr gut genug gehaltene) besteht in einer horizontal sich sehr schnell bewegenden feinen Säge, welche die Halme ohne einen Schlag, wie die Sense, zu bewirken, unmerklich durchschneidet. Finger, gleich den an unseren Getreidesensen befindlichen, fassen die Halme und legen sie ohngefähr in der Menge der gewöhnlichen Bündel auf den Boden. Kein Halm bleibt stehen und fast kein Korn geht verloren. Die Maschine, auf einem kleinen Wagen angebracht, wird von zwei Pferden, welche außerhalb des abzumähenden Striches gehen, getrieben, wobei die Umdrehung der Wagenräder die Triebkraft bildet. Die Säge und Finger stehen gerade soweit an der Seite des Wagens hervor, als ein tüchtiger Mäher mit seiner Sense greifen kann. Die neueren Maschinen mähen sogar einen Strich zehn Fuß breit. Die Arbeit geht im ruhigen Schritte der Pferde fort, sodaß in einem Tage achtzehn bis zwanzig Acker geerntet werden, während ein guter Mäher hier nur von einem und einem halben bis zwei Acker mähen kann. Es ist berechnet worden, daß die Maschine auf den Acker zwei Bushel Getreide er=

hält, welche beim Ernten mit der Sense theils durch den Schlag ausfallen, theils sonst in den Aehren verloren gehen. Man hat sogar schon eine Maschine, welche zugleich mähet, drischt und reinigt, so daß vor derselben das Getreide auf dem Halme steht und dahinter in einem Kasten das für die Mühle fertige Korn zum Vorschein kommt. Im Norden von Illinois sind schon mehrere im Gebrauch; jedoch hier bei uns noch nicht, wahrscheinlich weil sie noch zu kostspielig sind, vielleicht auch, weil die Ansicht verherrscht, die Halmfrüchte müßten erst eine gewisse Zeit lang in Garben stehen, um sich vollständig ausdreschen zu lassen. Der Weizen treibt hier zuweilen aus einem Korn mehr als dreißig Halme, durchschnittlich jedoch ohngefähr nur funfzehn bis sechszehn, da er aber im Frühjahre so schnell wächst und häufig schon drei bis vier Wochen nach der Blüthe reif wird, so ist sein Korn weniger voll, groß und schwer, als im Norden. Ist das Frühjahr sehr feucht, so entsteht der Rost am Halme, wodurch die Entwickelung des Kornes sehr leidet und dem Werthe der Frucht großer Abbruch geschieht. Der Armeewurm, eine an der Erde fortkriechende und in ihrer höchsten Ausbildung etwa zwei bis zwei und einen halben Zoll lange und einen viertel Zoll dicke schwärzliche Raupe zerstört zuweilen im April und Anfangs Mai den Weizen, sowie alle andere Halmfrüchte und Wiesen bis auf die Wurzel. Die Unzahl dieser Thiere, welche ohngefähr aller drei bis vier Jahre mehr oder weniger zum Vorschein kommen, ist in der That unglaublich. Sie fressen meilenweit alle Getreidearten, jungen Mais mit eingeschlossen, vollständig und kriechen in zahllosen, Alles bedeckenden

Schaaren von den zerstörten Feldern nach den grünen mit einer Geschwindigkeit von fünf Secunden auf den Fuß. Kleefelder lassen sie unberührt und versuchen, soviel ich selbst beobachtet habe, nie den Durchgang durch dieselben. Um die Saaten vor ihren verheerenden Zügen zu retten, muß man um dieselben herum fußtiefe Gräben mit sehr senkrechten oder wo möglich überhängenden Seitenwänden, welche sie nicht übersteigen können, ziehen; es ist jedoch nothwendig, die in dieselben hineingefallenen Raupen täglich zu zertreten, wenn nicht ihre Menge die Gräben ausfüllen und den Nachkommenden einen leichten Uebergang gewähren soll. Die Verheerungen dieser Landplage in einer einzigen Nacht sind unglaublich und die Felder oder Wiesen so dick damit bedeckt, daß das Zertreten von Tausenden derselben beim Gehen wirklich ekelhaft wird.

Ist der Weizen gut gerathen, so giebt er von ein und einem Viertel Bushel Aussaat einen Durchschnittsertrag von zwanzig Bushel auf den Acker. Man hat jetzt eine Art frühen Weizen aus den Küstenländern des Mittelländischen Meeres hier eingeführt, welcher nach den bisherigen Versuchen 30 bis 35 Bushel auf den Acker gegeben hat, allein die Müller kaufen ihn nicht so gern und bezahlen zwei Cent weniger dafür, weil er mehr Hülse und weniger Mehl enthält, als der gewöhnliche; dennoch bleibt beim Anbaue desselben ein Gewinn von ohngefähr fünfzig Procent im Vergleiche mit jenem, genug um seine künftige Benutzung allgemein zu machen. Der Durchschnittspreis für guten Weizen ist in unseren Landmühlen siebzig Cent für das Bushel. Dieses Maß enthält ohngefähr acht und zwanzig Berliner

Kannen oder Maße, wird aber bei der Frucht nach dem Gewicht bestimmt und hält sechzig Pfund Weizen. Wer das Getreide gegen Mehl vertauschen will, erhält drei und dreißig Pfund Mehl erster, oder vierzig zweiter Klasse und fünf Pfund Kleie. In den größeren Städten ist der Preis der Bodenerzeugnisse immer etwas höher, als auf dem Lande. Der aus den nördlichen Staaten kommende Weizen hat wegen des größeren, schwereren Kornes entschieden den Vorzug vor dem unsrigen. Der reiche, schwarze Prärieboden eignet sich wenig für den Anbau desselben, viel vortheilhafter ist dazu lehmiges, hügliges Waldland, insofern dasselbe trockner ist, weniger durch die abwechselnde Kälte und Wärme im Winter gehoben wird und immer schwereres Korn liefert. Im Allgemeinen ist der Weizenbau hier ziemlich unsicher und bei weitem nicht so vortheilhaft, als im Norden.

Die Gerste gewährt einen viel reichlicheren Ertrag, als die vorhergehende Getreideart, ist aber noch mehr Zufälligkeiten unterworfen, als jene. Wintergerste kostet durchschnittlich von neunzig Cent bis einen Dollar, die Sommergerste nur halb soviel. Erstere wird stets vor dem Weizen gemäht und nachgesäet und verlangt lockeren, sehr guten Boden zu ihrem Gedeihen. Hafer wird nur zur Abwechselung mit anderen Fruchtarten gebaut, im März gesäet, im Juli gemäht, gibt, wenn er gut geräth, bis funfzig Bushel vom Acker und kostet von zwanzig bis fünf und zwanzig Cent das Bushel. Den Buchweizen säet man, nachdem Weizen oder andere Halmfrüchte abgemäht sind; er wird drei bis vier Fuß hoch und steht überall so dick, als der üppigste Klee. Man rechnet auf zwanzig Bushel für den Acker zum Preise von vierzig Cent.

Im Winter werden davon besonders zum Frühstücke dünne Kuchen gebacken und von männiglich mit Butter oder Syrup warm sehr gern gegessen. Da das Buchweizenmehl in der heißen Jahreszeit leicht verdirbt, so hört mit derselben auch der Gebrauch desselben auf. In unserer Gegend fehlen die Scheunen noch sehr allgemein, und daher wird das Getreide in großen Haufen auf dem Felde an einem Orte aufgestellt, wo man es zu dreschen beabsichtigt. Kleine Quantitäten Halmfrüchte, oder der Bedarf zum Säen werden noch häufig mit Pferden ausgeritten, die Hauptmasse hingegen allgemein mit Maschinen ausgedroschen. An denselben ist zugleich eine sogenannte Wind= oder Fegemühle angebracht, so daß das Korn sogleich gereinigt zum Vorschein kommt. Reiche Farmer besitzen in der Regel ihre eigene Dreschmaschine, solche hingegen, welche wenig Halmfrüchte bauen, miethen sie. Mit derselben kommen gewöhnlich vier Mann und vier Pferde, welche, unterstützt von noch vier bis sechs anderen tüchtigen Arbeitern, die der Eigenthümer des Getreides selbst mit eben so vielen Dollarn täglich zu bezahlen hat, in einem Tage von zweihundert bis zweihundert und funfzig Bushel ausdreschen und dafür fünf Cent für jedes Bezahlung erhalten. Rosse und Männer müssen während der Dreschzeit beherbergt und reichlich bewirthet werden. Das Stroh wird während der Arbeit mit Hülfe einer besonderen Egge am Boden hin und auf die Seite geschleppt und dabei leider sehr rücksichtslos behandelt. Haushälterische Farmer bringen es sobald als möglich in Haufen und streuen, wie bei dem Heue, Salz dazwischen, damit es das Vieh besser frißt; die meisten Amerikaner verbrennen es gewöhnlich auf dem

Felde. Beim Mangel der Fruchtböden wird das Getreide meistens von der Maschine weg nach der Stadt gefahren, weshalb man auch mit dem Dreschen wartet, bis die Preise die größtmöglichste Höhe erreicht haben. Es ist natürlich, daß der von Scheuern fast ganz entblößte Farmer durch das Ueberwintern der Getreidehaufen im Freien jährlich einen sehr ansehnlichen und bei sehr nassem und stürmischem Wetter zuweilen einen sehr bedeutenden Verlust an dem Ertrage seiner Felder und Arbeit erleiden muß, allein denen, welche besser wissen, wie dergleichen zu vermeiden ist, fehlen meistens die Mittel zu dem hier so kostspieligen Baue von geräumigen Scheunen, die Amerikaner hingegen haben selten dergleichen gesehen und ahnen kaum, daß irgend ein andres Gebäude zu einer Farm gehöre, als ein schlechtes Wohnhaus.

Die Kultur des Maises ist hier die allgemein verbreitetste, weil ein einzelner Mann leicht viele Acker damit bestellen und seine Ernte auch allein einsammeln kann. Nachdem im April das Feld einmal oberflächlich gepflügt ist, werden auf demselben in zwei sich rechtwinklig kreuzenden Richtungen parallele Furchen vier und einem halben bis fünf Fuß von einander gezogen, und dadurch lauter gleichseitige Quadrate der Weite der Furchen entsprechend gebildet. Hierauf geht man der Reihe nach und legt an die Ecken der Quadrate, oder was dasselbe ist, in jede der Kreuzungsstellen der Furchen drei bis vier Maiskörner und zieht über diese vermittelst einer Hacke einen Zoll hoch lockere Erde. Gewöhnlich legen Kinder die Samenkörner und Erwachsene hacken sie zu. Bei der Auswahl derselben muß man darauf Rücksicht nehmen, daß sie nur aus der Mitte sehr

großer Kolben oder Aehren genommen werden, und daß das Herz derselben, d. h. die Spitze, mit welcher sie an dem holzigen, inneren Theile der Aehre festhängen, nicht abgebrochen sei. Die oben und unten an den Kolben befindlichen Körner sind niemals vollkommen ausgebildet und geben daher schlechte Pflanzen. Binnen acht Tagen sieht man die ersten Keime der Erde entsprießen, zugleich mit ihnen aber auch die von zahllosem Unkraute. Um dies zu zerstören, pflügt man, wenn die Pflänzchen handhoch sind, mit einem Cultivator (Schaufelegge) zwischen den Reihen derselben hindurch oder mit einem leichten, einspännigen Pfluge die Reihen entlang und zwar so, daß man die Erde von den Pflänzchen abwirft, jedoch ohne ihnen zu nahe zu kommen. Je nachdem nun die letzteren wachsen und das Unkraut mit ihnen, wird aller vierzehn Tage oder drei Wochen die Erde, wie bei dem Kartoffelbaue, angepflügt und zwar abwechselnd in sich kreuzender Richtung, so daß die Pflanzen von allen vier Seiten neuen Grund erhalten und zugleich vom Unkraute gereinigt werden. In der Regel muß der Mais vier bis fünf Mal in den verschiedenen Richtungen gepflügt werden, um gehörig zu gedeihen, dabei vergesse man jedoch nicht, dem Pferde einen Maulkorb anzulegen, um es zu verhindern, die schon herangewachsenen Pflanzen abzubeißen. Sobald die Blüthe anfängt, sichtbar zu werden, ist alle Bearbeitung nachtheilig. Sind zufällig alle vier gelegte Körner gewachsen, so muß man eine oder zwei Pflanzen ausziehen, an anderen Stellen hingegen, wo sich vierzehn Tage nach dem Pflanzen kein Keim blicken läßt, neue Samenkörner legen. Säet man den Mais dicht, so gibt

er keine Aehren, aber grün abgemäht, vortreffliches Vieh=futter. Jede Pflanze des gehörig bestellten Maises gibt durchschnittlich einen großen Kolben von acht bis zwölf, zuweilen wohl auch achtzehn bis zwanzig Zoll Länge und zwei bis drei Zoll Dicke. Ein sehr reichlicher, aber ebenso seltner Ertrag sind achtzig Bushel vom Acker; indessen sind die meisten Farmer schon mit funfzig sehr zufrieden. Die Maisähre erlangt ihre volle Reife Anfangs October und kann ohne Schaden zu leiden den ganzen Winter über auf dem Stengel im Felde stehen bleiben. Man hat daher völlig Zeit genug mit dem Einsammeln, welches durch Abbrechen der Kolben geschieht, und bedarf keiner kostspieligen Hülfe. Im Nothfalle kann man auch den Mais blos grob gestampft und gekocht genießen und bei seinem Gebrauche eher der Mühle entbehren, als bei den Halmfrüchten.*) Will man auch die Blätter und Stengel der Maispflanzen als Vieh=futter benutzen, so haut man letztere im September, wenn die untersten Blätter gelb werden, dicht am Erdboden ab und setzt sie mit den Spitzen nach oben und gegen einander geneigt in zehn Fuß langen und ohngefähr halb so breiten Haufen auf. Dadurch daß die Stengel unten weiter von einander, übrigens aber recht dicht an einander gestellt wer=

*) Bei einem ächten, erfinderischen Hinterwälder sah ich folgende sehr einfache und zweckmäßige Vorrichtung: Unter einem Baume war ein gut ausgehöhlter Kloz angebracht und an einem senkrecht darüber hängenden elastischen Aste eine ziemlich schwere, nach unten dickere und abgerundete Stange von hartem Holze angebunden. Wollte man in dem Mörser oder resp. Klotze Etwas stoßen, z. B. Mais, so bedurfte es nur einer sehr geringen Anstrengung, denn die Elasticität des Astes bewirkte fast allein das Heben und Fallenlassen der herkulischen Keule!

den, erhalten die Haufen eine hinlängliche Festigkeit und gestatten in ihrer dreieckigen Höhlung dem Luftzuge gehörigen Spielraum, um auszutrocknen. So zubereitete Maisstengel, hier fodder genannt, erhalten sich vollkommen gut bis zum nächsten Sommer und gewähren den großen Nutzen, daß sie das auf neuen Farmen so seltene Heu entbehrlich machen. Die beim Abhauen derselben noch nicht ganz reifen Aehren werden in den Haufen nach und nach trocken und völlig brauchbar. Man bricht sie ab, ehe man die Stengel mit den Blättern dem Viehe im Winter vorwirft. Einzelne Farmer brechen wohl auch blos die Maisblätter ab, trocknen sie oberflächlich und binden sie in Bündel, welche mittelst in die Erde befestigter langer Stangen in hohen, schmalen Haufen aufgesetzt werden und ein leicht transportables und vortreffliches Futter gewähren. Der Preis des Maises ist durchschnittlich 25 Cent für das Bushel, obschon sich dieser zuweilen nach schlechten Ernten verdoppelt. Der grüne Maisstengel enthält ziemlich viel Zuckerstoff und schmeckt so angenehm süß, daß Kinder z. B. daran kauen, wie am Zuckerrohr. Man hat schon versucht, Zucker daraus zu machen, und auch diesen Zweck erreicht, allein andere Pflanzen z. B. Rüben, Rohr rc. scheinen zu diesem Behufe ergiebiger zu sein, als die Maispflanze, und deshalb ist die Ausführung im Großen unterblieben. Die Körner der halbwüchsigen Aehre schmecken gekocht ohngefähr wie grüne Erbsen und werden daher häufig gegessen. Der Wuchs der Pflanze ist auf gutem Lande riesenhaft; sie wird acht bis zehn Fuß hoch und im Stengel bis zwei Zoll dick. Die feinen, festen, die Aehre unmittelbar umgebenden Blätter (shucks) geben

ein sehr werthvolles Mittelding zwischen Roßhaarmatratze und Strohsack; besonders angenehm liegt es sich auf damit gefüllten Kissen, wenn man jedes Blatt mittelst einer Gabel der Länge nach in sechs bis acht schmale Streifen zerrissen hat. Diese Füllung hat den großen Vortheil, daß sie viel elastischer als Stroh, leichter aufzuschütteln ist als Roßhaare und auf dem Lande fast niemals fehlt. Selbst in Städten werden die Shuckmatratzen gesucht und die Shucks daher gern gekauft.

Kartoffeln, irish potatoes, irländische, zum Unterschiede von den Bataten oder süßen Kartoffeln so genannt, gedeihen hier, was die Menge des Ertrages betrifft, nur mittelmäßig, hinsichtlich ihrer Güte immer schlecht. Die besten und berühmtesten hiesigen Erdäpfel sind bei weitem noch nicht so mehlig und schmackhaft, als Mittelsorten in Deutschland. Es fehlt uns zu sehr an lockerem Sandboden für diesen Zweig der Landwirthschaft. Auf trocknen Hügeln wachsen sie gewöhnlich am besten; allein bei anhaltender Dürre (d. h. hier soviel als sechs bis acht und mehr Wochen ohne Regen und einer täglichen Hitze von 100 bis 105 Grad Fahrenheit) schlagen sie auf denselben gänzlich fehl. Man sollte daher jährlich stets auf einem hohen und einem tiefen feuchten Stücke Land Kartoffeln pflanzen, um sicher zu sein, wenigstens den eignen Bedarf einzuernten. Im Handel haben sie einen sehr wechselnden Preis, von dreißig Cent bis zu einem und einem halben Dollar. Im Frühjahre kann man sich zuweilen kaum den Bedarf zum Pflanzen verschaffen. Bei Letzterem muß man die Reihen wenigstens drei Fuß und die einzelnen Stücke wieder 1½ Fuß weit von ein=

ander legen, widrigenfalls wird das Kraut außerordentlich üppig wachsen, aber alle Hoffnung auf viele und große Knollen verloren sein. Je mehr man ein Feld düngt, desto mehr Ertrag darf man sich auch hier von dieser Fruchtart versprechen. Im März gepflanzte sind Ende Mai und Anfangs Juni genießbar; die für den Winter bestimmten hingegen darf man nicht vor Mai legen, damit die im Sommer schnell reifenden Knollen nicht durch das Austreiben einer zweiten Generation von Wurzeln und Knöllchen verderben, ehe sie ausgepflügt werden. Der höchste mir bekannte Ertrag von Kartoffeln belief sich in unserer Gegend auf — 150 Bushel für den Acker, der niedrigste auf weniger, als gelegt wurden.

Die süßen Kartoffeln (Bataten, convolvulus batata), die rothen oder gelben, länglichen Knollen einer weißröthlich blühenden und an der Erde fortlaufenden Winde, bauen nur Wenige zum Verkauf. Man legt Ende März oder Anfangs April einige Knollen in Erde mit tiefer Mistunterlage, bricht im Mai die hervorsprossenden Keime mit ihren Würzelchen ab und pflanzt sie in achtzehn Zoll hohe und zwei Fuß breite, lockere Erdhäufchen. Tritt große Hitze ein, ehe sie angewachsen sind, so thut man wohl, sie mit Laubwerk zu bedecken. Werden sie gehörig vom Unkraute rein erhalten, so wird alle Mühe reichlich belohnt. Ich habe sie auch reihenweise gepflanzt und behandelt, wie die Kartoffeln, und außerordentlich reichen Ertrag erhalten, allein man gibt auf diese Art den hier sehr zahlreichen Maulwürfen die ganze Ernte preis, denn diese Thiere unerhöhlen nicht selten ganze Reihen und fressen vorzugs-

weise schon die jungen Würzelchen, ehe sie noch dicke Knollen ansetzen können. Obschon das Bushel süßer Kartoffeln in der Regel einen Dollar kostet, sind sie doch wenig zu empfehlen, insofern sie hier nur ihre halbe Reife erlangen können. Im Süden erhalten sie erst nach zwölf Monaten ihre ganze Vollkommenheit, eine Länge von zehn bis achtzehn, und eine Dicke von vier bis sechs Zollen; dabei sind sie mehlig und gebacken oder geröstet wohlschmeckend und gesund. Die hier gewachsenen hingegen werden höchstens sechs bis acht Zoll lang, selten einen und einen halben Zoll dick, und bleiben immer wässerig und ihr Geschmack, welcher bei vollkommener Reife dem der guten Kastanien ähnelt, zu süßlich.

Alle Rübenarten, die weißen ausgenommen, werden nicht so groß, als in den meisten Gegenden Deutschlands; Kraut und verschiedene Kohlarten müssen, weil sie doppelt so große Blätter treiben, als bei Euch, viel weiter aus einander gepflanzt werden und bilden selbst dann im Allgemeinen noch nicht so schöne und feste Köpfe, indessen werden einzelne derselben, und in günstigen Jahren viele, fabelhaft groß und schwer. Kürbisse und Melonen erreichen ebenfalls, besonders auf neuem Lande, einen für Deutschland beispiellosen Umfang. Von ersteren habe ich viele gesehen, welche hundert bis hundert und zwanzig Pfund wogen und Wassermelonen, diese Perlen der hiesigen Annehmlichkeiten, reichlich funfzehn Pfund schwer und bis zwei Fuß lang. Hast Du noch keine dieser saftigen, außerordentlich erquickenden Früchte in Deinem Garten gezogen? Man sollte sie auch in Deutschland heimisch machen, denn sie sind noch leichter zu ziehen, als andere Melonenarten!

Daß ich bisher noch nicht des Klees erwähnt habe, wird Dich kaum wundern, da Du weißt, daß hier wenig Scheunen überhaupt, und noch weniger geräumige zu finden sind, wo man ihn für den Winter aufbewahren könnte; ein Hauptgrund jedoch, warum der Anbau desselben hier sehr wenig Vortheile gewährt, ist der, daß er vom zweiten Jahre an bei den Pferden einen entsetzlichen Speichelfluß erzeugt, und getrocknet nicht einmal von dem Rindvieh gern gefressen wird. Auch der allgemein wild wachsende weiße Klee verursacht den Pferden denselben Uebelstand (Slabber), und ermattet sie dermaßen, daß man die zur Arbeit zu brauchenden im Sommer nicht im Freien herumlaufen lassen darf. Der Speichel läuft den Pferden unaufhörlich in so großer Menge aus dem Maule, daß sie Alles um sich herum begeifern; die Grippen sind damit gefüllt, und wo Pferde stehen, bilden sich Pfützen. Ich kann Dir versichern, daß ich, ehe ich diesen Umstand kannte, einmal nicht wenig überrascht war, im heißen Sommer bei großer Trockenheit, in der Mitte eines freien Platzes unter zwei großen Bäumen, so weit ihr Schatten sich erstreckte, Schmutz zu finden. Ich konnte mir die Erscheinung im Augenblicke nicht erklären, und ging deshalb wiederholt an den Ort, um mir Aufschluß zu verschaffen, und da sah ich zu meinem Erstaunen zum ersten Male einige Pferde, welche unter den Bäumen Schatten suchten und den Speichelfluß in so hohem Grade hatten, daß die aus ihren Mäulern laufende Flüssigkeit den Koth verursachte. Das Zahnfleisch bleibt dabei ganz gesund und die Erscheinung gleicht ganz dem durch Ueblигkeit erzeugten Ueberflusse an Speichel; gleichwohl haben die Pferde guten

Appetit und fressen selbst den Klee sehr gern; allein selbst eine geringe Menge desselben, gut getrocknet und zufällig oder absichtlich anderem Heue beigemischt, bringt selbst mitten im Winter dieses Uebel hervor. Will man daher seine Pferde in gutem Stande und kräftig zur Arbeit erhalten, so muß man den Klee sorgfältig vermeiden, und da er sich hier außerordentlich leicht durch den Samen weiter verbreitet, ihn niemals in die Nähe der Wiesen säen und auch den Dünger von Rindvieh, welches damit gefüttert wurde, von denselben fern halten. Um jedoch vor Schaden bewahrt zu sein, ist es wohl am zweckmäßigsten, den so wenig Vortheile gewährenden, übrigens aber so nachtheiligen Klee ganz von kleinen Farmen zu verbannen. Im Juni und Juli, wo er gemäht und getrocknet werden muß, regnet es in der Regel so häufig, daß es selten gelingt, ein gutes Fuder Kleeheu einzubringen, ist es dagegen heiß und trocken, so werden die Blätter so viel schneller dürr, als die starken Stengel, gehen beim Einfahren verloren und nur die letzteren, welche das Rindvieh nicht einmal gern frißt, bleiben. Der Nutzen dieses Futterkrautes beschränkt sich daher hier nur darauf, daß es 1) als Weide für das Rindvieh, 2) als ziemlich überflüssige Bodenverbesserung durch Unterpflügen und 3) als Futter für die Schweine gebraucht wird. Farmer nämlich, welche bedeutende Schweinezucht treiben, säen Klee und lassen während des Spätsommers und Herbstes die zum Mästen bestimmten Schweine darauf weiden. Auf diese Art sind diese schon ziemlich fett, wenn die eigentliche Mästzeit beginnt und bedürfen viel weniger Mais zu ihrer ferneren Ver-

12*

vollkommnung, als andere, welche bis zum Herbst im Walde herumlaufen.

In einigen Theilen von Illinois baut man Hopfen, Hanf, Ricinusbohnen, Zwiebeln, Tabak und noch viele andere Vegetabilien für den Verkauf, und erzielt dabei einen reichlichen Gewinn; besonders bei letzterem, obwohl das Pfund durchschnittlich nur mit 2½ bis 3½ Cent bezahlt wird. Der hiesige Tabak ist sehr stark, aber wenn ausgelaugt und getrocknet, so wohlschmeckend, wie feiner Knaster; ich habe ihn mit Varinas verglichen und den so gut als diesen befunden. Mögest Du stets genug davon haben, wenn die Einkünfte der künftigen Farm die puro's nicht mehr erschwingen wollen.

Um eine Farm gehörig und mit Vortheil bestellen zu können, ist es nothwendig, verschiedene Getreidearten zu bauen, damit sich die Arbeiten für die verschiedenen Jahreszeiten gleichmäßig vertheilen. Geschieht dies, so kann ein Mann mit einem Paar Pferden vierzig Acker leicht bestellen, und behält noch Zeit genug, für Obst- und Küchengarten zu sorgen. Der letztere erfordert wegen des unglaublich schnell und immer wieder von Neuem wachsenden Unkrautes und des häufig nöthigen Begießens ganz besondere Beaufsichtigung, welche gewöhnlich von den Frauen übernommen wird, vorausgesetzt, daß männliche Arme die schwierigsten Arbeiten, wie Hacken und Graben übernehmen.

Willst Du Dich zur Landwirthschaft gehörig einrichten, so bedarfst Du wenigstens der folgenden Gegenstände: Ein Paar Pferde, ohngefähr hundert und zwanzig Dollars kostend, einen Wagen (funfzig bis sechzig Dollars), einen zwei-

spännigen und einspännigen Pflug (sieben und sechs Dollars), eine eiserne Egge (acht Dollars), Geschirre (dreizehn Dollars), einen Sattel (zwölf Dollars), zwei Aexte (drei Dollars), einen Schleifstein (zwei Dollars), und andere Werkzeuge, als Spaten, Hacken, Rechen ꝛc., einige Kühe, das Stück zu zwölf bis funfzehn Dollars, Schweine, magere den Centner ohngefähr zu drei Dollars gerechnet, und Hühner, von denen man acht für einen Dollar erhält. Wer gern mit Ochsen umgeht, wird seine Wünsche insofern noch leichter krönen können, als man für ein gutes Paar nur fünfundvierzig bis funfzig Dollars zahlt, und sich das Joch, welches hier über den Hals gelegt wird, selbst verfertigen kann. Auch die Fütterung der Ochsen ist weniger kostspielig, als die der Pferde, und ein Paar von ersteren für den Bau einer kleinen Farm vollkommen ausreichen.

Was den Ackerbau hier sehr beschwerlich macht, ist die Nothwendigkeit, die Felder einzufriedigen, weil das Vieh hier frei herumläuft und ohngefähr ernährt wird, wie das Wild im Walde und auf dem Felde. Die gebräuchlichsten Einfriedigungen, hier Fencen genannt, bestehen aus vielen größeren Holzstücken und sind deswegen mühsam zu errichten und kostspielig, gewähren aber, wenn sie nach Vorschrift des Gesetzes erbaut sind, das Recht, von Jedem Schadenersatz zu verlangen, dessen Vieh eingedrungen ist und Schaden angerichtet hat. Der Hunger nämlich macht die Hausthiere, welche hier vom Hause in der Regel weiter Nichts als den Namen erhalten, sehr nachdenkend und unternehmend, besonders wenn sie außerhalb der Einfriedigung Nichts zu fressen finden, innerhalb derselben hingegen entweder grünende

Saaten oder von schweren Aehren gebeugte Maisfelder sehen. Die mageren, wespenartigen Schweine suchen sich von der Seite zwischen den Lücken der drei oberen Fenceriegel hindurchzuschmiegen, oder zwischen dem siebenten und dem Reiter überzusteigen, das Hornvieh hebt die letzteren mit den Hörnern, das kluge Roß hingegen mit dem Kopfe ab, um sich so einen leichteren Sprung über die sieben Riegel zu verschaffen; es fehlt indessen an schlanken und entschlossenen Subjecten beider Thierklassen nicht, welche mit einem Satze die ganze sechs Fuß hohe Fence überspringen, und an jungen, schmächtigen Sprößlingen verkümmerten Rüsselviehes, welche die engen Zwischenräume der gesetzlichsten Fence durchschlüpfen und Dir Deinen eben gepflanzten Mais, Kartoffeln ꝛc. aufspeisen. Alle derartige Eindringlinge darf man jedoch einfangen und mit ihrem Werthe für den zugefügten Schaden verantwortlich halten.

Die Holzscheite für die Einfriedigungen, fortan unter uns Fenceriegel, wie hier zu Lande, zu benennen, können nur aus dem astfreien Theile der Stämme gerade gewachsener Eichen gespalten werden, denn oberhalb dicker Aeste reißt das Holz nicht mehr geradlinig. Man bedient sich dazu aller Eichenarten, der Weißeiche ausgenommen, weil sich ihr Holz zu sehr krumm zieht, und gerade Riegel, welche regelmäßig parallel über einander liegen, ein nothwendiges Erforderniß einer guten Fence ausmachen. Zu den Pfählen dagegen nimmt man vorzugsweise das Holz der Weißeichen, des Sassafras, oder der Cedern, weil das in die Erde gesteckte Stück derselben der Fäulniß zu widerstehen hat. Zu Reitern ist irgend eine schwere Holzart gut genug, Eiche je-

doch immer vorzuziehen. Ein geschickter, kräftiger Arbeiter kann täglich hundertundfunfzig bis zweihundert Fenceriegel spalten, indessen nimmt man hundert für eine Durchschnittssumme an; Reiter und Pfähle können in derselben Zeit noch mehr gefällt werden. Für hundert Fenceriegel bezahlen wir hier fünfundsiebenzig Cent Arbeitslohn, für ebenso viele Pfähle und Reiter zehn Cent weniger; kauft man sie hingegen, so kosten die Riegel zwei Dollars das Hundert, und Pfähle und Reiter einen und einen halben. Zur Einfriedigung eines Acker Landes sind erforderlich 644 Fenceriegel, 184 Pfähle und 92 Reiter, zu zwei Acker nur die Hälfte mehr, als zu einem, zu vier ein Achttheil mehr, als zu zwei, zu neun ein Sechstheil mehr, als zu drei, zu sechzehn nur drei Sechzehntheil mehr als zu vier und in diesem Verhältnisse fort. Je größer daher die Anzahl von Aeckern, welche man in einem Stücke einfriedigt, desto geringer die Ausgabe für den einzelnen Morgen. Um sich indessen einen Ueberschlag der Unkosten zu machen, muß man das Fuhrlohn für die Riegel und das Aufsetzen der Fence selbst in Anschlag bringen. Von jenen geben vierzig bis funfzig eine reichliche Ladung für zwei Pferde, und das Aufrichten der Fence wird nach Fachen (jedesmal sieben Riegel über einander, zwei Pfähle und ein Reiter) berechnet und bezahlt. Ein mittelmäßiger Arbeiter macht täglich achtzig bis hundert Fach fertig, wenn das Holz schon vorher dicht an die Stelle geschafft wurde, wo die Fence aufgesetzt werden soll. Aller drei Jahre muß diese Art Einfriedigung völlig umgelegt und wieder aufgerichtet werden, damit die unteren Riegel nicht durch Fäulniß zerstört werden. Die letzteren verwechselt man in

der Regel mit dem dritten und vierten und später mit den gehörig ausgetrockneten oberen. Auf diese Art dauert eine Wurmfence ohngefähr zehn Jahre und gewährt den Vortheil, daß man sie ohne große Mühe wegnehmen und nach Belieben und Erforderniß verändern kann. Dies ist besonders hier, wo noch jährlich mehr Land in Bau genommen wird, von großem Vortheil, weil dadurch der größte Theil der schon vorhandenen Fence wieder zur Einfriedigung der neuen Aecker benutzt werden kann. Wo dauernde Gehege Platz finden können, besonders um Höfe, Gärten rc., bedient man sich auch schon häufig der Hecken, Bretter- oder Lattenzäune und findet diese, wenn sie gut gemacht sind, dauerhafter und billiger, als die Wurmfence. Außerdem ersparen sie auch viel mehr Raum und haben ein civilisirteres Ansehen. Der Anblick der Wurmfencen macht einen häßlichen, widerlichen Eindruck und wirkt ohngefähr als Umgebung lachender Fluren wie eine Garnitur von Gerippen als Ausschmückung eines mit den Reizen und dem Frohsinne der Jugend belebten Tanzsaales. Jede solche Zierde amerikanischer Gefilde nimmt ohngefähr sieben Fuß breit Land in Anspruch und ist eine unversiegbare Quelle für Hervorbringung von Unkraut und Ungeziefer aller Art, welches sich unter den Riegeln und in den Winkeln derselben einnistet und erhält. Neuerlich hat man Drahtzäune sehr empfohlen und nachgewiesen, daß sie die billigsten und dauerhaftesten von allen sind, allein man kann sie wegen des Eingrabens der dazu erforderlichen Pfosten oder Steine nur da anwenden, wo gewisse Räume oder Felder eine bleibende Größe und Form haben.

Sind die Fencen gehörig errichtet, so bedürfen sie dennoch einer unausgesetzten Aufsicht, wenn man seine Felder vor dem Eindringen des Viehes sichern will, weil bald dieses selbst, bald Wind und bald Wasser jene ganz oder theilweise umwirft. Sehr heftige Stürme, wolkenbruchähnliche Regen und die schon erwähnte Geschicklichkeit vieler Hausthiere machen diese Wachsamkeit dringend nothwendig und trotz derselben verwüstet nicht selten eingedrungenes Vieh die vielversprechendsten Ernteaussichten in einer einzigen Nacht! Pferden und Rindvieh, welche die Gewohnheit haben, die Einfriedigungen zu überspringen, Fencenspringer genannt, wird ein fast bis an die Erde reichender dicker Stock um den Hals gebunden, welcher ihnen das Uebersetzen unmöglich macht; allein da sie denselben nicht selten verlieren, so ist es leicht begreiflich, daß man vor diesen Eindringlingen niemals ganz sicher ist und manche sehr wenig erfreuliche Hetzjagd hinter denselben her anzustellen hat. Ich versichere Dir, daß dergleichen Unterhaltungen zu den größten Unannehmlichkeiten des Landlebens gehören, besonders wenn man böswillige und so armselige Nachbarn hat, welche entweder die Rechte Anderer nicht respectiren oder mit der Ausflucht vorgeblicher Armuth Ersatz für den Schaden verweigern, welchen ihr halbverhungertes und verwildertes Vieh verursacht.

Um sich einen gehörigen Ueberschlag der Kosten für den Betrieb des Ackerbaues in jeder Gegend machen zu können, ist es nothwendig, den Preis der Bestellung eines Ackers in irgend einer Gegend zu kennen. In unserer Nachbarschaft berechnet man den Tagelohn für einen Mann mit zwei Pferden auf einen und einen halben Dollar, und da dieser in

einem Tage zwei Acker pflügt, so kommen auf einen nur fünfundsiebenzig Cent. Weizenland muß zweimal gepflügt werden, ein Feld für Mais nur einmal. Die fertige Bestellung eines Ackers mit der ersteren Fruchtart, einen und einen halben Bushel Aussaat mit eingerechnet, beläuft sich ohngefähr auf drei, die mit der letzteren auf höchstens einen und einen halben Dollar. Die Unkosten für den Bau anderer Getreide- und Fruchtsorten kannst Du Dir leicht aus dem Angeführten berechnen.

Hast Du noch rohes Prärieland, auf welchem sich häufig sehr dichte Haselbüsche befinden, so müssen diese letzteren erst mit starken, kurzen Sensen abgemäht, zusammengerecht und verbrannt werden, ehe der Boden selbst aufgebrochen werden kann. Zu letzterem Behufe bedient man sich eines sehr großen, festen Pfluges, welcher im Stande ist, die netzähnlich verschlungenen, dichten Haselwurzeln herauszureißen. Mittelst einer schweren, eisernen Egge werden die letzteren in Haufen auf dem Felde zusammengeschleppt und wenn gehörig getrocknet, daselbst verbrannt. Letztere Arbeit, sowie das Abmähen und Verbrennen der Haselbüsche ungerechnet, bezahlt man für das blose Aufbrechen eines Ackers neuen Landes zwei Dollars. Will man Waldland urbar machen, so bedarf es vieler Hände, und in Gegenden, wo man das Holz nicht gut verkaufen kann, einer gespickten Börse. Noch vor einigen Jahren konnte man sieben bis acht Meilen von hier Brennholz gar nicht verkaufen, insofern den Preis desselben der des Fuhrlohns überstieg, und wer daher Wald niederschlagen ließ, mußte die schönsten Hickorystämme und anderes zum Bauen und zu Fenceriegeln nicht

brauchbares Holz auf dem Platze selbst verbrennen. Man zündete große Feuer an und richtete es so ein, daß die Bäume beim Fällen unmittelbar in dieselben fielen. Sehr starke Stämme läßt man wohl auch ganz stehen und übergibt sie dadurch der allmäligen Verwesung, daß man einen Fuß über der Erde die Rinde bis auf das feste Holz ringsum ablöst. Um das Land aber für den Feldbau herzurichten, werden alle Baumstümpfe unter sechs Zoll Dicke einen halben Fuß unter der Erdoberfläche ausgehackt, dickere bleiben stehen und müssen sorgfältig beim Pflügen und Mähen vermieden werden. Das Aushacken dünner Baumstümpfe kostet für den Acker fünf bis acht Dollars. In unserer Gegend bezahlt jetzt das Holz eines gut bestandenen Waldes die Kosten für das Abhauen, Aufbrennen der Aeste, Spalten des Holzes und der Fenceriegel, Ausroden, Aufbrechen des Bodens und für das Einfenceen desselben, mit einem Worte: der Werth des Holzes deckt die Kosten der Urbarmachung und Einfriedigung eines Stück Waldlandes.

Die angeführten Preise und Berechnungen sind jedoch mehr als ein Anschlag für den Werth der Arbeit, wonach man sich ohngefähr den Verdienst des Farmers berechnen kann, zu betrachten, als für eine Versicherung, daß man für die erwähnten Preise die Arbeit von Fremden gemacht erhalten könnte. Man kann im Gegentheile annehmen, daß sich nur sehr ausnahmsweise ein Farmer dazu verstehen wird, für einen Anderen zu pflügen, zu säen 2c., weil ein Jeder gewöhnlich für sich selbst genug zu thun hat. Wer daher die landwirthschaftlichen Beschäftigungen nicht selbst übernehmen will, ist gezwungen, Dienstleute beim Monat zu mie-

then. Für die Urbarmachung von Waldland wählt man stets den Winter und nimmt an, daß ein Mann ohngefähr zwei Acker völlig vom Holze reinigen und roden kann. Vierzig bis funfzig Klafter (hier Cord genannt, 8 Fuß lang, 4 Fuß breit und ebenso hoch, 128 Kubikfuß enthaltend) Holz kann man als Ertrag eines Ackers annehmen.

Aus dem Vorhergehenden kannst Du abnehmen, daß die Anlegung einer neuen Farm fern von volkreichen Städten ein sehr kostspieliges und mühsames Unternehmen ist, welches erst nach jahrelangen schweren Arbeiten dem Besitzer einen kümmerlichen Unterhalt gewährt, während dieselben Mühen und Anstrengungen in einer belebten Gegend und auf schon urbar gemachtem Boden nicht allein ein gutes Auskommen und vergnügteres Leben, sondern auch einen viel reichlicheren Gewinn versichern. Nur ein vermögender Landmann mit erwachsenen kräftigen Söhnen und Töchtern, welche an schwere Arbeiten gewöhnt sind, darf den Versuch einer Ansiedelung auf Congreßland wagen, ohne sicherem Ruin entgegen zu gehen, und selbst ein Solcher wird bei den vielfachen Entbehrungen und Unannehmlichkeiten noch viel häufiger seinen Entschluß verwünschen als segnen. Wende mir nicht etwa ein, daß der Mann sich aller Bequemlichkeiten entschlagen und in stoischer Einfachheit und Enthaltsamkeit mit Wenigem fürlieb nehmen müsse! Ich will von den verwöhnten Farmern gar nicht sprechen, sondern blos von Leuten, welche in Europa an Allem Mangel litten und sich hier anfangs glücklich priesen, wenn sie als sogenannte Squatter so viel Land zu ihrer unentgeldlichen Verfügung hatten, als sie nur benutzen konnten. Mit rast-

losem Eifer gehen sie an das Werk, machen sich ein Häuschen und Feld zurecht, schaffen etwas Vieh an und sind voll der freudigsten Hoffnungen; allein oft schon nach einem Jahre verlassen sie mißmuthig ihre neugeschaffenen Anlagen, welche ihnen das Leben nur nothdürftig fristeten, und kehren zurück in angesiedeltere Gegenden, wo sie des Umgangs mit Ihresgleichen und anderer Vortheile der Civilisation sich erfreuen konnten. Denke Dir das Leben einer fern von Freunden und Bekannten lebenden Familie, abgeschnitten von aller Geselligkeit und aller Hülfe. Um sich die nothwendigsten Bedürfnisse, wie z. B. Mehl, Kleidungsstücke, Geräthschaften, Pulver, Salz rc. zu verschaffen oder eine Zeitung oder einen Brief zu erhalten, muß man vielleicht fünf, sechs und mehr deutsche Meilen beim schlechtesten Wetter und Wege fahren, den letzteren nicht selten mit der Axt fahrbar machen oder mühsam suchen, über Flüsse und Flüßchen setzen und Sümpfe passiren! Bald bricht der Wagen, bald bleibt er im Schmutze stecken und kann nur mit herkulischen Anstrengungen wieder flott gemacht werden, bald reißt das Geschirr oder ein Pferd leidet Schaden! Kurz die Mühseligkeiten und Beschwerden, welche man auszustehen hat, bis man zu dem nächsten Kaufladen oder Städtchen gelangt, sind so vielfältig und abschreckend und die Unkosten und der Zeitverlust so bedeutend, daß man sich nur im höchsten Nothfalle auf den Weg begiebt und eher alle mögliche Entbehrungen erduldet, als ihn antritt. Ja selbst die ärmsten Europäer, welche sich schon so ziemlich in der Wildniß eingerichtet haben, würden mit Freuden lieber wieder in ihre früheren Verhältnisse zurückkehren, als ohne Aussichten auf

Verbesserung auf ihrem neugeschaffenen Wohnsitze bleiben. Nur der eingeborene Hinterwäldler oder Pioneer, schon in vielen Generationen an den äußersten Grenzen der Civilisation geboren und aufgewachsen, mit keinen anderen Ansprüchen an letztere, als den Ankauf von Tabak und Kaffee, einige alte Bücher, eine Büchse, wenige Werkzeuge und Kleider als einzige Luxusartikel betrachtend, und stets eher geneigt, Geselligkeit zu fliehen, als sie zu suchen, nur solche Leute sind fähig, noch unbevölkerte Gegenden anzusiedeln, ohne durch Entbehrung langgewohnter Bedürfnisse sich unglücklich zu fühlen oder durch zahllose und unerwartete Beschwerden und Hindernisse entmuthigt zu werden. Nur wer von Jugend auf in der Wildniß und Einsamkeit gelebt hat, kann ein solches Leben erträglich finden, theils weil er nie die Annehmlichkeiten der Civilisation kannte, theils weil er sich unter allen Umständen zu helfen gelernt hat; denn in Lagen, z. B. wo ein neueingewanderter Europäer völlig rathlos und verzweifelt ist, kommt der Hinterwäldler nicht einmal in Verlegenheit, denn Erfahrung und mündliche Ueberlieferungen seiner Aeltern haben ihm gelehrt, wie er sich zu helfen hat. Die Leute machen sich, Aexte, Bohrer und Sägen ausgenommen, alle Geräthschaften, z. B. Pflüge und Wagen ganz von Holz. Anstatt auf den gewöhnlichen Rädern laufen diese auf rundgeschnittenen Brettern; sie nutzen sich zwar sehr bald ab und sind nicht sehr leicht, aber dafür werden sie auch ohne große Mühe ersetzt und nicht übermäßig gebraucht. Die Frauen spinnen, weben und schneidern, die Männer jagen, schlachten, gerben und machen die Schuhe, den Zucker zapft man aus den Ahornbäumen, den

Thee nimmt man vom Sassafras und Brot giebt der Mais. Eine schlechte, lückenhafte Hütte, hier Blockhaus genannt, ist bald gezimmert, und vor dem gänzlichen Erfrieren schützt der Ueberfluß an Holz. Ist in der Gegend kein eigentlich trinkbares Wasser zu finden, so trinkt man schlechtes, schlammiges, und leidet dabei jährlich wenigstens neun Monate lang am Wechselfieber. Dies sind ohngefähr die Herrlichkeiten der Ansiedler auf Congreßland und in sogenannten *neuen*, dem Verkehre noch nicht zugänglichen Gegenden! Ich habe öfters zahlreiche, meistens aus erwachsenen Personen bestehende Familien, welche im Innern von Illinois oder Indiana geboren und aufgewachsen waren, kleine Pachtungen in unserer Gegend übernehmen und die *elendesten, fensterlosen, baufälligsten Hütten* beziehen sehen, und als ich verwundert fragte, ob sie denn bisher noch schlechter gelebt hätten, als hier, erhielt ich zur Antwort: *ohngefähr ebenso; allein hier hofften sie doch endlich etwas vorwärts zu kommen!* Hier können nämlich, wenn z. B. eine Mißernte stattfindet, alle Familienglieder mehr als ihr Auskommen verdienen, indem sie für Andere Arbeiten übernehmen, während sie und ihr Vieh in wenig und nur von ebenso armen Leuten bewohnten Gegenden dem Verhungern nahe kommen, wo diese Möglichkeit nicht vorhanden ist.

Wenn eine große Anzahl unter einander bekannter und befreundeter Personen, unter denen sich verschiedenartige Handwerker, namentlich Schmiede, Wagner, Schuhmacher, Schneider, Maurer und Zimmerleute befinden, sich auf Congreßland ansiedeln, und wenn diese Mittel genug haben, um

einige Jahre lang von denselben zu leben, so kann eine solche Gemeinde allerdings insofern zu großem Wohlstande gelangen, als sie für wenig Geld sehr viel Land anzukaufen und dasselbe durch die gemeinschaftlichen Anstrengungen im Werthe zu erhöhen im Stande ist. So lange als die neue Ansiedelung mit belebteren Gegenden noch nicht in regen Verkehr getreten ist, können einzelne Bewohner derselben die nöthigen Einkäufe und Verkäufe für alle die Uebrigen besorgen, wodurch der Zeitverlust und die Unkosten bei dergleichen langwierigen und beschwerlichen Reisen durch die Vertheilung unter Viele sich weniger fühlbar machen. Den ersten Gewinn erzielen gewöhnlich entferntere Ansiedler durch die Viehzucht, theils durch den Handel mit Käse und Butter, theils durch den Verkauf von Zucht- oder Schlachtvieh. In der Folge legen die wohlhabenderen Einwohner Brennereien oder Mühlen an und damit ist der Wohlstand und das fernere Emporblühen der Gegend begründet. Für neueingewanderte Europäer ist indessen die Anlegung solcher Ansiedelungen durchaus unrathsam, erstens weil sehr häufig viele derselben nach kurzem Aufenthalte in der Union so gänzlich umschlagen und für alle früher besessenen guten Eigenschaften ebenso viele schlechte annehmen oder vielmehr unverblümt hervortreten lassen, daß es unmöglich wird, mit ihnen zusammen zu leben, und zweitens, weil sie nicht Erfahrung genug besitzen, um eine passende Gegend auszuwählen oder die nöthigen Arbeiten mit dem gehörigen Vortheile oder zu der geeignetsten Zeit zu verrichten. Aus diesem Grunde sind bisher auch alle in Europa projectirte Ansiedelungspläne größerer Gesellschaften gescheitert. Wer aber einen solchen

mit einer Anzahl Gesinnungsgenossen auszuführen beabsichtigt, der beschäftige sich erst hier ein Jahr lang praktisch entweder mit Landwirthschaft, oder mit demjenigen Handwerke, welches er später in der neuen Gemeinde zu betreiben gedenkt, damit er alle hier bekannten Vortheile derselben erlerne, zugleich aber auch Gewißheit erlange, ob er in den neuen Verhältnissen dazu tauglich sei und dabei verharren wolle. Der durch diese Prüfungs- und Probezeit erlangte Gewinn besteht jedoch noch hauptsächlich in der während derselben ermöglichten Kenntniß der hiesigen Verhältnisse und solcher Gegenden, wo die neue Niederlassung mit Vortheil zu gründen sei.

Doch genug für heute; obschon ich gehofft hatte, Dir in einem Briefe eine gedrängte Uebersicht des Farmerlebens geben zu können, so sehe ich doch, daß ich noch so Manches für die nächsten aufbewahren muß. Ich gönne Dir daher vorläufig Zeit, aus den mitgetheilten Angaben die genauesten Berechnungen über Ausgaben und Einnahmen der hiesigen Landwirthschaft anzustellen und darnach den Gewinn zu veranschlagen. Gehe nur ja recht nüchtern und unromantisch zu Werke, damit Du Dich nicht in eine arcadische Idylle hinein träumst und endlich hier zu Deinem größten Schrecken in einem entzauberten Urwalde oder in einer verschneiten Prärie wieder erwachst. Betrachte übrigens meine Mittheilungen als einen Beweis meiner aufrichtigen Freundschaft und meiner Theilnahme an Deinem ferneren Wohlergehen, und erwiedere sie durch ebenso lange Berichte über Deine und unserer gemeinschaftlichen theuern Freunde Verhältnisse.

Sechster Brief.

Die Ankunft im Winter ist für alle Einwanderer, besonders aber für arme nachtheilig; denn die Dampfboote frieren im Eise ein. — Farmhäuser. — Brunnen und Wasser. — Obst, Obstgärten, Weinbau. — Das Verpachten der Farmen. Betrügerei der Farmer. — Viehzucht. — Geflügelzucht.

Highland, den 24. Januar 1852.

Theuerster Herrmann!

Die vorliegenden Zeilen werden Dich hoffentlich überzeugen, daß ich ernstlich die Absicht habe, Dir zu beweisen, wie sehr ich mir auch künftig Ansprüche auf einen fortgesetzten Briefwechsel mit Dir zu begründen wünsche. Du hättest schon früher den Schluß meines vorhergehenden Berichtes erhalten, wenn ich nicht durch eine wahrhaft sibirische Kälte am Schreiben verhindert worden wäre. Wie Du weißt, benutze ich vorzugsweise die Nächte zur ungestörten Unterhaltung mit fernen Freunden, allein während der letzten vier Wochen war ich außer Stande, in unseren luftigen Pallästen meine Füße und Hände hinreichend für diese Be-

schäftigung zu erwärmen. Schon im December erfreuten wir uns einmal einer Kälte von siebzehn Grad Réaumür unter Null, dann thaute, regnete und schneite es abwechselnd, wurde aber seit Ende December wieder kalt und immer kälter, bis wir es am 19ten Januar bei einem bis auf das Mark dringenden Nordwestwinde auf dreiundzwanzig Grad unter Null brachten! Morgens vier Uhr fiel der Thermometer auf dem Lande sogar auf 28 Grad unter Null! Ist das nicht eine gemüthliche Temperatur für den Breitengrad von Cadix? Der Schnee ist dabei kaum vier Zoll hoch und hinreichend zum Schlittenfahren. Vorgestern zeigte sich auch Abends gegen zehn Uhr ein sehr schönes Nordlicht, das zweite während dieses Winters, wonach wir noch starken und anhaltenden Frost zu erwarten haben. Der Mississippi ist schon zum zweiten Male fest zugefroren und nur zu Fuße oder zu Wagen zu passiren. Leider sind auch von verschiedenen Orten Nachrichten eingetroffen, daß mehrere Personen auf den Eisenbahnzügen und Dampfbooten erfroren sind; Viele der letzteren sitzen auf den Flüssen im Eise fest und die darauf befindlichen Einwanderer sind in einer verzweifelten Lage. Die herzzerreißenden Nachrichten, die mir über den Zustand solcher Unglücklichen zukommen, veranlassen mich zu der Bitte, daß Du in öffentlichen Blättern Auswanderern dringend empfiehlst, ihre Einschiffung nach den Vereinigten Staaten bis Ende Januar oder Mitte Februar zu verschieben, damit sie einestheils nicht Gefahr laufen, durch Eis auf dem Mississippi oder anderen Flüssen eingeschlossen zu werden und zu erfrieren oder zu verhungern, anderntheils aber auch an den Ausschiffungsplätzen während

des Winters, wo es natürlich wenig oder Nichts zu verdienen giebt, nicht ihren letzten Zehrpfennig zusetzen und dem größten Elende verfallen. Kommen die Einwanderer hingegen hier Ende März oder im April an, so bleibt keiner, nicht einmal ein arbeitsames Kind von zwölf Jahren, ohne Beschäftigung oder guten Verdienst. Denke Dir aber während eines strengen Winters arme Einwanderer ohne Erwerb in einem Lande, wo Wohnung und Lebensmittel so theuer sind, und Du wirst nicht anstehen, Alles aufzubieten, um zu verhindern, daß noch ferner Tausende dem Elende und Krankheiten verfallen. Die folgende Thatsache mag als Warnung für Reisende dienen.

Am 13ten Januar dieses Jahres kam die Nachricht nach St. Louis, daß der Dampfer Glencoe vierzehn englische Meilen unterhalb der Stadt im Eise festgefroren und mit Einwanderern überfüllt sei. Sogleich begab sich der Agent der deutschen Gesellschaft mit einer Ladung Lebensmittel an Bord, um die halbverhungerten Armen, über hundert Familien, zu sättigen. Auf dem Schiffe befanden sich sechs bis sieben hundert Passagiere, von denen acht gestorben waren, die Wohlhabenden sich aber schon entfernt hatten. Die unglücklichen Zurückgebliebenen empfingen die wohlthätige Spende mit dem innigsten Danke; allein der Steuermann des Schiffes betrug sich nicht allein sehr anmaßend gegen den Agenten, sondern schlug ihn sogar zu Boden und trat ihn mit Füßen! Gleichwohl waren dreißig deutsche Männer dabei gegenwärtig und ließen es geschehen, ohne ihrem Retter zu helfen. Einige Tage später erschien der Steuermann vor Gericht und wurde von den Geschworenen

zu — einem Dollar — Strafe verurtheilt!! Die dreißig Deutschen waren Zeugen des Vorganges und die Schuld des Thäters hinlänglich erwiesen; allein da der Mißhandelte nur ein damn'd shabby Dutchman, der infame Angreifer hingegen ein geborener Amerikaner, ein gewisser Crouch, war, so wurde die Sache als ein guter Spaß, den man sich für einen Dollar machen kann, betrachtet. Findest Du dergleichen Vorgänge nicht sehr einladend für Deutsche und das Benehmen der tapfern Dreißig nicht sehr empfehlend?

Der Uebergang von elenden Menschen auf schlechte Häuser scheint mir ganz natürlich, und deshalb gehe ich zu der Beschreibung der auf Farmen gewöhnlich vorhandenen Gebäude über. Du wirst nicht vergessen, daß meine sämmtlichen Angaben sich vorzüglich auf den Westen beziehen und daher nicht auf die ausgezeichnet gut und schön eingerichteten Meierhöfe der östlichen Staaten, Pennsylvaniens oder Ohios passen. Hier in unserer Gegend finden sich auch schon hin und wieder auf dem Lande recht hübsche Häuser, allein die unendliche Mehrzahl der ländlichen Wohnungen entspricht der folgenden Beschreibung. Das Wohnhaus besteht aus einem einzigen, durch sechzehn bis zwanzig Fuß lange und acht bis zehn Zoll dicke, übereinander gelegte und an den Ecken eingefalzte Balken gebildeten viereckigen Raum. Ist das Zimmer bis an das Dach aufgerichtet, so durchsägt man die Blöcke und setzt anstatt der herausgenommenen Stücke die Thüren und Fenster ein. Das Dach besteht gewöhnlich aus drei Schuh langen eichenen Schindeln. Die Zwischenräume zwischen den Balken werden mit Holzstücken und Lehm ausgefüllt und äußerlich mit Schindeln benagelt.

In die Giebelseite des Hauses setzt man einige senkrechte Balken und schließt die Oeffnung dann ebenfalls durch Schindeln. Letztere spaltet man leicht aus gerade gewachsenen und vorher in drei Fuß lange Klötze gesägten Schwarzeichen. Hat man keine Ziegelsteine für den Schornstein und das Kamin, so werden beide aus an den Ecken eingefalzten Holzstücken aufgebaut und tüchtig mit Lehm überstrichen. Die Oeffnung für das Kamin wird ebenfalls aus der im Ganzen aufgeführten Wand herausgesägt und die durchschnittenen Balken vermittelst zwischen die Lücken gelegter Holzstücke und eines hölzernen, starken Rahmen befestigt und in ihrer Lage erhalten. Die Schwellen des Gebäudes ruhen gewöhnlich auf Holzblöcken, welche einen Fuß tief in die Erde gegraben sind und ebenso hoch über dieselbe hervorragen. Der Fußboden des Zimmers, sowie die Decke desselben, sollte wirklich eine solche zwischen Dach und Dielen vorhanden sein, bestehen aus einfachen eichenen Brettern. Thüren und Fenster sind gewöhnlich so ungenau eingesetzt, daß der Schnee bis in die Mitte des Zimmers fliegt und der Wind die Lichter niemals ruhig brennen läßt. Häufig sind die Zwischenräume der Balken auch nur mangelhaft, ja zuweilen gar nicht ausgefüllt und die Dächer so schlecht gedeckt, daß auch durch sie Kälte, Schnee und Regen nach Belieben durchdringen können. Nicht selten fehlt auch das Fenster gänzlich, so daß man, um sehen zu können, nothwendigerweise die Thür offen halten muß. Mache Dir nun eine Vorstellung von der Behaglichkeit einer solchen Wohnung bei heftigen Stürmen, Regen oder Kälte! Der dünne, von unten jedem Temperaturwechsel zugängliche und selten gut schließende Fußboden

ist im Winter eisigkalt und zwingt die Bewohner, die Beine stets nach dem Feuer zu strecken. Etwas wärmer sind solche Häuser, unter denen sich ein Keller befindet, allein dieser Vortheil wird durch die aus demselben aufsteigenden Dünste und Gerüche der aufgehäuften Vorräthe theuer erkauft. Das Kamin dient in der Regel als Kochheerd und einige eiserne Pfannen und ein blecherner Kaffeetopf bilden das Kochgeräthe, und mächtige, zwei bis drei Fuß lange und fußdicke Klötze die Feuerung. In einem oder zwei großen Betten, wovon zuweilen eines mit Vorhängen versehen ist, schläft die Familie. Vor dem Schlafengehen wird das Kamin für die Nacht gehörig mit Baumklötzen versehen. Das Kaminfeuer ist bei so schlechter Bauart der Häuser eigentlich blos bei kühlem Wetter hinreichend, bei großer Kälte hingegen erwärmt es das Zimmer niemals; und wer daher nicht erfrieren will, muß dicht beim Feuer sitzen oder stehen und sich gelegentlich drehen, damit die verschiedenen Körpertheile abwechselnd erwärmt werden. Seitdem hier gute Kochöfen zu haben sind, fangen auch die Amerikaner an, sich derselben zu bedienen und finden sie sehr vortheilhaft, obschon man beim Gebrauche derselben Lampen oder Lichter brennen muß, welche das helle Kaminfeuer überflüssig macht.

Hin und wieder findet man auch anstatt der einfachen Blockhäuser zwei, ohngefähr acht bis zwölf Fuß von einander aufgeführt und mit einem gemeinschaftlichen Dache gedeckt, so daß dadurch nicht allein zwei Zimmer, sondern auch noch ein bedeckter Raum zwischen beiden gebildet werden. Wo man lange, gerade und dicke Stämme genug hat, baut man auch das eine Viereck so groß, daß es durch Zwi-

schenwände in mehrere Zimmer abgetheilt werden kann, und verschafft sich dadurch eine große Annehmlichkeit. Auf alten Farmen in cultivirten Gegenden kommen wohl auch von Ziegelsteinen oder Fachwerk gebaute Häuser vor, welche bessern Schutz gegen rauhes Wetter gewähren, allein Fußböden und Fenster sind ohne Ausnahme schlecht gemacht und lassen der Kälte nur zu freien Zutritt. Anstatt der auf dem Continente von Europa üblichen Flügelfenster sind hier schiebbare in Gebrauch; die eine Hälfte des Fensters nämlich, gewöhnlich die untere, wird über die andere geschoben, so daß immer nur die Hälfte geöffnet werden kann. Im Sommer beschränkt diese Einrichtung außerordentlich die Kühlung der Häuser durch Luftzug und im Winter dringt besonders an der Stelle, wo sich die beiden Fensterhälften berühren *sollen*, fortwährend ein kalter Luftstrom mit oder ohne Schnee ein. Die Vorrichtung ist jedenfalls viel billiger, aber auch viel schlechter, als die in Deutschland gebräuchliche Flügelform. Einen großen Vortheil für den Häuserbau gewährt hier die Möglichkeit, daß man fertige Fensterrahmen von gewissen Größen und die dazu passenden Glasscheiben in jedem Laden kaufen kann. Die ersteren werden durch Maschinen gemacht und die letzteren in den Glashütten für dieselben angefertigt. Die Größen der Rahmen und Proportionen der Glastafeln sind in der ganzen Union dieselben und je nach Wunsch überall zu haben. Dieselben Modelle findest Du in Boston, Neu-Orleans, St. Louis und St. Francisko und bist daher sicher, überall in den Vereinigten Staaten fertige Fensterrahmen von verschiedenem Umfange und die dazu gehörigen Glastafeln jeden Augen-

blick vorräthig zu finden und beide zusammenpassen zu können, ohne jemals eines Diamants oder Glasers zu bedürfen.

Ein sorgfältig gebautes, verwahrtes und untermauertes Blockhaus hat im Winter vor allen anderen den Vorzug der Wärme, läßt sich recht wohnlich einrichten und sogar hübsch ausweißen. Ein solches aber zu tapeziren oder inwendig verputzen zu lassen, ist sehr verkehrt, weil sowohl die Tapeten, als auch der Verputz bei sehr bedeutendem Wechsel zwischen Trockenheit und Feuchtigkeit unvermeidliche Risse bekommen, wegen des abwechselnden Aufquellens und Wiederzusammentrocknens selbst der besten, härtesten Blöcke der Wände. Die beabsichtigte Verschönerung wird dadurch in das Gegentheil verwandelt und hat außer dem Nachtheile des Aussehens der Vernachlässigung noch den, daß dergleichen Risse die Hauptvergnügungsorte der hier überzahlreichen Wanzen werden. Deshalb ist für das Innere eines Blockhauses eine dünne, mit Kalk angestrichene Lehmbekleidung, welche man stets nach Gutdünken und ohne fremde Hülfe ausbessern oder erneuern kann, die beste Ausstattung und vollkommen in Uebereinstimmung mit der sonstigen Eleganz des Farmerlebens.

Einer Art Häuser muß ich jedoch noch erwähnen, um Dich vor derselben zu warnen: dies sind die sogenannten Frame-Häuser, eine Ausgeburt der Dummheit oder des Betruges. Sie bestehen aus Fachwerk oder einem blosen Hausgestelle, welches äußerlich mit halbzolldicken, horizontallaufenden Brettern zugeschlagen und innerlich über dünne Latten leicht verputzt ist. Von den Brettern überragt das obere

jedes folgende ohngefähr einen Zoll breit, um den Regen ablaufen zu lassen. Von Außen und Innen sehen derglei-chen Gebäude allerdings wie Häuser aus, verdienen aber die-sen Namen in keiner Beziehung, denn die Wände sind hohl und geben durchaus keinen Schutz gegen die Kälte. Wer einen solchen Bau hier zu seinem eigenen Gebrauche auf-führt, kennt entweder das Klima noch nicht, oder ist blöd-sinnig, wer es aber behufs des Vermiethens thut, ist ein gewissenloser Gauner. Denn irgend eine Familie, welche mit der Construction solcher Blendwerke der Hölle nicht be-kannt ist und eines derselben für den Winter miethet, ist allen Unannehmlichkeiten des Kampirens im Freien unter einem Zelte ausgesetzt und kann von Glück sagen, wenn sie mit dem dreifachen Feuermaterial und doppelt so vielen Betten und Decken, als sie in einem anderen ehrlichen Hause gebraucht haben würde, ohne Verlust am Leben, wenn auch nach ununterbrochenen Krankheiten, wieder herauskommt. Diese Art Bretterbuden scheinen überhaupt, den Wucherzweck abgerechnet, besonders für Ratten und Mäuse, welche in den hohlen Wänden ihre Sommerlager halten und durch ihre Unterhaltungen und Vergnügungen die zahlenden Be-wohner vor Langerweile und Schlafsucht schützen, errichtet zu sein, und müssen daher von menschlichen Wesen sorgfäl-tig vermieden werden. Sollte Dir daher jemals irgend ein Hausbesitzer ein solches spitzbübisches Machwerk als Woh-nung für den Winter anbieten, so danke ihm freundschaft-lichst, sei aber zugleich auf Deiner Hut, denn Du hast einen Simpel oder Gauner vor Dir, und wer entweder so dumm oder so schlecht ist, die Gesundheit oder das Leben Deiner

Familie in Gefahr zu bringen, kann Dir auch sonst viel schaden. Fachhäuser, deren Wände mit Mauerwerk ausgesetzt sind, gehören zwar während eines lebensfrohen Nordwesters im Winter nicht zu den wärmsten, sind jedoch mit gehöriger Feuerung sehr erträglich.

Auf den Farmen befinden sich außer dem Wohngebäude, welches, wie gesagt, eher das Ansehen eines Hauses hat, als den bescheidendsten Anforderungen, die wir in Deutschland an das elendeste machen würden, entspricht, gewöhnlich ein Block- oder Bretterhüttchen zur Aufbewahrung des Maises und eines zum Räuchern des Schweinefleisches. Mit ersterem ist zuweilen eine Art Stall für Pferde und ein Vordach für Wagen ꝛc. verbunden. Nur wenige Deutsche und wohlhabende Amerikaner haben seit Kurzem kleine Scheunen errichtet, nirgends groß genug, um auch nur den vierten Theil der ungedroschenen Halmfrüchte oder des Heues unterzubringen. Das Rauchhaus besteht einfach aus einer schmalen, bis zum Giebel ohngefähr zehn Fuß hohen Block- oder Bretterhütte; das zu räuchernde Fleisch wird gesalzen und in Haufen aufgeschichtet, so daß die Lake ablaufen kann, einige Male umgelegt und wieder gesalzen und nach vier bis fünf Wochen unter dem Dache aufgehängt. Am Erdboden wird dann täglich zweimal Feuer mit feuchten Klötzen oder Spähnen gemacht und die Thüre sorgfältig geschlossen erhalten. Nachlässige Wirthe lassen das Geräucherte das ganze Jahr über selbst in schlechten Rauchhäusern hängen und machen nur gelegentlich und besonders bei feuchtem Wetter im Sommer etwas Feuer, verlieren dafür jedoch auch nicht selten die Hälfte ihrer Vorräthe durch Würmer. Vorsich-

tige Leute hingegen legen das Rauchfleisch zwischen Hafer oder andres Getreide oder nähen es, sobald es hinlänglich geräuchert ist, in baumwollenes Zeug ein und bestreichen dies äußerlich mit dickem Kalkwasser.

Die wärmsten Pferdeställe, welche ich noch auf dem Lande gesehen, bestehen aus schlechtschließenden, zolldicken Bretterwänden; die Blockställe gestatten einen wenig gehinderten Luftwechsel. Die der Mehrzahl nach faulen oder nachlässigen Farmer sind fast niemals auf einen strengen Winter vorbereitet und beschönigen ihre unverzeihliche Rücksichtslosigkeit gegen die armen Pferde mit der Behauptung, daß hier mehr offne, luftige Ställe gesünder für die letzteren seien. Dies ist nun allerdings unleugbar für den Sommer, allein würden für diese Jahreszeit nicht zum Aufschieben eingerichtete Läden Kühlung genug ermöglichen und dabei eine Bauart zulassen, welche auch im Winter die armen Thiere vor dem Froste und nach schweren Arbeiten vor Erkältung und Krankheiten schützten? Es ist kaum glaublich und doch leider wahr, daß viele Farmer eines oder mehrere ihrer Pferde und damit ihr Hauptvermögen verlieren, blos weil sie zu faul waren, einige Tage, welche zur Erbauung eines einfachen Stalles hingereicht haben würden, zu arbeiten und ihr werthvollstes Hausthier gehörig vor dem Froste und Schnee zu schützen. Abgesehen von der Pflicht der Dankbarkeit, sollte jeder hiesige Landwirth schon seines eigenen Vortheils wegen für warme Stallung sorgen, denn die in einem so holzreichen Lande geringe Mühe bei Errichtung derselben wird reichlich durch die Erhaltung und Nutzbarkeit des Viehes und besonders der Pferde vergolten. Ob-

gleich ich Dir nun früher geschrieben, daß der Bau großer Scheunen hier sehr kostspielig sei, weil man dazu der Zimmerleute rc. bedarf, so verhält es sich doch ganz anders mit der Errichtung von Ställen, welche der hiesige Farmer und ebenso gut der europäische Bauer sehr leicht aus dünnen Blöcken erbauen kann und wozu er keiner anderen Auslage bedarf, als der Nägel, von denen, im Einzelnen gekauft, sechszehn Pfund einen Dollar kosten, zum Aufnageln der selbst gespaltenen Schindeln und einiger Bretter und Bänder; denn sogar die Thürgehänge bestehen, Zapfen sowohl, als Oesen, aus festem Holze.

Die meisten Farmhäuser liegen so ziemlich in der Mitte des ihrem Besitzer gehörigen Landes und deshalb ist es nothwendig, daß der Farmer in jeder Beziehung für seine eignen Bedürfnisse sorgt. Ein Brunnen ist daher ein Haupterforderniß und ein Landgut ohne diesen oder wenigstens reichlich fließende Quellen nicht denkbar. Letztere sind zwar besonders in der Nähe der Häuser außerordentlich viel werth, können aber einen Brunnen dicht an der Wohnung nur da unvollständig ersetzen, wo trotz wiederholter Versuche kein Wasser durch Brunnengraben zu erlangen war. Es sollte daher beim Ankaufe einer Farm die erste Frage die nach einem Brunnen und der Beschaffenheit seines Wassers sein, und wo ersterer fehlt und letzteres schlecht ist, sollte man niemals sich niederlassen. Bei neuen Ansiedlungen auf Congreßlande wähle man sorgfältig Gegenden aus, wo im Spätherbste helles fließendes Wasser oder reichliche, klare Quellen zu finden sind. Auf die Jahreszeit kommt in dieser Hinsicht hier außerordentlich viel an, weil im Frühjahre

z. B. überall Ueberfluß an Wasser, nach der Trockenheit des Spätsommers und Herbstes hingegen nur an wenigen Orten genug davon vorhanden ist. Wer daher im Frühlinge an rauschenden Bächen oder sprudelnden Quellen seine Heimath sucht und Hütten baut, kann leicht in die trostlose Lage kommen, im Herbste Quellen und Bach versiegen zu sehen, auf dem Trocknen zu sitzen und mit Weib, Kind und Vieh wieder weiter ziehen zu müssen, um nicht zu verdursten. Selbst Brunnen müssen im Spätherbste oder Winter gegraben werden, damit sie tief genug gemacht werden können, um in der trocknen Jahreszeit Wasser zu geben; denn im Frühlinge und Sommer findet man scheinbar bald genug davon und sogar so viel, daß man am Tiefergehen verhindert wird; allein gegen den Herbst hin verliert sich das Wasser immer mehr und bald ist der Brunnen ganz trocken. Hat das Wasser einen sumpfigen, erdigen oder metallischen Geschmack, so kann man versichert sein, daß es mit der Zeit, wenn nicht sehr bald, nachtheilig auf die Gesundheit wirken werde, und vermeide daher Gegenden, wo dergleichen vorherrschen. Sehr starke Mineralquellen mögen für die Folge die benachbarten Ländereien nach Einrichtung von Bade= oder Trinkanstalten wohl sehr werthvoll machen und deshalb Speculanten, welche Kapitalien für weit aussehende Pläne übrig haben, sehr willkommene Entdeckungen sein, allein für den unbemittelten Farmer können sie nur als abschreckende Erscheinungen dienen, wenn sich nicht, was selten der Fall ist, in der Nähe Quellen reinen Wassers oder ein nie austrocknender Fluß befinden. Behufs des Wasserziehens bedient man sich gewöhnlich einer über der Brunnen=

öffnung angebrachten Welle, vermittelst welcher ein Eimer auf- und abgewunden wird. Pumpen sind noch sehr selten, theils wegen der Unkosten des Anschaffens, theils weil Viele das Unbrauchbarwerden derselben beim Einfrieren fürchten, obschon sich dieses fast ebenso leicht wie in Deutschland verhindern läßt. Allein Vor- und Voraussicht sind hier so wenig gekannt und geschätzt, daß man sich gegen den Winter z. B. nicht eher schützt, als bis die fast immer überraschend kommende Kälte schon empfindlichen Schaden gethan hat. Will sich Jemand eine Pumpe machen lassen, so muß er darauf sehen, daß die Röhre entweder von Blei oder von Tannen- oder Cedernholz gemacht ist. Eisen giebt dem Wasser für immer einen tintenähnlichen und andre Holzarten als die genannten für lange Zeit einen so unausstehlich fauligen und widrigen Geschmack und Geruch, daß es völlig ungenießbar wird. Die Unzuverlässigkeit vieler hiesigen Arbeiter macht es nöthig, daß man Auswanderer auf Vielerlei und namentlich auf diesen Unterschied aufmerksam macht und ihnen dringend empfiehlt, durchaus kein anderes Material, als das genannte, zu Brunnenröhren anzunehmen. Hat man nämlich eine Pumpe und Holz von einer gewissen Art bestellt, so wird nicht selten eine andre mit der Versicherung gebracht, sie sei noch viel besser, als Ceder oder Tanne; läßt man sich nun durch den trügerischen Arbeiter überreden und nimmt z. B. Röhren von der sehr gepriesenen Rothulme an, wie es einem meiner Bekannten geschah, so kann man froh sein, wenn man das durch solche Röhren gehende Wasser nach sechs Monaten trinkbar findet, trotz dem öfteren Auspumpen des Brunnens. Während der Pum-

penbesitzer aber monatelang in benachbarten Gehöften sein Trinkwasser holen lassen muß, lacht sich der graue Pumpenfabrikant gemüthlich in das Fäustchen, weil er einen grünen geprellt und durch Benutzung des ersten besten Waldbaumes anstatt des Nadelholzes einige Dollars an dem verabredeten Preise über den gewöhnlichen Verdienst gewonnen hat.

Neben dem Hause findet man gewöhnlich einen kleinen Gemüse- und einen großen Obstgarten. Der letztere enthält hauptsächlich Aepfel- und Pfirsichbäume; Birnen und Pflaumen gehören noch zu den Seltenheiten, theils weil sie bisher nur an wenigen Orten zu gedeihen schienen, theils weil sie im Allgemeinen erst seit Kurzem angepflanzt wurden. Aepfel und Pfirsichen sind durchschnittlich hier viel besser, besonders größer und saftiger, und im Ganzen viel reichlicher, als in Europa. Man kann wohl dreist behaupten, daß die größten hiesigen Aepfel doppelt so groß sind, als die größten europäischen. Ebenso ist der hiesige Aepfelwein unendlich viel süßer, wohlschmeckender und wenn ausgegohren viel stärker, als der deutsche, französische oder englische. Der frischausgepreßte Cider ist in der That süßer, als der Weinmost und das lieblichste Getränke, besonders wenn er eben anfängt in Gährung überzugehen. Wird er in diesem Zustande auf Flaschen gefüllt und in einem kühlen Keller verwahrt, so ist er entschieden wohlschmeckender, als der beste Champagner. In guten Obstjahren, wie sie ohngefähr aller drei Jahre vorkommen, tragen die Bäume bis zum Umbrechen; dann ist das Obst und der Cider außerordentlich billig und die sogenannten Herbstäpfel haben nur wenig

Werth. Letztere werden dann zu zehn und funfzehn Cent das Bushel, und die Gallone des besten Ciders für ebensoviel verkauft. Winteräpfel kosten von einem bis drei Dollars das Bushel, und frühere Sorten von einem halben bis ganzen Dollar, wenn sie schlecht gerathen und selten sind. Die besten Winteräpfel kann man in guten Kellern bis zum Juni aufheben, wenn man sie in wohl verschlossene Kisten oder in großen Haufen auf den Boden des Kellers selbst legt. Will man Aepfel auf Stroh ausgebreitet in den Kellern aufbewahren, wie es in Deutschland üblich ist, so kann man versichert sein, daß sie in wenigen Wochen sämmtlich verfaulen. Diese Bemerkung schien mir, als ich hierher kam, so unglaublich, daß ich vorzog, unserer deutschen Weise getreu zu bleiben. Ich ließ mir daher im Keller geräumige Gestelle machen, bedeckte diese mit dem trockensten Stroh und legte nur eine Schicht Aepfel darauf, sah aber nach wenigen Wochen zu meinem Bedauern, daß Letztere sämmtlich angefault waren. Die folgenden Jahre füllte ich große Kisten mit verschiedenen Aepfelsorten und habe mehrere derselben noch im Juni sehr wohlschmeckend und gut erhalten gefunden.

Man hat hier eine Art Aepfel, ähnlich unseren Erdbeeräpfeln, welche schon im Juni reif werden und daher auch Juniäpfel heißen. Sie haben einen sehr feinen Geschmack, sind ungemein saftig und verkaufen sich leicht, gewöhnlich zu einem Dollar das Bushel. Die Aepfelbäume erreichen eine außerordentliche Höhe, Breite und Dicke und tragen zuweilen von fünfundzwanzig bis dreißig Bushel Früchte. Man pfropft sie entweder in die Wurzel wilder, oder aus

Kernen guter Sorten gezogener Aepfelbäume. Diese Art, zu veredeln, hat den Vortheil, daß das Pfropfreis selbst häufig Wurzeln treibt und daß für den Fall der Beschädigung des Stammes die neuen Wurzelschösse wieder veredelte Stämme geben. Da ich von dieser Pfropfmethode hier zuerst gehört habe, so ist es wahrscheinlich, daß sie Dir auch noch nicht bekannt und daher erwähnenswerth ist.

Man gräbt, sobald es der Frost im März erlaubt, so viele junge Bäumchen sorgfältig aus, als man zu veredeln gedenkt, und sägt in einem kühlen Zimmer den Stamm ab, pfropft in die noch ungetheilte Hauptwurzel zwei gute, vier bis fünf Zoll lange Reiser, verklebt die gemachten Einschnitte sorgfältig und pflanzt die Wurzeln so bald als möglich, jedoch tief genug, damit das Pfropfreis einen bis einen und einen halben Zoll tief in die Erde kommt. Sollte eingetretener Frost, Schnee oder heftiger Regen das Aussetzen verhindern, so muß man die veredelten Wurzeln bis zu gelegener Zeit im Keller aufbewahren. Ist die Wurzel in zwei ziemlich dicke Theile getheilt, so kann man diese von einander trennen und jeden für sich veredeln und versichert sein, daß er ebenso leicht ein edles Stämmchen geben wird, als die übrigen. Bei den Pflaumen ist diese Veredlungsart besonders zweckmäßig, weil man im Walde ohne Mühe hunderte junger wilder Pflaumenbäumchen ausgraben und sie im Hause pfropfen kann. Sie wachsen fast ohne Ausnahme an und sehr schnell empor, so daß man sie öfters zurückschneiden muß, damit sie nicht zu hoch und schlank und vom Winde abgebrochen werden. Am sichersten, wenn auch nicht am bequemsten, ist es, die wilden Stämme im Herbste aus

dem Walde zu holen, in den Garten zu pflanzen und das nächste Frühjahr die angegangenen in der Erde zu veredeln. Ich habe gute Pflaumenreiser in wilde Wurzeln gepfropft, welche binnen zwei Jahren zehn Fuß hoch und zwei Zoll dick wurden! Aepfel kann man ebenso gut oculiren, als pfropfen, Pfirsichen werden fast ausschließlich oculirt, Kirschen und Birnen hingegen lassen sich fast blos durch Pfropfen veredeln. Gute Kirschen sind hier noch außerordentlich selten, weshalb auch junge veredelte Stämme, kaum fingersdick, ebenso wie Pflaumen-, Birnen-, Quitten- und Aprikosenbäumchen mit einem halben bis ganzen Dollar bezahlt werden. Aprikosen gibt es nur sehr ausnahmsweise, weil sie zu früh blühen und gewöhnlich erfrieren, Pfirsichen hingegen zuweilen in so ungeheurer Menge, daß man für das Bushel kaum fünf Cent erhält und Branntwein davon brennt. Häufig brechen die Bäume unter der Last der Früchte oder die Hälfte der Aeste knicken, wenn man auch noch so viele Stützen anbringt. Unter einen einzigen Baum hatte ich einige dreißig der letzteren gestellt, vorher aber schon eine Unzahl unreifer Früchte abgeschüttelt, um das Gewicht zu vermindern, und dennoch brach die Hälfte der Krone und die meisten Aeste dicht an dem Stützpunkte. Allein dadurch entsteht für den Baum eher ein Vortheil, als ein Nachtheil, denn neue Schößlinge ersetzen in einem Jahre die vertrockneten Aeste mehr als zweifach und Blüthenknospen bleiben noch mehr als genug für den folgenden Frühling. Die Schnelligkeit und Ueppigkeit, mit welcher der Pfirsichbaum hier wächst, und die Unverwüstlichkeit, mit welcher er sich nach allen Verletzungen und Verstümmelungen wieder er-

holt, kann ich nur mit der unserer Weiden vergleichen. Schon im dritten Sommer tragen häufig aus dem Kerne gezogene Pfirsichbäume Früchte, in einem Jahre wachsen sie nicht selten sechs Schuh hoch und erlangen eine Dicke von einem Zoll; abgehauene, abgefressene oder abgebrochene und dabei halbgespaltene oder zerrissene Stämme oder Aeste schlagen kräftig wieder aus und tragen herrliche Früchte. Im Winter werden die Bäume durch den dick angefrorenen Regen zuweilen mit einer so ungeheuren Eismasse überzogen, daß sie nach allen Richtungen hin brechen und dem Anscheine nach völlig zu Grunde gerichtet erscheinen, allein kaum naht der Frühling, so steht auch das kleinste noch gesunde Aestchen in voller, herrlicher Blüthe und der mit einer reizenden rothen Hülle umgebene Baum scheint noch vom Ueberflusse zu strotzen. Der Pfirsichbaum erreicht eine Höhe von zwanzig bis fünfundzwanzig Fuß, treibt aber eine außerordentlich breite Krone, so daß seine Breite gewöhnlich seiner Höhe gleich kommt. Läßt man drei Stämme aus einer Wurzel in die Höhe erwachsen, so bilden ihre Aeste eine herrliche natürliche Laube und breiten sich außerordentlich weit aus. Wären sie im Winter sowohl als auch im Sommer, wenn sie bald mit Eis bald mit Früchten überladen sind, dem Brechen nicht so sehr ausgesetzt und verlören sie ihr Laub nicht zu zeitig im Herbste, so gäbe es keinen schöneren Zier- und Schattenbaum; allein aus den angeführten Gründen sind ihnen Linden, Katalpen, Maulbeer- und Himmelsbäume (helianthus arborescens), welche sämmtlich sehr schnell wachsen, große Blätter und sehr zähes Holz haben und niemals durch den Reichthum der Früchte den Reiz des Schat-

tens verlieren, vorzuziehen. Der Letztere aber ist hier doppelt so angenehm und nothwendig als im mittleren Europa, und deshalb erhöhen schöne Schattenbäume in der Nähe eines Hauses nicht allein die Annehmlichkeiten sondern auch den Werth desselben bedeutend, und ein Landhaus ohne danebenstehende schattige Bäume ist hier ebenso unwohnlich als abgeschmackt, besonders da man dieselben meistens in den Wald hineinbaut und daher in der Regel die nöthigen Schattenbäume um das Haus herum stehen lassen kann.

Die Mannigfaltigkeit der verschiedenen Pfirsicharten ist unglaublich groß, es gibt deren unter andern kleine, aprikosenähnlich schmeckende und Anfang August reifende, Nektarinen genannt, und außerordentlich große, welche erst Mitte October genießbar werden und sich einen ganzen Monat halten. Ich habe sehr feine, saftige Pfirsichen von dreizehn Zoll Umfang gegessen, welche den besten europäischen vollkommen gleich kamen. Ueberhaupt verbreiten sich verschiedene und zwar die besten Obstarten hier viel schneller, als z. B. in Deutschland, weil die besten Sorten und die Orte, wo sie zu bekommen sind, durch Zeitungen und landwirthschaftliche Journale bekannt gemacht werden und der Farmer auf diese Art aufmerksam gemacht sich dieselben sogleich zu verschaffen sucht. Daher findet man hier häufig eine größere Mannigfaltigkeit von Aepfeln und Pfirsichen auf sehr entlegenen Farmen, als dies kaum irgendwo in Deutschland, große Anlagen von Handelsgärtnern ausgenommen, der Fall ist. Hauptsächlich geht das Bestreben der Obstzüchter dahin, solche Fruchtarten zu erzielen, welche entweder sehr zeitig, oder sehr spät reifen, welche sich möglichst lange auf-

bewahren lassen und den größten Umfang erreichen. Alle dergleichen sind nämlich nicht allein dem Besitzer für seinen eignen Gebrauch sehr willkommen, sondern auch für den Verkauf am vortheilhaftesten; denn während Juni- und Winteräpfel zuweilen bis zu drei Dollars das Bushel verkäuflich sind, erhält man für die in der Zwischenzeit reifenden und nicht haltbaren Sorten kaum den zehnten Theil. Ebenso verhält es sich mit den Pfirsichen und deshalb strebt jeder Farmer, welcher bei der Anpflanzung seines Obstgartens stets auf den Verkauf rechnet, darnach, sich die besten Fruchtarten zu verschaffen. Ich kenne Farmer, welche von ohngefähr hundert zwölf- bis funfzehnjährigen Obstbäumen drei bis vierhundert, ja in günstigen Jahren bis tausend Dollars in einem Jahre gewannen, den Verkauf von Cideressig und getrocknetem Obste (das Bushel getrockneter Aepfel zu einem und mit den Kernen getrockneter Pfirsichen zu einem und einem halben Dollar durchschnittlich) ungerechnet.

In der Nähe volkreicher Städte ist der Obstbau noch bedeutend einträglicher und daher besonders zu empfehlen. Solange bis die Bäume vollkommen tragbar werden, kann man das Land zugleich mit zur Gemüsegärtnerei benutzen und auch dadurch außerordentlich viel gewinnen. Leider vernichten sehr späte Nachfröste sehr häufig die schönsten Erwartungen für ein gutes Obstjahr, und vorzugsweise werden tiefliegende Obstgärten dadurch beeinträchtigt. Es scheint, daß die in Thälern und Tiefen sich lagernden Nebel in Verbindung mit Kälte besonders nachtheilig wirken, weil auf Hügeln gepflanzte und in trockneren, wenn auch kälteren Luftschichten stehende Fruchtbäume sehr häufig

von heftigen Frösten nicht leiden, während in Thälern und Tiefen sich befindende zu derselben Zeit aller ihrer Früchte beraubt werden. Es ist daher von der größten Wichtigkeit für die Anlage von Obstgärten, daß dazu hohe Punkte, wirkliche Gebirge ausgenommen, ausgewählt werden und daß man nordwestlich von denselben als Schutz gegen die kalten Winde ein Stück dichten Waldes stehen läßt und, wo dieser nicht vorhanden, eine dichte Anpflanzung von Akazien, Weiden und Maulbeerbäumen anlegt. Ebenso hat es sich durch Erfahrung bestätigt, daß dicht bepflanzte Obstgärten, in denen die Bäume nur sechzehn bis zwanzig Fuß von einander stehen und niedrig und halbkugelförmig in der Krone gezogen sind, der Kälte des Frühlings besser widerstehen, als andre, und auch weniger von der Trockenheit des Sommers leiden, insofern die fast bis an den Boden reichenden Aeste der glühenden Sonne weniger Einfluß auf das Erdreich gestatten. Außerdem gewähren niedrige Obstbäume noch die Vortheile, daß man 1) ihre Früchte leichter pflücken kann, daß sie 2) weniger von den Stürmen zerknickt oder umgeworfen werden, indem sie der Gewalt derselben eine kleinere, aber desto compactere Fläche darbieten und daß sie 3) durch ihren dichteren Schatten das Wachsthum von Unkraut verhüten und den gesammten Nahrungsstoff des Bodens allein für sich verwenden können.

Alle in deutschen Gärten vorkommende Beerenarten gibt es auch hier; jedoch gedeihen Himbeeren, Erdbeeren und Johannisbeeren am besten; Stachelbeeren erfrieren oft gänzlich, weil ihre Blüthen, wie die der Aprikosen, durch die ersten warmen Tage zu schnell hervorgelockt werden. Brom=

beeren findet man an lichten Stellen im Walde und an den Fencen in unglaublicher Menge und von außerordentlicher Größe und Güte. Sie werden in solchen Massen gesammelt, daß selbst in den Städten jede Familie für einen sehr mäßigen Preis sich den vollen Bedarf zum Kochen und Aufbewahren für den Winter zu verschaffen im Stande ist. Daß hier nicht von Orangen und Feigen als Gartenproducten die Rede sein kann, wird Dich nach Angabe des Kältegrades, welchen wir kürzlich hier auszustehen hatten, nicht mehr wundern. Indessen kann man zuweilen im Freien reife Feigen erhalten, wenn man die Bäumchen im Winter bis an die Erde niederbiegt, in dieser Lage festbindet, einige Fuß hoch mit Stroh bedeckt und darüber große Kisten setzt, so daß der Regen und Schnee abgehalten wird.

Wenn nun auch eigentliche Südfrüchte hier ebenso wenig gedeihen, als in Pommern, so bringen doch unsere Rebenhügel einen vortrefflichen Wein hervor und gewähren ihren Besitzern einen alle anderen Culturzweige weit in den Hintergrund stellenden Vortheil. Es ist nämlich durch Erfahrung jetzt hinlänglich bestätigt, daß ein mit tragenden Weinstöcken besetzter Acker Landes jährlich als Durchschnittssumme dreihundert Dollars Reinertrag gibt. In einzelnen Fällen und besonders günstigen Jahren ist diese Summe sogar um das Drei= Vier= und Fünffache gestiegen. Seitdem diese Resultate einigermaßen bekannt geworden sind, haben sich die Weinberge hier im Westen außerordentlich vermehrt und versprechen eine Quelle des Reichthums nicht allein ihrer Besitzer, sondern auch des Landes zu werden. Der hiesige Wein ist sehr stark, dabei

lieblich und hat eine Blume, wie die südlichen, besonders manche griechische Weine. Im Einzelnen kostet die Flasche an der Quelle einen halben, in Wirthshäusern einen ganzen Dollar, im Ganzen gekauft erhält man die Gallone (vier große oder Rheinweinflaschen enthaltend) ebenfalls für letzteren Preis. Bisher war die Nachfrage immer viel bedeutender als die Production, und es ist sehr wahrscheinlich, daß dies noch lange so bleiben wird, besonders wenn ein Theil des amerikanischen Weines, wie es schon in Cincinnati geschieht, während der Gährung auf Flaschen gefüllt und als sogenannter Champagner, welcher beiläufig gesagt von ausgezeichneter Güte und dem moussirenden Rheinweine sehr ähnlich ist, verkauft wird. Auf diese Art vervierfacht sich der Gewinn und vermehrt sich der Verbrauch außerordentlich.

Um Dir einen Begriff von den fast beispiellosen Vorzügen, welche hier der Weinbau vor allen andern Geschäften hat, zu verschaffen, will ich Dir eine gedrängte Uebersicht der Art und Weise der Anlage von Rebbergen und der damit verknüpften Unkosten geben. Der geeignetste Boden für dieselben ist mageres Hügelland mit südlicher oder südöstlicher Abdachung. Waldboden ist stets der Prärie vorzuziehen, theils weil die nach und nach faulenden und sehr in die Tiefe gehenden Baumwurzeln für lange Zeit den Grund locker erhalten, theils aber auch, weil die demselben beigemischten Holztheilchen ihn anhaltend und in dem rechten Maße düngen. Zu fetter, schwarzer Boden ist dem Weinbaue ungünstig, weil in demselben die Reben zu üppig treiben, zu wenig Trauben ansetzen und letztere zu sehr fau-

len. Was die Lage betrifft, so müssen dabei dieselben Erfahrungen wie bei Obstpflanzungen berücksichtigt werden, d. h. man muß durch Wald die Weinstöcke gegen den Nordwest- und Nordwind sichern. Der für den Weinberg bestimmte Boden muß völlig von Baumstümpfen und Wurzeln gereinigt sein, um gehörig bearbeitet werden zu können. Ist er noch mit Wald bedeckt, so hat man die wenigsten Ausgaben, wenn man die Bäume mit der Wurzel auszugraben und das Ganze zwei Schuh tief rajolen läßt, was ohngefähr hundert und dreißig bis vierzig Dollars für den Acker kosten kann; besteht das Stück hingegen aus Prärie oder schon bebautem Waldlande mit noch wenigen großen Baumstümpfen, so läßt man die letzteren ausgraben und das Land zwei Fuß tief pflügen. Mit vier starken Pferden und einem besonders zum Tiefgehen und Hochaufwerfen gemachten Pfluge, welcher stets zweimal hintereinander in derselben Furche zu gehen und demnach jedesmal einen Fuß tief umzubrechen hat, kann man in zwei bis drei Tagen einen Acker Landes für den Weinbau in den trefflichsten Stand setzen; jedoch ist es nothwendig, daß ein Mann mit der Axt dem Pfluge nachgehe, um etwa diesen aufhaltende tiefliegende Wurzeln durchhauen zu können. Das Ausroden der großen Stümpfe zu fünf und das Pflügen mit Begleitung des Axtträgers auf neun Dollars angeschlagen, gibt zusammen vierzehn Dollars Unkosten auf den Acker für die Zubereitung des Bodens. Die zwei Fuß langen Rebenschnittlinge, welche reihenweise fünf Schuh von einander gesetzt werden, kosten fünf Dollars das Tausend, und da siebzehnhundert auf den Acker gehen, so ist der Preis für dieselben acht und einen halben Dollar.

Bis an das oberste Auge werden sie schräg in die Erde gelegt und unten besonders fest angedrückt. Zwei Personen können leicht einen Acker in acht Tagen bepflanzen und binnen der zwei folgenden Tage an jeden Setzling einen drei Fuß langen Stock, zum Schutze derselben, stecken. Dies gibt eine Vermehrung der Unkosten von ohngefähr zehn bis zwölf Dollars, wozu noch achtzehn für das Einfencen kommen, sodaß alle Ausgaben zusammengenommen, von der Urbarmachung bis zur beendigten Bepflanzung sich auf zwei und funfzig, oder wenn rajolt werden muß, auf einhundert und sechzig Dollars für den Acker belaufen. Wie Du aus den einzelnen Angaben abnehmen kannst, sind sämmtliche Arbeiten als von fremden Händen gethan und selbst die Fenceriegel als gekaufte berechnet; es versteht sich daher von selbst, daß der Landbesitzer durch eigne Arbeit den größten Theil der Unkosten selbst verdienen und dadurch die Baarauslagen vermeiden kann. Die Rebpflanzungen werden hier mit dem Pfluge bearbeitet und nur gelegentlich die Erde um die Stöcke herum aufgelockert und von Unkraute gereinigt; beide Arbeiten kann man von gemietheten Leuten für zehn Dollars jährlich wohl gethan bekommen. Viele Weinbauer setzen zwei Rebstecklinge nebeneinander, damit für den Fall, daß einer nicht wächst, der andere den Platz ausfülle; gehen aber beide an, so wird der eine im nächsten Frühjahre herausgenommen und an einen andern Platz gesetzt. Allein dies macht viel überflüssige Mühe und schadet den Stöcken, neben welchen einer ausgegraben wird; man erreicht daher seinen Zweck am besten, wenn man außer den siebenzehnhundert auf den Acker gehenden Setzlingen noch ohngefähr fünfhun-

dert vorsichtig an einem passenden Orte einschlägt und die etwa in der regelmäßigen Anpflanzung ausgebliebenen im nächsten Frühjahre durch jene ergänzt. Im zweiten Winter wird es nothwendig, den Rebstöcken sechs Fuß lange feste Pfähle von weißeichenem, Sassafras- oder Cedern-Holze zu geben. Sie werden an beiden Enden zugespitzt, damit man das obere wieder in die Erde stecken kann, wenn das untere nach einigen Jahren abgefault ist. Für fünfundzwanzig Dollars können die Pfähle gespalten, gespitzt und eingeschlagen werden; das Beschneiden und Anbinden der Reben mag vielleicht noch fünf Dollars mehr kosten.

Im dritten Herbste kann man wenigstens auf vierzig bis funfzig, im vierten und in den folgenden jedoch auf sechs- bis achthundert Gallonen Wein vom Acker rechnen, insofern hundert Rebstöcke ohngefähr vierzig Gallonen Most liefern. Berechne Dir jetzt selbst den außerordentlichen Ertrag eines Weinberges und sage mir, ob man irgendwo ein besseres Geschäft machen kann? Mit hundertundzwanzig, oder im schlimmsten Falle mit zweihundertundzwanzig Dollars hast Du Dir ein Grundstück erschaffen, welches, den durchschnittlichen Reinertrag nur zu dreihundert Dollars und den Zinsfuß zu zehn Procent angenommen, einen Werth von dreitausend Dollars hat! Im Westen finden sich noch Tausende von Morgen, welche dazu passend und günstig gelegen sind. In unserer Gegend gibt es schon ziemlich viel Rebhügel und in Missouri noch mehr. Das Städtchen Herrmann, ohngefähr achtzig Meilen nordöstlich von St. Louis vom Missouriflusse gelegen, zeichnet sich schon seit Jahren durch seinen ausgebreiteten Wein-

bau aus und in der Gegend von Cincinnati befinden sich schon Hunderte von Morgen mit Reben bepflanzt. Die Nachfrage nach Stecklingen ist alle Frühjahre so groß, daß niemals genug dafür vorhanden sind. Mancher Weinbergbesitzer gewinnt schon aus dem Verkaufe der Schnittlinge einige hundert Dollars! Du wirst mir vielleicht einwenden, daß die späten Nachtfröste den Reben sehr nachtheilig werden müßten und daß daher der Vortheil dieses Culturzweiges sehr unsicher sein müsse; allein dem ist nicht so, denn da die Weinstöcke viel später blühen, als andere Fruchtarten, so leiden sie viel seltener durch Frost, als jene. Im letzten Mai, den 8ten oder 10ten z. B., hatten wir noch mehrere sehr heftige Nachtfröste mit sechs Zoll hohem Schnee, welche fast alle Baumfrüchte im Keime zerstörten. Auch die jungen Triebe und Blüthen der Reben erfroren an tiefen oder gegen Norden nicht geschützten Orten, allein auf hohen und gegen den Nordwestwind gesicherten Plätzen haben sie fast gar nicht gelitten, sondern vielmehr selbst dieses Jahr, einem sogar von den ältesten Bewohnern für ungewöhnlich nachtheilig erklärten, reichlich Trauben getragen. Die letzteren sind außerordentlich süß und aromatisch, mit einem erdbeerähnlichen Beigeschmack, welcher dem Weine die eigenthümliche, sehr angenehme Blume verleiht. Die bisher vorzugsweise gepflanzten Reben stammen von einer einheimischen wilden, Katawba genannt. Sie vertragen die größte Kälte und können daher an den Pfählen angebunden bleiben, ohne niedergelegt oder mit Erde oder Stroh bedeckt zu werden. Außerdem sind ihre Trauben der Fäulniß, bisher dem größten Hindernisse des Weinbaues, bei Weitem weniger ausge-

setzt, als alle anderen bis jetzt cultivirten, besonders die edleren europäischen Arten. Die Traube ist groß, die Beere so dick, wie eine kleine Kirsche und von brauner Farbe. Nicht selten findet man fünf Trauben an einem Triebe, während bei Euch wohl nicht leicht mehr als drei vorkommen. Die Blätter sind außerordentlich groß und ganz geeignet, den Früchten den so nöthigen Schatten zu gewähren. Alle europäische Weinzüchter haben geglaubt, die Güte ihrer Trauben dadurch zu erhöhen, daß sie nach pfälzischer Manier viel Blätter ausbrachen, damit die Einwirkung der Sonne jene vollkommener reifen sollte, allein das Gegentheil geschah, fast ihre ganze Ernte ging verloren und man lernte daraus, daß selbst im Herbste der Weinstock hier mehr Schatten, als Sonne bedarf. Dennoch ist ein südlicher Abhang für den Weinbau jedem anderen vorzuziehen, weil dadurch die Reben besonders im Frühjahre begünstigt werden und selbst in kühlen oder feuchten Sommern das Reifwerden der Trauben gesichert ist.

Hinsichtlich der Behandlung des ausgepreßten Traubensaftes sind wir hier noch sehr zurück und werden bei unserer Nachlässigkeit durch die Güte, fast möchte ich sagen die Gutmüthigkeit desselben verwöhnt! Bis jetzt weiß man kaum, welche Vorzüge der hiesige Wein haben wird, wenn man ihn mit der gehörigen Rücksicht behandelt. Ich habe im Mai ausgezeichnet guten Wein getrunken, welcher von der Kelter sogleich auf Fässer gefüllt und nicht wieder abgezogen worden war. Er hatte demnach ohne zu verderben über sechs Monate auf der Hefe gelegen und war bei unserem Versuche vollkommen hell und wohlschmeckend. Von altem einheimi-

schen Weine kann natürlich noch keine Rede sein, indessen scheint mir der junge alle Eigenschaften zu besitzen, um bei zweckmäßiger Behandlung ein hohes, gesegnetes Alter zu erreichen. Verschiedene Preisvertheilungen für die besten Trauben und Weinsorten haben bisher viel dazu beigetragen, den Weinbau zu befördern, und jährlich werden noch Versuche mit Anpflanzung verschiedener wilder und der besten ausländischen Reben gemacht. Meine Mittheilungen über den Weinbau sind übrigens nicht aus Büchern oder Erzählungen Anderer, sondern aus lebendiger Anschauung und eigner Erfahrung geschöpft. Ich wohne recht eigentlich im Weingau und habe mich selbst, wenn auch nur im Kleinen, mit Rebanpflanzungen beschäftigt. Sobald meine Umstände es erlauben, werde auch ich einer von Denjenigen sein, welche dieses Geschäft zum Nutzen für Kinder und Kindeskinder im Großen betreiben. Die alte Historie vom Schatz im Weinberge darf man jedoch dabei nicht vergessen, denn es bewährt sich auch hier, daß je mehr man in letzterem arbeitet, desto reicher die Lese.

Soeben fällt mir bei, daß ich Dir den Flächeninhalt des amerikanischen Ackers noch nicht angegeben habe, und ich hole das Versäumte sogleich nach, damit Du darnach einen Vergleich zwischen dem Ertrage der hiesigen und Deiner Felder anzustellen im Stande bist. Alle nordamerikanischen Maße und Gewichte sind dieselben, wie die englischen, und schon nach dieser Angabe kannst Du leicht etwaige Auslassungen in meinen Berichten ergänzen. Der Acker ist der sechshundertundvierzigste Theil einer englischen Quadratmeile, von denen neunundsechzig und ein Achttheil laufende auf einen

Aequatorgrad gehen. Der Flächeninhalt des Ackers beträgt 43560 Quadratfuß oder 208½ Fuß Quadrat, nach dem hier gewöhnlichen Ausdrucke und Maße (rood, Ruthe, zu 16½ Fuß) enthält derselbe Flächenraum 160 Quadratruthen (rood). Der englische Fuß ist etwas größer als der in Deutschland gebräuchliche, jedoch kleiner als der pariser und rheinische, das englische Gewicht hingegen um vier Procent leichter als das Berliner.

Hat man mehr cultivirtes Land, als man bebauen will und kann, so verpachtet man es entweder für Geld oder einen Antheil an der Ernte. In der Nachbarschaft von Städtchen, wo sich Mühlen und Brennereien befinden, erhält man für den Acker zwei bis drei Dollars jährlichen Pacht, in größerer Entfernung von den Märkten kaum halb so viel. Land, was sich zum Betrieb von Gemüsegärtnereien eignet, trägt natürlich einen höheren Zins. Eine sehr gewöhnliche Art des Pachtes ist hier diejenige für einen gewissen Ernteantheil, die Hälfte nämlich, wenn der Landeigenthümer Zugvieh, Geschirre und alle Ackergeräthe stellt, oder ein Drittheil für den Besitzer, wenn er nur das Land, Wohnung und Holz gibt. Wiesen, größere Obstgärten ꝛc. sind jedoch hiervon ausgenommen, insofern dieselben weniger Arbeit bedürfen und nach verschiedenem Maaßstabe meistens für eine gewisse Summe verpachtet werden. Anstatt des deutschen bisher gebrauchten Wortes bedienen sich unsere Landsleute allgemein des englischen rent mit der deutschen Infinitivendung. Die Mehrzahl derselben weiß nicht einmal, daß to rent verpachten und in Pacht nehmen heißt, sondern glaubt vielmehr, das Renten sei ein ganz besonderer, blos der Union

eigenthümlicher Vertrag, daher die Renter (Pächter) auch gewöhnlich glauben, daß in der Bedeutung des Wortes und im Sinne des Contractes allein der Vortheil des Renters festgestellt sei und daß der Grundherr mit Fug und Recht betrogen, belogen und bestohlen werden dürfe nach Herzenslust; ja im Staate New-York, wo einige der alten, sehr reichen holländischen Landbesitzer, wie z. B. die Renselaers, unglücklicherweise den Erbpacht eingeführt hatten, versuchten es die Renter sogar, sich des Eigenthums jener mit Gewalt zu bemächtigen und die Pachtgeldeinsammler durch Drohungen und Flintenschüsse zu vertreiben. Die ehrlichen Renter machten gemeinschaftliche Sache, verkleideten sich als Indianer, bräunten ihre Gesichter und hofften so unentdeckt und unerkannt ihre feingesponnenen Plänchen auszuführen. Allein zu ihrem Schaden fanden sie, daß die Mehrzahl der Bewohner der Nachbarschaft verschiedene Begriffe von Rechtsansprüchen an Besitz und Eigenthum hatte und den Staatsbeamten treulich in Bezwingung und Gefangennehmung der sauberen Sippschaft half. Die amerikanischen Pächter sind mit wenigen Ausnahmen faule oder liederliche Menschen, welche es nie so weit brachten, sich selbst das nothwendigste Vieh anzuschaffen, um auf Congreßland sich ansiedeln zu können; unter neu eingewanderten Deutschen findet man noch eher einen gewissenhaften Renter, allein die größte Vorsicht ist dennoch nöthig, damit man nicht übervortheilt wird, denn vermittelst eines Scheinverkaufes gibt der Pächter sein Eigenthum weg, und da hier keine Gefängnißstrafe wegen Schulden stattfindet, so geht der Betrüger völlig frei aus und verlacht Dich noch schadenfroh. Hast Du nun frei-

lich Beweise, daß der Verkauf wirklich ein betrügerischer war, so wird der Herr Renter wohl gestraft, allein, da sich auch hier Gleich und Gleich gern gesellt, so findet letzterer, welcher selbst unbedenklich falsch schwört, wohl auch noch ein halbes Dutzend falscher Zeugen und macht den Beweis unmöglich. Ich will nur ein Beispiel anführen, für dessen Glaubwürdigkeit ich stehen kann, da der Betrogene, Namens E., einer meiner Bekannten ist.

Ein gewisser X., welcher sich für einen politischen Flüchtling ausgab und als solcher schon in St. Louis, später aber auch bei E. wohlwollende Aufnahme und bereitwillige Unterstützung fand, gab vor, die Landwirthschaft zu verstehen und sehr zu lieben, und brachte es durch sein anscheinend rechtliches Benehmen dahin, E.'s Farm in Pacht zu erhalten und eine Speculationsheirath einzugehen. Vorher hatte sich E. vielfach bemüht, dem X. verschiedenartige Unterkommen zu verschaffen, jedoch immer vergebens. Der Pachtcontract wurde den Hauptbedingungen nach schriftlich gemacht, Nebensachen aber mündlich besprochen. Unter letzteren befand sich auch das sich von selbst verstehende Verbot, kein Vieh in den zum Theil noch mit jungen Obstbäumen vorzüglicher Sorten bepflanzten Obstgarten zu lassen. Dabei gab X. wiederholt das Versprechen, die vorzüglich hübsch eingerichtete Farm in der besten Ordnung zu erhalten, was durchaus sehr natürlich schien, da erstens jeder auf nur halbe Civilisation Anspruch machende Mensch die Umgebungen seiner Wohnung lieber reinlich und nett, als liederlich sieht und zweitens, weil man mit Recht erwarten durfte, daß ein Mann von Ehre nicht Wohlthaten durch Schlechtigkeiten

vergelten werde. Es zeigte sich jedoch bald, daß X. kein politischer Flüchtling, sondern ein unpolitischer Ausreißer war und sich schon in Amerika an verschiedenen Orten herumgetrieben und mit notorischen Lumpen in vertrauter Bekanntschaft gelebt hatte. In Gegenden, wo er einträglichen Verdienst gehabt, war er aus Arbeitsscheu fortgegangen und hatte mehreren Personen sehr widersprechende Mittheilungen über seine Verhältnisse und Pläne gemacht. Ehe E. von solchen Schwindeleien benachrichtigt wurde, erfuhr er zu seinem größten Bedauern, daß sich sein Eigenthum anstatt in guten Händen in denen eines schon ziemlich ausgebildeten Industrieritters befand. Kaum hatte nämlich X. den schriftlichen Pachtcontract in den Händen, kaum wußte er vermöge desselben, wo er sein Haupt hinlegen und wo er nach seiner pfiffigen Heirath etwas zu beißen und zu trinken herbekommen konnte, so hörte Artigkeit, Zuvorkommenheit und Ehrlichkeit plötzlich auf und an ihre Stelle traten die unverschämteste Gemeinheit und Betrug. Nicht allein lief das Vieh fortwährend im Obstgarten herum und an anderen Orten, wo es nicht sein sollte, sondern alle schriftlichen Bedingungen wurden auch blos zu Gunsten des ehrlichen Renters gedeutet und die mündlichen gänzlich vergessen; ja die dumme Frechheit X.'s ging sogar so weit, zu behaupten, er habe als Rente ein Dritttheil des Ertrages abzugeben, und wenn er nicht Lust hätte, irgend etwas zu säen oder das schon vorgefundene Getreide zu ernten, so könne E. Nichts dagegen einwenden und müsse sich in sein Schicksal ergeben! Sind das nicht sehr liberale Grundsätze und ein Beweis der erhabenen politischen Bildung X.'s? Der Letztere zog nun

wirklich vor, lange zu schlafen, viel zu trinken, spazieren zu reiten oder zu fahren, „dahingegen wollte er auch seine Ruhe haben" und that auf der Farm weiter Nichts, als einen erheiratheten Knaben zur Arbeit anzuhalten und schlechte Arbeiter mit dem erbeuteten Gelde anzustellen. E. traf den Herrn Renter nur einmal, scheinbar einen schwachen Versuch zur Arbeit machend, außerdem aber stets mit der Cigarre im Hause oder nur wenige Schritte von demselben. Auf artige Bemerkungen wegen Vernachlässigung der Farm und daß eine ziemliche Anzahl Morgen Landes gar nicht bestellt war, erhielt E. von X. nur schnöde Antworten und den Rath, ihn zu verklagen, wenn er Lust habe. Nachdem nun Betrug und grobe Vernachlässigung E.'s Ernteantheil sehr verringert hatten und X.'s Benehmen zu pöbelhaft und verrückt wurde, sah sich Ersterer genöthigt, Letzteren zu verklagen. X. brachte zu der Gerichtsverhandlung vier Zeugen und einen als nicht sehr gewissenhaft bekannten Advokaten; E. hatte nur drei Zeugen und erfuhr erst, als die Klage vor den Friedensrichter vorkam, daß er einen Rechtsanwalt brauche, griff daher den Ersten besten auf der Straße auf und hatte nicht Zeit, sich mit demselben über die verschiedenen Punkte zu besprechen. X.'s Zeugen bestanden in: H., unter seinen Verwandten der dumme genannt, einem langjährigen Bekannten E.'s, welcher sich augenblicklich einige Vortheile von X. versprach; A., einem als Säufer und Schuldenmacher bekannten, halbverrückten Menschen, der früher wegen angeblich schlechter Behandlung aus X.'s Tagelohne weggelaufen, aber durch Branntwein zu Allem zu bringen war; S., einem begüterten Farmer aber schlauen

Betrüger, und M., einem bei allen seinen Nachbarn verrufenen Pächter, dessen Bruder seit langer Zeit Schuldner von E. sowohl als von der ganzen Gegend war. Als Dolmetscher schloß sich dieser noblen Gesellschaft ein junger Mann an, welcher E. für die Rettung seines Lebens eigentlich hätte dankbar sein sollen, den Act aber wahrscheinlich für nicht der Mühe werth gehalten hatte und augenscheinlich wegen der Benutzung der von X. erheiratheten Kapitalien sich diesem Ehrenmanne zur Verfügung stellte. Sämmtliche vier Zeugen X.'s schworen falsch und die sechs Geschworenen waren so dumm oder schofel, den X. freizusprechen und E. die Kosten zuzuerkennen, trotz der nicht einmal geleugneten Thatsache, daß vieles Land gar nicht bestellt und die Feldfrüchte spitzbübisch getheilt waren. Die Geschworenen gehörten zu den verrufensten in der Gegend und X.'s Advocat hatte den einzigen guten davon verworfen; allein da E. keinen Argwohn hegte und sein Recht für unumstößlich hielt, so ließ er die einmal berufenen Geschworenen, von denen ihm später sein Advocat sagte, daß er gewiß drei hätte abtreten lassen, wäre er eher gerufen worden, beisammen und bekam für sein Zutrauen eine recht heilsame Lection in der Lebensklugheit. — Bei einem späteren Rechtsfalle zwischen E. und seinem Renter schwor dieser so augenfällig einen falschen Eid und betrug sich so frech, daß der Friedensrichter ihn zur Ordnung verweisen mußte und zu E. später sagte, dergleichen Kerls muß man nie zum Schwure lassen, wenn man es verhindern kann, sie schwören das Blaue vom Himmel herunter (up to the mark). In beiden Klagefällen hatten die anwesenden Zuhörer ihr unverkennbares Erstau=

nen über die Nichtswürdigkeit X.'s und seiner Zeugen, sowie über den Ausspruch der Geschworenen an den Tag gelegt. Da zwei von des Renters Zeugen Amerikaner und außerdem als notorisch betrügerische Subjecte bekannt waren, so stimmten schon diese zwei Umstände die schofle Jury zu Gunsten der ihnen wohlbekannten Gesinnungsgenossen. Der Dolmetscher und zwei andere Zeugen rechneten sich zu den hier sogenannten gebildeten Deutschen und besaßen als Geldmänner einigen Einfluß auf die größtentheils verlumpten Sechs, und so entschieden Ihre Hochwürden für den spitzbübischen Renter. Ich habe Dir diesen Fall als Muster der hiesigen Gerechtigkeitspflege und als Warnung mitgetheilt. Du wirst daraus ersehen, daß man sich hier gar nicht genug vor Betrügern und Glücksrittern hüten kann, daß die scheinbar frömmsten Leute am wenigsten Scheu haben, Meineide zu begehen (wahrscheinlich weil ihre Activa im Himmel so glänzend stehen, daß dergleichen unbedeutende Passiva kaum dagegen in Betracht kommen), und daß vor dem augenblicklichen Interesse alle früheren Verpflichtungen und Principien in den Hintergrund treten oder gänzlich verschwinden. Ein Hauptgrund für dergleichen gerichtliche Entscheidungen ist jedoch häufig der Kostenpunkt; wo sich daher die Herren Geschworenen mit der Mehrzahl, selbst der verwerflichsten Zeugen, und der frechen Dreistigkeit, womit diese lügen, entschuldigen können, wird ihr Ausspruch gewöhnlich den verurtheilen, von dem sie überzeugt sind, daß er ihre Leistungen bezahlen kann. Obwohl nun im Allgemeinen die Entscheidungen der Jury's hier nicht sehr für die Gewissenhaftigkeit des Volkes sprechen, so mag als ein Milderungs-

grund dieses Verdammungsurtheiles angeführt werden, daß das Einschwören ihrer Mitglieder wirklich empörend nachlässig, oberflächlich und als eilige Berufsarbeit der Gerichtspersonen betrieben wird, und daß insbesondere die für minder wichtig gehaltene Fälle in der Geschwindigkeit von dem häufig selbst nichtsnutzigen Constabler zusammengerufenen Geschworenen meistens aus notorischen Spielern und Trinkern bestehen, welche man leicht in den nächsten Wirthshäusern auftreibt, denen man allenfalls noch einen respectabeln Bürger aus der nächsten Werkstatt zugesellt. Du kannst wohl leicht begreifen, daß solche Heilige Ihresgleichen in Erwartung des Gegendienstes besonders begünstigen und ehrliche Leute, welche ihnen ja schon an sich selbst ein Greuel sind, in Schaden zu bringen suchen, namentlich wenn es bekannt ist, daß diese ihren ganzen Einfluß zur Aufrechthaltung der Zucht und des Anstandes in ihrem Wohnorte anwenden.

Nach dem Vorausgehenden wirst Du wohl von der Meinung zurückgekommen sein, daß man durch das Verpachten einer Farm selbst einen leidlichen Ertrag von derselben erhalten könne. Hier gilt allgemein der Grundsatz, daß ein vier Jahre lang hintereinander verpachtetes Landgut für lange Zeit nutzlos sei! Die Fencen und Gebäude verfallen und das Land wird gewöhnlich so schlecht bearbeitet, daß es, den reichsten Prärie- oder Flußufer-Boden ausgenommen, für mehrere Jahre kaum zu benutzen ist. Die schönsten Obstgärten werden durch die Renter und ihr Vieh zu Grunde gerichtet, Fenceriegel und alles mögliche Holzwerk, was sich von den Häusern oder Dächern abreißen oder

abhauen läßt, wird verbrannt. Aus Zimmern werden Küchen, Ställe oder Rauchhäuser gemacht, Dielen, Schindeln, Latten von theuren Zäunen 2c. in den Oefen verbrannt, blos damit der faule Renter nicht einige Schritte weit zu gehen und einen Baum zu fällen braucht! Das Inventarium einer Farm betrachtet der Pächter in der Regel für ihm verfallen und man darf sich nicht wundern, wenn man eines schönen Morgens anstatt des Ernteberichtes die Nachricht erhält, daß der Renter alles Bewegliche auf der Farm verkauft hat und mit Sack und Pack in glücklichere Gefilde gewandert oder vielmehr gefahren ist. In dergleichen Fällen habe ich kaum jemals gehört, daß die Missethäter verfolgt worden wären, im Gegentheil, man ist froh, wenn sie fort sind, und weiß, daß von ihnen kein Schadenersatz zu erwarten ist, wenn man selbst hoffen dürfte, für solche Klagen eine ehrliche Jury zu finden. Das böse Beispiel ist übrigens unter unseren noch zuverlässig ankommenden Landsleuten außerordentlich ansteckend, der Wunsch, schnell reich zu werden, theilt sich ihnen bald mit und daher lassen sie sich oft nicht ungern von den klugen Spitzbuben zu allen möglichen Betrügereien bereden. Wenn Du daher glaubst, endlich einmal einen recht ordentlichen Pächter auf Deinem Grundstücke zu haben, so siehst Du bald zu Deinem größten Schrekken, daß der weiße Sperling völlig grau geworden ist und von anderen Grauen und Eingeborenen die Grundsätze und Vortheile der Renterbetrugswissenschaft praktisch gelernt hat. Die Faulheit der meisten Pächter und die Furcht, ihren vielfach bevortheilten und beschwindelten Pachtherren einen unbedeutenden Nutzen zu verschaffen, für den sie Nichts in

Rechnung bringen können, übersteigt in der That allen Glauben. Ist z. B. auf dem Dache eine kleine Oeffnung entstanden, welche man durch das Aufnageln einer einzigen oder vielleicht mehrerer Schindeln vollkommen schließen könnte, so versäumt dies der Renter sicherlich, weil es die Schuldigkeit des Eigenthümers sei, und läßt lieber seine Betten und Wäsche durchnässen, als daß er auch nur einen unbezahlten Hammerschlag führte. Er entschuldigt seine Faulheit, wie es auch viele Hausbesitzer thun, damit, daß ihn die Löcher im Dache bei gutem Wetter nicht belästigten, er dieselben aber bei Regen oder Schnee nicht ausbessern könne. Ich habe Pächter gesehen, welche lieber einen ganzen Winter hindurch sich und die Ihrigen dem Ersticken im Rauche preisgaben, als einen Ziegelstein, welcher aus dem Schornstein herausgefallen war, wieder einsetzten. Eher lassen solche Tagediebe die halbe Ernte vom Viehe auffressen, als daß sie ein Stück der Fence ausbessern, welche vom Eigenthümer unterhalten werden soll. Hat aber ein Renter für verschiedene Vergünstigungen, z. B. unentgeldliche Benutzung des Landes rc., die Verpflichtung übernommen, eine neue Fence zu machen oder eine schon fertige zu unterhalten oder auszubessern, so kannst Du versichert sein, daß dies entweder gar nicht oder so schlecht geschieht, daß die gethane Arbeit Dir mehr zum Hinderniß als Nutzen gereicht. Wie es unter solchen Umständen mit der Behandlung des dem Pächter zur Feldarbeit überlassenen Viehes, wenn man für die Hälfte des Ernteertrages verrentet hat, aussieht, kannst Du aus dem Angeführten folgern. Wer jemals aus Unerfahrenheit einen solchen Contract machte, wird es nicht leicht

zum zweiten Male thun. Eine Mißernte macht das Maß der Widerwärtigkeiten eines Verpächters übervoll, insofern die einfältigen Renter diesen dann gewöhnlich ihre Unzufriedenheit auf alle mögliche Weise fühlen lassen, ihn als die Ursache ihres Mißgeschickes betrachten und alle ihre Bosheit und Schlechtigkeit gegen ihn wenden. Schweine, Geflügel, Eier, Rauchfleisch und andere eß= oder trinkbare oder sonst vom Pächter begehrte Gegenstände wandern in der Regel aus des Eigenthümers Besitz in den seinigen oder den anderer Leute. Die Sachen verschwinden und natürlich weiß Niemand, wohin sie gekommen sind. An Diebeshehlern oder Solchen, welche für allerhand Werkzeuge, Getreide 2c. Branntwein geben, fehlt es leider hier noch weniger, als in Deutschland, wo die Bewohner eines Ortes oder einer Gegend einander schon besser kennen und die Sicherheitsbehörden verdächtigen Personen mit weniger Umschweifen als hier einen Besuch abstatten können. Wenn ich die ungeschminkte Wahrheit sagen soll, so muß ich erklären, daß ich nur von einem einzigen Pächter gehört habe, welcher sich in jeder Beziehung als ein ehrlicher Mann benahm, obschon sein Theilnehmer im Pacht, welcher stets in der alten Heimath für einen ordentlichen, braven Menschen gegolten hatte, hier binnen einem Jahre ein ausgezeichneter Säufer und Schwindler geworden war und die Erhaltung seiner zahlreichen Familie hauptsächlich seiner schwächlichen Frau und der Unterstützung Fremder überließ.

Eine wirklich empörende Frechheit legen viele Renter, aber auch Arbeitsleute dadurch an den Tag, daß sie die in Europa üblichen Feiertage auch hier, wo der einzige wirk=

liche Feiertag (Sonntage werden wohl sehr heilig gehalten, aber nicht als Festtage betrachtet) der vierte Juli ist, nicht allein arbeitsfrei zubringen wollen, sondern sogar Anstoß daran nehmen und oft wahrhaft flegelhaft ihre Mißbilligung an den Tag legen, wenn der Verpächter oder Nachbarn desselben an solchen durch Kostenspeculation zum Faullenzen bestimmten Tagen selbst nützlich thätig sind. Renter und Arbeitsleute scheinen insofern sehr gute Kosmopoliten zu sein, als sie den hohen Löhnen und dem guten Verdienste von Amerika und dem Feiertagsschwindel des Continentes von Europa neben einander Geltung zu verschaffen wünschen. Ich habe hier Sonderbündler und andere bornirte Trainknechte des schwarzen Landsturmes gekannt, welche Jeden verketzerten und mit fanatischer Tücke verleumdeten und zu Schaden zu bringen suchten, welcher am sogenannten zweiten oder dritten Oster-, Weihnachts- oder Pfingstfeiertage oder irgend einem anderen, unter wahrhaften Christen gleichsam den unterschiedlichen Heiligen oder den verschiedenen Zuständen der Jungfrau und Frau Maria zu Ehren der Selbstbeschauung gewidmeten Tagen seinen gewöhnlichen Berufsgeschäften nachgeht! Gleichwohl hatten die Väter dieser großen Republik recht wohl gewußt, daß zu viel Gelegenheit für unthätige Selbstbeschauung zu Trägheit und Verdummung, zu Liederlichkeit und Fanatismus führt, und daher alle sogenannte Feiertage aufgehoben und dafür den vierten Juli als einzigen Festtag angenommen. Jedem bleibt es jedoch unbenommen, nach Maßgabe seiner Einsicht im Privatleben so viele Heiligen- und andere Tage und Wochen zu feiern, als er Lust hat, ja wer von seinem

Gelde oder von der Luft leben kann (Betrug und Dieberei nicht zu erwähnen) mag ungestört (so lange, als man ihn der beiden letzteren Sünden nicht überführt) das ganze Jahr in Selbstbeschauung und Trägheit zubringen; allein Staatsbeamte oder in dienstlichen Verhältnissen befindliche Leute sind verpflichtet und verantwortlich dafür, daß sie, Sonntage ausgenommen, die ganze Woche hindurch ihre Berufsgeschäfte verrichten. Nun sind zwar Renter mit ihren Arbeiten nicht an gewisse Tage gebunden und ihnen meistens auch die Auswahl der zu bauenden Fruchtarten überlassen, allein da der für einen gewissen Ernteertrag verpachtende Eigenthümer ein Recht hat, zu verlangen, daß die Felder gehörig bestellt und die Früchte zur rechten Zeit gesammelt werden, so kann es ihm nicht gleichgültig sein, ob der bigotte Renter zuweilen die beste und oft einzig gelegene Zeit zur Erfüllung seiner Schuldigkeit durch Spazierfahrten nach oft entlegenen Kirchen oder durch wochenlang dauernden Missionsdusel vergeudet oder nicht. Vor Gericht würden dergleichen bornirte Entschuldigungen dem nachlässigen Pächter Nichts helfen und er zum Schadenersatz verurtheilt werden. Amerikanern fällt es nie ein, Wochentage unter irgend welchem Vorwande zu feiern, sie haben Zeit genug an ihren Sonntagen; nur unter den eingewanderten Europäern stößt man auf so verjährten Unsinn. Unzählige Male ist mir hier Johann der muntere Seifensieder eingefallen, wenn ich gelegentlich die Deutschen oder Franzosen mit stupiden Gesichtern gravitätisch und verputzt hinter einander her in die Kirche wackeln sah, während die Amerikaner lustig und rüstig darauf loshämmerten, ihre sonstigen Geschäfte besorgten oder

pflügten. Denke Dir selbst einmal zwei gleich tüchtige Landwirthe, von denen der Eine aber zwanzig bis dreißig Wochentage zur Arbeit mehr hat als der Andere, und frage, welcher von Beiden zu Ende des Jahres mehr verdient, weniger vertrunken hat und am wenigsten belogen und betrogen worden ist!

Ein Hauptzweig der Landwirthschaft, die Viehzucht, wird hier von den Eingeborenen sowohl als von den besser unterrichteten Einwanderern auf eine mehr als unverständige Art betrieben. Auch hieran sind hauptsächlich die falschen Berichte über das hiesige Klima schuld, welche einen arkadischen Winter und während desselben reichliches Futter für die Hausthiere im Freien verheißen. Die ersten amerikanischen Ansiedler, meistens aus den südlichen Staaten stammend und an milde Winter gewöhnt, hatten kaum jemals Ställe gesehen und dachten daher auch nicht daran, hier dergleichen zu bauen, aber auch ihre Nachkommen überlassen in träger Nachlässigkeit das Schicksal ihres Viehes gänzlich der Vorsehung, anstatt es durch weise Vorsicht selbst zu schützen und sicher zu erhalten. Was ich Dir früher von der Behandlung der Pferde schrieb, ist nur ein geringer Grad der Gleichgültigkeit, mit welcher die Hausthiere hier im Allgemeinen behandelt werden. Sie leben Winter und Sommer im Freien, müssen für sich selbst sorgen und werden nur dadurch an die Farm des Eigenthümers gewöhnt, daß man ihnen zuweilen Salz oder täglich einen Kolben Mais vorwirft. Bei alle dem sind sie sämmtlich hier so zahm, daß sie sich sogar im Walde oder auf der Prärie fangen oder be=

rühren lassen und gewöhnlich ihrem Herren nachlaufen, wenn er sie ruft. Alle ordentlichen Farmer lassen in der Abenddämmerung vor ihrer Hofthüre ein durchdringendes, weitschallendes Falsettogeschrei ertönen, verschiedenartig für jede Thiergattung (pihhg, pihhg für Schweine, suug, suug für Kühe, cop, cop für Pferde, hep, hep für Schafe) worauf gar bald der Wald in der Nähe sich belebt und die Gerufenen groß und klein im raschen Trabe und lustig springend ankommen. Es ist mir anfangs oft auffallend erschienen, daß sich Thiere, welche niemals in einem Stalle und noch viel weniger jemals angebunden waren, so ruhig und zutraulich dem Menschen nähern, allein der erste Winter offenbarte mir, daß der wüthendste Hunger dieselben ihre Abhängigkeit fühlen und zutraulich werden läßt. Trotzdem aber, daß sich eine Menge Vierfüßler dicht um Dich drängen und Dir förmlich Taschen und Hände untersuchen, so daß Du Dich oft vor ihren Zudringlichkeiten sorgfältig in Acht nehmen mußt, triffst Du doch sehr selten, Hunde ausgenommen, ein bösartiges Hausthier, weder Pferde, welche beißen oder schlagen, noch stoßendes Rindvieh 2c. Nur dann setzen sie sich zur Wehre und werden gefährlich, wenn man ihren Jungen zu nahe kommt oder sie angreift, wo sie keinen Ausweg zur Flucht haben. Besonders muß man sich in solchen Fällen vor Schweinen hüten, welche sehr gewandt und entschlossen sind und tüchtige Bisse versetzen. Im Allgemeinen hat das Vieh den Trieb, nach den Gegenden wieder zurückzukehren, wo es geboren oder aufgewachsen ist, und folgt demselben in der Regel bei der ersten dazu gegebenen Gelegenheit, wenn man es nicht durch allerlei Kunstgriffe davon

abzuhalten sucht. Es sind schon Ochsen und Pferde den nach Californien Reisenden entlaufen und selbst von den Felsengebirgen geraden Weges in ihre Heimath zurückgekehrt; weder Flüsse noch andre Hindernisse halten sie auf, sie verfolgen auch niemals bei ihrer Heimkehr den gebahnten Weg, sondern laufen in gerader Richtung und nehmen sich oft kaum Zeit zum Fressen. Die Nothwendigkeit hat die Amerikaner in dieser Beziehung sehr erfinderisch gemacht, sie aber auch vor allem Anderen gelehrt, die Natur der verschiedenen Hausthiere gehörig kennen zu lernen und letzteren dieser Kenntniß gemäß durch gute Behandlung im persönlichen Umgange zu ersetzen, was ihnen an Pflege abgeht. Dennoch siehst Du häufig Leute herumreiten, die ihr Vieh suchen, dabei natürlich viel Zeit und nicht selten auch jenes verlieren. Es ist daher jedem neuen Ansiedler zu rathen, nur ganz in der Nachbarschaft gezogene Hausthiere zu kaufen, damit er, wenn sie bei der Reveille fehlen, sogleich weiß, wo er sie zu suchen hat, und nicht zu viel Zeit auf entfernten Irrfahrten verliert. Nur Farmer, welche neu gekauftes Vieh gehörig einsperren und füttern können, sollten in weiter Entfernung gezogenes anschaffen; jedenfalls aber ist in der Nähe aufgewachsenes aus dem erwähnten Grunde wenigstens um ein Viertheil mehr werth, als jenes.

Damit jeder Farmer seine Hausthiere erkenne und als solche erweisen könne, zeichnet er sie noch jung an den Ohren, bald wird ein Schnitt in jedes Ohr, bald nur in das eine, oder zwei Schnitte anstatt eines, oder ein Loch, ein halbrunder Ausschnitt als Zeichen angewandt, oder die Spitzen der Ohren glatt abgeschnitten ꝛc. Je nachdem nun

in der Nachbarschaft schon die eine oder die andere Marke im Gebrauche ist, muß man sich eine neue wählen, was durch die Anwendung einer verschiedenen an jedem Ohre leicht geschieht. Nur Pferde werden mit dergleichen Verschönerungen verschont, selten gebrannt, sondern gewöhnlich nach äußeren Kennzeichen wieder erkannt. Wer recht sicher gehen will, läßt seine Marke in das County=Register eintragen und ist dadurch vergewissert, daß Niemand in einem Umkreise von fünf (engl.) Meilen sich derselben bedienen darf. Obschon häufig genug Vieh gestohlen wird, so hört man doch sehr selten, daß die Marken zu Verwechselungen oder Streitigkeiten Veranlassung geben. Jeder ehrliche Farmer ist aber auch sehr gewissenhaft darin, daß er an einem geschlachteten Stücke Vieh die Ohren so lange als möglich erhält, damit Nachbarn, welche ihn zufällig besuchen, oder etwa auf der Meierei beschäftigte Arbeiter sich überzeugen können, daß er der wirkliche Besitzer ist. Kommt man hingegen zufällig oder absichtlich auf einer gewissen Farm zum Schlachten und findet die Ohren weder an dem Kopfe des getödteten Thieres, noch sonstwo sichtbar, so kann man überzeugt sein, daß Betrug obwaltet und daß der Urheber desselben in der ganzen Gegend verrufen und wahrscheinlich auch bald ertappt wird; denn da das Schlachten hier ebenfalls im Freien abgethan wird, so ist es mißtrauischen Nachbarn, welche das Geschrei der Thiere hören, leicht, selbst sehr vorsichtige Diebe zu überraschen. Dem Europäer fällt es als merkwürdig auf, daß die Amerikaner das Vieh der ganzen Gegend sehr genau kennen und selbst im Vorübergehen sogleich alle Merkmale eines einzelnen Stückes genau

erblicken und lange im Gedächtnisse behalten. Deine anglo-sächsischen Nachbarn wissen Dir zuverlässig anzugeben, wie viele von Deinen Thieren in Gesellschaft mit den ihrigen laufen, oder wo Du sie finden kannst, wenn sie fehlen. Oft sieht man Schweine, Kälber oder Füllen während des ganzen Sommers nicht und hört kaum zufällig, daß sie mit anderen in ziemlicher Entfernung weiden, und kümmert sich zuweilen zu wenig um dieselben; allein sobald Futter oder Wasser anfängt selten zu werden, oder sicher während des ersten Schnees kommen sie an die Farm zurück, um sich beides zu verschaffen.

Steht es nun auch Jedem frei, sein Vieh nach Belieben außerhalb seiner Einfriedigung herumlaufen zu lassen, wenn er nur den berüchtigten Fencenspringern einen langen Stock (neck-yoke) an den Hals bindet, so ist es doch rathsam, dasselbe vom ersten November bis ersten April durch reichliche Fütterung in der Nähe seiner Farm zu halten, weil jeder Gutsbesitzer das Recht hat, fremdes Vieh, welches während dieser Zeit sich bei dem seinigen aufhält und natürlich von dem diesem vorgeworfenen Futter wegfrißt, einzusperren und Futtergeld dafür zu fordern. Gute Nachbarn thun dergleichen nun wohl niemals, allein man findet doch hin und wieder speculative Leute, welche ein Geschäft daraus machen, fremde Hausthiere in ihre Gehöfte zu locken, sie halb verhungern zu lassen, nichtsdestoweniger aber die festgesetzte Entschädigung für Fütterungskosten in Anspruch zu nehmen. Um dies jedoch gesetzlich zu können und sich vor dem Verdachte des Diebstahls zu wahren, müssen sie sogleich die Anzahl und genaue Beschreibung der aufgefangenen

Thiere in ein Register bei dem nächsten Friedensrichter eintragen lassen und auf geschriebenen Zetteln an zwei der besuchtesten Landstraßen oder Wirthshäusern der Nachbarschaft anschlagen. Schweine sind von dieser gesetzlichen Beherbergung ausgenommen und ihrem Schicksale überlassen. Frei herumlaufende Arbeitspferde, erkennbar an der Stelle, wo das Kummet gesessen oder die Stränge gerieben, oder solche, welche mit Sattel, Zaum oder Geschirre umherschweifen, kann man zu jeder Zeit unter obigen Bedingungen einfangen, weil das Gesetz annimmt, daß sie wider den Willen ihrer Herren sich entfernt haben und diesen daher dadurch zu Gefallen gehandelt wird.

Wenn Du die unglücklichen Hausthiere, deren Geschick Dir im Lenz und Sommer so beneidenswerth schien, im Winter siehst, so wird sich Dir unwillkürlich die Bemerkung aufdrängen, daß wirklich unter der Sonne Nichts vollkommen ist. Nicht selten findest Du sie, wenn auf Regen, der plötzlich in Schnee sich verwandelte, heftige Kälte folgte, zolldick mit Eis bedeckt, vor Fröst zitternd und gekrümmt. Jede Fence, jeder Baum oder die Wand eines Hauses wird ängstlich von ihnen als Schutz gesucht und stets der Rücken dem kalten Winde, Regen und Schnee zugekehrt. Um ein schützendes Obdach finden nicht selten heftige Kämpfe unter den armen Thieren statt und zuletzt sieht man oft alle möglichen Arten derselben, dicht an einander gedrängt, sich gegenseitig erwärmen. Bei starkem und anhaltendem Glatteise verhungern viele, weil sie nicht zu Futter gelangen können, oder sterben wohl auch durch Verletzungen beim Fallen. Ende Winters tritt bei dem sämmtlichen

nicht gut gefütterten Vieh eine so große Ermattung ein, daß nicht wenige davon in Folge derselben sterben oder im Schmutze stecken bleiben und verhungern. Das Aussehen der bedauernswerthen Geschöpfe ist zu dieser Zeit so elend und so entsetzlich mager, daß man in der That die krampfhaften Bewegungen ihrer leeren Magen zu sehen meint. Ohnmachten aus Hunger sind im Winter bei dem Viehe hier nicht selten, werden aber durch warme Decken und gutes Futter sicher geheilt. Außer dem beispiellosen Abmagern und Sterben erzeugt die grenzenlose Vernachlässigung der Hausthiere eine Menge sehr gefährlicher Krankheiten, von denen man in Europa nie hört, obschon die dort bekannten hier ebenfalls ohne Ausnahme vorkommen. Die Hauptnahrung des im Freien während des Winters herumlaufenden Viehes besteht in Eicheln, Baumrinde oder trocknem Laub. Weiden, Pappeln, Ulmen, Sassafras, Maulbeerbäume u. a. werden von ihm, so hoch es reichen kann, bis auf das Holz geschält. Farmer, denen es an Heu oder getrockneten Maisblättern gebricht, fällen eine Anzahl dieser Bäume, damit die Thiere auf diese Art die Rinde selbst bis in die Aeste abnagen und sich das Leben fristen können. Ueberhaupt gewährt ihnen der Wald in der kalten Jahreszeit mehr Schutz und Nahrung, als die offne Prärie, in welcher sie der Frost besonders häufig krank macht oder tödtet.

Hat man Pferde gekauft, so muß man diese in einem eingefriedigten Raume bis zum Winter halten, ehe man den Versuch wagen darf, sie im Freien laufen zu lassen; denn so lange außerhalb der Fence Futter genug vorhanden ist,

bleiben sie aus oder kehren nach ihrem Geburtsorte zurück; ist das Gras hingegen auf der Prärie oder im Walde schon abgestorben oder selten, so kann man mit mehr Wahrscheinlichkeit annehmen, daß sie bald nach dem Gehöfte zurückkommen. Es ist übrigens rathsam, nur eines oder einige Pferde auf einmal außerhalb der Fence gehen, und die übrigen innerhalb derselben zu lassen, damit jene, durch längeres Zusammensein an diese gewöhnt, um so eher bewogen werden, wieder zurückzukehren. Stuten, welche Füllen haben, kann man zu jeder Zeit frei grasen lassen, weil sie sich niemals weit von der Farm entfernen und regelmäßig nach Hause kommen. Zugochsen wollen ebenso vorsichtig behandelt sein, als die Pferde; melkende Kühe hingegen kann man zuversichtlich schon den zweiten Tag nach ihrer Anschaffung in das Freie lassen, wenn man ihr Kalb im Hofe behält. Sie kommen dann regelmäßig Morgens und Abends, letzteres zu säugen, wobei sie zugleich mit gemolken werden und gelegentlich einen Maiskolben oder etwas Kleie erhalten. Kühe ohne Kälber kaufe man niemals, wenn man nicht für Stallfütterung eingerichtet ist, denn solche kehren sicher niemals zu dem neuen Herrn zurück. Außerdem herrscht hier der Aberglaube, daß die Kühe nach Belieben die Milch zurückhalten könnten und daß daher das Kalb durchaus nöthig sei zum Ansaugen; faule Melkerinnen brauchen dies als Entschuldigung, wenn sie wenig Milch bringen, und da dergleichen hartköpfige und böswillige Subjecte keiner besseren Einsicht zugänglich sind, so ist es auch deshalb zweckmäßig, nur Milchkühe mit Kälbern anzuschaffen. Kauft man tragende Kühe, so läßt man diese in ihrer Heimath, bis sie gekalbt

haben, und fährt dann das Kalb langsam auf einem Wagen, dem die Kuh Schritt für Schritt folgt, fort. Schweine und Schafe gewöhnen sich schnell an einen neuen Aufenthaltsort, wenn sie nur kurze Zeit eingesperrt und gut gefüttert wurden; nur hüte man sich, Eber frei laufen zu lassen, weil sie zu weit weggehen und nicht selten Geschwister oder andre Bekannte so weit wegführen, daß sie den Heimweg vergessen.

Das Schaf ist hier ohnstreitig das nutzbarste Thier; es wirft das erste Jahr ein Junges und die folgenden meistens zwei, zuweilen sogar drei Lämmer; der Größe und Wollgüte nach ist es dem unveredelten deutschen ähnlich, von funfzig bis sechzig Pfund schwer und gibt jährlich drei bis vier Pfund Wolle, von welcher der Centner gewaschen ohngefähr zwanzig bis fünfundzwanzig Dollars kostet. Um die Schafe bekümmern sich die meisten Farmer nur zur Zeit, wenn die Lämmer gezeichnet und die alten geschoren werden; nur gelegentlich gibt man ihnen ein wenig Salz und läßt sie allenfalls mit anderem Vieh auf abgemähete Wiesen oder abgeerntete Felder laufen. Die alten Schafe vertragen den kältesten Winter scheinbar ohne Schaden, allein von den Lämmern gehen viele verloren, wenn sie bei Schnee geboren und von nachlässigen Eigenthümern im Freien gelassen werden. Du wirst es kaum für möglich halten und dennoch ist es wahr, daß selbst im Winter tragendes Vieh jeder Art völlig unbeobachtet ohne Obdach gelassen wird und daß die Jungen mit wenigen Ausnahmen weder vor Kälte, noch vor Schnee geschützt das Licht der Welt erblicken. Obschon nun bei weitem die Mehrzahl derselben, selbst wenn Schnee, Eis oder eiskalter Schmutz ihr erstes Bett bildeten, heran-

wächst, so erleidet durch diese Nachlässigkeit der Farmer doch manchen Verlust, und nicht selten fressen hungrige Schweine die eben geborenen Jungen und noch hülflosen Mütter, besonders abgemattete Kühe. Vor allen anderen jungen Hausthieren leiden die Lämmer, welche meistens im Januar geboren werden, durch die Kälte, obschon es ein Leichtes wäre, ihnen den so nöthigen Schutz zu verschaffen. Merinoschafe sind im Westen noch gar nicht und überhaupt in der Union noch wenig bekannt. Die Amerikaner meinen, daß die so kóstbaren Merinos und arabischen Pferde ungeheuer groß und schwer sein müßten, und geben daher von beiden Thierklassen einander die abenteuerlichsten Beschreibungen. So hatte sich z. B. der Herausgeber einer übrigens recht nützlichen landwirthschaftlichen Monatsschrift (der Präriefarmer genannt) von einem vorgeblichen Sachkenner vorlügen lassen und druckte es in seinem Journale ab, daß: im Staate New-York Schafböcke von feinster Race und großem Werthe seien, welche über hundert Pfund wögen und jährlich bis siebzehn Pfund Wolle gäben!! Was sagst Du zu solchem Elektoralvieh, sollte man nicht davon wieder nach Lohmen und Spanien bringen?

Der Werth unserer hiesigen Haideschnucken beträgt von einem und einem halben bis zu zwei Dollars das Stück. Krankheiten sind unter ihnen sehr selten und leicht zu heilen. Von der berüchtigten Drehe oder dem Milzbrande habe ich hier nie gehört, noch weniger sie gesehen. Gegen den chronischen Schnupfen wendet man mit fast untrüglichem gutem Erfolge Branntwein an, von dem man dem Thiere einen Eßlöffel voll in jedes Nasenloch gießt. Alte, kluge Farmer

thun dies regelmäßig nach der Schur selbst bei gesunden Schafen und haben mir versichert, daß ihre Heerden niemals an dem Uebel leiden. Ich selbst habe mich überzeugt, daß dies Verfahren bei einem schon lange an dem Uebel leidenden Schafe schnelle Heilung bewirkte. Die gefährlichsten Feinde der Schafe sind die Hunde, welche sie tödten und fressen; man erschießt daher auch ohne Widerrede jeden Hund, welcher Schafe hetzt. In Fällen, wo man blutige Ueberreste der letzteren findet, die ersteren jedoch nicht auf der That ertappt, werden sämmtliche Farmen der Nachbarschaft besucht und wo man einen mit Blut befleckten Hund mit am Maule hängender Wolle findet, wird er ohne Weiteres erschossen. Ist äußerlich keine Wolle zu sehen, so gibt man ihm ein Brechmittel und tödtet ihn unverzüglich, wenn sich Spuren von jener unter den ausgebrochenen Substanzen befinden. Allein trotz der größten Wachsamkeit werden doch jährlich viele Schafe ungestraft von Hunden zerrissen und dadurch die Vortheile der Zucht in der Nähe volk- und hundereicher Orte oder belebter Landstraßen sehr geschmälert. Früher hatte man hier mit Wölfen zu kämpfen und vertilgte diese vollständig, allein gegen böse und halb verhungerte Hunde schlechter Nachbarn kann man sich nicht so leicht schützen!

Die Schweine, welche dem Farmer vorzugsweise Fleisch, Fett und Licht liefern und ohne welche er kaum bestehen könnte, werden gleichwohl sehr rücksichtslos behandelt. Man gestattet ihnen völlige Freiheit, im Winter zu erfrieren und im Sommer zu verhungern oder zu verschmachten. Ihre Zahl in Städten, Wäldern und auf den Prärien ist Legion;

ihr Aussehen in der Regel abgezehrt und elend. In den Städten ersetzen sie, wie die Hunde in Constantinopel, die fehlende Gesundheitspolizei, sind aber auf der andern Seite der Fluch ungepflasterter Straßen oder Wege, in welchen sie bei Regen oder Schmutz das kleinste Pfützchen zu einer großartigen Bade- oder Kühlungsanstalt erweitern. Die Wälder und Fluren werden von ihnen förmlich umgepflügt, wodurch jedenfalls die Fruchtbarkeit des Bodens vermehrt, der Graswuchs hingegen bedeutend beeinträchtigt wird. Bei kaltem Wetter, oder wenn sie Junge haben, machen sie sich große, vollkommen zirkelrunde und von zusammengetragenem Laube und Ruthen gebildete Nester, in welchen gewöhnlich fünf bis sechs neben oder über einander liegen. Es ist wahrhaft unterhaltend, Schweine geschäftig umherlaufen und z. B. Haselruthen mit kräftigen Bissen abbeißen und bündelweise (einen tüchtigen Mund voll) nach dem gewöhnlich an einer abhängigen Stelle angelegten, ein bis zwei Fuß hohen Neste tragen zu sehen. Umgefallene Bäume, dichte Gebüsche oder Anhöhen dienen ihnen als Schutz gegen Norden; nach der Mittagssonne hingegen findet man die Lager immer zugänglich. Bei sehr kaltem Wetter verlassen die Schweine ihre Nester zuweilen sechsunddreißig Stunden lang gar nicht und drücken sich gegenseitig so fest auf und an einander, daß die untersten nicht selten ersticken, selbst wenn sie ihre völlige Größe schon erlangt haben; Ferkeln widerfährt dies noch viel häufiger, weshalb diese mit ihren Müttern während des Winters sorgfältig von der größeren Gemeinschaft getrennt werden sollten. Der Herbst ist die gesegnete Jahreszeit für Schweine, insofern eine Unmasse verschiedener

Nußarten und Eicheln sie reichlich ernähren. Die Haselnüsse wissen sie sich klüglich dadurch zu verschaffen, daß sie in die dichten Gebüsche eindringen, die Ruthen durch die Wucht ihres Körpers niederdrücken und sich die Früchte an den Mund bringen. In Wäldern werden sie bis Mitte November schon ziemlich fett, sollten aber noch bis Ende December mit Mais gemästet und dann erst geschlachtet werden, weil die Eichelmast weniger wohlschmeckendes Fleisch und festes Fett liefert, als Maismast. Hängt man Fleisch von blos durch Eicheln und Nüsse fett gewordenen Schweinen im Rauche auf, so tropft ein großer Theil des Fettes während des Räucherns herunter und das ausgelassene Schmalz bleibt den größten Theil des Jahres hindurch flüssig. Die zum Schlachten bestimmten Schweine werden gewöhnlich Ende September in eine kleine Einfriedigung gesperrt und bis Ende September gefüttert. Man gibt ihnen einen Wassertrog und wirft ihnen täglich dreimal so viel Maisähren in ihr Gehege, als sie fressen können; die Anzahl der Aehren kommt dabei nicht in Betracht, sondern man sieht darauf, daß von einer Mahlzeit zur andern einige derselben unberührt liegen bleiben, ein Beweis, daß das Möglichste im Fressen geleistet worden ist. Es ist natürlich, daß bei dieser Fütterungsmethode außerordentlich viel Körner verloren gehen und die Mast insofern viel unvollkommener und schwieriger anschlägt, als bei in warmen Ställen gehaltenen Schweinen, weil letztere hier der Nässe und Kälte fortwährend ausgesetzt sind und sich zuweilen im Schmutze kaum bewegen können oder festfrieren. Ein Beweis, wie nachtheilig die Vernachlässigung auf die Gesundheit und Entwickelung dieser Thiere

wirkt, ist außer ihrem Aussehen noch der Umstand, daß man die Lebern derselben fast ohne Ausnahme voller Blasenwürmer findet. Der Preis der Schweine ist sehr verschieden und richtet sich nach der Ergiebigkeit der Maisernten. Fallen diese reichlich aus, so sind die Schweine mit Vortheil zu mästen und daher theuer, im Gegentheile billig. Magere Mutterschweine mit Jungen werden ohngefähr zu drei Dollars für hundert Pfund Gewicht und letztere mit funfzig Cent das Stück bezahlt. Von fetten Schweinen kostet gewöhnlich das Pfund vier bis fünf Cent und von ausgelassenem Schmalze sieben bis zehn Cent. Schinken bringen von zehn bis zwölf, Schultern von fünf bis sechs Cent für das Pfund, Speck ohngefähr acht Cent. Durch den Verkauf fetter Schweine erwerben sich Farmer häufig bedeutende Reichthümer, denn immer werden mehr davon begehrt, als geliefert. Die Anzahl der im Westen geschlachteten Schweine ist ungemein groß (vorigen Winter 1,449,496), in St. Louis z. B. blos während der Hauptschlachtzeit 47,168, in Cincinnati 352,048. Wenn Du bedenkst, daß der Westen der Union einen großen Theil des Ostens von Mittel- und Südamerika mit Schinken, Salzfleisch und Schmalz versieht, so wirst Du diese außerordentlich große Anzahl getödteter Schweine kaum hinreichend für den Bedarf finden und gewiß überzeugt sein, daß das Ziehen und Mästen derselben ein sehr ersprießlicher Zweig der Landwirthschaft sein muß, der mit viel mehr Sorgfalt betrieben werden sollte und könnte. Das von den Därmen abgelöste und ausgelassene Fett wird anstatt des Oeles zum Brennen auf den Farmen gebraucht; als Lampe dient irgend ein hohler Scherben

oder eine Untertasse und als Docht ein Stückchen baumwollenes Zeug. Auch zu Lichten wird es leider viel anstatt des Rindstalges und mit diesem vermischt verarbeitet, allein diese sind im Sommer nicht zu brauchen, weil sie ohne angezündet zu sein in Fluß kommen und mehr Brühe als Licht geben. Diese sogenannten Talglichte verdanken ihre betrügerische Existenz dem Mißverhältnisse zwischen dem Preise des Talges und ihrem eigenen. Von jenem kostet nämlich das Pfund häufig zehn Cent und von letzterem ebenfalls so viel; um daher die Lichtfabrication nicht umsonst oder mit mehr Gewinn zu treiben, ist die erwähnte Fälschung allgemein in Gebrauch gekommen. Hin und wieder brennt man wohl auch in Astral- und anderen Lampen erwärmtes Fett, bedient sich jedoch für dieselben meistens des gepreßten Fettöles, welches aber ziemlich theuer ist, die Gallone zu fünfundsiebzig Cent. Die Preise von Fett und Talg sind deshalb hier unverhältnißmäßig hoch, weil weder Oelfrüchte gebaut werden, noch Oelmühlen vorhanden sind, um aus den Millionen Busheln aller Arten von Nüssen, welche man hier so leicht umsonst sammeln könnte, Nußöl zu bereiten, und daher das Fett sowohl zum Brennen als auch zum Essen, selbst anstatt des Oeles gebraucht wird. Wem daher das selten gute provencer Oel zu theuer (die Flasche zu funfzig bis fünfundsiebzig Cent) oder zu entfernt für den Ankauf ist, der benutzt flüssiges Schmalz zur Bereitung des Salates oder ähnlicher Gerichte. Ebenso wird hier allgemein ersteres anstatt der seltenen Butter angewendet. Bei dem Schlachten verfahren die Amerikaner aus Ueberfluß an Schweinen, Mangel an Einsicht und Hülfe sehr nachlässig und unhaus-

hälterisch. Sie denken nicht daran, das Blut aufzufangen oder Wurst zu machen, ja sie werfen sogar die Köpfe, Füße und alle inneren Theile der getödteten Thiere weg; die minder arbeitscheuen und mit den Vorzügen der Wurst, Sülze 2c. bekannten Deutschen hingegen gehen sorgfältiger zu Werke und befolgen die transatlantische Methode dabei auch hier, ausgenommen solche, welche große Schlachthäuser besitzen und Tausende von Schweinen für den Handel schlachten. Wer jedoch behufs des Wurstmachens einen Fleischer nöthig hat, denselben erst bestellen und ihm dann täglich einen und einen viertel bis einen und einen halben Dollar bezahlen muß, der wird stets am sparsamsten handeln, wenn er sich den Wurstappetit vergehen läßt, die Köpfe räuchert und was sonst in der Küche nicht zu brauchen ist, den Hunden oder Schweinen zum Genusse überläßt.

Der Verbrauch von Fleisch ist hier außerordentlich groß, da es täglich bei drei Mahlzeiten auf den Tisch kommt. Für eine Familie auf dem Lande von sechs bis acht Personen werden jährlich funfzehn bis zwanzig Schweine, ein Rind und mehrere Kälber geschlachtet. Je nachdem die Gegend reich an Wildpret und der Farmer an Geflügel ist, vermindert sich der Bedarf des gesalzenen Fleisches.

Ueber die Namen der verschiedenen Racen der Hausthiere kann ich Dir nicht viel angeben. Für die edelsten ist in unserer Gegend die Farmerei noch auf einer zu niedrigen Stufe, denn obschon die besten englischen Thiere aller Arten eingeführt worden, so sind sie doch durch Kreuzung und Vernachlässigung bald wieder ausgeartet. In den östlichen und mittleren Staaten findet man hin und wieder auf gut

eingerichteten Meiereien reines Vollblutvieh, welches sowohl durch Nutzung als auch durch Verkauf der Nachkommenschaft seinen Besitzern reichen Gewinn gewährt, allein hier im Westen sieht man noch mehr auf Billigkeit und unmittelbaren Nutzen, und behilft sich mit etwas Mittelmäßigem, wenn man nichts Ausgezeichnetes oder Schönes anschaffen kann. Das hier allgemein verbreitete Vieh ist übrigens ziemlich groß, nutzbar und besser, als das gewöhnliche deutsche; ja man ist sogar durch Erfahrung belehrt worden, daß die besten Racen, z. B. Berkshire-Schweine, Durham-Kühe rc. selbst für Solche, welche vermögend genug sind, den hohen Kaufpreis dafür zu bezahlen, weniger nutzbar sind, als die hier einheimischen, theils weil sie schwerer in gutem Stande zu erhalten und fett zu machen sind, theils aber auch, weil sie das so grell wechselnde Klima nicht so gut vertragen können, als letztere. Unter den Rindviehracen empfehlen sich jedoch für die hiesige Farmerei die aus Schottland stammenden ungehörnten Galoway-Kühe ganz besonders, weil die gewöhnlichen sich nicht allein oft gegenseitig mit ihren Hörnern tödtlich verletzen, sondern auch viele andere Hausthiere, besonders junge Pferde, Schafe, Schweine und Kälber umbringen. Noch eine andere Art schottischer Rinder verdiente allgemeiner verbreitet zu werden, besonders in heißen Ländern, wo man häufig in Verlegenheit über den schnellen Verbrauch großer geschlachteter Thiere ist. Es sind dies die eigentlichen hochländischen Kühe, eine feine Zwergrace, nicht größer als Ziegen, welche für zwei Pfund Sterling verkauft werden, während die dort gewöhnlichen Kühe zwölf und vierzehn Pfund kosten. Sie geben sehr gute und

verhältnißmäßig viel Milch, haben sehr schmackhaftes Fleisch und füttern sich ungemein leicht. Aus dem Unterschiede des Preises der verschiedenen Arten kann man sicher auf die Kleinheit der beschriebenen schließen.

Die Pferde sind durchschnittlich hier schön zu nennen, obschon man ihr Aeußeres weniger hoch schätzt als ihre Kraft und Dauer. Die meisten Farmer ziehen Füllen von ihren Arbeitspferden und finden dazu Gelegenheit in einer großen Auswahl ausgezeichneter auf Speculation hier und da gehaltener Hengste, von denen die begehrtesten die stärksten und gedrungensten sind und nicht selten sechs- und achthundert Dollars kosten. Ein bei weitem gewinnreicheres Geschäft ist jedoch die Maulthierzucht, wozu ebenfalls durch Benutzung wahrhaft colossaler Esel die beste Gelegenheit gegeben ist. Es ist wirklich belehrend, zu sehen, wie die Leutchen hier speculiren und sich Mühe geben, selbst in größter Entfernung das Beste aufzufinden und hierher zu bringen, wie sie zuweilen fast ihr ganzes kleines Vermögen in einem sehr gewagt erscheinenden Unternehmen anlegen und am Ende doch einen glücklichen Erfolg erzielen, weil sie mit der gehörigen Sachkenntniß zu Werke gehen. So werden hier die ausgezeichnetsten Racepferde und schönere, größere Esel, als ich sie noch irgendwo gesehen, zur Benutzung für Pferde- und Maulthierzüchter von wenig bemittelten Personen gehalten und theils aus dem Osten, theils aus Kentucky, theils aus Neu-Meriko mit bedeutenden Opfern zu einem Preise von fünf- bis sechshundert Dollars geholt. Dennoch werfen dergleichen Geschäfte in der Regel einen sehr guten Gewinn ab, weil vorher schon ohngefähr die mögliche Einnahme und die un-

vermeidlichen Unkosten berechnet worden waren. Gute Esel gibt es von der Größe mittelmäßiger Pferde, mit Köpfen und Hälsen doppelt so groß und stark als bei diesen. Der Gewinn ihrer Eigenthümer besteht in dem Empfange von vier bis fünf Dollars für jedes junge Maulthier ihrer Nachkommenschaft. Für junge Füllen zahlt man dem Besitzer des gebrauchten Hengstes, wenn er nicht echtes Vollblut ist, denselben Preis; in letzterem Falle erhöht sich derselbe jedoch zuweilen bis auf vierzig bis funfzig Dollars. Der Vorzug, welchen die Maulthier- vor der Pferdezucht gewährt, besteht sowohl in dem doppelt hohen Werthe, welchen die Maulthiere im Vergleiche zu den gewöhnlichen Pferden haben, als auch in der kürzeren Zeit, binnen welcher jene brauchbar und verkäuflich werden. Ein zweijähriges Maulthier nämlich ist vollkommen so gut fähig, an die Arbeit gewöhnt zu werden, als ein vierjähriges Pferd, und bringt im Verkaufe wenigstens ebenso viel, in der Regel aber ein Dritttheil mehr als letzteres. Außerdem sind Maulthiere noch stärker, dauerhafter, weniger Krankheiten unterworfen und bedürfen ein Viertheil weniger und minder gutes Futter als Pferde. Erstere besitzen überhaupt mehr die Natur des Esels, sind genügsamer, fressen irgend eine Art verdorbenes Heu und Korn mit Vergnügen, welches Pferde und selbst die Rinder verschmähen. Sie sind stärker in den Knochen und Gelenken als jene und überhaupt so unverwüstlich, daß ich noch niemals ein krankes gesehen und von solchen gehört habe. Daher sind sie zu langen beschwerlichen Reisen, z. B. von hier über die Prärien und Felsengebirge nach Californien, brauchbar, auf welchen die besten Pferde sehr bald völlig kraft- und nutzlos

werden. Für ein mittelgroßes zweijähriges Maulthier erhält man hier gewöhnlich funfzig bis sechzig Dollars, und ohngefähr für jedes folgende Jahr bis zum fünften zehn bis funfzehn Dollars mehr. Sehr große Thiere werden sogar mit hundert und achtzig bis zweihundert Dollars bezahlt. Sechsjährige und ältere Maulthiere sind am geeignetsten für schwere und anhaltende Arbeit und weite Landreisen; jüngere eignen sich weniger für dieselben. Bis zum fünfunddreißigsten und vierzigsten Lebensjahre bleiben sie eben so arbeitsfähig als ein Pferd bis zum funfzehnten, und straucheln selbst dann noch seltener als noch ziemlich kräftige Rosse. In gebirgigen Gegenden stehen letztere selbst schlechten Maulthieren bei weitem nach, was die Zuverlässigkeit, Ausdauer und Sicherheit des Trittes betrifft. Ueberhaupt können diese auf die Dauer noch einmal soviel tragen als jene und übertreffen sie sogar im Ziehen. Durch gute Fütterung und Abwartung während ihrer ersten Lebensjahre erreichen sie die Höhe und Dicke mittelgroßer Pferde. Auf die Größe der Stuten kommt dabei viel weniger an, ja man sieht zwischen Alten und Jungen, was die Höhe und Vollkommenheit derselben betrifft, nicht selten die grellsten Widersprüche und bedient sich deshalb der Mutterpferde jedes Alters und jeder Größe zur Maulthierzucht, überzeugt, daß reichliches, gutes Futter die Hauptsache für die vollständigste Entwickelung und das schnelle Wachsthum der Jungen ist. Wer daher nur einigermaßen Heu und Mais oder Korn und einen geräumigen Weideplatz auf seiner Farm hat, kann nicht leicht etwas Besseres thun, als eine möglichst große Anzahl Stuten, wären sie auch alt und durch Erlahmung oder sonstige Gebrechen zur Arbeit untauglich,

anzuschaffen und Maulthiere zu ziehen. Das Zureiten und Einfahren derselben verursacht in der Regel weniger Schwierigkeiten als bei Pferden, wenn man nur die Vorsicht gebraucht, jedes Mal einen Neuling neben einen gut eingefahrenen Alten zu spannen, oder zuerst anstatt des Reiters einen Sack voll Getreide fest auf den Sattel bindet und damit den Schüler an der Leine gehen läßt. In der Regel thun die Maulthiere bei ruhiger Behandlung schon beim ersten Arbeitsversuche so ziemlich, was man von ihnen verlangt. Wird der Lehrer hingegen ungeduldig und schlägt oder mißhandelt das halb verblüffte, halb unwillige Thier, so wird es zuweilen dadurch auf immer verdorben. Ob Angst oder Verstocktheit die Ursache des sich dann verrathenden passiven Widerstandes mit sehr treffenden Seitenhieben ist, mögen nur Geistesverwandte der klugen Geschöpfe wissen, so viel ist aber ausgemacht, daß sie, wenn einmal verdorben, selbst den besten Reiter mit außerordentlicher Geschicklichkeit über den Kopf abwerfen — ohne ihn jedoch, so viel mir bekannt ist, schwer zu verletzen, weil er meistens auf die Füße zu stehen kommt, — oder einen Wagen unwiderruflich zum Stehen bringen. Uebrigens glaube ich, daß die guten Thiere arg verleumdet werden oder vielleicht bei den heftigen, unruhigen Spaniern und Italienern öfter verdorben worden sind, als durch die ruhigen, klugen Angelsachsen; denn so viel ich auch Gelegenheit gehabt habe, sie in allen Lebensverhältnissen zu sehen, schwer oder leicht beladen, gut oder schlecht gefüttert und behandelt, vor übermäßig beladenen Wagen oder vor Galaequipagen, immer fand ich sie willig, thätig und zuverlässig. Man sollte dieses unvergleichliche Vieh auch in Deutschland

mehr einheimisch zu machen suchen! Früher stand ihrer Einführung die Ansicht entgegen, daß sie ein kaltes Klima nicht so gut vertragen könnten als die Pferde, allein diese ist hoffentlich durch das bisher Angeführte widerlegt; denn wenn sie den hiesigen Winter im Freien mit Baumrinde, Laub, etwas Stroh oder Heu überstehen und gedeihen, und dabei heerdenweise munter im Waldeum herlaufen können, so leidet es gewiß keinen Zweifel, daß sich die Maulthiere auch in der Mitte Europa's ebenso werthvoll und nutzbar erweisen und noch besser gedeihen werden als hier.

Bei der Beschreibung der zu einer Farm gehörigen Gehöfte oder Einfriedigungen habe ich früher unterlassen, des pasture's oder sogenannten Weideplatzes zu erwähnen. Ebenso wie das Wort Fence ist auch pasture in die hiesige deutsche Sprache aufgenommen worden, weil es sich wohl der Wortbedeutung, aber nicht seinem wirklichen Sinne nach übersetzen läßt. Unter pasture (Pastschr ausgesprochen) versteht man einen größeren oder kleineren eingefenceten und mit einigen Schattenbäumen versehenen Raum in der Nähe des Hofes, in welchem die zur Arbeit gebrauchten Pferde oder irgend anderes Vieh, welches man nicht frei herumlaufen lassen will, sich des Nachts oder während der Mußestunden ergehen können. Ist die Einfriedigung sehr groß und die Anzahl der darin gehaltenen Thiere nicht zu bedeutend, so finden Letztere wohl Gras genug, um ihren ärgsten Hunger zu stillen, allein gewöhnlich sind die pastures selbst dafür zu klein und können unmöglich Weideplätze genannt werden, eher englische Anlagen, in welchen Nichts abgepflückt werden darf, freilich blos aus dem Grunde, weil Nichts vor-

handen ist. Sogar die größten Einfriedigungen dieser Art sind schon gegen Ende Juli, zu welcher Zeit, sehr nasse Jahre ausgenommen, der Graswuchs fast ganz aufhört, keine hinreichenden Weideplätze mehr und geben nur dann nach einigen Wochen wieder Futter, wenn das Vieh so lange auf abgemähte Wiesen oder Felder gelassen wird. Wer daher Viehzucht nur einigermaßen mit Vortheil und Vergnügen treiben will, sollte mehrere eingefriedigte Weideplätze haben und diese abwechselnd von den Thieren abgrasen und wieder ruhen lassen, um auf diese Art möglichst regelmäßig Futter für dieselben zu erlangen. Ein nie austrocknender Teich, Fluß oder nie versiegende Quellen sind unerläßliche Bedingungen für Viehzucht im Großen, denn ohne wenigstens eines dieser natürlichen Hülfsmittel auf der Farm oder in der Nähe derselben könnte der Besitzer bei trocknem Wetter in die Verlegenheit kommen, für sein Vieh Tag und Nacht Wasser aus dem Brunnen ziehen und, wäre dieser, wie wahrscheinlich, bald leer, die Thiere sämmtlich in das Freie entlassen zu müssen und endlich dennoch viele, wenn sie weit nach Wasser zu laufen haben, zu verlieren, indem sie theils verschmachten, theils sich weggewöhnen.

Ehe wir uns auf immer von den gezähmten Vierfüßlern trennen, laß mich noch erwähnen, daß ein Hauptmittel, sie zahm und gelehrig zu machen, darin besteht, daß jedes derselben, selbst die Patriarchen unter den Schafen und Schweinen, einen Namen bekommt und stets mit demselben gerufen oder angeredet wird. Die Letzteren verrathen nicht, wie z. B. die unserer Hunde (Nero, Alba, Pluto rc.), daß man damit eine verächtliche oder gehässige Meinung verbindet, son=

dern gerade das Gegentheil. Die Amerikaner benennen ihre Pferde in der Regel mit gewöhnlichen Taufnamen, z. B. Charley (Karlchen), Sam, Dick (Richard), Bill (Wilhelm) ꝛc.; die Rinder hingegen vorzugsweise mit althistorischen: Samuel, Jacob, Peter, Paul, David, Simson, Molly, Susan ꝛc. Die Deutschen bringen noch mehr Poesie unter das Vieh und benennen es bald nach homerischen Helden und Heldinnen, bald nach den Göttern Griechenlands und Roms, bald nach neueren geschichtlich berühmten Personen, bald nach orientalischen Schönheiten und bald nach theuren in Europa zurückgelassenen Freunden. Selbst die Hunde, von denen auf den meisten Meiereien zu viele vorhanden sind, werden als unzertrennliche Gefährten des Farmers und werthvoll besonders zur Hetzjagd mit dergleichen Ehrennamen bedacht. Es ist oft unterhaltend und nicht selten zu mancherlei Mittheilungen veranlassend, wenn man allerhand Benennungen unter einander hört, besonders auf Jagden, wo die berittenen Jäger viele Hunde bei sich haben. Da wird bald Hektor gerufen, bald Georgi geprügelt, Ajax angefeuert, Gönneritz, Mady und Juno angebunden, Tunker und Osmann gehetzt, Jerlach und Streibel mit dem blutigen Aufbruch erlegten Wildes gefüttert, Napoleon, Sara und Otto gesattelt, Osiris erhält einen Jagdhieb, die Hörner ertönen und fort saust die wilde Jagd. Zwar erhalten auch Pferde in Deutschland in großen Marställen Namen, allein diese sind in der Regel nur den Herren und Dienern bekannt, die Thiere werden sich niemals umsehen oder kommen, wenn sie mit demselben gerufen werden. Hier ist dies anders, jedes Hausthier kennt seinen Namen und gehorcht meistens dem

Rufe willig und gern. Es hat dies den Nutzen, daß man z. B. beim Fahren mit mehreren Pferden irgend eines davon, welches weniger zieht, als die übrigen, durch Anrufen antreiben kann, ohne daß letztere unnöthigerweise mit zu größerer Thätigkeit angeregt werden, wie dies durch die Peitsche geschieht; oder wenn Thiere in einiger Entfernung mit einander kämpfen, sich jagen, im Begriffe sind, über Einfriedigungen zu springen, Thüren zu öffnen oder sonst irgend Etwas ihnen als verboten Bekanntes zu unternehmen, so ist es leicht, sie durch Nennung ihres Namens und Hinzufügung einiger kräftiger Worte zur Ordnung zu bringen.

Ein Deutscher lernt in der Regel erst hier, wie man Vieh behandeln müsse und wie sehr man es durch Worte leiten kann, wenn man sich daran gewöhnt, mit demselben zu sprechen. Durch den Ruf: Oh! bringt man gut gezogene Pferde oder Ochsen auf der Stelle zum Stehen, hah heißt links, tschi rechts, get up bedeutet: geh fort oder, wenn im Lauf, geh schneller; back: zurück, beim Zurückschieben oder Umlenken. Es ist sehr viel werth, dergleichen Ausdrücke zu kennen und Zugvieh oder Reitpferde so daran zu gewöhnen, daß man weder Zügel noch Peitsche braucht, damit man, falls der erstere zerreißt oder der Hand entgleitet, die Thiere durch das blose Wort aufzuhalten im Stande ist. Mich und wahrscheinlich noch viele andre hat diese Gewohnheit vor gefährlichen Stürzen zu Pferde und zu Wagen bewahrt, wenn plötzlich eine Schnalle sich öffnete, ein Ring oder das Gebiß brach und der Zügel auf diese Art völlig unbrauchbar zum Leiten oder Anhalten der Pferde wurde. Einmal z. B. als ich mit gespanntem Doppelgewehr im gestreckten Galopp einen Hirsch durch dichten Wald ver-

folgte, öffnete sich eine Schnalle am Zaume, so daß ich das Pferd, welches, wie die meisten öfters zur Jagd gebrauchten, den Eifer des Reiters theilen und ohne angetrieben zu werden, im schnellsten Laufe und geradester Richtung dem Hundegebell zueilte, nur nach einer Seite ziehen konnte und Gefahr lief, an den struppigen Aesten stückweise hängen zu bleiben oder an den rauhen Stämmen zerquetscht zu werden, da rief ich mehr aus Gewohnheit als mit voller Ueberlegung, Oh, und sogleich stand das edle Thier still. Oefters habe ich kleine Knaben, welche wild gewordene Pferde mit ihren schwachen Händchen nicht mehr am Durchgehen verhindern konnten, sich durch das wiederholt ausgerufene Wörtchen vor schlimmen Fällen bewahren sehen. Ebenso bin ich Zeuge gewesen, wie gutgewöhnte Pferde, denen sogar auf abschüssigen Wegen die Wage (Ziehscheite) des Wagens in Folge von Zerreißungen am Geschirr an die Hinterbeine schlug, blos durch den Zuruf Oh ruhig stehen blieben, sich geduldig ausspannen und den in der größten Gefahr schwebenden Frauen und Kindern Zeit ließen, auszusteigen. Oefters jedoch trifft es sich auch, daß uns Deutschen sowohl beim Reiten als auch beim Fahren die Pferde plötzlich gegen unsern Willen anhalten, wenn wir im Gespräche begriffen beim Anhören außerordentlicher Mittheilungen unwillkürlich ein lautes Oh der Verwunderung ausrufen!

Denselben Einwand, welchen die Finsterlinge gegen die Freiheit und Bildung der Menschen erheben, kann man mit Recht in Bezug auf die Hausthiere zur Geltung bringen. Da nämlich für dieselben hier weniger väterlich gesorgt wird als bei z. B. in Deutschland, da man ihnen die Freiheit läßt, zu

verhungern, und sie auf der andern Seite durch freie Vorträge zu klügeren, verständigeren Wesen macht, so benutzen sie auch diesen höheren Grad von Einsicht, Klugheit und Gewandtheit zu ihrem Vortheile und unserem Schaden, ja sie lernen sehr bald eines von dem anderen alle möglichen nachtheiligen Kunstfertigkeiten, weshalb man auch sehr vorsichtig die Rädelsführer in Ausübung derselben entweder von der Farm entfernen oder sorgfältig verwahren muß. Von Pferden und Rindern, welche entweder über die ganze Fence springen, oder nur über die unteren sieben Riegel derselben, nachdem sie mit den Hörnern oder Köpfen einen Reiter abgehoben, habe ich Dir schon früher geschrieben, allein man findet auch viele, welche sehr geschickt Thüren zu öffnen wissen, wenn diese nicht mit guten Federschlössern geschlossen sind. Gewöhnliche Klinken oder Riegel öffnen sie sehr gewandt, besonders wenn sich dieselben auf der Seite der Thüre befinden, wo das Vieh sich aufhält. Sie bringen oft Stunden damit zu, dies zu bewerkstelligen, und gehen dabei mit so viel Ueberlegung zu Werke, daß man ihnen oft mit großem Interesse zusieht. Besonders beschäftigen sie sich des Nachts mit dergleichen Versuchen und stören häufig dadurch die nächtliche Ruhe, zumal in Städtchen, wo halbverhungerte Thiere mit unermüdlicher Beharrlichkeit in die Höfe oder Gärten der Nachbarn einzudringen suchen. Man wird fast alle Nächte durch das unaufhörliche Geklapper der Riegel und Schlösser geweckt, und glaubt man sich durch Zuruf und Verjagung den Feind vom Halse geschafft zu haben, so kehrt er gewiß bald zurück und zwingt uns am Ende, den Lärm geduldig zu ertragen; denn die Thiere sind so klug, daß sie sich schnell und vorsichtig entfernen und

den zu erwartenden Schlägen entziehen, sobald sie die Hausthüre öffnen hören, weshalb eben keine gründliche Vertreibung dieser störenden Unart möglich ist. Pferde drücken nicht selten schwache Pforten mit der Brust ein und Schweine heben sie mit den Rüsseln aus den Angeln, ja zuweilen lösen sich die verschiedenen Hausthiere gegenseitig bei ihren Versuchen und Bemühungen ab, um gemeinschaftlich den endlich erzwungenen Ein- und Ausgang zu benutzen. Du siehst aus diesen Angaben, daß man sich sehr vorsehen muß, wenn man sein Vieh an Orten behalten will, wohin es gehört und um zu verhüten, daß es nicht über Nacht den schönsten Garten und die prangendsten Felder verwüste oder sich plötzlich nach Eröffnung der Hofthüren in das Freie und unerreichbare Fernen begebe. Wer daher der Meinung ist, daß die hier übliche Art und Weise, das Vieh zu halten, dem Landmanne mehr Vortheile gewähre, als z. B. die in Deutschland gebräuchliche, der irrt gewaltig, denn die Farmer in schon dichtbewohnten Gegenden würden viel lieber ihre Hausthiere einsperren und die Felder offen lassen, wie dort, wenn es jetzt schon geschehen könnte. In kurzer Zeit wird dies jedoch schon deshalb unbedingt nothwendig werden, weil die steigenden Holzpreise und hohen Arbeitslöhne die Aufstellung weitläufiger Fencen unvereinbar mit einem nur leidlichen Gewinne beim Betriebe der Landwirthschaft machen würden.

Die Zucht von Geflügel, gewöhnlich eine reichhaltige Quelle für Erwerb und gute Gerichte der Landbewohner Europas, ist hier mit außerordentlichen Schwierigkeiten und Unfällen verbunden, theils des Klima's, theils der vielen Raubthiere wegen. Was den ersten Punkt betrifft, so ist es im

Sommer in Hühnerställen so glühend heiß und die Ueberhandnahme des Ungeziefers so außerordentlich, daß das Federvieh dieselben flieht und nur durch Einsperren einigermaßen daran gewöhnt werden kann. Selbst brütende Hühner verlassen halb verschmachtet und von Insecten halb todt gebissen verzweifelt ihre Eier, welche gleichwohl nicht selten durch die Hitze der Luft noch mehrere Tage später ausgebrütet werden. Allein eine große Anzahl des in Hühnerställen zur Welt gekommenen jungen Geflügels stirbt von dem Ungeziefer*) zu Tode gepeinigt. Daher ist es nicht allein sehr beschwerlich, die Alten an Ställe zu gewöhnen, sondern sogar nachtheilig, weil jedenfalls eine Menge bebrüteter Eier in denselben verlassen werden und selbst die wenigen darin ausgekrochenen Jungen meistens bald sterben oder von den (wahrscheinlich durch die Hitze wüthend gemachten) Alten auf die grausamste Weise mit dem Schnabel zerhackt und zerrissen werden! Aus obigen Gründen zieht es das Federvieh mit Zustimmung seiner Herren vor, sich selbst des Nachts im Freien aufzuhalten, Hühner, Perlhühner, Truthühner, Pfauen ꝛc. auf Bäumen neben den Gebäuden, Gänse und Enten im Hofe. Während des Sommers befinden sie sich nun allerdings auf diese Art viel wohler als in den heißen Ställen, allein im Winter dafür desto schlechter. Sie erfrieren und verlieren fast ohne Ausnahme die Kämme, so daß die hiesigen Hähne von Neueingewanderten stets für Kapaunen angesehen werden, sehr häu-

*) Es wächst hier eine Art Achillea mannshoch, deren Blätter und Stengel ein sicheres Mittel zur Vertreibung des Ungeziefers in Hühnerställen abgeben, aber nur wirksam, so lange sie nicht trocken sind. Für ein großes Hühnerhaus veranlaßt es daher zu viel Arbeit, das Kraut täglich für alle Nester erneuern zu müssen, im Kleinen ist es sehr nützlich.

fig die Zehen, und große Kälte tödtet Viele, bald schneller, bald langsamer. Folgt plötzlich auf Regen Frost, so bedecken sich die Federn mit Eis, die an einander gedrängten Vögel frieren zusammen, fallen noch Nachts klumpenweise von den Bäumen, ziehen erschreckt nach allen Richtungen hin, und trennen sich gewöhnlich erst, wenn eine Hälfte von ihnen halbgerupft ist, während die andere mit den angefrorenen Federn der letzteren fortläuft. Die langen Schweife der Pfauen sind oft so dick mit Eis und Schnee bedeckt, daß sich die armen Thiere zuweilen Tagelang nicht vom Platze rühren können; überhaupt bleibt sämmtliches Geflügel bei kaltem Wetter oder tiefem Schnee während des ersten Tages ganz auf den Bäumen und kommt erst am zweiten herab, wenn es der Hunger unwiderstehlich treibt oder der Schnee von Mensch und Vieh an einzelnen Stellen niedergetreten worden ist. Die Sterblichkeit unter dem jungen Geflügel übersteigt hier alle Begriffe, besonders wenn nach warmen Tagen im Frühjahre plötzlich kalte Gußregen eintreten, oder wenn des Nachts Raubthiere die Alten getödtet oder von ihrer Brut verjagt haben. Nach dergleichen Ereignissen findet man nicht selten über hundert der letzteren leblos umherliegend und oft sind in wenig Tagen von zahllosen Küchelchen, Entchen, Truthühnchen rc. nur noch wenige übrig. Enten, Gänse und Truthühner kann man nur aufziehen, wenn man sie längere Zeit in Bretterverschlägen, welche an irgend einer Stelle ein Obdach gewähren, einsperrt und gut füttert. Die Küchelchen sterben jährlich zu Hunderten an einer Krankheit, gaps genannt, die sich durch krampfhaftes Würgen und einen dem Croup ähnlichen Ton äußert. Sie dauert zuweilen wochen=

lang und verhindert die Thiere nur während ihrer letzten vierundzwanzig Stunden am Fressen. Ich habe Tausende daran sterben, aber kaum zehn davon genesen sehen, ohngeachtet ich alle in ökonomischen Zeitschriften und von erfahrenen Farmersfrauen dagegen empfohlene Heilmittel und Methoden angewendet habe. Das Wesen und die Ursachen der Krankheit werden hundertfältig verschieden angegeben, allein ich bin überzeugt, daß sie durch heftige Erkältung entsteht, weil sie besonders nach plötzlich eingetretener nasser Kälte epidemisch auftritt. In Ställen ausgebrütete Küchelchen werden größtentheils dadurch weggerafft, während im Freien zur Welt gekommene am meisten davon verschont bleiben. Nachdem ich mir daher früher alle erdenkliche Mühe gegeben hatte, Hühner an Ställe zu gewöhnen und sie darin legen und brüten zu lassen, und auf diese Art mit der Zucht sehr unglücklich war, überließ ich sie gänzlich ihrem freien Willen und erlangte dadurch ohne alle Bemühungen eine bedeutend größere Zahl Nachwuchs. Man sagt, daß auf neuen und besonders in der Prärie gelegenen Farmen das Federvieh viel besser gedeihen und sich leichter vermehren solle, als auf alten oder von Wald umgebenen; bestätigt habe ich diese Behauptung nur insofern gefunden, als in den Gehölzen sich mehr Raubthiere aufhalten, welche dem Geflügel eifrig nachstellen. Im Allgemeinen ist die Hühnerzucht hier wenig einträglich und erfreulich, vielleicht zum Theil mit deshalb, weil die Alten im Winter zu sehr leiden und daher eine schwächliche Nachkommenschaft hervorbringen; die Perlhühner hingegen vermehren sich beispiellos zahlreich, bringen ihre Jungen meistentheils glücklich auf und verscheuchen Raubthiere durch ihr Geschrei jahrelang

von den Farmen. Mit der Zeit jedoch scheinen sich besonders die in der Nähe der Perlhühner geborenen und erzogenen Sprößlinge der ersteren auch an dieses zu gewöhnen und fangen an, sich für die Enthaltsamkeit ihrer Vorfahren zu rächen. Die Hähne krähen hier regelmäßig zweimal, Nachts um elf Uhr und Morgens kurz vor Tagesanbruch. Ueber die Erklärung des ersteren Umstandes habe ich vielfach gegrübelt und nirgends Aufschluß darüber erhalten können. Sollte es vielleicht daher kommen, daß die elfte Abendstunde hier ohngefähr der sechsten des Morgens in England, woher die hiesigen Hühner doch zweifelsohne stammen, entspricht, und daß die Thiere ihre gewohnte Krähzeit beibehalten und die neue, durch den anbrechenden Tag veranlaßte, noch dazu angenommen haben? Die Erklärung ist vielleicht falsch, die Thatsache jedoch unumstößlich richtig und so auffallend, daß ihre Ursache von Naturforschern ergründet zu werden verdient. Ebenfalls sonderbar ist es, daß die Gänseriche hier ohne Ausnahme ganz weiß, die Gänse hingegen immer grau oder grau und weiß gefleckt sind. Bei den wilden Gänsen findet hingegen gar kein Unterschied im Aeußern statt, so daß sich bei ihnen das Geschlecht im Ansehen durchaus nicht unterscheiden läßt.

Die Feinde des Geflügels und diebische Liebhaber der Eier sind hier ganz besonders zahlreich. Unter den Säugethieren nenne ich die Wiesel, Iltis (Mink), Stinkthier, Waschbär, Beutelratte (Opossum), Fuchs, eine Art Luchs (cat-a-mount), die Hausratte; unter den Vögeln: alle Arten Habichte, unzählig viele Eulen sehr verschiedener Arten und Größen, Raben und Häher; und unter den Amphibien: die schwarzen

Schlangen und Wasserschildkröten. Die letzteren entsteigen mit trägen Schritten kleinen Bächen, Teichen ꝛc. und nähern sich langsam einer Heerde junger Hühner. Die alte Glucke, anstatt mit leichter Mühe sammt ihren Jungen dem Feinde zu entfliehen, schreit erschrocken und läuft verzweifelt fortwährend im Kreise um jene herum, bis die vierzehn bis achtzehn Zoll lange und zwölf Zoll breite Schildkröte nahe genug herangekommen ist und mit ihrem gewaltigen Schnabelmaul eines derselben erfaßt. Ich habe selbst dieses auffallende Benehmen aus einem Verstecke mit angesehen und vielseitig von Anderen das Gleiche vernommen. Den im Freien schwimmenden jungen, ja fast schon ausgewachsenen Enten und Gänsen sind diese häßlichen, zu gar Nichts zu brauchenden Amphibien außerordentlich verderblich, sie ziehen sie unter das Wasser und verzehren sie gemächlich in Höhlen des Flußufers oder unter ausgewaschenen Baumwurzeln. Mir selbst sind auf diese Art über hundert Enten und junge Gänse gefressen worden, ehe ich mir ihr Verschwinden erklären konnte. Da sah ich zufällig einmal eine Halbgefressene unter einer Baumwurzel im Wasser, ich ließ Letzteres ausschöpfen und fand tief in dem Schlamm vergraben eine sehr große und eine kleine Schildkröte; später habe ich zuweilen Inspection an Bächen oder Teichen gehalten, um Mittag an sehr warmen Tagen, nachdem ich Speck oder rohes Fleisch in das Wasser geworfen, mich hinter einen Baum auf den Anstand gestellt und die gierigen Thiere, welche ich niemals mit Angelhaken fangen konnte, geschossen. Die schwarzen Schlangen, von denen die größten sechs bis acht Fuß Länge und ein und einen halben Zoll Dicke erreichen, kommen bis in die Höfe und

Häuser und verschlingen besonders Eier, seltner und wahrscheinlich nur wenn sehr hungrig junges Geflügel; ihr Biß ist übrigens, wenn sie überhaupt jemals zu beißen versuchten, völlig unschädlich, da sie keine Giftzähne besitzen. Sie ergreifen die Flucht bei dem geringsten Geräusche, ausgenommen wenn sie ein Ei oder Hühnchen eben halb verschluckt haben, dann sind sie völlig regungs- und hülflos und lassen sich ohne sich zu rühren schlagen oder stechen, bis der Fraß entweder durch den Schlund geglitten, oder wenn z. B. ein Ei zerbricht oder ihrem Rachen entfällt.

Unter den Hausthieren sind Hunde, Schweine und Katzen der Vermehrung des Geflügels besonders hinderlich, insofern sie theils Eier, theils die Jungen und Alten zugleich fressen. Schweine jagen zuweilen in Gesellschaft Federvieh, vertheilen sich wie Jäger über einen gewissen Raum, treiben sich jenes gegenseitig zu und nehmen wechselseitig die Verfolgung auf, je nachdem ihnen die Beute nahe kommt, oder einzelne ermüden. Auch bei solchen Gelegenheiten habe ich oft gesehen, wie alte Hühner, Puter, Enten rc., welche bei allen anderen Gelegenheiten so leicht flogen als wilde Vögel, aus Angst sich ihrer Flügel zu bedienen vergaßen und eher oder später von ihren Feinden gefangen wurden, wenn man ihnen nicht noch rechtzeitig zu Hülfe kam. So wenig man nun in Deutschland von Hunden hört, welche Eier fressen, so selten sind hier diejenigen, welche es nicht thun, und Du kannst Dir daher denken, welchen ungeheuren Schaden diese übrigens auf Farmen unerläßlich nothwendigen Thiere anrichten, da sie Tag und Nacht völlige Freiheit haben, die Nester in den Gehöften und Feldern aufzuspüren. Beim Fressen der Eier

gehen sie übrigens außerordentlich vorsichtig zu Werke, besonders wenn sie schon einmal deshalb gestraft worden sind; sie thun es des Nachts und begeben sich niemals in die Nähe eines ihnen bekannten Nestes, wenn sie sich beobachtet glauben. Es dauert oft lange Zeit, ehe man in Erfahrung bringt, daß gewisse Beraubungen und Zerstörungen der Brutnester nicht von Raubthieren, sondern von den bittersten Feinden derselben, von den Hunden selbst begangen worden sind. Obschon nun diese Neigung der Hunde zum Eierfressen dem Farmer sehr unangenehm vorkommen muß, so ist er doch jenem natürlich; allein was würdest Du sagen, wenn Du selbst Pferde mit dem innigsten Behagen Eier zerbeißen und auflecken sähest? Und dennoch kommt dies nicht selten vor, da die Hühner häufig in die Krippen legen und die Pferde in Versuchung bringen. Gleichwie die Schafe auf Helgoland gelernt haben, Fischgräten zu genießen, und die Kühe in Archangel, im Winter von getrockneten Fischen zu leben, so mögen wohl auch hier hungrige Rosse zuerst aus Noth Eier versucht und nach und nach so schmackhaft gefunden haben, daß sie keines unverspeist lassen, wo immer sie es auch finden mögen.

Würde die Hühnerzucht hier vernünftig betrieben, richtete man sich nach den Verhältnissen und beobachtete dennoch dabei die möglichste Vorsicht, so würde sie trotz aller ihr entgegenstehenden Hindernissen dennoch einen reichlichen Gewinn geben. Gewöhnte man das Geflügel im Herbst in die Ställe und ließe es nur im Sommer völlig frei, dann würde der Erfolg ein ganz anderer sein, als er jetzt ist. Man würde selbst im Winter regelmäßig wenigstens einige Eier erhalten, während man unter den jetzigen Umständen zuweilen wochen-

lang von hundert und mehr Hühnern kein einziges bekommt. In größeren Städten kostet das Dutzend Eier im Winter nicht selten von vierzig bis funfzig Cent, in kleineren bis zwanzig, sie sind aber selbst für diesen Preis selten zu haben. Hühner sind auf dem Lande von zwölf bis funfzehn Cent, Enten und Perlhühner von sechzehn bis zwanzig, Truthühner von funfzig bis hundert und funfzig, Gänse von fünfundzwanzig bis vierzig und selbst halbwüchsige Hühner zehn Cent das Stück werth. Du wirst aus letzteren Angaben ersehen, daß es wohl der Mühe sich lohnt, der Zucht des Geflügels einige Aufmerksamkeit zu schenken. Eine Hauptverbesserung dieses Erwerbzweiges besteht darin, die Hühnerhöfe mit Bretter- oder Lehmwänden (oder auch Steinmauern, wenn diese nicht zu theuer sind) zu umgeben, damit die jungen Thiere in sicherem Gewahrsam gehalten werden können, bis sie alt genug sind, die Alten auf entfernteren Spaziergängen zu begleiten und sich nöthigenfalls durch eigne Klugheit oder Schnelligkeit vor Feinden zu retten. Die hier üblichen Fencen gestatten der Brut entweder gar zu leicht Ausgänge, von denen sie besonders, wenn starker Thau gefallen, häufig nicht mehr zurückkehren, oder Schlupflöcher, welche sie später nicht wiederfinden und dann getrennt von ihren Müttern durch die Feuchtigkeit und Kälte der Nächte oder durch Raubthiere getödtet werden.

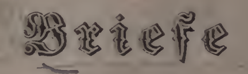
Die Ratten verursachen durch ihre große Zahl und Gefräßigkeit überhaupt außerordentlichen Schaden und thun der Geflügelzucht insbesondere viel Eintrag, indem sie Eier und die jungen Thiere fressen und sogar die Bruthühner durch kühne, vereinigte Angriffe von den Nestern treiben. In einer

Nacht tödten sie nicht selten Kügelchen, junge Enten, Gänse, Puter ꝛc. dutzendweise und schleppen, was sie nicht auf einmal fressen können, in ihre Höhlen. Der beste Weg, sich ihrer zu entledigen, ist der, Phosphorgift auf Fleisch gestrichen in ihre Löcher zu stecken und diese mit Brettern oder Steinen zu bedecken, damit keine anderen Thiere zu dem Gifte gelangen können. In wenigen Tagen kann man auf diese Art Haus und Farm gänzlich von diesen höllischen Plagegeistern befreien und ebenso bei gehöriger Aufmerksamkeit neue Ankömmlinge derselben Familie schnell vernichten, ehe sie sich förmlich einnisten und vermehren. Solltest Du jemals die Legionen Ratten, welche in der Union in Städten sowohl als auch auf dem Lande mit der größten Frechheit am Tage in den Häusern, auf Balkons und Simsen, in Höfen ꝛc. herumspazieren, selbst zu Gesichte bekommen, so wirst Du Dich dieser Zeilen dankbar erinnern und das durch vielfache Erfahrung erprobte Mittel schleunig zu Deiner Selbstvertheidigung in Anwendung bringen. Behufs seiner Bereitung zerreibt man ohngefähr ein Viertel-Quentchen reinen Phosphor in zwei bis drei Eßlöffeln voll warmem Wasser und mischt dazu etwas Zucker und so viel Mehl, um die Flüssigkeit in einen steifen Brei zu verwandeln. So lange derselbe noch feucht ist oder sich durch Zusatz von Wasser wieder erweichen läßt, ist er das sicherste und beste Mittel zur Vertilgung der Ratten, welche häufig den Arsenik oder andere ihnen zu Ehren aufgestellte ähnliche Gerichte verschmähen und sogar vor den verschiedenartigsten Fallen, besonders wenn sie schon mit dem Blute oder Todesseufzern ihrer Stammverwandten in Berührung kamen, eine heilige Scheu verrathen.

So eben erhalte ich Nachricht, daß ich auf einige Tage in Geschäften verreisen muß, weshalb ich mir den Schluß der von Dir gewünschten Mittheilungen für meine Zurückkunft vorbehalte und Dir aus der Ferne einen aufrichtigen Freundesgruß sende.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.





aus den

Vereinigten Staaten

von

Nord-Amerika.

Von * * *

Zweiter Band.

Leipzig

Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber.

1853.

Briefe aus Nord-Amerika.

Zweiter Band.

Briefe

aus den

Vereinigten Staaten

von

Nord-Amerika.

Von * * *

Zweiter Band.

Leipzig
Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber.
1853.



Vorrede zum zweiten Bande.

Da die im Vorworte zum ersten Bande angeführten Hinweisungen auch auf dieses Bändchen anwendbar sind, bleibt hier nur wenig zu sagen. Der Verfasser der Briefe hat auch in diesem Bande Gegenstände der mannigfaltigsten Art geschildert, um seinen Freunden eine umfassendere Uebersicht des Amerikanischen Lebens zu ermöglichen. Daß diese Beschreibungen sich auch auf die Farmerei und deren Mühseligkeiten, sowie auf viele Beschwerden des Aufenthaltes auf dem Lande erstrecken, wird denjenigen Lesern sehr angenehm sein, die von hier nach Amerika auswandern wollen, um sich dort als Farmer anzusiedeln. Reichere Auswanderungslustige werden den Brief über die Jagden mit Vergnügen zur Hand nehmen, alle aber werden mit Unwillen erfüllt werden, wenn sie finden, welchen Gefahren die Reisenden, besonders auf den westlichen Strömen der Union, ausgesetzt sind. Die über das Sklavenwesen und die Negerrace, sowie über die Indianer oder sogenannten Rothhäute entworfenen Gemälde sind geeignet,

neue Ansichten über beide Völkerschaften zu begründen und im Betreff der letzteren die Cooper'schen Darstellungen zu berichtigen.

Sollte der Verfasser der Briefe hier oder da Schriftstellern, die auf Autorität Anspruch machen, entgegengetreten sein, so mögen diese bedenken, daß sich wohl selten in einem Reisenden so viele Gelegenheiten, Amerika in einem großen Umfange und in seinen so verschiedenen Staaten und Verhältnissen kennen zu lernen, vereinigt haben, als in dem Schreiber dieser Briefe. Jedenfalls kehrt derselbe früher oder später nach Deutschland zurück und wird dann gern Allen Rede stehen, welche an seinen Darstellungen der Vereinigten Staaten von Nordamerika etwas auszusetzen finden, bis dorthin wird aber der Herausgeber etwaige Widersprüche entgegennehmen und mit Hülfe von solchen Stimmen beantworten, die sich schon gegen die Auswanderung nach den Vereinigten Staaten erhoben haben.

Leipzig, den 17. December 1852.

Der Herausgeber.

Inhaltsverzeichniß.

Siebenter Brief.

Seite

Grundlosigkeit der Wege. — Nachtheilige Folgen, wenn Farmer ihre Wirthschaften mit Credit anfangen. — Leben und Gebräuche der Farmer, einfache und schlechte Kost derselben. — Benutzung mehrer einheimischer Pflanzen. — Getränke: Whisky, Wasser, Kaffee; Bier und Wein für unbemittelte Farmer nicht erschwinglich. — Absatz der Producte wegen der schlechten Wege sehr beschwerlich. Die meisten Berichte über das Farmerleben und den vermeintlichen großen Nutzen der Farmerei rühren von Unkundigen her (Dudens etc.) und führen die Ankömmlinge ins Verderben. — Holz- und Waldböcke unausstehliche Landplage, Moskitos, Wespen, Wanzen. — Seidenzucht. — Ahornzuckerbereitung. — Theebau. — Waldbrände. — Präriebrände. — Versicherung gegen Feuer ist anzurathen 3

Achter Brief.

Die Thiere des Waldes und der Prärie. — Jagden auf dieselben, theils zum Vergnügen (besonders der Landleute), theils des Fleisches oder Pelzes, theils ihrer Schädlichkeit wegen (Raubthiere), Hirsche und deren Jagden, Hasen-, Eichhörnchen-, Truthühner-, Präriehühner-, Fasanen- und Wandertauben-Jagden. Jagden auf Sumpf- und Wasservögel. — Froschconcerte 53

Neunter Brief.

Seite

Das Anlegen einer Colonie von Deutschen. — Fortsetzung der Jagdberichte. — Jagd von Raubthieren und Beschreibung dieser Thiere. — Waschbären. — Opossum (Beutelthier). — Füchse. — Hirschluchse. — Iltisse. — Stinkthiere. — Wiesel. — Moschusratten. — Canadische Murmelthiere. — Fischottern. — Schildkröten. — Eulen 139

Zehnter Brief.

Die Deutschen, die Parias der Vereinigten Staaten, werden von den Amerikanern gehaßt, ja sogar verachtet. — Die Natives, das Hülfscorps der Whigs bei den Wahlen gegen die Demokraten. Streitigkeiten zwischen den Whigs und Demokraten und den Deutschen bei den Wahlen. — Ein Wahlstraßenkampf in St. Louis. — Gefährlichkeit des Reisens, besonders auf Dampfschiffen und Eisenbahnen. — Unglücksfälle durch Springen und Sinken von Dampfschiffen auf den westlichen Strömen der Union. — Ursachen der häufigen Unglücksfälle 185

Elfter Brief.

Berichte über Betrügereien an deutschen Einwanderern, von Einwohnern der Vereinigten Staaten verübt, — über die Ermordung des deutschen friedliebenden Rasch in Baltimore. — Die Gründung einer deutschen Colonie mit deutschen Einrichtungen und Staatsgesetzen wird in den Vereinigten Staaten als unausführbar geschildert. Beschreibung der Colonien Rapps in Oekonomy und Cabets in Nauvoo 221

Zwölfter Brief.

Die besten und kürzesten Wege und empfehlenswerthesten Gelegenheiten auf Dampfbooten, Eisenbahnen und Straßen nach dem Westen, nach Nord- und Südwesten der Union für Einwanderer. — Die politischen und socialen Verhältnisse in Californien und im Oregongebiete. — Ausführliche Schilderungen der Indianer oder sogenannten Rothhäute 259

Briefe

aus den

Vereinigten Staaten

von

Nord-Amerika.

Zweiter Theil.

Siebenter Brief.

Grundlosigkeit der Wege. — Nachtheilige Folgen, wenn Farmer ihre Wirthschaften mit Credit anfangen. — Leben und Gebräuche der Farmer, einfache und schlechte Kost derselben. — Benutzung mehrer einheimischer Pflanzen. — Getränke: Whisky, Wasser, Kaffee; Bier und Wein für unbemittelte Farmer nicht erschwinglich. — Absatz der Producte wegen der schlechten Wege sehr beschwerlich. Die meisten Berichte über das Farmerleben und den vermeintlichen großen Nutzen der Farmerei rühren von Unkundigen her (Dudens etc.) und führen die Ankömmlinge ins Verderben. — Holz- und Waldböcke unausstehliche Landplage, Moskitos, Wespen, Wanzen. — Seidenzucht. — Ahornzuckerbereitung. — Theebau. — Waldbrände. — Präriebrände. — Versicherung gegen Feuer ist anzurathen.

Highland, den 20. Februar 1852.

Lieber Herrmann!

In meinem letzten Briefe schrieb ich Dir, daß sich ein sehr schönes Nordlicht gezeigt hätte und daß wir demgemäß sehr kaltes Wetter erwarteten; allein diese Befürchtung ist glücklicher Weise nicht wahr geworden und gerade das Gegentheil eingetreten; am Tage war es nämlich bisher ziemlich warm, regnete einige Male heftig und nur Nachts fror es. Da waren wir denn auch wieder einmal mit Wegen von unbeschreiblich schlechter Beschaffenheit gesegnet. Die

einzige Art des Fortkommens bleibt zu solchen Zeiten das Gehen, wobei man die zu undurchdringlichen Sümpfen und Morästen verwandelten Wege vermeiden kann. Stelle Dir aber einen unglücklichen Reiter vor, welcher auf einem kräftigen Rosse sich eine gewisse Strecke durch den auf der Oberfläche gefrorenen, unten aber grundlosen Schmutz in der Hoffnung, die Landstraße werde besser werden, mühsam durchgearbeitet hat, anstatt der erwarteten Verbesserung hingegen fort und fort Verschlechterung antrifft und kaum im Stande ist, sein keuchendes Thier von der Stelle zu bringen! Auf solche Art bin ich kürzlich auf meiner Reise öfters stecken geblieben und noch sehr zufrieden gewesen, wenn ich stolz zu Fuße und knietief im Morast mein Pferd am Zügel wieder auf einigermaßen festeren Boden und an eine Farm bringen konnte. Auf wenig befahrenen Pfaden und großen Umwegen gelang es mir endlich nach bedeutendem Zeitverluste im langsamsten Schritt mich meinem Reiseziele zu nähern und glücklicher Weise, da ein warmer, sehr starker und ziemlich austrocknender Wind geweht hatte, etwas schneller zurückzukehren. Von der nach solchen entsetzlich langweiligen Ausflügen folgenden Erschöpfung kann man sich, ohne sich dabei betheiligt zu haben, gar keinen Begriff machen; denn abgesehen von der heftigen körperlichen Anstrengung, ermüdet das Langsamvorwärtskommen bei dem unvermeidlich vorherrschenden Wunsche nach schneller Beendigung der Reise mehr als alle anderen Beschwerden und hinterläßt eine Abspannung der Nerven, von welcher man sich besonders bei regnerischem und nebeligkaltem Wetter, wie wir es jetzt haben, nicht so schnell erholt. Dieser Zustand war es, welcher

mich bisher verhindert hat, meine begonnenen Berichte über die hiesige Landwirthschaft und das Landleben fortzusetzen. Endlich nach vielen Gewissensbissen komme ich dazu und hoffe, diese Zeilen treffen Dich noch zeitig genug, um auf Deinen Reiseplan Einfluß üben zu können.

Nachdem ich Dir bisher einen Umriß der Farmerei gegeben, welcher Dich in den Stand setzt, über dieselbe als Geschäftssache ein gründliches Urtheil zu fällen und Dir eine richtige Ansicht von derselben zu verschaffen, wende ich mich zu dem Farmerleben, wie es sich darstellt, wo der Landmann für seinen Unterhalt auf den Ertrag seines Gütchens angewiesen ist. Der Letztere besteht im Verkaufe eines Theiles des erbauten Getreides, von Holz zum Brennen und zum Gebrauche für Wagner und Küfer (Böttcher), von Vieh, Butter, Geflügel und Eiern. Die Mittel der wenigsten Farmer sind bedeutend genug, um viel Feld zu bebauen, und daher reicht der Ertrag von dem gewöhnlich bestellten nur eben hin, um der Familie des Eigenthümers das Leben zu fristen, besonders wenn, wie es meistens der Fall ist, die Landwirthschaft mit N i c h t s oder sogar mit Schulden angefangen wird. Wer nämlich hier als ein ehrlicher Mann bekannt ist und einen anderen ebenso wohl angesehenen als Bürgen erhalten kann, ist im Stande, Alles, was er zum Beginne der Landwirthschaft braucht, auf zwölfmonatlichen Credit zu bekommen, vorausgesetzt, daß er selbst sowohl als der Bürge ein schriftliches Versprechen, den Betrag für die gekauften Gegenstände nach der festgesetzten Zeit bezahlen zu wollen, ausstellt. Diese Leichtigkeit, Eigenthum zu erlangen, mag einerseits Anfangs Verkäufern den Absatz befördert ha-

ben und auch andererseits unter günstigen Umständen zum Vortheile des armen Anfängers ausschlagen, allein im Allgemeinen ist sie ein Verderb für das Land, indem sie theils zu leichtsinnigem Schuldenmachen und Betrug führt, theils aber auch den armen rechtlichen Mann, dem häufig die verlockendsten Anerbietungen auf Credit gemacht werden, in Unglück und Elend stürzt, wenn er durch eine eingetretene Mißernte oder durch Verlust von Vieh der Möglichkeit zu bezahlen beraubt wird. Sehr viele Personen könnten hier viel glücklicher und sorgenfreier leben, wenn sie, anstatt auf Borg eine Farm, Vieh 2c. zu kaufen, lieber einige Jahre lang als Pächter oder sonst wie sich das nöthige Geld verdienten, gekauftes Land, Vieh 2c. baar bezahlten, und ohne Schulden ihre Wirthschaft anfingen.

Die Einnahmen einer kleinen Farm durchschnittlich mit dreißig bis vierzig Morgen bebauten Landes sind, wie Du aus meinen früheren Angaben gesehen haben wirst, Mißwachs und gute Ernten gegen einander gerechnet, sehr unbedeutend. Hat das cultivirte Land einen größeren Umfang, so gehören zu seiner Benutzung auch mehr Leute, und sonach bleibt Gewinn und Ausgabe immer in demselben Verhältnisse. Dennoch kommen sparsame und fleißige Farmer nach und nach vorwärts und am Ende zu Wohlstand, allein der Weg dazu ist langsam, beschwerlich und mit so viel Entbehrungen verbunden, daß ein nur einigermaßen verwöhnter Mann und Magen erst nach reiflicher Ueberlegung denselben betreten sollte, damit er ihn, wie es unseren meisten Landsleuten geht, welche erst hier angefangen haben, sich mit Ackerbau zu beschäftigen, nicht nach langjährigen bitteren

Erfahrungen und großen Verlusten endlich doch zu verlassen gezwungen ist.

Dem schönen Geschlechte werden hier selbst die häuslichen Arbeiten von dem stärkeren möglichst erleichtert und abgenommen, daher steht auch der Hausherr in der Morgendämmerung auf und macht Feuer zur Bereitung des Frühstücks. Im Winter glimmt gewöhnlich noch ein gehöriger Holzklotz im Kamin und erleichtert dies Geschäft bedeutend. Es ist nämlich hier, wo man fast nur hartes Holz und selten Vorrath genug davon hat, daß es trocken werden könnte, wo fast nirgends ein bedeckter Raum vorhanden, um gespaltenes Holz vor dem Regen oder Schnee zu schützen, und wo man daher häufig mit angefrorenem Schnee bedecktes oder vom Regen durchnäßtes Holz zum Feueranmachen und Brennen überhaupt hat, oft eine ziemlich schwere Aufgabe, ohne vorhandene Kohlen ein leidliches Feuer zu Stande zu bringen. Ist dies jedoch geglückt und sind Aussichten vorhanden, daß das Wasser bald kocht, so erhebt sich eine der Ladies oder auch die ganze Familie, meistens in einem Zimmer und zwei großen Betten untergebracht, und besorgt das Frühstück. Es wird Kaffee gekocht, Maisbrot gebacken und Speck in dünnen Scheibchen in einem Tiegel gebraten. Die männliche Gesellschaft wäscht sich selbst bei der ärgsten Kälte im Hofe am Brunnen, nachdem sie Ochsen oder Pferde gefüttert, und begibt sich dann zum Frühstück, bestehend aus den drei erwähnten Hauptartikeln, denen zuweilen noch kleine frischgebackene Weizenmehlbrodchen und Syrup zugegeben werden. Während der Obstzeit finden sich wohl auch Aepfelmus oder in Syrup gekochte Früchte auf dem Tische. Jeder

ißt wo möglich von Allem zugleich, indem er sich seinen Teller mit einem Gemische der sämmtlichen Leckerbissen füllt. Butter ist nur im Sommer spärlich vorhanden und frisches Fleisch nur gelegentlich im Herbst oder Winter, wenn Schweine oder Rinder geschlachtet werden. Mittags und Abends erscheinen dieselben Gerichte nebst dem unvermeidlichen, jedoch gewöhnlich guten Kaffee. Der Amerikaner und der ihm nachäffende Deutsche behält den ganzen Tag seinen gewöhnlich höchst genial schäbig und ruppig aussehenden Hut auf dem Kopfe, allein vor jeder Mahlzeit wird dieser höchst feierlich ab-, aber auch nach verschlucktem letzten Bissen sogleich wieder aufgesetzt. Seitdem hier viele Deutsche wohnen, wird häufiger Weizenbrot gegessen als früher, und auch die Kartoffeln sind bei den Amerikanern zuweilen sichtbar.

Während der ganzen heißen Jahreszeit gibt es auf der Farm, ein seltenes gebratenes Huhn ausgenommen, weiter nichts als Rauchfleisch, Speck, Brot, Salat, wenig Gemüse, getrocknetes Obst und Kaffee. Frisches Fleisch in benachbarten Städtchen zu kaufen ist zu theuer und umständlich, und gilt daher wohlweislich für ungesund während des Sommers; Eier, Butter und Geflügel bilden in dieser Jahreszeit, wie Holz im Winter, die Tauschartikel für Zucker, Kaffee, Syrup, Salz, Bänder und anderen Frauenputz, weshalb sie nur ausnahmsweise für den Hausverbrauch benutzt werden. An Vegetabilien ist zeitweise großer Ueberfluß, allein die brennende Sonnenhitze wird bald Veranlassung, daß die Periode der Benutzung derselben sich sehr verkürzt; so wird z. B. der Salat sehr schnell hart und bitter, der Spinat schießt, nachdem er kaum ergibig genug zum Kochen war,

die Radischen werden schnell holzig, Erbsen und Bohnen sind schon wenige Wochen nach der Blüthe nicht mehr genießbar ꝛc., und daher kommt schon von Ende Mai bis Mitte Juli ein Zeitraum, wo auf dem Lande kaum andere Zukost zu Fleisch und Speck vorhanden ist, als Maismehl, alte Kartoffeln oder getrocknetes Obst. Der echte amerikanische Hinterwäldler baut niemals Gemüse, ist Jahr aus Jahr ein mit Kaffee, Speck und Maisbrot vollkommen zufrieden und erduldet lieber in Demuth und Trägheit alle mögliche Entbehrungen, als sich durch Thätigkeit und nur sehr geringe Nebenarbeiten verschiedenartige Genüsse zu verschaffen. Kürbisse und Wassermelonen sind gewöhnlich die einzigen Leckerbissen aus dem Gebiete der Früchte und Vegetabilien, welche man auf abgelegenen Farmen findet, denn selbst Kraut wird da nicht gebaut und Sauerkraut ist nur als ein Spottname der Deutschen (a dutch sourcrout) bekannt. Die unreifen, noch grünen und weichen Maisähren werden in Salzwasser gekocht und mit Butter bestrichen, von Alt und Jung sehr gern gegessen und schmecken den grünen Erbsen sehr ähnlich. Eine Verbesserung dieses Gerichtes besteht darin, daß man die Kerne vor dem Sieden von dem inneren holzigen Theile der Aehre trennt und sodann wie letztgenanntes Gemüse zubereitet. Haben die Maiskerne schon ihre völlige Größe erreicht, ohne jedoch schon hart geworden zu sein, so werden sie zerquetscht, in Milch gekocht und mit Zucker bestreut gegessen (homing). Auf neuen Farmen bilden diese verschiedenartigen Zubereitungen des Maises die Hauptabwechselung auf den Speiselisten, sind jedoch erst im Hochsommer oder Herbst zu haben.

Bei sehr günstigem Wetter und auf trocknem, lockerem Boden kann man schon Ende Mai genießbare neue Kartoffeln bekommen, allein wirklich wohlschmeckend werden sie erst im Juli. Zwei vortreffliche, hier wild wachsende Gemüse verdienen allgemeiner bekannt und berücksichtigt zu werden, als dies bisher geschah; das eine davon ist die sogenannte Melde (chenopodium viride), welche ein neu umgegrabenes Stück Land binnen acht Tagen völlig bedeckt, gekocht dem Spinat ganz gleich schmeckt, und ohne gesäet zu werden den ganzen Sommer über alle zwei Wochen frisch zu haben ist; das andere eine in Deutschland wenig bekannte Pflanze, hier Poke-weed — (phytolacca decandra) genannt, deren junge Keime, zeitig im Frühjahre einige Zoll tief in der Erde abgestochen, dem Spargel gleichen. In der Nähe jeder Farm, besonders den Fencen entlang, findet sich das Gewächs im Ueberfluß als ein kaum vertilgbares und mannshohes Unkraut.

Auf Farmen mit tragbaren Obstgärten gewährt der Herbst und Winter in Speise und Trank eine wohlthätige Abwechselung, wenn die Früchte nicht durch Spätfröste zerstört worden waren. Der Cider ist anfangs ein äußerst liebliches und wenn ausgegohren ein sehr angenehmes und starkes Getränk. Aus frisch gepreßtem Cider und geschälten und zerschnittenen Aepfeln wird viel Apfelmus (Latwerge oder appelbutter genannt) eingekocht, welches sich, ähnlich dem Pflaumenmus, bis zum nächsten Herbste hält und theils anstatt der Butter, theils in Verbindung mit Backwerk genossen wird. Cider sowohl als Apfelmus bilden Handelsartikel, ersterer im Werthe von zehn bis zwanzig und letzte-

res gewöhnlich von einem Dollar bei der Gallone. Sobald der Buchweizen gedroschen und gemalen ist, werden davon besonders zum Frühstück und Abendbrot Legionen von dünnen und flachen Kuchen gebacken und mit Syrup verzehrt. Die Liebhaberei für dieselben ist allgemein, besonders wenn sie leicht und locker gerathen, was zuverlässig geschieht, wenn man das Mehl Abends vorher mit Wasser, etwas Salz und Hefen anrührt.

Mit Getränken ist der unbemittelte Farmer sehr übel daran, denn außer Wasser, Kaffee, Thee und in manchen Jahren Cider ist nur Whisky (Maisbranntwein) in seinem Bereich. Mir ist diese Flüssigkeit, wie alle Spirituosen, im höchsten Grade zuwider, allein hier ist der Verbrauch davon wirklich entsetzlich groß. Die Billigkeit derselben, (im Fasse kostet die Gallone von fünfzehn bis dreißig, und im Einzelnen von fünfundzwanzig bis fünfunddreißig Cent, je nach den Getreidepreisen) verleitet Viele zu maßlosem Trunk und bringt ihnen Verderben und geistigen Tod. Leute, welche eine Gallone davon und mehr täglich trinken, sind hier nicht selten, trotz der Temperanzgesellschaften und der rothen Nasen vieler ihrer Mitglieder. Leider beschönigen viele Trunkenbolde ihr Laster mit der Behauptung, das Klima erheische den Gebrauch geistiger Getränke, und bewegen manchen ängstlichen Ankömmling, das Mittel zur Erhaltung seiner Gesundheit zu versuchen, und leider bewirkt die für haltlose Menschen so verführerische Arznei gewöhnlich nicht allein das Gegentheil, sondern macht auch bald den ihr zu blind Vertrauenden zur Arbeit und überhaupt zu jedem Geschäfte unfähig. Das namenlose Unglück, welches Whiskytrinker

über ihre Familien bringen, ist in einem Lande, wo sich die Bewohner einander mehr fremd sind und der Lebensunterhalt meistens von der unausgesetzten Thätigkeit des Familienvaters unmittelbar abhängt, unendlich größer und fühlbarer als z. B. in Deutschland, wo unglückliche Frauen Trost und Hülfe bei Verwandten und Freunden finden und wo die Gemeinden der Noth leichter abhelfen können. Ein gewisser Schlag unserer Landsleute wetteifert mit den Söhnen Erins um den Preis der größten Gemeinheit im maßlosen Trinken von Whisky, die sogenannten gebildeten Deutschen hingegen zeichnen sich dadurch aus, daß sie sich in Wein und Bier betrinken, um den Amerikanern zum Theil öffentlich einen Beweis europäischer Cultur zu liefern. Besonders ist der übermäßige Genuß von Whisky während der Ernte nachtheilig, wo er gleichwohl für unentbehrlich zur Erhaltung der Gesundheit gehalten wird. Ein Farmer, welcher den Schnittern nicht so viel davon gibt, als sie trinken wollen, wird, selbst wenn er ihnen anstatt des Branntweins eine bedeutende Geldzulage verwilligt, von ihnen in die Acht erklärt und muß sich in den schändlichen Gebrauch fügen, falls er nicht sein Getreide auf dem Felde verderben lassen will. Ich habe mich durch zahlreiche Beobachtungen und Erkundigungen überzeugt, daß Arbeiter nach vollendeter Einsammlung der Früchte sich am wohlsten und besten befinden, welche während der ganzen Erntezeit nicht einen Tropfen Whisky getrunken, und daß im Gegentheile solche am elendesten und angegriffensten aussahen oder wirklich häufig erkrankten, welche dem höllischen Getränke eifrig zugesprochen hatten. Ist es denn aber auch zu verwundern, daß er-

hitzende Arbeit bei einer Sonnengluth von zuweilen über hundert Grad Fahrenheit sich mit dem Verbrauche von einigen Flaschen Branntwein täglich nicht verträgt? Es ist offenbar, daß der Gaumenkitzel der wahre Grund für das Whiskytrinken und die Rücksicht für die Gesundheit ein einfältiger Vorwand ist; willst Du Dich davon überzeugen, so empfiehl den Säufern, anstatt des so verhaßten und als gefährlich verschrieenen Wassers kalten Sassafras- oder Pfeffermünzaufguß aus Vorsorge für die Gesundheit zu trinken, und Du wirst sehen, daß man Deine gut gemeinten Vorschläge verwirft und zu sinneverwirrenden Getränken greift. Leider ist hier noch nicht daran zu denken, daß Bier bald den Branntwein verdrängen werde, theils weil es zu theuer ist, theils aber auch, weil es während des Sommers zu schnell säuert. Mit der größten Vorsicht kann man Bier, welches erst auf das Land gefahren werden muß, selbst wenn es sogleich auf Flaschen gefüllt und in einen kühlen Keller gelegt wird, kaum einige Tage in leidlichem Zustande erhalten, und da der an geistige Getränke gewöhnte Farmer ohne sein Geschäft zu vernachlässigen sich nicht oft von der Farm entfernen darf, und verdorbener Gerstensaft weder angenehm noch gesund ist, so bleibt ihm nichts Anderes übrig, als dem Whisky zuzusprechen. Bier kostet in unserer Gegend beim Keg (Fäßchen, fünf Gallonen haltend) fünfundzwanzig Cent die Gallone, Ale oder Doppelbier zehn bis fünfzehn Cent mehr. Wollte der Landmann nun auch, um gelegentlich eine Herzstärkung genießen zu können, sich Bier oder Ale auf Flaschen ziehen, so findet dies sogar noch Schwierigkeiten, weil erstens häufig gar keine oder nur wenige Fla-

schen zu haben und weil die allenfalls käuflichen von sieben bis zehn Cent das Stück kosten und daher zu theuer sind. Zieht man daher alle dem Bierverbrauche entgegenstehenden Hindernisse in Betracht, so kann man sich wenig Hoffnung machen, daß es bei alten Trinkern den Branntwein ausschließen werde. Könnten die hiesigen Farmer allenfalls, wie die Städter oder die in Dörfern wohnenden Bauern auf dem europäischen Continente, Abends in das nur wenige Schritte entfernte Wirthshaus gehen und daselbst in Gesellschaft von Bekannten ein Glas trinken, so würde vielleicht mehr Bier genossen und weniger in Branntwein gesündigt werden, allein da manche von ihnen, selbst in sehr angesiedelten Gegenden, fünf und mehr Meilen von dem nächsten Tempel des Bacchus entfernt wohnen, so sind sie genöthigt, für Getränk im Hause zu sorgen, bei dessen Genuß freilich der Appetit häufig mehr berücksichtigt wird als das Maß! Nun kannst Du Dir denken, wie eine alte Whiskygurgel neben einem Fasse dieses so wohlfeilen Getränkes jeden Augenblick trocken wird und nach stündlichen Besuchen am Zapfen endlich den Abend mit einer benebelnden Generaltaufe beschließt. Man sieht es aber auch der Land- und Hauswirthschaft bald an, ob der Herr derselben viel trinkt, oder mit einem verzeihlichen Schlückchen zufrieden ist. Bei der Billigkeit des Maisbranntweins ist es überhaupt weniger der Kaufpreis, welcher unmäßige Verehrer desselben ruinirt, sondern die bei ihnen vorherrschende Liederlichkeit, Zeitversäumniß, Trägheit und Arbeitsscheu. Von den Amerikanern enthält sich jetzt bei weitem die Mehrzahl des Branntweins, und selbst solche, welche ihn nicht ganz ver-

dammen, genießen ihn außerordentlich mäßig. Man kann mit Sicherheit annehmen, daß man hier eher fünfzig betrunkene oder inspirirte Deutsche, als einen benebelten Amerikaner sieht.

Abgesehen von dem Bestellen der Felder, dem Einbringen der Früchte, von dem Spalten der Fenceriegel, dem Aufsetzen der Einfriedigungen und anderen unmittelbar zur Landwirthschaft gehörigen Arbeiten hat der Farmer noch die bei den häufig grundlosen und im besten Falle mit Baumstumpfen, starken Wurzeln, durch Wasser ausgewaschenen Löchern gesegneten Wegen schwierige Aufgabe, den Ertrag seiner Felder und Wiesen zuweilen sehr weit zum Verkauf zu fahren. Schwere Ladungen können nur selten fortgeschafft werden und daher ist die Anstrengung und Versäumniß bei diesem Geschäfte kaum im Verhältniß mit dem dadurch erzielten Gewinn. Fünfunddreißig bis vierzig Bushel Weizen und fünfundzwanzig Bushel Mais geben hier schon eine sehr starke Ladung für zwei Pferde beim besten Wege; gewöhnlich werden nur zwei Dritttheile davon geladen. Ist der Mais abgekörnt und in Säcken verpackt, so nimmt er nicht mehr Raum ein als andere Frucht, allein da er gewöhnlich im Kolben verkauft wird, und der holzige innere Theil desselben (cob) natürlich weder als Getreide gewogen noch gemessen werden kann, so rechnet man ein und ein halbes Bushel Mais in den Kolben nur für eines von abgekörntem, und deshalb kann so viel weniger davon auf einem Wagen fortgeführt werden, als von anderen Halmfrüchten. Auch die Heufuder müssen hier bedeutend kleiner sein als da, wo gute und offene Wege vorhanden sind, weil

theils im Walde an den Baumästen viel hängen bleibt, theils weil die Gefahr des Umwerfens zu groß ist. Für den Centner Heu bezahlt man hier von fünfzig bis siebzig Cent, und da zwanzig bis zweiundzwanzig Centner schon ein reichliches Fuder ausmachen, so kannst Du Dir denken, wie gering am Ende der Vortheil beim Verkauf ist, besonders wenn die Farmproducte zuweilen zwanzig und mehr Meilen gefahren werden müssen. Landwirthe, welche große Wiesen besitzen, pressen ihr Heu in länglich viereckigen Formen von drei bis vier Fuß Länge und zwei Fuß Breite und Dicke, und umflechten die Ballen, welche immer dreihundert Pfund wiegen sollen, mit Hickoryruthen. Auf diese Art läßt es sich leichter fortschaffen und besser verkaufen.

Die durch die schlechten Wege und das so sehr veränderliche Wetter dem Farmer beim Fortschaffen seiner Bodenerzeugnisse, Brennholz eingeschlossen, erwachsenden Beschwerden und Drangsale kann sich Niemand vorstellen, welcher nicht selbst schon so und so viele Male mit dem Wagen im Schmutze stecken blieb, umwarf, das Geschirr zerriß, unbarmherzig durchnäßt wurde und unmittelbar darnach in seinem eigenen Rocke so steif fror, daß er sich kaum regen konnte. Je ärmer der Landmann ist und je weniger er sich auf längere Zeit im Voraus mit Lebensmitteln versorgen kann, desto eher wird er gezwungen, unter den ungünstigsten Umständen sich mit einer Ladung auf den Weg zu machen, und desto mehr hat er natürlich Widerwärtigkeiten zu erleiden. Es gehört eine Engelsgeduld dazu, wie sie die Amerikaner besitzen, um bei solchen verzweifelten Fahrten nicht toll zu werden, aber auch ihre Geschicklichkeit und Erfahrung,

um sich aus allen Verlegenheiten heraushelfen zu können. In der Nähe der Fencen dienen gewöhnlich abgenommene Riegel als Hebel oder Unterlagen, wenn der Wagen stecken bleibt, oder sie werden unter die Achse gebunden und als Schleppe benutzt, falls ein Rad bricht. Wo Bäume vorhanden sind, werden von diesen so viele gefällt, als zur Aushülfe nöthig sind, denn die Axt und ein Strick begleiten den Farmer stets auf dem Wagen, und sind daher für alle Fälle bereit. Ein großer Uebelstand nach solchen Unfällen auf der Straße ist der, daß das zu ihrer Beseitigung gebrauchte Holz nachlässiger Weise liegen bleibt, mehr oder weniger tief in den Schmutz hineingedrückt wird und oft noch nach Jahren ein bedeutendes und oft gefährliches Hinderniß bildet. Die Amerikaner, von denen die wenigsten jemals einen guten Weg gesehen haben, ahnen natürlich nicht, daß dieselben im Winter anders als grundlos und nur im Hochsommer und Herbst leidlich sein können, und sind daher schon deshalb gleichmüthiger und vorsorglicher mit Anschaffung ihres Hausbedarfs, als die Fremden, welche durch den zuweilen für längere Zeit völlig unbrauchbar gewordenen Zustand der Straßen oft in die größte Verlegenheit gesetzt werden und genöthigt sind, sich kleine Quantitäten Mehl, Kaffee rc. auf dem Rücken zu Fuße zu holen und damit gelegentlich über Fencen zu steigen und im Schmutz bis an die Knöchel durch Felder zu waden, um nur nicht auf der Landstraße zu versinken! Und was ist der Lohn aller dieser Mühseligkeiten und Beschwerden, Arbeiten und Plagen? Antwort: Speck und Maisbrot, Maisbrot und Speck und abermals Speck und Maisbrot! Und wenn auch Buchweizenkuchen und

Syrup, und im Sommer gelegentlich Eier und Salat, und ab und zu ein Schluck Whisky hinzu kommt, so wird dies gewiß Niemanden reizen, sich einem solchen Leben zu widmen, wenn er es irgend vermeiden, oder dabei zu verharren, wenn er sich davon befreien kann.

Die Amerikaner haben ein Sprüchelchen, welches lautet: take it easy (trags geduldig, nimm es leicht), und sprechen es gewöhnlich so ruhig schmunzelnd aus, daß man es bald sehr praktisch findet und sich manchen Aerger damit vertreibt; allein wer nicht hier als Farmer geboren ist oder in Europa noch elender gelebt hat, kann ohnmöglich die Lebensart der hiesigen unbemittelten Landleute easy nehmen oder lange ertragen, selbst wenn er sich vornahm, die Sache idyllisch zu betrachten und stoisch sich in alle Entbehrungen und das geisttödtende Einerlei zu fügen. Heißt es denn Leben, wenn man sich das ganze Jahr hindurch plagt, wie Osiris und Jack (Ochsen), wenn man sich mit Todesverachtung und in tölpischer Gesellschaft zu Tische setzt und nur ißt, um nicht zu verhungern, und nur sehr mittelmäßiges Wasser oder Kaffee zu trinken bekommt? oder aller acht oder vierzehn Tage und vielleicht noch seltner eine Zeitung erhält? Ich versichere Dir, daß ich, obschon ich mit der Sanftmuth eines Heiligen so manches Jahr auf der Farm, wo ich für die möglichste Abwechselung in Küche und Keller sorgte, ausgehalten habe, kaum glaube, nur einen Monat die gewöhnliche Farmerlebensart ertragen zu können, ohne melancholisch oder toll zu werden. Du wirst mir vielleicht einwenden, daß doch so viele Schriftsteller das Gegentheil von dem Ebengesagten behauptet und durch ihre poetischen,

reizenden Beschreibungen, wie z. B. Duden, Viele zur Auswanderung nach Amerika und zur Ansiedelung auf abgelegenen Farmen bewogen haben! Dies ist leider wahr und hat so Manchen ihrer vertrauensvollen und leichtgläubigen Leser in das Elend und zur Verzweiflung gebracht. Duden's Schrift ist ganz besonders, als eine poetische Selbsttäuschung hier zum allgemeinen Gespött, aber auch häufig der Gegenstand der bittersten Verwünschung betrogener Ansiedler geworden. Ja bald nach der Herausgabe derselben hatten sich in Missouri eine Anzahl durch sie dahin verlockter Landleute vereinigt, um den Verfasser, welchen sie noch auf seiner vielgepriesenen Farm vermutheten, handgreiflich zur Rechenschaft zu ziehen, wegen seiner verführerischen, und wie jene meinten, absichtlich falschen und übertriebenen Schilderung und Anpreisung des Farmerlebens. Wenn Du meine Angaben über das Letztere mit dem der meisten Reisebeschreiber oder Verfasser von Skizzen über das Leben in Nordamerika vergleichest, und wenn Du dabei in Betracht ziehest, daß es mir darum zu thun ist, Dir ein naturgetreues Bild von den hiesigen Verhältnissen vorzulegen, damit Du nicht blindlings, wie so viele Tausende bisher gethan, Dich dem Zufalle vertrauest und nicht erst durch eigene bittere Erfahrung und nach Verlust von Zeit und Vermögen zu der gehörigen Einsicht kommst, wenn Du demnach sicher annehmen kannst, daß ich einfach die Absicht habe, durch Mittheilungen meiner Erlebnisse und Beobachtungen Dich vor namenlosen Sorgen und schwerem Schaden zu bewahren, so wird es Dir einleuchtend sein, wessen Meinungen und Schilderungen die richtigen sind. Die meisten Reisebeschreiber durcheilen

ein Land, halten sich hier und da kurze Zeit in Hauptstädten auf, machen daselbst die Bekanntschaft einiger der namhaftesten Männer, sammeln statistische Notizen, und kaum nach Hause zurückgekehrt, tischen sie dem wißbegierigen Publikum auf, was sie halb gesehen, schlecht verstanden oder aus den amtlichen Berichten in ihre Tagebücher eingeflickt haben. Es gibt viele solcher Bücher, welche die zur Auswanderung Geneigten daheim wie Offenbarungen betrachten, noch auf der Reise hierher eifrig studiren, allein kaum hier angelangt, voller Aerger und Zorn über die nichtsnutzigen, lügnerischen Schilderungen in das Feuer werfen.

Zuweilen rühren dergleichen Berichte von jungen Leuten her, welche auf einer abgelegenen Farm mit irgend einer Art von Haushälterin oder alten Negerin lebten, fleißig auf die Jagd gingen, weil sie keine oder nur wenige Feldarbeiten besorgten und sich von dem nächsten Städtchen einen Vorrath von Lebensmitteln und Getränken verschafften; die Jagd ist meistens an Orten, wo der Ackerbau besonders wegen mangelnden Absatzes Nichts einbringt, sehr ergiebig und unterhaltend, daher leben die Nimrods eine gewisse Zeit lang sehr vergnügt und sogar wohlfeil, allein an Erwerb ist dabei nicht zu denken, und sind ihre Mittel am Ende erschöpft oder die Jagdlust vorüber, so kehren sie in belebtere Gegenden zurück, um nutzenbringendere Beschäftigung zu suchen. Solche wilde Jäger geben gelegentlich Beschreibungen von den Herrlichkeiten des Farmerlebens und der Glückseligkeit der westlichen Wälder, welche manchen romantischen oder faulen Familienvater zur Ansiedelung in fernen Wäldern oder Prärien veranlassen und ihn und die Seinigen dem

größten Elende preisgeben. Könnten die Leser die häßliche Blockhütte, ihr liederliches, verwahrlostes Ansehen im Innern, die beschmutzte und zerrissene Kleidung des poetischen Schreibers und die Faulheit und Tagedieberei seiner Jagdgenossen mit eigenen Augen sehen, sie würden vor dem Ueberflusse an Schmutz und Faullenzerei erschrecken und gewiß sogleich überzeugt sein, daß eine so unverzeihliche Zeitverschwendung mit sicherem Ruin enden müsse, und daß nur sehr rohe, ungebildete Menschen ein so geisttödtendes Leben ohne Ekel führen können. Von allen den unzähligen Deutschen, welche ich hier persönlich oder dem Namen nach kenne, haben alle, mit Ausnahme eines einzigen, eines ehemaligen jenaischen Studenten, welcher halb aus Melancholie zehn Jahre als Trapper in den Felsengebirgen lebte, öfters in sechs Monaten keinen Menschen sah und kein Wort sprach, diese mit den schönsten Erwartungen und reizendsten Verwilderungsplänen begonnene Jägerlebensart bald aufgegeben. Dennoch gibt es Viele, welche sich solcher im halbwilden Zustande verlebten Zeiten, wenn die Mühseligkeiten und Entbehrungen derselben vergessen sind, mit vielem Vergnügen erinnern und wohl gar Andere zur Nachahmung ihrer eigenen Fehler theils aus Schadenfreude, theils aus Unverstand veranlassen. Nur ein europäischer Wilddieb von Profession oder ein an der äußersten Grenze der Civilisation geborener Amerikaner kann das von Cooper so romantisch geschilderte Jägerleben eines Nalty Bumbo erträglich finden, denn jeder nur einigermaßen an geistige oder gesellige Unterhaltung gewöhnte Mensch wird es bald mit Ekel und Ueberdruß verlassen. Es gibt zwar eine gewisse Anzahl von

Personen, welche, um dem Strange oder langjähriger Zuchthausstrafe zu entgehen, die Einsamkeit des Waldes in fernen Wildnissen suchen und dem friedlichen, ehrlichen Ansiedler ebenso gefährlich sind, als dem Wilde, allein Solche geben sicher niemals ihre Lebensbeschreibungen zum Besten und verleiten ebensowenig Andere durch verlockende Berichte zu ihrer Lebensart. Wenn aber bisher die meisten Verfasser von größeren oder kleineren Werken über die Vereinigten Staaten das Farmerleben in neuen Ansiedelungen oder abgelegenen Gegenden so reizend und anziehend schilderten, so thaten sie es entweder, weil sie nur kurze Zeit dasselbe führten, oder vielleicht nur einige Tage als Gäste sich auf dem Lande aufhielten und durch fast übermenschliche Anstrengungen ihrer artigen Wirthe eine angenehme Abwechselung in Speise und Trank, und während der kurzen, dem Vergnügen gewidmeten Zeit nicht die entfernteste Idee von den Beschwerden und Sorgen der Farmerei erhielten, oder zweitens, weil sie im ersten Freudenrausche über das zunächst erreichte Ziel schrieben und später weder Zeit noch Lust hatten, zu widerrufen und der Wahrheit die Ehre zu geben, oder drittens aus bloser Speculation; denn da die öffentliche Meinung sich bei Euch so sehr zu Gunsten der Auswanderung nach der Union hinneigt, so ist es auch gewiß, daß vortheilhafte Berichte für die letztere einen sehr ausgebreiteten Leserkreis finden müssen.

Nach diesen mir zu meiner Rechtfertigung und zu Deiner vollständigeren Ueberzeugung abgenöthigten Bemerkungen über durchaus irrthümliche oder falsche Schilderungen des hiesigen Lebens beeile ich mich, mit wenigen Worten die angefangene

Skizze zu beendigen. Ist der Farmer von seinen mühsamen Fahrten oder vom Felde heimgekehrt, hat er sich an Speck und Maisbrot erlabt, so treibt ihn die Langeweile bald zu Bett. Ist vielleicht eine noch nicht gelesene Zeitung oder ein zufällig geliehenes Buch in seinem Besitze, so lies't er wohl auch am Kamin, bis ihm das Blatt entfällt, oder schwatzt ein Weilchen mit einem besuchenden Nachbar. Stehen Wahlen für Staats- oder Districtsbeamte bevor, so werden die Vorzüge der verschiedenen Candidaten, ihre Aussichten auf Erfolg ꝛc. besprochen und gegenseitige Besuche sind dann selbst auf ziemlich entfernt von einander liegenden Farmen häufiger als zu anderen Zeiten, wo ein Jeder froh ist, wenn er ausruhen kann und nicht erst noch weit zu gehen oder zu reiten Lust hat. Die Lieblingsbeschäftigung der Amerikaner besteht darin, am Kamine zu sitzen, Tabak zu kauen, in das Feuer zu spucken und Holzstückchen ohne allen Zweck zu zerschneiden (whittle, schnitzen). Die Deutschen rauchen und sind geselliger, werden jedoch wie jene wegen Mangel an Unterhaltung gewöhnlich zeitig zum Schlafengehen veranlaßt.

An Regentagen ist das Leben der meisten Farmer ein unbeschreiblich langweiliges. Sie besitzen selten Scheunen oder Schuppen, in denen sie sich beschäftigen können, und haben daher, kleine Ausbesserungen am Geschirr ꝛc. abgerechnet, gar keine Gelegenheit zu nützlicher Thätigkeit oder Unterhaltung. Rauchen, Trinken, Kauen, Spucken und Whitteln oder Besuche bei Nachbarn, wo dasselbe getrieben wird, sind dann die Vergnügungen der Männer; den Frauen freilich fehlt es niemals an Arbeit und gutem Willen, sie bestens zu vollbringen.

Sonntags verrichtet der Vollblut-Amerikaner oder der ihm nachäffende Fremde durchaus keine nützliche Beschäftigung. Wenn es Weg oder Wetter nur einigermaßen erlaubt, begibt er sich mit Weib und Kind in die Kirche, wo er darauf rechnen kann, seine sämmtlichen Glaubensgenossen der ganzen Gegend zu treffen. Diesem Umstande ist das beharrliche Festhalten der Ansiedler des Westens an der sogenannten Feier des Sabbaths zuzuschreiben; denn da sich Bekannte natürlich gegenseitig gern sehen und da bei dergleichen Zusammenkünften vor und nach dem Ceremoniell allgemeine Gespräche geführt und Neuigkeiten ausgetauscht werden, und da endlich die Kirchenversammlungen die einzigen hier beiden Geschlechtern allgemein zugänglichen Zusammenkünfte sind, und demnach Concert, Theater, Ball, Wirthshaus, Kasino und alle andere Vergnügungsorte und -Arten, wo Jung und Alt, Mann und Weib sich nach einem passenden oder angenehmen Gefährten für das eheliche Leben umsehen kann, ersetzen, so hält der Farmer auch diese Zusammenkünfte für heilig. Nach der Predigt werden Getreide- und Viehpreise, Familienneuigkeiten und etwas Politik besprochen und dann nach Hause gefahren oder geritten, um sich einerseits entweder bis zum Schlafengehen zu langweilen oder andererseits die Reden und Anzüge, die Gestalten und Blicke der einzelnen Gemeindemitglieder im Gespräche oder in Gedanken die Revue passiren zu lassen. Sonntags einen Schuß zu thun, und stände ein Hirsch vor dem Thore, oder an einem anderen Vergnügen als der Kirchfahrt sich zu betheiligen, hält der bigotte Amerikaner für schwere Sünde, ja er haßt sogar Jeden, der anders thut als er selbst. Daher befinden sich viele

der ärmeren Deutschen, welche von ihren amerikanischen Nachbarn wegen Hülfeleistungen und anderer Unterstützungen mehr oder weniger abhängig sind, in der traurigen Nothwendigkeit, diese Gebräuche mitzumachen oder sich wohl gar ihres Vortheiles wegen der in der Gegend vorherrschenden Sekte anzuschließen. Die geisttödtende Geschäftslosigkeit eines unbemittelten Farmers, welcher, um Gerede und Tadel seiner Nachbarn zu vermeiden, Sonntags weder im Garten noch sonst wo arbeitet und nicht einmal auf die Jagd geht, kannst Du Dir schwerlich vorstellen, besonders da es die Frommen ebenfalls für strafbar und Jeden für ihrer unwürdig halten, der sich des Vergehens schuldig machte, am Sabbath ein fröhliches Lied zu singen oder ein anderes als ein religiöses Buch zu lesen.

Wohlhabende Farmer können sich nun allerdings, wenn sie nicht in Muckerthum und Einfalt großgezogen worden sind, über diese beschränkten, kindischen Ansichten hinwegsetzen und auch Sonntags einer fröhlichen Geselligkeit sich hingeben, wenn dazu in ihrer Nachbarschaft Gelegenheit vorhanden ist, oder auf die Jagd und den Fischfang gehen, vorausgesetzt, daß sie dabei den Frommen in ihren Kapellen kein Aergerniß geben; denn in letzterem Falle würden sie, als Sabbathschänder verklagt, wahrscheinlich in Strafe verfallen. In unserer Gegend ist es nun zwar schon einigermaßen licht geworden in den dunkeln Hirnkammern der Frommen und sie haben gelernt, ihren Tadel gegen die heidnischen Deutschen auf grimmigverdammende Blicke und vornehme Verachtung zu beschränken, allein man trifft noch in vielen Gegenden Leute, welche einem am Sonntage Reisenden, anstatt

seine Fragen zu beantworten, Vorwürfe über die Verletzung der Religion machen und ihm sogar einen Trunk Wasser oder Futter für Mann und Roß verweigern. Es ist daher leicht begreiflich, daß man sich, wo das deutsche oder französische Element nicht vorherrschend ist, des Sonntags auf dem Lande, und überhaupt in Amerika, sehr schlecht befindet.

Vielen der bisher angeführten den unbemittelten Farmer berührenden Unannehmlichkeiten kann sich der wohlhabende nun allerdings entziehen und sich insofern besser befinden als jener, allein mit einem Kostenaufwande, wofür das amerikanische Landleben Niemanden auf die Dauer zu entschädigen im Stande ist. Ich habe Dir früher die Schwierigkeiten geschildert, welche wir haben, um uns die nöthigen Dienstleute zu verschaffen, und Dir dabei bemerkt, daß weder die Fähigkeiten noch der gute Wille derselben uns für ihr mühsames Aufsuchen und den hohen Lohn entschädigen. Anstatt der gewünschten Hülfe erlangen wir häufig nicht viel mehr als Aerger und Verdruß und sind nicht selten froh, derselben baldmöglichst wieder ledig zu werden. Was die Beköstigung betrifft, so kann man zwar durch große Geldopfer sich auf der Farm auch darin eine ziemliche Abwechselung verschaffen, allein immer unvollständiger als in der Stadt, denn wollte man z. B. selbst täglich meilenweit zu einem Fleischer schikken, so würde doch häufig das Fleisch schon halbverdorben ankommen. Federvieh kann, wie schon früher bemerkt, nur selten anstatt des letzteren genossen werden, weil für eine große Haushaltung schon so manches Stück dazu gehört, um Aller Ansprüche zu befriedigen; denn willst Du für Deine Familie allein davon zurichten lassen, so wird die Dienerschaft darüber

bitterböse und verläßt Dich bei erster Gelegenheit. Die einzige Möglichkeit, für frisches Fleisch und gute Suppe auf dem Lande zu sorgen, ist der Bau eines Eiskellers, in welchem man geschlachtete Schweine, Schafe, Kälber ꝛc. ungesalzen aufbewahrt, um davon täglich nach Bedarf zu genießen.

Je entfernter eine Farm von einem Städtchen oder Dorfe liegt, desto schwieriger und kostspieliger wird das Landleben. Schon der Häuserbau wird dadurch bedeutend theurer, weil viele Baumaterialien und fast sämmtliche Handwerker von dort kommen und Dir die letzteren regelmäßig die Zeit, welche sie auf ihrem Wege von ihrem Wohnorte bis zu Dir zubringen, als für Dich verwendet anrechnen. Auch sind auf dem Lande Maurer und Zimmerleute viel schwerer zu haben als in dem kleinsten Oertchen, in welchem sie theils durch ihre Familien, theils durch die Wirthshäuser gefesselt werden. Wer daher den Versuch machen will, wie ihm das hiesige Landleben zusagt, der miethe oder kaufe sich eine kleine Farm ganz in der Nähe einer Stadt, von wo aus er anfangs seine Bedürfnisse mit Leichtigkeit beziehen kann. Die Frauen werden schon in diesem kleineren Wirkungskreise ihre Kräfte und Ausdauer zu erproben und die Männer auf entfernteren Jagdstreifereien oder ökonomischen Ausflügen die amerikanische Farmeridylle, verschönt durch Kautabak, Fremdenhaß, Bigotterie und Zecken (Waldböcke), gründlich kennen zu lernen Gelegenheit haben.

Die letzteren sind ohnstreitig die Hauptplage der hiesigen Landleute und Jäger, indem sie zu Tausenden sich an die Kleider der Fußgänger hängen und auch bald den Weg auf die Haut finden. Es gibt von diesem unausstehlichen Insekte

(ixodes acarus ricinus oder infernalis) verschiedene Arten und Größen; kleine, kaum sichtbare, und andere von dem Umfange der Wanzen, welche so groß wie ein Haselnußkernwerden, nachdem sie sich voll gesaugt haben. Die ersteren erscheinen, sobald im Frühjahre die ersten Knospen oder Blüthen sich entwickeln, ja sogar bei warmem Wetter schon im Februar und März, die letzteren erst während der heißen Sommermonate. Die größeren findet man vorzugsweise im Walde, die kleinen auf den Prärien; allein selbst in Obstgärten und Höfen nisten sie sich ein, so daß man sich ihrer niemals ganz erwehren kann. Sogar Säuglinge und ganz kleine Kinder, welche kaum vor die Hausthüren kommen, werden von ihnen häufig belästigt und man hat nicht selten viel Mühe und Vorsicht nöthig, sie zu entfernen, wenn sie sich an den Augenlidern, auf den Köpfen 2c. der Kleinen fest eingebissen haben; die von ihnen veranlaßten Wunden jucken und brennen oft Wochen, ja Monate lang und sind nicht selten Veranlassung zu langwierigen Geschwüren oder Ausschlägen. Alle vierfüßige und behaarte Thiere sind, den Winter ausgenommen, förmlich von ihnen übersäet und die Hausthiere vermitteln daher wahrscheinlich vorzugsweise ihre Verbreitung über Haus und Hof. Wer es nur irgend vermeiden kann, geht dieser Landplage (ticks) wegen nicht zu Fuße, sondern reitet lieber selbst auf ganz kleine Entfernungen. Will man sicher sein, nicht tüchtig gebissen zu werden und vielleicht vier bis sechs Wochen lang heftig brennende Beulen zu behalten oder Geschwüre und Ausschläge zu bekommen, so muß man jeden Abend, oder nach jedem Gange außerhalb der Gehöfte, in Adams paradiesischem Gewande sorgfältige

Selbstschau halten, die abgelegten Kleider entweder in den Rauch hängen oder in heißes Wasser tauchen und die Kinder ebenfalls vor Schlafengehn baden oder wenigstens in trockenem Zustande absuchen. Wer dies unterläßt, ist sicher von den Zecken, welche wie falsche Freunde sich schleichend nähern, vorsichtig und nur sehr allmälig sich festsetzen und erst dann besonders bemerklich werden, wenn sie sich schon zum Theil vollgesaugt und eine Beule verursacht haben, elendiglich mißhandelt. Uebrigens muß man sich schon darauf gefaßt machen, daß man an Körpertheilen, welche dem prüfenden Auge der Kritik weniger zugänglich sind, trotz der größten Vorsicht zerbissen wird, besonders von den kleinen Ticks, welche man durch das Gefühl nicht eher entdecken kann, als bis sie sich von unserem Blute gemästet. Man fabelt so viel von Vampyren, die nicht existiren, und doch steht von diesen abscheulichsten aller Blutsauger Nichts geschrieben!

Ich weiß, daß es die größere Art von Zecken oder Holzböcken auch in Deutschland in großen Waldungen gibt, und habe sie selbst hin und wieder an Jagdhunden, Rehen, Hirschen rc. gesehen, allein so viel ich auch zu Fuße Wälder durchreist oder auf der Jagd durchstreift, so oft ich im Schatten der Haine liegend geruht, so häufig ich auch mit Landleuten in Berührung kam und selbst längere Zeit auf dem Lande lebte und stets meine Mußestunden mit einem Buche in der Hand auf dem Grase oder Moose ausgestreckt zubrachte, so habe ich doch nur e i n e i n z i g e s M a l einen solchen Holz- oder Waldbock (ixodes ricinus) an einem Menschen, und zwar an einem kleinen Knaben gesehen, aber niemals selbst einen an mir gehabt; während ich hier auf meiner ersten

Frühjahrsjagd damit übersäet war und unbekannt mit ihrer hinterlistigen Anhänglichkeit viele davon nicht eher bemerkte, als bis sie mich gehörig gebrandschatzt hatten. Betrachtet man seine Kleider nur nach einer kurzen Wanderung in der Prärie, so kann man sicher sein, Tausende von den kleinen Zecken (hier seed-ticks, Samenzecken genannt) zu erblicken, und hatte man einen Gang durch den Wald gemacht und das dicke Unterholz und Gebüsch nicht überall vermeiden können, so wird eine Anzahl der größeren Waldböcke von jenem auf uns übergesiedelt sein. Diese verrathen sich häufig dem aufmerksamen Beobachter durch eine leicht kratzende Empfindung, wenn sie auf der Haut hinkriechen, ist man jedoch mit anstrengender Arbeit oder eifrig mit der Jagd beschäftigt, so wird man auf die heimtückischen Feinde erst aufmerksam, wenn sie sich festgebissen und für längere Zeit schmerzende Stellen verursacht haben. Je reizbarer die Haut, desto heftigeres Brennen und desto dauerndere Wunden und Beulen verursacht der Biß, allein selbst bei der größten Unempfindlichkeit derselben entstehen kleine Geschwüre oder Schorfe, wenn bei dem Versuche, die Zecken loszuziehen, ihr Kopf oder die Freßzangen abreißen und in der Haut stecken bleiben.

Nach dem Vorhergesagten wirst Du mir unumwunden glauben, daß diese widerlichen Thiere im Stande sind, Allen, welche nicht von Jugend auf an boshaftige Insektenbisse gewöhnt und demnach völlig gleichgültig dagegen wurden, das hiesige Landleben gänzlich zu verleiden. Sie sind Veranlassung, daß man jeden Spaziergang, jeden Ausflug zu naturwissenschaftlichen oder Jagdzwecken, und sogar nothwendige Beschäftigungen im Walde während der Jahreszeit, in welcher

er besonders Annehmlichkeiten gewährt, möglichst vermeidet. Anstatt wie in Europa schöne Tage ganz im Freien zubringen, oder an reizenden Morgen und Abenden in Gesellschaft im Walde lustwandeln, sich im Grünen lagern, musiciren und ein fröhliches Mahl bereiten und genießen zu können, muß man hier im Gegentheile alle diese ländlichen Vergnügungen gänzlich entbehren, wenn man nicht sich und sämmtliche Theilnehmer derselben in die Nothwendigkeit versetzen will, Abends vor dem Schlafengehen eine stundenlange Suche nach Zecken am Leibe und in den Kleidern anzustellen und trotz alledem dennoch zerbissen zu werden. An den langen Kleidern der Frauen hängen sich diese kleinen Waldteufel ganz besonders reichlich an und verbergen sich in den weiten Falten derselben sicher gegen alle Nachstellungen; wollen jene daher von dieser Plage verschont bleiben, so dürfen sie sich nur zu Pferde oder Wagen außerhalb der Fence begeben. Männer können sich auf offenen Wegen, Zweige und Gebüsche vermeidend, so ziemlich gegen die Zecken schützen, wenn sie ihre Stiefeln über die Beinkleider ziehen und rings um die Schäfte der ersteren mit einem Kreise von irgend etwas stark Riechendem, z. B. Terpentinspiritus, Theer, Tabak rc. bestreichen. Kriechen dann auch die Waldböcke an den Stiefel, so fallen sie doch sicher ab, wenn sie den Parfüms zu nahe kommen. Schuhe sind dagegen sehr gefährlich, weil die Thiere von niedrigen Grashalmen schon an die Strümpfe gelangen und sich von diesen aus bald am Körper selbst festsetzen können. Was man auf der Jagd von den Zecken zu leiden hat, ist wirklich unbeschreiblich; denn hat man auch sein Möglichstes gethan, um sich derselben überhaupt und besonders Abends zu entledigen, so wird

man oft noch des Nachts beim Einschlafen oder im sanftesten Schlummer durch die Bisse oder kratzenden Spaziergänge derselben auf der Haut gestört und so lange am Schlafe gehindert, bis man sich der tückischen Feinde entledigt hat.

Es wird Dir vielleicht unbegreiflich erscheinen, daß ich eine so schlimme Beschreibung von diesen amerikanischen Waldbewohnern mache, während Du in sehr vielen das Landleben in der Union schildernden Büchern oder in mündlichen und schriftlichen Berichten wahrscheinlich nichts davon gelesen oder gehört hast. Ich weiß diesen Umstand mir selbst kaum anders zu erklären, als daß die meisten Reisebeschreiber entweder zu wenig mit den örtlichen Verhältnissen bekannt sind, oder daß sie nach außerordentlichen wunderbaren Gegenständen für ihre Berichte haschen und darüber das Alltägliche und häufig Allerwichtigste übersehen. Ich versichere Dir, daß ich unter keiner Bedingung jemals hier auf dem Lande mich angesiedelt haben würde, wenn ich gewußt hätte, welche höllische Plage die Zecken verursachen und wie sie allen Genuß des Landlebens ohngefähr jährlich acht Monate lang verbittern. Meine Darstellung dieses Uebels enthält auch nicht die geringste Uebertreibung und mag Dir als Warnung dienen vor einer übereilten Entscheidung für Ansiedlung in den Wäldern oder Prärien des fernen Westens der Vereinigten Staaten. Bisher hat man den für die große Republik so enthusiastischen Deutschen nicht blos die Constitution derselben angepriesen, sondern auch alles Andere die Union Betreffende in glänzenden Farben dargestellt, und entweder haben die Schriftsteller absichtlich ihre Leser getäuscht, oder unberufener Weise über ein Land und dessen Bewohner

geschrieben, welche sie nicht hinlänglich kannten. Es wäre wirklich an der Zeit, daß endlich auch Stimmen öffentlich gehört würden, welche den Deutschen über Amerika die volle und ungeschminkte Wahrheit sagten, damit theils Viele derselben, im Vaterlande von fernen Trugbildern nicht verlockt, zufriedener leben können, als dies bisjetzt mit dem Phantome amerikanischer Glückseligkeit vor Augen möglich war, theils aber auch damit alle Diejenigen, welche zur Auswanderung aus materiellen oder politischen Rücksichten gezwungen sind, zu beurtheilen vermögen, wohin sie ihre Schritte lenken und welche Beschäftigung sie künftig ergreifen sollen. Du wirst mir gewiß zugeben, daß nur wenige Deutsche hierher kommen würden, wenn sie daheim von dem Hasse und der Verachtung der Eingeborenen gegen unsere Landsleute, von der Veränderlichkeit des Klimas, von der allgemein grassirenden Bigotterie, von den Beschwerden und den Unannehmlichkeiten des Farmerlebens rc. unterrichtet wären, und daß die wirklich noch Hierherziehenden, vorausgewarnt und belehrt, sich wenigstens nicht mehr über Täuschung und falsche Vorspiegelungen beklagen dürften und jedenfalls größtentheils der Reue, einen falschen Lebensplan verfolgt zu haben, überhoben sein würden. Wenn Du deutsche, in den Vereinigten Staaten veröffentlichte Zeitungen lesen könntest, würdest Du fast in jedem Blatte bittere Bemerkungen über den Deutschenhaß, Bigotterie rc. finden, worüber deutsche Reiseberichte schweigen, und wenn Du letztere oder sogenannte Rathgeber für Reisende nach Amerika zur Hand nimmst, wirst Du sicherlich über Klapperschlangen, Scorpione, Vampyre, Bären, Wölfe und andere wenig oder gar nicht gefährliche

Thiere wunderbare Geschichten lesen, allein das für den Auswanderer Nothwendigste und Wissenswürdigste, eine treue Darstellung der hiesigen Verhältnisse, enthalten sie nicht. Nun, wie gesagt, die Grünen kennen letztere zu wenig und die Grauen nehmen, als ausstudirte Egoisten, zu geringen Antheil an dem Schicksale ihres Vaterlandes und ihrer Landsleute, als daß sie sich mit Schreiben befassen sollten, wenn ihnen das Schachern, Landspeculationen oder Aemterjägerei mehr einbringt. Außerdem fürchten die Grauen, das Bekanntwerden von unvortheilhaften, abstoßenden Seiten des hiesigen Lebens könne die Einwanderung, welche durch die so schnelle Vermehrung von Arbeitskräften und Kapital hauptsächlich zum schnellen Emporblühen der Union, und besonders der westlichen Staaten beiträgt, vermindern und dadurch ihrem eigenen Vortheile schaden. Daher verbreiten sie nicht selten absichtlich falsche und zwar sehr günstige Nachrichten über gewisse Gegenden, wo sie wohnen oder Grundbesitz erworben haben, sondern sie sprechen den Bannfluch gegen Jeden aus, der es wagen würde, die lautere Wahrheit zu verkünden.

Das Sprüchwort: keine Regel ohne Ausnahme, gilt zwar auch von den Grauen, unter denen sich viele noch recht lebensfrische, von dem Geldwucher und der Speculationswuth noch nicht angesteckte Männer finden, für welche es noch höhere Güter gibt als der Geldsack oder einträgliche Aemter, allein sie sind selten im Stande, mit ihrer ehrlichen Meinung durchzudringen gegen das lärmende Geschrei verknöcherter Speculanten. Frage nur Leute, welche von hier nach Europa zurückkehren konnten, nachdem sie eingesehen hatten, wie sehr

sie durch übertriebene und falsche Berichte von der hiesigen Glückseligkeit getäuscht worden waren, um ihre Meinung und Du wirst erfahren, daß sie im Wesentlichen mit der meinigen übereinstimmt. Es gibt freilich Menschen, welche mit Allem zufrieden sind und Alles mit einem wahrhaft hündischen Charakter ertragen können, allein selbst solche werden sich in Deutschland viel besser befinden als hier und haben jedenfalls keinen Grund zur Uebersiedelung.

Es finden sich vielleicht Leute, welche sogar die unzähligen Zecken und ihre Bisse für nicht erwähnenswerth halten mögen und sich in der Insektensammlung einer russischen Kaserne oder eines Bettelklosters wohlbefinden können, allein entweder bedarf das Urtheil solcher halbverthierter Subjecte keiner Beachtung, oder der zur Schau getragene Stoicismus heroisch sein wollender Charaktere verläßt sie bei näherer Bekanntschaft mit den früher als unbedeutend verlachten Uebeln, und gerade die letzteren sind es, welche am bittersten klagen, nachdem sie zuvor am übermüthigsten den wohlmeinenden Rath verworfen. Was die Zecken betrifft, so werden sie selbst dem Wilde unausstehlich; denn Hirsche z. B. lagern sich im Sommer gern im Walde, wo viel Pennyroyal (hedeoma pulegioides), ein achtzehn Zoll hohes sehr aromatisches Kraut, welches jenen Insekten zuwider ist und sie fern hält, wächst, und Farmer sind zuweilen genöthigt, ihren Hausthieren Schwefel einzugeben, um sie vor den Blutsaugern, unter deren Bissen jene zuweilen bedeutend abmagern, zu schützen.

Was die Moskito's (Moscheto, Mosquitto, moustique), die von neuen Ankömmlingen so gefürchteten Ungeheuer, be-

3*

trifft, so sind dies unsere auch in Deutschland in sumpfigen, feuchten Gegenden ganz gewöhnlichen Mücken oder Schnacken (culex pipiens). In trockenen, hochgelegenen Gegenden kommen sie auch hier nicht vor, dagegen sind sie in der Nähe der Flüsse, Seen und Sümpfe in der That zahllos und sehr hungrig und unverschämt. Besonders ist mir eine Art davon als neu und blutdürstig aufgefallen, die, wenn sie noch keinen Namen haben sollte, ich culex lugens oder malitiosus, nennen würde. Sie ist nicht größer als die gewöhnliche, hat aber schwarz und weiß geringelte Beinchen, wie ein preußischer Schlagbaum, und die besondere nichtswürdige Eigenschaft einer sehr schnellen Verdauung, so daß sie in kurzer Zeit mehrmals sticht und saugt, während jede andere Mücke für eine Nacht wenigstens sich mit einer Blutmahlzeit begnügt. Ich kann Dir für die Richtigkeit dieser Beobachtung bürgen, denn ich habe zuweilen eine einzige Mücke dieser Art unter dem Moskitonetze gelassen und ihr erlaubt, mich so oft zu stechen als sie wollte. Wo diese Insekten häufig sind, schützt man sich des Nachts durch gute über die Betten auf erhöhten Rahmen gespannte Netze von Gaze oder einer Art baumwollenen Spitzengrund (Moskitonetze) vollkommen gegen ihre Zudringlichkeit; am Tage wird man freilich zuweilen unbarmherzig gestochen, besonders wenn man dünne Kleider trägt und nicht fortwährend in Bewegung bleibt. Fliegen gibt es hier selbst in Städten in unzähligen Schwärmen und auf dem Lande im reinlichsten, fern von den Ställen gelegenen Hause wenigstens ebensoviel als in der von ihnen besuchtesten Dorfschenke ohne Rothkehlchen. Sie haben das Gute, daß ihre Anzahl und Neugierde Leute verhindert, am Tage zu schlafen.

Schon früher habe ich bemerkt, daß sich von allen Hausthieren die Wanzen vorzüglich vermehren und besondere Anhänglichkeit an ihre Hausgenossen verrathen. Ihre Anzahl in vielen Häusern läßt sich weder durch Ziffern noch Worte genügend angeben. Auch bei ihnen scheint die Berührung mit der Civilisation neue Bedürfnisse und vermehrte Klugheit erzeugt zu haben; denn obwohl Menschenblut sicherlich nicht ihre urspüngliche, naturgemäße Nahrung bilden kann, so haben sie doch einen so kannibalischen Appetit darnach bekommen, daß sie sich von der Decke des Zimmers auf die Schläfer herabstürzen, wenn diese vorher ihre im Bette ansässigen Verwandten getödtet und die vier Füße des ersteren in mit Wasser gefüllte Gefäße gestellt hatten. Eine von der gewöhnlichen großen Baumwanze verschiedene, grüne und noch größere als jene hält sich besonders an Fruchtsträuchern und Rosenbüschen auf. Sie versetzt oft nur bei leiser zufälliger Berührung einen heftigen Stich und verbreitet einen durchdringend widerlichen Geruch. Von anderen stechenden Insekten: Wespen, Hornissen, Hummeln, Bremsen bis zur kleinen kaum sichtbaren Sandfliege gibt es eine in Deutschland nie geahnete Mannigfaltigkeit von Arten und Unzahl von Individuen. Von den Hornissen bauen sehr viele ihre Nester, bald Wachszellen, wie die Bienen, bald röhrenartig von Lehm, an und in die Häuser, ja sogar in Schränke oder an andre Möbel, und belästigen durch ihre Nähe die Bewohner nicht wenig. Da sie besonders bei Regen oder Kälte den Schutz der Häuser und in diesen wieder die wärmsten Plätzchen suchen, so kommt man mit ihnen fast überall unverhofft in Berührung, besonders beim Wechsel der Kleider oder in

Betten, und erhält gewöhnlich zum Andenken einen herzhaften Stich, der jedoch nicht viel mehr Schmerzen verursacht, als der der Wespen. Während der Obstzeit sind die letzteren besonders zahllos und fallen in großer Menge in Gefäße mit Süßigkeiten, selbst während des Kochens.

In die Erde bauende Wespen und Hummeln überfallen nicht selten die Pflüger und treiben sie sammt den Rossen in die Flucht. In solchen Fällen muß man vorsichtig die Oeffnung des Nestes auszuforschen suchen und Abends, wenn die Insekten darin versammelt sind, ein Feuer über demselben anzünden und so lange die Erde unter letzterem mit Schaufeln umwühlen, bis das Summen der geflügelten Peiniger verstummt ist. Die Sandfliegen sind besonders bei Gewitterschwühle lästig, indem sie sich den Menschen und Wohnungen zu sehr nähern. Ihre Stiche brennen heftiger als die der Moskiten und hinterlassen eben solche Blasen. Das Insekt ist so klein, wie ein kaum sichtbares Aschenstäubchen von einer Cigarre, wofür man es auch bei erster Bekanntschaft mit demselben hält, allein es vergeblich versucht wegzublasen. Durch künstlichen Zugwind, eine während des Sommers hier überhaupt zum Leben unerläßliche Bedingung, und Rauch kann man sich die kleinen Feinde allein fern halten. Beim Reiten verursachen sie oft, wenn sie in die Augen fliegen, sehr heftigen Schmerz und zuweilen eine bedeutende Entzündung; man thut daher wohl, wenn man in unbestimmten Umrissen eine Wolke von Sandfliegen vor sich sieht, oder an der Haut fühlt, daß man von derselben schon umgeben ist, die Augen so viel als möglich zu schließen.

Doch genug von den geflügelten und kriechenden Unthie-

ren, welche Menschen und Vieh hier nicht selten zur Verzweiflung bringen. Ich könnte wohl noch hunderte verschiedene, zum Theil in ihrer Lebensart sehr merkwürdige Insekten anführen, wenn mir es Raum und Zeit für den Augenblick gestatteten. Es genügt zu wissen, daß man für Wagenpferde im Sommer der Fliegennetze, und wo es viele Mücken gibt, für sich selbst eines Moskitennetzes bedarf, und daß man trotzdem während der heißen Jahreszeit von allen möglichen Arten von Insekten unendlich viel mehr zu leiden hat als in Deutschland.

Nachträglich laß mich noch einiger Industriezweige gedenken, von denen ich früher viel gehört und gelesen und über welche Du wahrscheinlich nähere Auskunft von mir erwartest: nämlich die Seidenzucht, Ahornzuckerbereitung und der Thebau. Die erstere wurde vor ohngefähr achtzehn bis zwanzig Jahren in den nordöstlichen Staaten mit großem Eifer begonnen und später auch in Virginien und den beiden Karolinas sehr großartig betrieben. Die Nachfrage nach jungen Maulbeerbäumen von der Art mora multicaulis war so bedeutend, daß ihr Preis bis zu einem Dollar für das Stück stieg und dennoch hunderttausende davon mehr verlangt wurden als geliefert werden konnten. Ich selbst sah an verschiedenen Orten in den Staaten Massachussets, Connecticut (besonders in Hartford) und New-York Maulbeerbaumschulen, welche ihren Besitzern in wenigen Jahren hunderttausende von Dollars eingebracht hatten und in welchen noch jede zwanzig Fuß Quadrat des mit jungen Bäumchen besetzten Bodens vier hundert Dollars Werth trugen. Zugleich waren mit den Baumschulen größere Anpflanzungen von

Maulbeerbäumen zur Seidenzucht selbst verbunden, von denen sieben- bis achthundert auf einem Acker (von zwölf bis zwanzig Fuß von einander, je nachdem der Boden reicher oder ärmer beschaffen ist) stehen und Blätter erst im sechsten Jahre, wenn aus Samen, und im vierten, wenn von Stecklingen gezogen, behufs der Fütterung der Raupen gepflückt werden. Die Seidenzucht wurde an den meisten Orten im Großen getrieben, und die Seide selbst von den Producenten gesponnen und gewebt. Der reine Gewinn mochte im Allgemeinen, den vom Verkaufe junger Bäume ungerechnet, siebzig bis achtzig Procent jährlich vom Anlagecapitale betragen.

Hier im Westen, wo der Maulbeerbaum häufig wild im Walde wächst und der Winter jedenfalls kürzer und weniger kalt als in den nordöstlichen Staaten ist, müßte die Seidenzucht, wenn sie von einer Familie ohne wesentliche Hilfe gemietheter Arbeiter betrieben und die Seide an Ort und Stelle auch verarbeitet wird, sicher noch gewinnreicher und leichter sein als im Osten; allein da hierher nur selten Familien kommen, welche Mittel, Arbeitskräfte und Erfahrung genug in diesem Erwerbszweige besitzen, und für den Verkauf von roher Seide in unserer Gegend noch kein regelmäßiger Markt vorhanden ist, so würde ich Niemandem rathen, sich hier auf großartige Anpflanzungen von Maulbeerbäumen oder die Seidenzucht selbst einzulassen, bis er sich nicht genau unterrichtet hat, wie und zu welchen Preisen er seine Seide verkaufen kann. Dennoch bin ich überzeugt, daß binnen wenigen Jahren auch hier Millionen von Maulbeerbäumen ausgesät und ebenso viele Raupen gezogen werden, weil zu diesem Geschäfte mehr Sorgfalt als Kraft gehört und die Hitze des

Sommers dabei weniger beschwerlich wird als beim Maisflügen oder Heumachen. Uebrigens kann man mit kleinem Grundbesitz die Seidenzucht schon sehr großartig treiben und dabei bedeutend mehr gewinnen als bei der gewöhnlichen Farmerei. In der deutschen Mucker- und Communisten-Gemeinde zu Oekonomie bei Pittsburg kaufte ich vor ohngefähr sechzehn Jahren sehr hübsche, den chinesischen ähnliche, Tücher von Seide, welche daselbst erzeugt, gesponnen und gewebt war.

Der Theebau fängt jetzt an in den beiden Karolina's einen bedeutenden Aufschwung zu nehmen. Besonders werden die Pflanzungen eines Obersten Smith und der von denselben herrührende Thee als ausgezeichnet und den chinesischen bei Weitem übertreffend gerühmt. Die südlichen Staaten werden jedoch wahrscheinlich dieses Product ausschließlich beanspruchen, weil der Winter der mittleren und nördlichen die Theepflanzen tödten würde. Dennoch könnten deutsche Auswanderer von diesem noch neuen Kulturzweige Nutzen ziehen, wenn sie sich in Texas oder Neumexiko, wo der freie Arbeiter wenig oder gar nicht mit dem Neger in Concurrenz kommt, niederlassen. Von der Betriebsamkeit der Amerikaner und der deutschen Einwanderer läßt sich erwarten, daß wir hier bald guten Thee trinken werden und daß dem himmlischen Reiche das Theemonopol bald ebenso genommen sein wird, wie das der Seide und Baumwolle.

Die Bereitung des Ahornzuckers gehört zu den angenehmsten Beschäftigungen der Farmer in Gegenden, wo viele Zuckerahornbäume wild wachsen. Im Norden von Pennsylvanien, Ohio, Indiana, Illinois, Missouri, in Michigan, Wis-

consin und Jova bestehet ein großer Theil der Wälder aus diesen werthvollen Bäumen. Diese werden gewöhnlich Ende März, wenn die Knospen anfangen aufzuschwellen und wenn nach Nachtfrösten warme Tage eintreten, ohngefähr zwei Fuß über der Erde mit Zollbohrern angebohrt und das Auströpfeln des Saftes in untergestellte Tröge durch ausgehöhlte und in die Bohrlöcher gesteckte Hollunderröhrchen bewerkstelligt. Jeden Morgen leert man den Inhalt der Tröge in einen Kessel aus und kocht den Saft, welcher anfangs nur wenig süß schmeckt, den Tag über bis zu breiiger Syrupsdicke ein und rührt ihn beständig um, sobald er anfängt sich zu verdicken. Dieser Ahornsyrup hat einen so lieblichen und zugleich aromatisch angenehmen Geschmack, als wenn ihm Orangenblüthenwasser oder Vanille beigemischt wäre, und verhärtet binnen wenigen Stunden, wenn er aus dem Kessel in flache Formen ausgeschöpft wird. War er vorher mit Milch oder Eiweiß geklärt worden, so erhält der Zucker ein hellbraunes, ohne vorhergegangene Reinigung hingegen ein dunkelbraunes Ansehen, ist jedoch trotzdem sehr wohlschmeckend und süß. Aus einem Bohrloche eines Baumes fließt ohngefähr binnen vierundzwanzig Stunden eine Gallone Saft aus und drei bis vier Gallonen des letzteren geben ein Pfund Zucker. Eine Familie von vier Personen kann in einem Frühjahre binnen acht — Tagen hundertundfunfzig bis zweihundert Pfund Zucker bereiten. Sind in der Nähe der Farmen nicht Ahornbäume genug vorhanden zur Bereitung der erwünschten Menge Zucker, so begibt sich eine Anzahl Personen mit dem großen Siedekessel, dem nöthigen Kochgeschirre, Trögen (aus Stücken ausgehöhlter Baumstämme bestehend), Lebensmitteln, Decken und wo

möglich einem Zelte versehen, zu Wagen an einen passenderen Ort des Waldes und campirt in demselben, bis die Zuckerbereitung vorüber ist. Haben sie Morgens den Inhalt der kleinen Tröge in den großen Kessel entleert und Holz zur Feuerung gespalten, so bleiben gewöhnlich nur zwei Personen im Lager zurück, eine zum Umrühren des Zuckersaftes, die andere zum Kochen der Mahlzeiten, die übrigen können sich den Freuden der Jagd überlassen und manchen guten Braten mit nach dem Sammelplatze bringen. Hat man Bäume genug angebohrt, so kann das Sieden Tag und Nacht fortgesetzt und auf diese Art eine sehr große Menge Zucker gewonnen werden. Das Anzapfen thut übrigens den Bäumen durchaus keinen Schaden, wenn man die gemachten Löcher, nachdem sie zu laufen aufgehört, mit Erde zustopft.

In Gegenden, wo kein Zuckerahorn wildwächst, sollte sich jeder Farmer einen halben oder Viertel-Acker mit Bäumen dieser Art, welche sich sehr leicht aus Samen ziehen lassen, bepflanzen. Nach Verlauf von acht bis zehn Jahren könnte er dann schon seinen eignen Zuckerbedarf, und später sogar viel zum Verkauf erzeugen. So lange die Stämme noch jung sind, läßt sich das Land sehr gut als Wiese benutzen und endlich gewährt der Holzbestand immer noch mehr Nutzen als gewöhnlicher Wald, insofern die Ahornstämme als treffliches Holz für Möbel und Drechslerarbeiten besser bezahlt werden als andere Holzarten.

Zum Schlusse meiner Schilderungen des westlichen Landlebens muß ich noch eines Umstandes erwähnen, welcher mir zuweilen große Besorgnisse eingeflößt hat und schon wenige Tage nach meiner Uebersiedlung auf die Farm diese ernstlich

bedrohte, und mit welchem im Voraus bekannt zu sein, Dir vorkommenden Falls sehr nützlich werden kann; es ist dies die Gefahr, Haus, Getreidevorräthe und Fencen durch Prärie- oder Waldbrände zu verlieren. Die letzteren entstehen theils zufällig, theils werden sie aber auch absichtlich, entweder aus Muthwillen, oder in der Absicht, hohes Unkraut oder schlechtes Gestrüpp zu vertilgen, veranlaßt, und verbreiten sich gegen die Erwartung ihrer Urheber weiter, als diese wünschten. Wenn Holz gefällt wird, um Land urbar zu machen, verbrennt man alles Reisig, ja wo jenes keinen Werth hat, ganze Bäume im Walde, oder wo sich ausgedehnte Prärien befinden, brennt man die eine Hälfte derselben im Herbste und die andere im Frühjahre ab, um einen reineren, schnelleren Graswuchs zu erzielen und hohe, starke Unkrautstengel mit ihrem Samen zu zerstören. Gewöhnlich setzt man das trokkene Gras bei schwachem von benachbarten Farmen abwärts wehendem Winde in Brand und nimmt als ausgemacht an, daß die Flamme, wie es auch nur selten geschieht, gewisse Wege, Gräben oder Flüßchen nicht überschreiten werde; allein wenn sich plötzlich ein heftiger Sturm erhebt und schnell in die entgegengesetzte Richtung umspringt, dann wird auch natürlich die Flamme nach derselben hingetrieben, verbreitet sich, zur rasenden Gluth angefacht, mit solcher reißenden Schnelligkeit und erhitzt schon bis in so große Entfernungen, daß ihr kaum Reiter auf den flüchtigsten Rossen unverletzt zu entgehen vermögen. Nicht selten entstehen dergleichen Brände durch Unvorsichtigkeit beim Anzünden von Pfeifen und Cigarren, oder beim Kochen im Freien, zuweilen aber auch, wie schon erwähnt, aus Muthwillen oder

Bosheit. Je heftiger der Wind und je größer die brennende Fläche ist, von welcher aus sich die Gluth nach einer Farm zu verbreitet, desto mehr wird es nothwendig entgegen zu brennen, das heißt, das Präriegras oder Laub des Waldes ganz in der Nähe der Fencen anzuzünden, um zu bewirken, daß das größere, durch seine fernhinsengende und zündende Hitze gefährlich werdende Feuer aus Mangel an Brennmaterial erlischt, wenn es auf der schon absichtlich abgebrannten Stelle ankommt. Um jedoch im Stande zu sein, von dieser rettenden Maßregel Gebrauch machen zu können, ist es sehr wesentlich, daß jeder Farmer um seine an Prärie stoßende Fencen einen Graben zieht und um die im Walde gelegenen einen wenigstens zwölf Fuß breiten Raum von Bäumen gänzlich säubert, damit sich die dürren Blätter daselbst nicht anhäufen. Ein möglichst befahrener Weg rings um die Einfriedigungen ist als Sicherung gegen Feuersgefahr von außerordentlichem Werthe, denn hat die Flamme Gelegenheit, in einem auch nur sehr schmalen Streifen bis an die Fence zu gelangen, so brennt das trockene Holz derselben durch das stets dazwischen befindliche dürre Unkraut und angewehte Blätter angezündet, mit reißender Schnelligkeit und theilt besonders des Nachts rings um die Felder herum den Gebäuden das Feuer mit, ehe die sorglos schlummernden Bewohner die Gefahr gewahr werden oder auch nur ahnen.

Hat sich der Farmer nur gehörig vorgesehen und durch die erwähnten Maßregeln dem Abbrennen seines Eigenthums für gewöhnliche Fälle vorgebeugt, so ist er auch im Stande, bei außerordentlichen Prärie- oder Waldbränden sich zu schützen, indem er jenseits des Weges (von welchem etwa

darauf liegende Blätter sorgfältig weg und nach dem Feuer zu gekehrt werden müssen) oder Grabens das Gras oder Laub in Brand steckt, überzeugt, daß die geringere, von seinen Einfriedigungen abwärts brennende Gluth diese viel weniger in Gefahr bringen könne, als ein fernher auf sie zuwogendes Flammenmeer. Scheinen die Fencen dennoch gefährdet, so wirft man sie so schnell als möglich nieder und verhindert dadurch außerordentlich das Umsichgreifen des Feuers. Ist kein Weg oder Graben längs der Fence vorhanden und der Erdboden weich genug für den Gebrauch des Pfluges, so muß man, ehe man zu seiner Selbstvertheidigung Feuer anzündet, einige Male entlang der Einfriedigungen pflügen, um das trockene Gras mit möglichst breiten Erdschollen zu bedecken. Gelingt es nicht, einen bedeutenden Präriebrand durch das Entgegenbrennen von Farmen abzuhalten und hat man nicht Zeit, sämmtliche bedrohte Fencen niederzuwerfen, so muß man das Unvermeidliche geschehen lassen und nur daran denken, durch Abbruch gewisser Theile derselben die Gebäude und Getreidevorräthe zu retten. Auf diese Art kann ein thätiger, mit Klugheit zu Werke gehender Farmer mit Hülfe der Seinigen zuweilen einer Feuersbrunst Einhalt thun, welche ohne ihr entgegengesetzte Entschiedenheit und Umsicht meilenweit Alles verzehren und zerstören würde, wie dies leider alle Jahre, bald hier, bald da vorkommt. Wirkliche Waldbrände, bei welchen selbst die Bäume in Flammen stehen, kommen fast nur in Nadelhölzern, hier aber nie vor und können nur durch bedeutende Flüsse oder Gewässer, heftige Regengüsse mit schnell umspringendem Winde oder durch die vereinten Kräfte der Bewohner ganzer Gegenden unterdrückt

werden. Waldbrände hingegen, bei denen sich das Feuer nur durch das am Boden liegende trockene Laub weiterverbreitet, sind leichter zu löschen. Gleichwohl ist es oft wegen der den Flammen weit vorauseilenden Rauch-, Funken- und Gluthwolken eine ziemlich mühselige und anstrengende Arbeit. Mit Schaufeln, Spaten und schnell aus abgeschnittenem Reisig verfertigten Besen sucht man, halberstickt durch den Rauch und halbverbrannt durch Gluth und Funken, sich der brennenden Linie zu nähern und durch schnelles Ausschlagen der Flammen an einer Stelle festen Fuß auf der Operationslinie des Feindes zu fassen und von dem erkämpften Punkte aus nach allen Richtungen hin das Feuer mittelst Schlagens mit den genannten Werkzeugen auszulöschen. Ist der Wind nicht übermäßig, so gelingt dies gewöhnlich, besonders wenn sich sämmtliche Nachbarn bei der Arbeit an den bedrohtesten Orten vereinigen. Sehr häufig geschieht es jedoch, daß hin und wieder scheinbar ertödtete Flammen durch Wind von Neuem wieder angefacht werden, und deshalb ist es nothwendig, zuweilen im schnellsten Laufe an den schon gelöschten Linien entlang zu eilen, um etwa wieder entzündete Feuer ungesäumt zu zerstören.

Kommt man während der Löschungsversuche zu der Ueberzeugung, daß trotz aller Anstrengungen das Feuer überhand nimmt oder in zu großer Ausdehnung heranbraust, als daß man Hoffnung hegen dürfte, es auf die beschriebene Art zu löschen, so gebe man alle dahin zielende Bemühungen auf und suche lieber auf die sicherere Art des Entgegenbrennens die Fencen zu schützen, wenn man auch dadurch einen Theil des besten Waldes, welcher durch dergleichen

Brände stets mehr oder weniger leidet, preisgeben müßte. Wie man bei solchen Gelegenheiten arbeitet und durch übermenschliche Anstrengungen mit geringer Hülfe dennoch oft die drohendsten Gefahren abwendet, davon kannst Du Dir keinen Begriff machen. Einige Male habe ich, vom Rauche und der Gluth halb erstickt und versengt, alle Rettungsversuche verzweifelnd aufgegeben und mich durch die Flammen auf den schon abgebrannten Raum gestürzt, um Odem zu schöpfen; allein nach einigen Secunden Erholung begann ich die Arbeit von Neuem, ermunterte meine Begleiter ebenfalls und gelangte zum erwünschten Ziele, obschon unsere letzten Anstrengungen mehr das Ansehen eines wahnsinnigen Unternehmens, als eines hoffnungsvollen Beginnens hatten. Das Nil desperandum ist nirgends besser angebracht als bei Feuersgefahr. Der Anblick solcher Wald- oder Präriebrände während der Nacht ist übrigens überaus prachtvoll und großartig und selbst die vollendetste künstliche Erleuchtung, ja sogar sehr bedeutende Feuersbrünste ein Kinderspiel dagegen. Wenn man weiß, daß der Brand keinen Schaden verursachen kann, so wird man nicht müde, das herrliche Schauspiel mit Bewunderung zu betrachten; allein die Nachricht von dem Vorhandensein desselben in der Nähe von Farmen, wirkt wie ein elektrischer Schlag auf alle Hörer und im Augenblicke stürzt die arbeitsfähige Mannschaft nach den bedrohten, durch Flamme oder Rauchwolken angedeuteten Punkten. Wird das Feuer am Tage oder zeitig Abends bemerkt und leben Nachbarn so nahe, daß sie zu Hülfe kommen können, so ist es jedenfalls rathsam, daß ein oder zwei Personen längs der wenn auch nur von fern bedrohten Fencen hinpflügen, wäh-

rend die übrigen die Flammen unmittelbar zu tilgen suchen, damit man, wenn ein plötzlich sich erhebender Sturm die Gefahr vermehren sollte, dann doch im Stande ist, das Gegenbrennen zu versuchen.

Obschon nun größere oder kleinere Brände im Walde und in den Prärien mit daraus entstehendem bald bedeutendem, bald geringem Verluste an Eigenthum vorkommen, so ist es dennoch zu verwundern, daß bei der Nachlässigkeit, mit welcher hier fast überall im Freien Feuer angezündet und die Vorsicht gegen Brandschäden gänzlich außer Acht gelassen wird, nicht die ganzen Vereinigten Staaten in drei Wochen abbrennen. Die Mehrzahl der Landhäuser ist z. B. hier entweder ganz oder doch wenigstens größtentheils von Holz und die Dächer selbst in den größten Städten sind fast ohne Ausnahme mit Schindeln gedeckt, nichtsdestoweniger denkt Niemand daran, einen Schornstein oder Ofenröhre gehörig zu reinigen. In die Oefen wirft man, während Feuer darinnen ist, einen in Papier eingewickelten Schuß Pulver, wodurch der Ruß theils in das Kamin, theils in das Zimmer getrieben wird, und die Schornsteine brennt man entweder absichtlich aus, wenn durch Regen oder Schnee die Dächer einigermaßen gegen das Feuerfangen geschützt sind, oder überläßt es dem Zufalle, wenn sich der sie fast verstopfende Glanzruß zu entzünden Lust hat. Im Winter kann man fast täglich die Flammen aus dem einen oder dem andern Schornsteine mehrere Fuß hoch herausschlagen sehen, ohne daß sich die Hausbewohner oder Nachbarn darum kümmern. Sollte man eine solche unverzeihliche Nachlässigkeit von einem Volke erwarten, das sich für so klug und für so ausnehmend civilisirt hält?

In großen Städten vergeht daher auch kein Tag und keine Nacht, ohne daß es an verschiedenen Orten brennt und daß nicht verschiedene Häuser durch Feuer zerstört werden. Fremde beunruhigt anfangs der häufige Feuerlärm außerordentlich, allein mit der Zeit gewöhnen sie sich daran und finden, wie die Amerikaner, Trost darin, ihr sämmtliches Eigenthum gut zu versichern. Wer dies nicht thut, läuft jeden Augenblick Gefahr, Alles zu verlieren; denn außer der Unvorsichtigkeit ist auch häufig der böse Wille Veranlassung zu sehr vielen Feuersbrünsten. In kleinen Städtchen und Flecken ist das Versichern gegen Brandschäden noch wenig in Gebrauch, allein die Gefahr auch bedeutend geringer, weil die Häuser mehr einzeln stehen, klein und für die Löschversuche leichter zugänglich sind. Uebrigens sind die Löschanstalten im Allgemeinen unter aller Kritik schlecht; die Löschcompagnien bestehen aus freiwilligen Mitgliedern, welche häufig vorzugsweise nur auf hübsche Jacken und schöne, lächerlich verzierte Spritzen halten und nicht selten falschen Feuerlärm verursachen, um in Masse ausrücken, eine feindliche Spritzencompagnie treffen und sich mit dieser in den Straßen prügeln oder sogar schießen und stechen zu können. Philadelphia zeichnet sich durch dergleichen schändliche Straßenkämpfe der Feuerleute besonders aus und wird einer gänzlichen Reform seiner verdorbenen Stadtverwaltung bedürfen, ehe es sich von diesen es entehrenden Vorfällen befreien kann.

Obschon Farmhäuser selten durch in ihnen selbst ausgebrochenes Feuer abbrennen, so ist es doch rathsam, ein gutes Landhaus zu versichern, weil die Gefahr eben so leicht von Außen kommen und weil man darauf rechnen kann, eher

nachlässige als vorsichtige Dienstleute zu erhalten, und daher wohl thut, sich stets auf das Schlimmste gefaßt zu machen. Es ist hier ganz unmöglich, Dienstleute zu verhindern, glühende Kohlen auf den Gehöften unbedeckt von einem Hause zu dem anderen zu tragen, oder mit offen brennenden Lichtern, Pfeifen und Cigarren in Ställe oder Scheunen zu gehen; sie verlassen lieber den Dienst, als sich in einer „freien Landschaft" (wie sie die Vereinigten Staaten nennen) so „despotischen", altmodischen Verordnungen, welche ihnen dergleichen grobe Nachlässigkeiten verbieten, zu fügen. Rauchhäuser gehen häufig in Flammen auf, ohne daß dadurch den Wohnhäusern, von denen sie immer hinreichend entfernt sind, Schaden zugefügt würde. Vermiethete Farmhäuser sollten unbedingt zu ihrem vollen Werthe versichert sein, weil tückische Renter dieselben zuweilen anzünden, wenn sie wissen, daß der Eigenthümer dadurch Verluste erleidet, sich aber wohl hüten, dies zu thun, wenn letzteres nicht der Fall ist. Zwar zahlt man hier ein bis ein und ein halbes Procent von der versicherten Summe, allein nichtsdestoweniger ist es vortheilhaft, sich für diese Ausgabe die Gewißheit zu verschaffen, daß man sich ein neues Obdach bauen kann, falls man durch ein Unglück das alte verliert.

Aus meinen letzten Briefen wirst Du ersehen, daß die hiesige Landwirthschaft noch sehr vieler Verbesserungen fähig ist und daß einem tüchtigen Oekonomen hier ein weites Feld nützlicher Thätigkeit offen steht. Wer aber mit den Vortheilen der hiesigen Farmerei die Annehmlichkeiten des europäischen Landlebens vereinigen zu können glaubt, irrt gewaltig. Der Aufenthalt auf dem Lande, besonders im Westen der Union, ist auf die Dauer für Jeden, welcher in Europa nur

4*

einigermaßen mit den Segnungen der Civilisation bekannt war, unerträglich. Entweder muß man langweilig werden, wie der amerikanische Farmer und aus langer Weile bigott und geduldig Alles ertragen können, wie ein Chinese (was ohne wenigstens sechzehn chinesische bezopfte Ahnen doch offenbar unmöglich ist), oder man verläßt im Aerger über die fast ausschließlich schlechte Hülfe, welche man sich für gutes Geld zu verschaffen im Stande ist, über Entbehrungen aller Art, über das unbeständige, oft die schönsten Erwartungen auf gesegnete Ernten vernichtende Klima, über die grundlosen Wege rc. rc. die anfangs mit enthusiastischen Hoffnungen betretene Farm und versucht sein Heil lieber auf jede andere nützliche Weise. Beherzige daher meine Mittheilungen und halte fest an dem Grundsatze, daß es fast nur Leuten hier wohlgefällt, welche in Europa mit der äußersten Noth zu kämpfen hatten. Vor längerer Zeit sagte der alte Rapp, der Prophet und Geschäftsführer in der Communisten-Mucker-Colonie zu Oekonomie, zu mir: „Dös isch ä Land for Handwerker un Bure, abber net for Philosophe un Gelehrte!" Damals glaubte ich, der alte Fuchs fürchte Aufklärung seiner frommen Herde durch die letzteren; allein in späteren Jahren habe ich es recht oft erfahren und gefühlt, daß er recht hatte. Wem blos daran liegt, seinen Magen zu füllen und zu Wohlstande zu gelangen, mit einem Worte, der blos materielle Mensch ohne alle geistige Ansprüche an das Leben, findet hier das Land der Verheißung — wer mehr sucht, wird bitter getäuscht werden. Daher überlege Du Dir ganz besonders Dein Vorhaben nochmals wohl und schreibe sogleich, wenn Du zu irgend einem festen Entschlusse gekommen bist.

Achter Brief.

Die Thiere des Waldes und der Prärie. — Jagden auf dieselben, theils zum Vergnügen (besonders der Landleute), theils des Fleisches oder Pelzes, theils ihrer Schädlichkeit wegen (Raubthiere), Hirsche und deren Jagden, Hasen-, Eichhörnchen-, Truthühner-, Präriehühner-, Fasanen- und Wandertauben-Jagden. — Jagden auf Sumpf- und Wasservögel. — Froschconcerte.

Highland, den 22. März 1852.

Mein theurer Eduard!

Mit dem innigsten Vergnügen ergreife ich die Feder, um mich einmal wieder recht lange mit Dir zu unterhalten. Heute hast Du es einem Unfalle zuzuschreiben, wenn Du mehr zu lesen erhälst, als Dir seit langer Zeit zu Theil wurde; ich bin nämlich durch einen Sturz mit dem Wagen so bedeutend am Knie und Fußgelenke gequetscht worden, daß ich schon seit einigen Tagen eine sitzende und liegende Lebensart führen und dieselbe wahrscheinlich noch einige Wochen fortsetzen muß. Wie könnte ich aber meine Zeit besser anwenden, als mit Dir zu plaudern und Dir, dem gewaltigen Nimrod, eine Beschreibung unseres Wildes und

unserer Jagden zu geben. Wie oft schon habe ich gewünscht, einen in Fröhlichkeit und Witz, im Jagen wie im Treffen so ausgezeichneten und unermüdlichen Gesellschafter, als Du bist, bei mir zu haben, um mich doppelt des edlen Waidwerkes zu erfreuen und öfter dazu veranlaßt zu werden; denn fehlt es hier auch nicht an vortrefflicher Gelegenheit zum Jagen, so ist doch die dazu sich vereinigende Gesellschaft in der Regel sehr langweilig und ungebildet. Könnte man hier Priester der Diana finden, wie in Europa, könnte man nur zwei oder drei vereinigen, wie Dich, Papa, M. oder L., dann wäre man wohl versucht, hier den Nimrod zu häufig zu spielen. Denkst Du noch manchmal an unsere Jagden in S., wenn M. mit seinem unergründlichen Vorrathe von humoristischen Anekdoten und Witz den einfachen Imbiß würzte, und wir auf einem Raine oder im Walde gelagert vor Lachen kaum entscheiden konnten, wem die Palme des Sieges zu geben, ihm oder Dir? Erinnerst Du Dich unserer Fahrten und Ritte nach den Jagdsammelplätzen, wie kurz uns die Entfernungen bis dahin vorkamen und wie unbemerkt die Zeit enteilte, trotz unseres Wunsches, das Ziel unserer Ausflüge bald zu erreichen? Besinnst Du Dich noch auf unsere fröhlichen Abende, auf Bälle und Singkränzchen rc. nach vollbrachtem Waidwerke? Ich möchte wohl nach langer Zeit wieder einmal einige Tage in solcher Gesellschaft zubringen und dabei sein, wenn Ihr jaget und singet und tanzet, oder beim fröhlichen Mahle mit Witz und Humor die gewaltigen Nimrode des Tages bekrittelt.

Wenn man hier die Jagd genießen will, so hat man das Wild in der Regel so fern von dichtbewohnten Ansiede-

lungen zu suchen, daß man entweder im Freien übernachten, oder zufrieden sein muß, eine kühle Aufnahme auf einer entlegenen Farm zu finden; daher ist nicht daran zu denken, nach beendigtem Tagewerke die langen Abende noch gemüthlich und in unterhaltender Gesellschaft zuzubringen, wie wir es gewohnt waren; und deshalb werden die meisten Europäer des Jagens hier bald überdrüssig. Dieses Vergnügen ist überhaupt hier viel weniger genießbar, als in Deutschland, weil man nie auch nur mit einiger Gewißheit darauf rechnen kann, irgendwo Wild anzutreffen, denn da ein Jeder jagen kann, wo er Lust hat, und da selbst die Unzahl von Farm- und Jagdhunden auf eigenen Antrieb ohne ihre Herren im Walde herumspüren und häufig ganze Tage lang und viele Meilen weit hetzen, so hat man häufig das Unglück, gerade solche Orte abzusuchen, von denen kurz vorher entweder Hunde allein oder in Begleitung ihrer Herren das Wild radikal vertrieben hatten.

Um Dir jedoch ein anschauliches Bild unserer Jagden zu verschaffen, will ich Dir die verschiedenen Arten derselben schildern, zuerst solche, welche die Erlegung von Wildpret und später andere, welche die Vernichtung von Raubthieren und Erlangung von Pelzwerk zum Zweck haben. Zu den vierfüßigen Thieren, welche ihres Fleisches wegen besonders gejagt werden, gehören die Hirsche, Kaninchen und Eichhörnchen; zu den Vögeln: die wilden Truthühner, Präriehühner, Fasanen, Wandertauben, Rebhühner, Schnepfen, Gänse und Enten. Die gewöhnlichsten Raubthiere sind: Waschbäre, Füchse, Opossums, Luchse (Pardelkatzen), Iltisse, Marder; außer diesen jagt man auch noch Moschus-

ratten, Murmelthiere, Ottern und Schildkröten. Von Jagden auf Büffel, Elenthiere, Moosthiere, Bären, Wölfe, Biber ꝛc. laß mich schweigen, sie sind zu sehr außer unserem Bereiche, als daß ich sie hier aufführen könnte. Zwar gehörten diese Thiere zu den früheren Bewohnern unserer Gegenden und der westlichen Staaten überhaupt, allein schon seit vierzig bis funfzig Jahren sind sie in denselben entweder ganz ausgerottet worden, oder haben sich westlich oder nördlich gezogen, oder halten sich zum Theil noch in den Wildnissen im Innern, wie z. B. Bären und Wölfe in den Alleghany-Gebirgen, auf. Büffel finden sich östlich vom Missisippi nirgends mehr und kaum näher als fünfhundert Meilen westlich von demselben. Biber haben sich in demselben Gebiete wohl ebenfalls verloren, ausgenommen in einigen noch völlig unbewohnten Gegenden des nördlichen Wisconsin oder Michigan. Von den Moosthieren (Riesenhirsch), Elenthieren und Wölfen trifft man in den Wildnissen und Prärien der nordwestlichen Staaten und Canada's noch Heerden an, allein wenn hier eingewanderte Europäer nicht mit den sogenannten Pelzcompagnien reisen, oder sonst sehr kostspielige Jagdexpeditionen zu naturwissenschaftlichen Zwecken veranstalten, oder als Jäger, Soldaten, Arbeiter mit Vermessungs- oder Reisegesellschaften von der Regierung in Indianergebiete oder noch ganz unbesiedelte Wildnisse gesendet, ziehen, werden sie selten Gelegenheit haben, mit solchem edlen Wilde in Berührung zu kommen. Bären finden sich fast in allen Staaten der Union, allein sie führen meistens ein so zurückgezogenes Leben, daß es Jäger für ein Glück halten, sich ihnen nähern zu können. Ich selbst habe zwan-

zig der östlich vom Mississippi gelegenen Staaten, sowie einen Theil Canada's bereist und von Missouri, Arkansas und Louisiana gänzlich unbewohnte Gegenden besucht, und dennoch weder Wolf noch Bär, weder Biber noch Antilope, weder Elen- noch Moosthier in der Wildniß gesehen, trotz des eifrigsten Bestrebens, sie zu finden. Ich hätte zwar bei längerem Verweilen an verschiedenen Orten, sowohl in entlegenen Wäldern Canada's, als in den Rohrdickichten von Louisiana oder Arkansas, in den Gebirgen von Pennsylvanien oder Nordkarolina's manche dieser Thiere sehen und auch erlegen können, allein da ich früher beabsichtigte, mich mit noch einem Bekannten einer Pelzhandelscaravane anzuschließen, um auf den großen westlichen Prärien und in den Felsengebirgen theils einmal ein echtes Jägerleben zu führen, theils aber auch eine möglichst vollständige Sammlung von Häuten der Thiere und von den Pflanzen und Mineralien jener Gegenden mitzubringen, so verschob ich alle zeitraubende Jagden bis zu dieser Gelegenheit. Wir hatten schon einen großen Wagen nebst vier Maulthieren im Handel und waren auch sonst schon vorbereitet zum Aufbruche für Anfang April, als plötzlich die Nachricht in St. Louis eintraf, alle Indianerstämme des Westens, von Texas bis an die nördliche britische Grenze, hätten sich zu einem Vertilgungskriege gegen die Weißen vereinigt, zögen zweimalhunderttausend Mann (Krieger) stark gegen die entlegenen Forts und Ansiedelungen und hätten schon eine Anzahl Trapper und Kaufleute ermordet. Natürlich unterblieb unter diesen Umständen der Abgang der Pelzcompagnie und somit mein Ausflug nach den Felsengebirgen. Ich reiste bald darauf

nach dem Süden und hörte daselbst zu meinem größten Bedauern, daß die Pocken unter den blutdürstigen Indianern ausgebrochen seien und eine so entsetzliche Verheerung unter denselben angerichtet hätten, daß fast die Hälfte der mordlustigsten Krieger davon weggerafft worden seien, die übrigen aber Freund den Freund, Bruder den Bruder, Sohn den Vater und Vater den Sohn in feiger Angst verlassend entweder nach ihren fernen Niederlassungen geflohen, oder mit den demüthigsten Bitten um Hülfe zu denselben Weißen gekommen seien, mit deren Skalpen sie nur noch kurze Zeit vorher als sicheren Siegestrophäen beim narrenhaft scheußlichen Kriegstanze zu prahlen hofften. Nachdem man nun erfahren, daß von der Berserkerwuth der rothen Don-Quijotes Nichts mehr zu fürchten sei, war dennoch die Caravane einen Monat später, als anfangs beabsichtigt wurde, aufgebrochen und auch glücklich am Ziele ihrer Bestimmung angelangt. Damals that mir es sehr leid, daß mich meine beschleunigte Abreise an der Theilnahme an dem westlichen Ausfluge verhindert hatte, allein später habe ich so Viel von der Einförmigkeit und Beschwerlichkeit solcher Reisen gehört, daß ich überzeugt worden bin, sie lohnen, als Vergnügen betrachtet, die Mühe und Kosten nicht, und entschädigen blos wohl ausgerüstete Naturforscher oder Pelzhändler. Kränkliche Personen unternehmen die Reise nicht selten zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit und erreichen diesen Zweck gewöhnlich vollkommen, nachdem sie durch Mangel gezwungen wiederholt Hungerkuren gebraucht und längere Zeit Nichts als am Feuer geröstetes Büffelfleisch ohne Salz oder irgend andere Gewürze oder Zukost genossen hatten.

Der gewöhnliche amerikanische Hirsch (cervus virginianus) steht seiner Größe und Gestalt nach zwischen dem deutschen Edelhirsch und Reh und ähnelt dem Damwilde, die Geweihe ausgenommen, welche denen kleiner, gewöhnlicher Hirsche gleichen und selten über zwölf ausgebildete Enden haben. Die Figur ist gedrungen, der Hals kurz und wenig gebogen, und der Schwanz ohngefähr sechs Zoll lang, dick behaart, unten schneeweiß. Beim Laufen trägt ihn der Hirsch aufrecht, so daß das Weiße desselben sehr weit sichtbar und zuweilen das erste Zeichen, das man von jenem gewahr wird, ist. Schlägt das Wild nach einem Schusse beim Sprunge den Schwanz nieder, so ist dies ein sicheres Zeichen, daß es verwundet worden ist. Die Eckzähne oder Haken fehlen den hiesigen Hirschen. Bei trocknem Wetter findet man sie vorzugsweise in der Nähe der Flüsse und Bäche, in den sogenannten Bottoms, und im hohen Walde bei feuchtem, oder bei Schnee ziehen sie sich nach den Höhen und nach Gebüschen in den Prärien oder Feldern. Wenn in den letzteren die Saat oder reifer Mais bessere Nahrung gewährt, als der Wald, liegen sie entweder im Getreide, im hohen Mais, im dichten Grase oder Unkraute der Wiesen, oder in den Büschen der nächsten Waldung oder auch in benachbarten Haseldickichten; die Haselstauden wachsen nämlich hier auf gutem Boden so dicht und in solcher zahllosen Menge, daß große Strecken Landes dadurch in undurchdringliche Dickichte verwandelt werden. Auch die Obstgärten werden von den Hirschen häufig besucht, wenn das Obst reif ist.

Obschon es nun anscheinend ein Leichtes sein müßte, das Rothwild auf dem Anstande zu erlegen, wenn es über die

Fencen springt, um in den Feldern zu fressen,*) so ist dem doch nicht so, wahrscheinlich weil es durch Hundegebell, durch die im Walde beständig herumlaufenden Hausthiere, durch das in der Nähe des Farmhofes stets stattfindende Geräusch mehr oder weniger am Tage gestört und auch Abends abgehalten wird, so zeitig sich in die Felder zu begeben, daß man noch darauf schießen könnte; übrigens dauert die Dämmerung hier nur halb so lange, als in Deutschland, und auch deshalb veranlaßt jede Verspätigung des Wildes einen verfehlten Anstand. Mit Hirschen ist es mir dabei niemals geglückt und ich weiß auch keinen meiner Bekannten, welcher auf diese Art deren erlegt oder öfter den Versuch dazu gemacht hätte, wenn man auch überzeugt ist, daß Hirsche in der Nacht in die Felder springen werden, weil sie regelmäßig während der vorhergehenden Abende gekommen waren. Der fleißige Farmer hat aber gerade in der Abend- und Morgendämmerung sein Vieh zu besorgen, und selbst abgesehen von dieser sehr nothwendigen Beschäftigung so viel zu thun, daß ihm nicht Zeit genug bleibt, sich auf dem langweiligen und ungewissen Anstande zu amüsiren. Es kann nämlich leicht vorkommen, daß er, während er einige Abende vergebens auf ungewisses Wild lauert, sicher ein oder mehrere werthvolle Hausthiere verliert, welche sich von

*) Ich bedaure Dein Jäger-Zartgefühl beleidigen zu müssen, insofern ich mich aller früher unter uns üblicher Jagdkunstausdrücke enthalte, allein da es der deutschen Sprache überhaupt schon zu sehr an Einheit fehlt, so halte ich es für im höchsten Grade nachtheilig, absichtlich eine Menge unsinniger Worte und Phrasen zu brauchen, wie z. B. Jäger und Studenten, welche dazu beitragen, die Sprachverwirrung in den deutschen Landen noch zu vergrößern!

der Farm abgewöhnen und verlaufen, weil sie nicht zur rechten Zeit ihr Futter erhielten.

Der Pürschgang (Still-hunting) ist jedenfalls die beste und von den Amerikanern, denen es um Wildpret zu thun, am meisten ausgeübte Jagdart auf Rothwild. In sehr besiedelten Gegenden ist dieselbe jedoch sehr mühsam, weil jenes fortwährend durch Hunde und andere Hausthiere in Unruhe erhalten wird und daher nicht leicht schußrecht zu finden ist. Auch hält es schwer, ohne Schnee Fährten zu verfolgen, weil das Wühlen der Schweine und die unzähligen Spuren derselben, der Rinder, Schafe ꝛc. leicht die nur an einzelnen Stellen bemerkbaren der Hirsche unkenntlich machen oder gänzlich zerstören. Es gehört überdies zuweilen gründliche Kenntniß der Waidmannskunst dazu, um aus der Menge verschiedenartiger und oft undeutlich abgedrückter Fährten von Doppelhufern, die rechte herauszufinden und außerdem ein sehr geübtes Auge und Ruhe, um nicht Kälber, Füllen oder andere Hausthiere anstatt der Hirsche zu schießen. Jagt man in Deutschland, hört man vor sich beim Bürschen den Tritt eines größeren Thieres, so macht man sich schußfertig und drückt los, sobald man auch nur einen kleinen Theil desselben sieht, überzeugt, daß es nur Hirsch oder Reh sein kann, allein hier ist dies anders; bevor man nicht deutlich den Hirsch erkennt, ist es gefährlich zu schießen, weil schon mancher geübte Jäger im Eifer und in der Uebereilung Hausthiere erlegte, von denen er einzelne Körpertheile von der Farbe und Größe des Rothwildes durch die Büsche oder während der Dämmerung in unbestimmten Umrissen sah. Abgesehen von den sehr bedeutenden Unkosten, wenn ein gutes Füllen

dem Besitzer ersetzt werden muß, ist der Spott, mit welchem ein solcher unglücklicher Schütze für alle Zeiten verfolgt wird, gehörig in Anschlag zu bringen. Ich selbst habe mehrere Male ungewöhnlich dunkel aussehende Hirsche (man trifft hier deren von fern fast schwarz erscheinende (black deer) und daher schwarz genannte, hingegen niemals weiße) lieber unbelästigt laufen lassen, als auf ein Thier zu schießen, das ich im dichten Walde nicht zur rechten Zeit als einen Hirsch erkennen konnte. Für den Europäer ist es außerordentlich störend und unangenehm, beim Schleichen nach Wild im Walde unzählige Male durch Hausthiere getäuscht zu werden, ehe er wirklich ein Stück von jenem zu sehen bekommt; wie oft sieht man von fern sich ein Ohr spitzen oder die Büsche oder das Gras sich bewegen und hofft einen Hirsch zu finden; man nähert sich vorsichtig, ist jeden Augenblick zum Schuß bereit und siehe ein Kalb, Füllen, Schaf oder Schwein erwartet ruhig schlafend unsere Ankunft, oder springt wohl auch nach Wildesart gerade durch die leise Annäherung des Jägers erschreckt, auf und davon. Die Amerikaner, von Jugend auf an diesen Umstand gewöhnt, werden dadurch weniger gestört und ihr geübtes Auge läßt sie auch schneller den Unterschied der verschiedenen Thiere bemerken, und dennoch ist es auch mehreren von ihnen begegnet, beim Schusse Hausthiere, besonders große Hunde mit Hirschen zu verwechseln und sogar andere mit braunröthlichen Röcken bekleidete Jäger, deren Gegenwart im Walde sie nicht ahneten, und von deren Kleidern sie nur einen kleinen Theil zwischen dem Gebüsche hindurch sahen, irrthümlich zu verwunden. Beim Bürschen ist die Büchse der Flinte unbedingt vorzu=

ziehen, denn wenn auch ein guter Postenschuß selbst den stärksten Hirsch schnell tödtet, so ist doch die Kugel gerade bei dieser Jagd viel sicherer, weil man meistens dem Wilde nachschießen muß und daher mit Posten kaum im Stande ist, einen tödtlichen Schuß beizubringen, ausgenommen in den Kopf, und diesen trägt der hiesige Hirsch nicht aufrecht oder nach rückwärts gelegt, sondern gesenkt und mit der Nase fast die Erde berührend; die Hirschkühe halten den Kopf mehr in die Höhe und sind daher auch beim Bürschen leichter zu erlegen.

Uebrigens mußt Du Dir die Jagd, selbst die Suche, nicht so leicht und angenehm denken, wie in den meisten deutschen Wäldern, in denen man natürlich die jungen, angesäten oder sogenannten Schonungen abgerechnet, unbehindert durch Unterholz ꝛc. sich nach Belieben frei bewegen und umsehen kann. Du findest im Gegentheile überall Hindernisse und feindliche Mächte, welche gehörig vermieden werden müssen, will man nicht sein werthes Ich und seine Kleidung stückweise in Gottes freier Natur hängen lassen. Von den umgestürzten Patriarchen des Waldes will ich schweigen, sie sind in der Regel dick genug, um von fern bemerkbar zu sein, allein am Boden liegende kleine Stämmchen, unzählige dürre, obschon noch sehr feste Aeste, an der Erde sich hinziehende Ranken und Luftwurzeln von Wein, Rhus und andern Pflanzen, dicke Haselgebüsche mit sechs bis zehn Fuß langen sehr festen Brombeer= und Rosenzweigen durchwachsen, bilden eine solche Mannigfaltigkeit von Hemmnissen für den Jäger, daß dadurch nicht allein seine Geduld sehr auf die Probe gestellt, sondern auch nicht selten der

Erfolg seiner Bemühungen vereitelt wird. Bald bleibt man im eifrigen Verfolgen des in kurzen Sprüngen entfliehenden Wildes an einer Ranke hängen, oder fällt zu Boden und verliert es aus dem Gesichte; bald versagt das Gewehr, weil im dichten Gestrüpp die Zündhütchen abgestreift wurden, bald stellt sich uns eine Dornenwand entgegen, welche der leichtfüßige Hirsch überspringt, die wir aber mit Mühe durchbrechen müssen, wollen wir die Verfolgung nicht aufgeben. Mit unsäglicher Mühe arbeiten wir uns hindurch, zerkratzt an Gesicht, Händen und Knieen, und mit durchlöcherten Kleidern und haben eben noch Gelegenheit, die Richtung wahrzunehmen, welche das unseren Blicken fast schon entschwundene Wild einschlägt, als plötzlich unsere Kopfbedeckung durch eine höhnische Dornenranke erfaßt und wieder zurück in das Dickicht geschleudert wird. — Man sucht natürlich sein verlorenes Eigenthum wieder und das Wild entgeht sehr häufig während dieser Zeit unserer Nachstellung.

Ueberaus ärgerlich ist es auch, wenn man mit ziemlicher Gewißheit an irgend einer Stelle Hirsche vermuthet, sie vielleicht schon von ferne erblickt, mit der äußersten Vorsicht zu beschleichen sucht und plötzlich an Wurzeln, Ranken, dürren Aesten hängen bleibt, stolpert oder fällt, und durch das dabei unvermeidlich entstehende Geräusch jene verjagt, oder wenn ein neidischer Ast, während man die Augen erwartungsvoll und gespannt anders wohin richtet, unbemerkt und hinterlistig den Drücker faßt, den Schuß abfeuert und so nicht selten das Schicksal des Tages zu unserem Nachtheile entscheidet.

Hat man einen Hirsch geschossen, so sucht man ihn,

wenn er zum Tragen zu schwer ist (die stärksten wiegen ausgeweidet über zweihundert Pfund), den Schweinen und Hunden zu entrücken, während man nach Hause geht, um ein Pferd zu holen. Zu diesem Zwecke biegt man ein hinlänglich starkes Bäumchen um, hängt das Wildpret an der Sehne eines Hinterfußes an einem Aste desselben fest und gibt ihm mit möglichster Anstrengung und nöthigenfalls mit Hülfe einer abgeschnittenen Gabel seine frühere gerade Richtung. Ohne diese Vorsichtsmaßregel würde man nicht selten bei der Rückkehr gefressen finden, was man selbst als vorzüglichen Braten zu holen beabsichtigt. Die Eingeborenen betrachten im Walde auf diese Art aufgehängtes Wild als das unbestrittene Eigenthum eines Anderen und würden sich schämen, es zu entwenden; von Eingewanderten habe ich schon mehrmals gehört, daß sie dergleichen gestohlen, aber auch entdeckt und vor Gericht bestraft wurden. Ist der Ort, wo Wild erlegt wurde, weit von der Wohnung des Jägers entfernt und Hirschbraten nichts Seltenes, so wird das Fell abgezogen und blos die hintere Hälfte des Thieres hinein gewickelt und mitgenommen.

Regnerisches, trübes und nebeliges Wetter sind am günstigsten für den Bürschgang. Es gibt hier durchaus keine beschränkenden Jagdgesetze, man kann zu jeder Jahreszeit Wild jeder beliebigen Art, jedes Geschlechtes und jedes Alters schießen; dennoch schonen die Amerikaner und alte Eingewanderte regelmäßig in der Brut- oder Satzzeit. Bei Schnee ist natürlich die Bürsche vorzüglich erfolgreich und daher triffst Du auch schon am zweiten Tage nach dem Falle desselben in angesiedelten Gegenden kaum eine Hirschfährte

ohne die sie begleitenden langen Fußtapfen und Schritte eines verfolgenden Nimrods. Die unermüdlichen Jäger gehen den Thieren oft meilenweit und tagelang nach, bis sie zum Schuß kommen und erlegen nicht selten mehrere derselben hinter einander, wenn diese nach dem Schusse in geringer Entfernung stehen bleiben und sich nach dem fehlenden Familienmitgliede umsehen. Das Wild kommt auch hier bald auf der alten Fährte zurück und daher kann man ziemlich mit Gewißheit darauf rechnen, es, bei frischgefallenem Schnee seiner Spur vorsichtig folgend, entweder im Lager zu treffen, oder von anderen Schützen verfolgt und nach diesen seine vorzügliche Aufmerksamkeit richtend, auf sich zukommen zu sehen. Die Betten der Hirsche befinden sich im Walde gewöhnlich an großen umgefallenen Bäumen und in dichtem Gebüsche abhängiger Hügel. Ihre Wanderungen gehen häufig entlang der Flüsse, Bäche und Wassergräben, nach den natürlichen Salzlecken, Feldern und offnen Wiesen im Walde oder in der Nähe desselben.

Wo das Rothwild nicht sehr häufig und Hunde und Jäger selten sind, ist die Jagd auf dasselbe, als Vergnügen betrachtet, langweilig, und was den Ertrag betrifft, kostspielig; denn man ist gewiß, sich dabei jedesmal Kleider zu zerreißen und sie oft umsonst zu unternehmen, während dieselbe Zeit, auf Verbesserung der Farm verwendet, einen sicheren und bleibenden Nutzen gehabt haben würde. Die zuverlässigste und leichteste Art, Hirsche zu schießen und Zeit, Kleider und Haut dabei zu schonen, ist die, mit einem an den Schuß gewöhnten, ruhigen Pferde zu gelegener Zeit an solche Orte, wo man jene anzutreffen erwarten darf, zu reiten und

vom Pferde zu schießen; denn auf diesem kann man nicht allein dichtes Gebüsch besser übersehen, sondern das Wild bleibt auch oft vor demselben bis auf wenige Schritte ruhig liegen, oder erwartet, wenn zufällig aufgeschreckt, den Reiter in geringer Entfernung, besonders wenn er sich gegen den Wind nähert.

Die berühmten amerikanischen Büchsen (rifle, Reifel ausgesprochen) sind fünf bis sechs Fuß lang und schießen eine sehr kleine Kugel (gewöhnlich blos ein Loth wiegend) mit sehr wenig Pulver. Da sie ihrer Länge wegen mehr Windung der Züge im Laufe haben, als ein kurzes Gewehr, und dieselbe dem abgeschossenen Blei in der Luft eine sich langsam erweiternde spiralförmige Bewegung gibt, welche besonders bemerkbar wird, sobald es trifft, so folgt daraus, daß eine aus einem langen, gewunden gezogenen Gewehre kommende Kugel in einem weichen Körper ein größeres Loch machen und daher streng genommen gefährlichere und schneller tödtliche Wunden veranlassen müsse, als eine aus einem kürzeren in gleicher Entfernung geschossene. Dies ist ein Vorzug der amerikanischen Büchsen vor den gewöhnlichen deutschen, allein da das Blei der letzteren wenigstens doppelt so groß ist als das von jenen, so wird dadurch die Wirkung des Schusses fast völlig ausgeglichen, und da die deutschen Büchsen, und namentlich die doppelläufigen Büchsflinten so viel leichter zu führen, so viel schneller zu handhaben sind und viel weiter schießen als die amerikanischen, so behalten Deutsche meistens ihre Gewehre bei, ja die übrigen Europäer und sogar viele Amerikaner bedienen sich vorzugsweise der deutschen und besonders der vorzüglichen Spitzkugelbüchsen,

wenn sie von diesen gehört und sich dieselben verschaffen können. Der Amerikaner braucht ziemlich viel Zeit, um mit seinem langen, schweren Reifel schußfertig zu werden, und schießt daher mit demselben fast niemals anders als auf stehende oder liegende, überhaupt in der Ruhe befindliche Thiere. Ich selbst habe noch nie einen Eingeborenen mit seinem Reifel auf irgend Etwas im Laufen, Fliegen oder in der Bewegung schießen sehen, was doch in Deutschland jeder Büchsenschütze thut! Zwar habe ich hin und wieder gehört, daß zuweilen Amerikaner auch mit ihren Reifels gut in der Flucht schössen, allein dies ist so selten, daß Mancher hier geboren werden, fleißig jagen und im hohen Alter sterben kann, ohne es jemals zu sehen. Du kannst Dir hiernach einen Begriff machen von der lächerlichen Uebertreibung der Kunstfertigkeit amerikanischer Scharfschützen in Romanen und Reisebeschreibungen, wenn z. B. Cooper seinen Billy Kirby mit der Kugel den Kopf einer vorüberfliegenden Taube treffen läßt ꝛc.!! Schon die Art und Weise, das Gewehr anzulegen, macht es dem Reifelschützen unmöglich, schnell zu zielen; beide Hände müssen sich nämlich am Bügel vereinigen, der Vorderarm mit dem Oberarm ohngefähr einen rechten Winkel bilden und beide Ellbogen in der Höhe der Augen stehen. Versuche einmal, mit einem schweren Gewehre auf diese Art zu schießen, und Du wirst überzeugt sein, daß, abgesehen von der Wucht des Laufes, die gezwungene Haltung das schnelle Abkommen auf einen beweglichen Gegenstand fast unmöglich macht.

So sehr ich mich nun auch gedrungen fühle, Uebertreibungen und Aufschneidereien aller Arten, wie sie besonders

bei eitlen Völkern und sich interessant machen wollenden Reisebeschreibern sehr gebräuchlich sind, zu widerlegen, und so erfahrungsmäßig ich Dir versichern kann, daß z. B. geübte deutsche Schützen durchschnittlich nicht allein viel besser treffen als die Amerikaner, sondern diese letzteren sogar durch Schnelligkeit und Sicherheit des Schusses in Erstaunen setzen, so ist es doch unleugbar, daß die meisten Landbewohner der Union sehr geübte und sichere Büchsenschützen auf ruhige Gegenstände sind und letztere selten fehlen. Es ist Thatsache, daß sie Eichhörnchen, Kaninchen ꝛc. im Sitzen meist in den Kopf schießen und überhaupt selten auf einen anderen Körpertheil eines Thieres zielen. Achtzig Schritt (hier zu drei Fuß und nicht zu zwei und einen halben, wie in Deutschland, berechnet) gilt für einen weiten, hundert für den weitesten sicheren Schuß. Ueber diese Entfernung hinaus schießt ein Amerikaner nicht leicht auf der Jagd, auf den Feind wohl noch weiter, wenn er hoffen darf, wieder laden zu können, ehe ihm dieser auf den Hals kommt. Daß solche Schützen als Infanterie im Kriege sich auszeichnen, ist sehr natürlich und daß fast jede ihrer Kugeln ihr Ziel trifft, sehr gefährlich für den Feind. Die Ruhe und Kaltblütigkeit der Landbewohner macht ihre Schüsse, wenn sie nur Zeit zum Zielen haben, besonders sicher und gleichförmig.

In noch wenig angesiedelten, eine gehörige Abwechselung von Wald, Prärie und Wasser darbietenden Gegenden ist man sicher, zu jeder Jahreszeit Hirsche zu finden und auf dem Bürschgange, bei hinreichender Ortskenntniß, zu erlegen. Schießt man mehr, als man für den Augenblick ver-

zehren kann, so werden die Schinken eingesalzen und geräuchert. Zuweilen versuchen auch wohl Jäger von Gewerbe im Winter ganze Wagenladungen von Wild in siebzig bis achtzig (engl.) Meilen entfernt liegenden Orten für drei bis fünf Dollars den ganzen Hirsch zu verkaufen und machen mitunter recht gute Geschäfte, wenn das Wetter kalt und der Weg gut bleibt; allein das Gegentheil findet statt, wenn sie entweder wegen schlechter Wege nicht an Ort und Stelle anlangen können, oder wenn ihnen bei schnell eintretender Wärme das Wildpret verdirbt, so daß sie es unterwegs für einen sehr billigen Preis verkaufen oder wegschenken, oder wegwerfen müssen. Daher ist die Jagd, als Erwerbszweig betrachtet, eine sehr schlechte Spekulation und lediglich geeignet, nur solchen Personen nothdürftig das Leben zu fristen, welche für jede andere nützliche Beschäftigung ungeeignet und zufrieden sind, wenn sie, wie die Thiere des Waldes, essen, trinken und schlafen können. Selbst die mit steter Lebensgefahr in den Felsengebirgen oder in den Indianergebieten an den Seen und fernen Strömen jagenden und edles Pelzwerk erbeutenden Trapper erübrigen selten etwas der gehabten Mühen und überstandenen Gefahren Werthes, weil die ihnen von den Agenten der Pelzcompagnien verkauften Kleider, Fallen, Schießbedarf, Tabak, Whisky &c. so ungeheure Preise kosten (letzterer z. B. von drei zu fünf Dollars die Gallone, hier ohngefähr fünfundzwanzig Cent werth), daß Wenig oder Nichts von ihrer Jagdbeute für spätere Zeiten übrig bleibt.

Die unterhaltendste Art, Hirsche in dicht bewohnten Gegenden zu jagen, ist das Treiben zu Fuße. Eine Anzahl

Schützen mit gut abgerichteten Hunden versammelt sich in einem Gehölze der Nachbarschaft und sorgt für einen Wagen und wenigstens ein gutes Jagdpferd, um etwa schwer verwundetes Wild rasch verfolgen zu können. Wer mit den Oertlichkeiten am besten bekannt ist, stellt einen Theil der Mannschaft auf die Wechsel, die übrigen treiben mit den Hunden. Jeder Theilnehmer an der Jagd, mit oder ohne Flinte, erhält gleichen Theil von dem erlegten Rothwild, und Jeder, welcher ein Stück davon schießt, erhält die Haut, hier 25 bis 65 Cent werth und getrocknet zwei bis sechs Pfund schwer, als besondere Vergünstigung noch außerdem. Von Geflügel, Kaninchen, Eichhörnchen und überhaupt kleinerem Wilde behält Jeder, was er selbst erlegt hat. Je zahlreicher die Theilnehmer an solchen Treibjagden, desto größer ist gewöhnlich die Ausbeute und das Vergnügen; allein nach erfolgter Theilung ist der erlangte Gewinn an Wildpret für den Einzelnen unbedeutend.

Ich sprach soeben von gut abgerichteten Hunden und wiederhole, daß die Beschaffenheit derselben eine wesentliche Bedingung für den Erfolg der Jagd ausmacht. Zur Aufsuchung und Verfolgung des Rothwildes bedient man sich nämlich einer Art Hunde (hounds, Parforce- oder Jagd-Hunde), welche am Tage blos Fährten von jenem und bei Nacht blos die von vierfüßigen Raubthieren verfolgen sollen, allein zuweilen, wenn schlecht gezogen, auch Schweine, Schafe und Hasen hetzen und fressen. Die hounds sind zur Geflügeljagd durchaus nicht zu brauchen und werden vorzugsweise zur Verfolgung der Hirsche dadurch angeregt, daß man ihnen von jedem erlegten Thiere dieser Art das Blut

lecken und sämmtliche Eingeweide fressen läßt. Sie folgen daher laut bellend, ja mehr heulend, unermüdlich der ersten frischen Hirschfährte, welche sie finden, und wenn dies zufällig geschieht, noch ehe die Schützen ihre gehörigen Plätze eingenommen haben, so bekommt man sie gewöhnlich den ganzen Tag über nicht wieder zu sehen, denn ohne auf Zuruf oder Horn zu hören, laufen sie unermüdlich dem Hirsche nach, so lange sie noch einen Fuß rühren können. Es kommt daher sehr viel darauf an, die Hetzhunde zu gewöhnen, dem Rufe, Pfiffe oder einem Hornsignale zu gehorchen und von der Verfolgung abzulassen, sobald sie abgerufen werden. Nur mit großer Mühe kann man junge Hunde dieser Race gewöhnen, anzuhalten, wenn sie, durch das Treiben hindurch gehetzt oder gesucht, an die vorstehenden Schützen kommen; gewöhnlich sind zu diesen ruhigen Treibjagden nur alte, leicht ermüdende Hunde (slow-hounds) zu brauchen. Solche alte, erfahrene Jagdgehülfen sind hier außerordentlich werthvoll, indem sie 1) sicher nur dann anfangen zu bellen oder zu heulen, wenn der Hirsch unmittelbar vor ihnen ist, weil sie 2) diesen nur langsam verfolgen und ihm daher 3) Zeit lassen, sich gelegentlich umzuschauen und auch im mäßigen Laufe den harrenden oder treibenden Schützen zu nähern. Hört man die Stimme eines guten, alten Hirschhundes, so kann man fast versichert sein, daß Wild erlegt wird, denn wenn es selbst seinen Bemühungen nicht ganz gelingt, letzteres nach den ihm wohlbekannten Ständen der Jäger zu treiben, so können doch diese an dem Gebelle des Hundes die Richtung erkennen, nach welcher der Hirsch flieht, und im schnellen Laufe ihm zuvorkommen.

Gänzlich verschieden von diesen civilisirten, ruhigen sind die Hetz- oder Parforce-Treibjagden, bei denen sämmtliche Theilnehmer zu Pferde erscheinen. Wer ein an den Schuß gewöhntes Pferd reitet, treibt entweder mit den Hunden, oder hält sich auf den Flügeln der Linie der vorstehenden Schützen, welche ihre Pferde in ihrer Nähe im Walde oder an Fencen angebunden haben. Bei diesem kreuztollen Vergnügen ist es von Haus aus mehr auf ein halsbrechendes, wildes Reiten als auf Erlegung von Wild abgesehen. Je mehr Hunde dabei sind und je weniger die Reiter den Werth ihrer Hälse oder die Symmetrie ihrer Gesichter und Glieder in Anschlag bringen, desto ergötzlicher wird die Hetze. Gelingt es nämlich nicht, den ersten Hirsch, welchen die Hunde in allen möglichen Tonarten kläffend und heulend verfolgen, zu erlegen, hat dieser entweder nur leicht oder gar nicht verwundet die Reihe der Schützen passirt oder umgangen, so folgen die Jäger ihrer Inspiration und wie die aus Aeolus Schlauche hervorbrechenden Winde sich nach allen Himmelsgegenden zerstreuen, so sprengen jene, nachdem sie eilig ihre Rosse bestiegen, nach den verschiedensten Richtungen wie rasend davon, um wo möglich an den Orten, wo eines jeden Ansicht nach der Hirsch wahrscheinlich sich hinwenden wird, ihm zuvorzukommen und den ersten Schuß zu haben. Gewöhnlich aber hat jener den Vorsprung und so geht es im wüthenden Galopp durch Flur und Wald, bis man endlich weder Hunde hört, noch Jäger sieht, und manchmal nach langem Suchen, Warten und Blasen auf dem Jagdhorne nicht einen der letzteren wieder zu finden im Stande ist.

An Orten, wo es sehr viel Rothwild gibt, wird nicht

selten so manches Stück davon verwundet, allein selten gesucht oder gefunden, weil den meisten Jägern mehr daran liegt, den heulenden Hunden nachzusprengen oder mit dem Hirsche um die Wette zu reiten, als die Jagd nach Waidmannsart zu betreiben. Gewöhnlich enden solche tolle Hetzen damit, daß Jeder allein nach Hause zurückkehrt, ohne zu wissen, was aus den Uebrigen geworden ist. Sind daher einzelne der Jäger nicht in der Gegend genau bekannt, so ist es sehr rathsam, daß sie sich einigermaßen die verschiedenen Richtungen merken, nach welchen sie geritten, damit sie sich sobald als möglich zurechtfinden können; Du wirst nämlich bei solchen Gelegenheiten selten Jemand finden, welcher Bildung genug gehabt oder noch hat, um zu wissen, daß man sich fremder Theilnehmer annehmen, sie wieder aufsuchen und zurechtweisen müsse. Man bläst daher auf den Hörnern nach besten Kräften und hört vielleicht auch bald hier, bald dort ein Antwortsignal; allein dies hilft so viel wie Nichts; denn den Antwortenden kommt es durchaus nicht in den Sinn zu warten, bis man sie gefunden, sondern sie verfolgen fortwährend ihren eignen Weg, wodurch man natürlich immer in der Ungewißheit erhalten wird und in stets gleicher Entfernung von den Anderen bleibend und bald diesem bald jenem Signale folgend, fast ohne es zu wissen in den verschiedensten Richtungen umherirrt. Hat man daher nicht im Voraus einen nahen Sammelplatz für die zersprengten Jäger bestimmt, wo man etwa die Rückkunft der Hunde erwarten und eine neue Hetzjagd beginnen kann, so thut man am besten, sich ohne Weiteres nach Hause zu wenden, wenn man von der übrigen Jagdgesellschaft getrennt wurde.

Du hast ohnstreitig von den englischen Fuchshetzen oder von den früher in Europa üblichen Parforcejagden gehört und häufig auf Abbildungen gesehen, wie Roß und Mann dabei stürzen und allerlei Unfällen ausgesetzt sind; dennoch läßt es sich denken und ich habe es selbst erprobt, daß auf den meist ebenen, unbewaldeten Flächen Großbritanniens, welche zu dieser Unterhaltung gewählt werden, oder bei den großen Parforcejagden mit Benutzung der überall durch den Wald ausgehauenen schönen Wege und durch Zurechtweisung der Reiter vermittelst der Piqueurs oder Signale vom Jagdschloßthurme aus alle Theilnehmer, welche sich meistens gegenseitig im Auge haben können und mit einander fortwährend im tollen Rennen wetteifern, ihre eigene Geschicklichkeit und die Güte ihrer Rosse bethätigend erheiternde Aufregung und männliches Vergnügen finden. Allein hier auf den gefährlichen Wegen des Waldes, oder da selbst diese häufig fehlen, im vollen Rennen durch das Dickicht dem Hirsche nachzusprengen und jeden Augenblick durch Aeste halb vom Pferde herunter gerissen, bald im Gesichte zerkratzt zu werden, bald Theile der Kleidungsstücke, bald den Hut, das Horn oder andere Jagdgeräthschaften zu verlieren, bald sich die Knie zu quetschen und bald den Fuß zu verrenken — und dies Alles blos um vereinzelt hinter bellenden Hunden herzureiten oder einem Hirsche den Vorsprung abzugewinnen — nein wahrhaftig, das ist zu toll und verdient, wie es auch von allen ächten Jägern geschieht, als unsinnig verworfen, aber nicht nachgeahmt zu werden. Nachdem ich auf wiederholte dringende Einladungen von Nachbarn ꝛc. mich einige Male an dergleichen wahnsinnigen Ergötzlichkeiten betheiligt

und fast jedesmal nach erschöpfender Anstrengung mich im Walde verirrt hatte und allein nach Hause zurückgekehrt war ohne andere Jagdresultate als zerrissene Kleider, zerkratztes Gesicht und Verlust irgend eines Stückes der Jagdgeräthschaften, — bin ich zu der Ueberzeugung gekommen, daß dergleichen Jagden sich nur für Leute schicken, welche ihre Gesundheit und Zeit sehr gering anschlagen, in der Wahl ihrer Vergnügen so beschränkt und so durchaus ohne allen guten Geschmack sind, daß sie für nichts Besseres Sinn haben.

Was die Hetzjagden zu Pferde hier in besiedelten Gegenden noch ganz besonders unpraktisch macht, sind die Fenceen, welche die Hirsche überspringen, die Jäger hingegen auf- und wieder zulegen oder umreiten müssen. Daß dadurch die Verfolgung mit nur einiger Aussicht auf Erfolg plötzlich aufhört, versteht sich von selbst, und daß das Wild diesen Vortheil sehr gut kennt, kann ich Dir versichern. Sobald im Walde gehetzte Hirsche sich irgend wo einer Fence nähern können, überspringen sie diese und sicher auch die auf der andern Seite des Feldes befindliche, wenn letzteres nicht groß genug und so beschaffen ist, daß es ihnen Verstecke darbietet; ja nicht selten setzen sie scheinbar spielend wiederholt über ein und dieselbe Fence, sich jedesmal nach dem Sprunge schnell wieder zurückwendend, um die Hunde irre zu führen. Auch Flüsse oder Bäche, welche der Fußgänger zuweilen überspringen, durchwaden oder auf einem darüberhinliegenden Baumstamme passiren kann, hindern den Reiter nicht selten wegen ihrer steilen Ufer an dem Nachsetzen. Das Wild benutzt aber regelmäßig die Nähe des Wassers, theils um sich augenblicklich abzukühlen, theils aber auch um ein Hinder-

niß zwischen sich und seine Feinde zu bringen und besonders, um keine Spur zu hinterlassen, daher laufen oder schwimmen Hirsche gewöhnlich ein Stück im fließenden Wasser, wenn es nicht sehr breit ist, ehe sie das entgegengesetzte Ufer berühren und gehen durch dasselbe wiederholt blos aus diesem Grunde, wenn es die Nähe ihrer Verfolger nicht unmöglich macht. Zuweilen ist jedoch gerade diese Vorsicht des Hirsches sein Verderben und Veranlassung zu einer sehr ergötzlichen Wasserjagd; denn nicht selten bleiben Hunde, welche die Kälte des Wassers scheuen, auf dem diesseitigen Ufer zurück und empfangen das dahin zurückkehrende Wild mit wüthendem Gebelle, während die verfolgende Meute es unaufhaltsam in das Wasser treibt. Die Mehrzahl der letzteren stürzt sich ebenfalls in das Wasser, gewöhnlich aber bleiben einige auf jeder Seite des Flusses oder Sees auf dem Lande und verhindern den Hirsch, so schnell als er es wünscht das Wasser zu verlassen. Einige Male habe ich Gelegenheit gehabt, dergleichen Schwimmübungen mit anzusehen, und ich versichere Dir, daß es nicht leicht ein unterhaltenderes Schauspiel geben kann. Ist die Wasserfläche groß, so ist der Hirsch sicher, den Hunden zu entrinnen, wenn ihn nicht die Kugel des Jägers ereilt, an schmalen Flüssen sind hingegen die letzteren im Vortheil und ihrer Beute gewiß, wenn die am Ufer zurückgebliebenen den nach und nach ermattenden Hirsch beim Aussteigen gehörig fassen. Die Kraft und Ruhe des Letzteren beim Schwimmen ist wahrhaft erstaunenswürdig und man sollte in der That das arme Thier eher in seinem Fluchtversuche unterstützen, als sein Ende beschleunigen helfen! Allein statt dessen beeilt sich jeder Zuschauer mit der komischsten Hast, sei-

nen schlechtgezielten Schuß abzufeuern, und je mehr Schützen gegenwärtig sind, desto gewisser trifft keine Kugel. Einmal z. B. trieben die Hunde eine große schon verwundete Hirschkuh in ein Flüßchen, an welchem wir uns ohngefähr zehn Mann stark gelagert hatten. Im Nu sprang Jeder von uns auf und die meisten schossen beide Läufe auf das Thier ab, ohne es zu treffen. Die vielen Schüsse brachten dasselbe jedoch so in Verzweiflung, daß es trotz der Meute am Ufer dieses gewann, und entkommen sein würde, wenn ich es nicht erlegt hätte, überzeugt, daß es seine erste Wunde keinenfalls lange überleben könnte.

In unseren schon seit vierzig Jahren angesiedelten und jetzt dicht bewohnten Gegenden gibt es trotz der Unzahl von Jägern und Hunden noch ziemlich viel Hirsche und wilde Truthühner, allein, wie schon erwähnt, ist die Jagd auf dieselben wegen ihrer unausgesetzten Verfolgung durch die letzteren und Beunruhigung durch Hausthiere und Arbeiter im Walde sehr unsicher und wenig erfolgreich. Ich habe oft zufällig beim Reiten, Fahren oder Gehen mehrere Tage hintereinander Hirsche kaum zehn Schritt von mir ruhig stehen bleiben sehen, wenn ich aber den folgenden Tag schon vor derselben Zeit mit gehöriger Berücksichtigung des Windes mich an denselben Platz auf den Anstand gestellt hatte, sind sie mir niemals zu Gesichte gekommen. Ebensowenig kann man bei der Treibjagd auch nur mit einiger Gewißheit darauf rechnen, das Wild an bestimmten Orten zu finden oder nach den von den Schützen besetzten Ständen hinzutreiben. Daher ziehen es die meisten Jagdliebhaber vor, anstatt öfter in ihrer Nachbarschaft erfolglose und langweilige Jagden anzu-

stellen, lieber während des Herbstes und Winters in größerer Anzahl sich in entfernte, wenig oder gänzlich unbewohnte Gegenden zu begeben und dort des Ueberflusses des Wildes sich zu erfreuen. Man richtet sich mit Decken, Büffelhäuten, Zelten, warmen Kleidern gehörig ein, damit man des Nachts im Freien aushalten kann, und mit Speise und Trank, um nicht Hunger und Durst zu leiden, wenn man nicht bald Wildpret erlangt oder von temporärer Wasserscheu befallen wird. Es versteht sich von selbst, daß einige Kochgeräthe: Teller, Löffel rc. nicht vergessen werden dürfen.

Benachbarte Farmer machen in der Regel die Fremdlinge bereitwillig mit den Verhältnissen der Gegend und den vorzüglichsten Aufenthaltsorten des Wildes bekannt, ja einer oder der andere von ihnen übernimmt gewöhnlich die Anordnung der Jagden. Ueberhaupt kennt man hier die kleinliche Eifersucht und den Eigennutz der europäischen Forstleute gar nicht, denn sogar an Orten, wo nur noch wenig Wild vorhanden ist, erzählt Dir der Amerikaner unaufgefordert und stets der Wahrheit getreu, wann und wo er Hirsche, Welschhühner rc. gesehen und kümmert sich anscheinend sehr wenig darum, ob man sich diese Kenntniß zu Nutze macht oder nicht. Die Fremden bewundern gewöhnlich anfangs diese merkwürdige Uneigennützigkeit und benutzen sie häufig und nicht selten auf unwürdige Weise, indem sie Nachbarn Hirsche, welche diese hegen oder zur Jagd für abwesende Söhne aufsparen, in deren Felde tödten! Im Verlaufe der Zeit geht die uneigennützige Offenherzigkeit der Amerikaner in Jagdangelegenheiten auch auf die europäischen Einwanderer über, welche früher eher funfzig Unwahrheiten gesagt, als auch nur ein=

mal irgend Jemanden verrathen hätten, wo sich ein Hirsch, den sie selbst zu erlegen hoffen, gezeigt habe.

Bei den Ausflügen zahlreicher Jagdgesellschaften ist es sehr wesentlich, daß wenigstens ein Sachverständiger im Lager das Kochen versieht und auf die zurückgelassenen und angebundenen Pferde, welche sich alle mögliche Mühe geben, sich loszureißen, um dann auf dem geradesten Wege nach Hause zu laufen, Acht gibt. Ohne diese Vorsicht laufen die Jäger oder wenigstens ein Theil derselben Gefahr, ihres verhofften Vergnügens beraubt zu werden, wenn sie ihre Pferde, anstatt des Wildes, suchen, und wahrscheinlich zu Fuße und mit leeren Händen nach Hause zurückkehren müssen. Es widerfährt Europäern, welche zu Wagen sich in entfernte wildreiche Gegenden begeben, hier nicht gar selten, daß sie, nachdem ihre Pferde die erste günstige Gelegenheit zur Flucht benutzt hatten, genöthigt werden, diesen nachzulaufen und nach einigen unruhig und ärgerlich verbrachten Tagen sich fremde Rosse zu miethen, um mit leerem Wagen und ohne Wildpret nach Hause zurückkehren zu können.

In ganz fremden Gegenden ist es für die Jäger besonders nothwendig, erstens das Lager an einem hochgelegenen durch auffallende Merkmale sich auszeichnenden und leicht wieder auffindbaren Orte aufzuschlagen, und zweitens die verfolgten Richtungen, sowie die Himmelsgegenden zu berücksichtigen, damit sich ein Jeder, welcher sich verirrt oder aus Mißverständniß oder in hitziger Verfolgung des Wildes den nächsten Sammelplatz verfehlt hat, zu der Gesellschaft zurückfinden kann. So lange die Sonne, Gestirne oder selbst Morgen= oder Abendröthe sichtbar sind, hält dies für einen tüch=

tigen Waidmann allerdings nicht schwer, allein wenn alle diese Merkmale zur Bestimmung der Himmelsgegend fehlen und man kreuz und quer dem Wilde im Walde oder auf der endlosen Prärie gefolgt ist, kommt man oft wegen der Rückkehr zu dem Lager in Verlegenheit. Im Walde ist die Nordseite der Bäume an der größeren Menge von Moos und Flechten an den Stämmen derselben so ziemlich, obschon hier viel weniger deutlich als in Deutschland, erkennbar, allein auf der Prärie ist man bei trübem Wetter fast gänzlich rathlos; denn wenn man auch allenfalls die Richtung des Windes als Mittel zum Zurechtfinden benutzen wollte, so ist dies doch sehr unzuverlässig, weil sich dieser hier so schnell verändert und nicht selten binnen wenigen Minuten in die entgegengesetzte Richtung umspringt. Erhält daher ein verirrter Jäger auf Hornsignale und wiederholt abgefeuerte Schüsse keine Antwort, so muß er sich im Walde nach der bemoosten Seite der Bäume orientiren und auf der Prärie dem Zufalle die Bestimmung der einzuschlagenden Richtung anheimstellen, wenn er nicht von fern irgend einen Baum oder einen Waldsaum als Merkzeichen wieder erkennt. Ist man zu Pferde, so überläßt man diesem die Zügel, überzeugt, daß es uns zunächst nach dem Lager, wenn nicht gar geraden Wegs nach Hause bringt. Ueberrascht uns die Nacht im Walde, bevor wir zu unserer Gesellschaft gelangen, so zünden wir ohne Verzug ein Feuer an, zu welchem Behufe wir stets ein Büchschen mit Zündhölzchen bei uns führen, und legen uns nieder, nachdem wir das Pferd, wenn wir beritten sind, mittelst Zaum und Sattelgurt an ein noch junges elastisches Bäumchen, oder an einen festen, aber schwankenden Ast ge-

bunden, damit die Nachgiebigkeit des einen sowohl als des anderen verhindert, daß sich jenes mit Gewalt losreiße. In der Prärie kann man auch während der Nacht seinen Weg fortsetzen und wenn die Kälte sehr heftig werden sollte, das Gras anstecken, wenn man sich an einem Graben oder Bache befindet, und dadurch vor dem Verbrennen geschützt wird, während man sich der nöthigen Wärme erfreut. An Gefahr zu verhungern oder von irgend einem boshaften Thiere verspeist zu werden, ist natürlich bei dergleichen Verirrungen nicht zu denken, weil letztere nicht vorhanden sind und man stets Wild, Früchte, Nüsse und eßbare Eicheln genug findet, um sich reichlich zu ernähren.

Ist man glücklich genug, angenehme Gesellschafter zu bekommen, so gehören wohlausgerüstete, höchstens einige Wochen dauernde Jagdzüge in nicht zu entlegene Gegenden zu den ergötzlichsten Unterhaltungen der Hinterwäldler. Die Reise bis zu den Jagdgründen, kleine in fröhliches Lachen endende Widerwärtigkeiten, die Einrichtung des Lagers, die Pläne für die nächsten Tage, die Menge und Mannigfaltigkeit des Wildes, die folgenden Kritiken der guten und schlechten Schüsse, die Wetten, die heiteren und gewöhnlich sehr spashaft zubereiteten und genossenen Mahlzeiten und endlich der gewöhnlich sehr reichliche Ertrag der Jagd, erhalten alle Theilnehmer an dergleichen Ausflügen in der Regel in der heitersten Stimmung und gewähren ihnen für längere Zeit noch reichlichen Stoff zum Lachen und zu muthwilligen Nekkereien.

Eine nicht zu zahlreiche Jagdgesellschaft quartiert sich wohl auch auf einer oder mehreren entlegenen Farmen ein

und wird aufgenommen, auch wenn sie deren Besitzern völlig unbekannt ist. Man fragt vorher, ob man einige Nächte im Hause schlafen könne und erhält gewöhnlich sehr gleichmüthig zur Antwort: „ich vermuthe wohl“ oder „ich denke wohl“ (I guess, oder I think so), das bedeutet aber ganz bestimmt: jawohl! Nun wird entweder ein Lager auf den Dielen zurecht gemacht, oder die Hausbewohner räumen eines oder mehrere ihrer Betten ein, und concentriren sich mit unbegreiflicher Virtuosität zuweilen in dem einzigen noch übrigen. Bei dergleichen Gelegenheiten habe ich bis zwölf Personen, klein und groß, in ein zweispänniges Bett kriechen, und was mir wahrhaft wunderbar erschien, alle auch wieder lebendig herauskommen sehen. Uebernachtet die ganze Gesellschaft in dem einzigen Zimmer des Hauses, so setzen sich die Ladies ganz ungenirt an das Kamin und schauen in das Feuer, während sich die Männer, soweit es die erhaltenen Decken rathsam erscheinen lassen, auskleiden und zur Ruhe verfügen. Sobald letztere schlafen, begeben sich jene zu Bette und gehen dabei so ungezwungen und doch so vorsichtig zu Werke, daß der strengste Sittenrichter nicht allein nichts Unanständiges in dem ganzen Vorgange finden kann, sondern sogar die Ungezwungenheit und das an den Tag gelegte Schicklichkeitsgefühl bewundern muß. Morgens erhebt sich das starke Geschlecht zuerst und das schöne folgt erst, wenn sich jenes im Hofe am Brunnen wäscht und kämmt. Frühstück und Abendbrot genießt man gewöhnlich im Hause und entschädigt den Hausherrn mit einer sehr mäßigen Summe für die Beherbergung von Mann und Roß. Bringt man keinen Zucker mit, so ist man gezwungen, den Kaffee unver-

süßt zu trinken, wenn man nicht Honig oder Syrup (hier molasses, von den meisten hiesigen Deutschen mulassig! genannt) hineinthun will. Wer kein Maisbrot essen kann, versorge sich für die Dauer der Jagd mit anderem, weil in abgelegenen Häusern häufig nur Maismehl zu treffen ist. Als trefflich jedoch kann ich Dir die hier sehr beliebten Deekstakes, in Scheiben geschnittenes und mit Fett gebratenes Hirschfleisch empfehlen, und zwar nicht blos ihres ausgezeichneten Geschmackes wegen, sondern auch deshalb, weil sie binnen funfzehn Minuten, nachdem man das Wildpret in das Haus gebracht hat, schon genießbar sind.

Die Mannigfaltigkeit und Menge des in unbesiedelten Gegenden vorhandenen und durch eine Anzahl geübter Schützen in wenigen Tagen erlegten Wildes, ist außerordentlich. Wenn man abwechselnd an Seeen, Flüssen, in Wäldern oder Prärien jagt, kann man Schwäne, Pelikane, Gänse, Enten, Welsch- und Präriehühner, Adler und Uhus, Hirsche, Füchse, Luchse und außerdem noch hundert verschiedene andere Thiere schießen. Der Spätherbst oder Februar und März sind die günstigsten Zeiten zu solchen Jagdpartien. Bei heftigem Winde darf man sich wenig Erfolg versprechen, abgesehen davon, daß es wegen des Umstürzens dürrer Bäume und des Herunterfallens schwerer vertrockneter Aeste gefährlich ist, während desselben sich in Wäldern, ganz jungen ausgenommen, aufzuhalten. Ja selbst wenn man durch Sturm im Gehölze überrascht wird, thut man wohl, sich während des schleunigen Rückzuges aus demselben, von trocknen oder sehr schief stehenden und überhaupt verdächtig aussehenden Bäumen sorgfältig fern zu halten und auf jedes Knacken und Krachen

besonders aufmerksam zu sein, um durch einen schnellen Sprung den fallenden Stämmen oder brechenden Aesten zu entgehen.

Einige gute Jagdhunde sind für entfernte Jagdzüge unentbehrlich, gewöhnliche ungehorsame Hetzer jedoch sehr hinderlich. Die letzteren vertreiben zuweilen alles Wild meilenweit, noch ehe die Schützen ihre Flinten geladen, oder fressen angeschossene Hirsche auf, ehe man eine Ahnung hat, daß sie schon gefangen wurden. Ueberhaupt sind solche blos zum Wildfressen, Hetzen, Kläffen und Heulen gehaltene Hunde jedem Jagdfreunde ein Greuel, insofern sie mehr Hirsche verjagen und fressen, als den Schützen zutreiben, und fürden selben Tag völlig unbrauchbar und faul werden, nachdem sie von einem gefangenen Stücke Rothwild so viel Fleisch verschlungen, daß sie sich kaum regen können. An blutige und reichliche Mahlzeiten gewöhnt sind es gerade diese Hounds, von denen öfters arme, aber liederliche Farmer fünf bis sechs stets im halbverhungerten Zustande halten, welche den benachbarten, fleißigen Landleuten außerordentlichen Schaden zufügen, indem sie ihnen Schafe und Schweine zerreißen, Eier wegfressen und sogar das gesalzene und frische Fleisch aus nicht sehr sorgfältig verwahrten Rauchhäusern, Kellern oder Küchen stehlen. Wären diese Thiere nicht so schlau, ihre Räubereien besonders bei Nacht mit der größten Vorsicht auszuführen und gegen Fremde selbst am Tage so scheu, wie wilde Raubthiere, so würde keiner von ihnen ein hohes Alter erreichen, da alle betriebsamen, ordentlichen Farmer, und namentlich die Amerikaner von ächtem Schrot und Korn ihre Todfeinde sind und ihnen ohne weiteres den Garaus machen,

wenn dies unbemerkt oder gesetzlich und öffentlich geschehen kann, theils wegen ihrer erwähnten Diebereien, theils aber auch weil jeder vernünftige Jagd- und Wildpretliebhaber in ihnen die nutzlosesten und gefährlichsten Zerstörer des Wildes und der Jagd erkennt. Ein bis zwei gut abgerichtete und wohlgefütterte Hounds können einem Farmer in einer mit Hirschen noch reichlich gesegneten Gegend zur Jagd von großem Nutzen sein und ihm zugleich als Hofhunde gute Dienste thun, allein wer mehr davon hält, thut dies in der Regel auf seiner Nachbarn Unkosten und ist gewöhnlich ein schlechter, nachlässiger Farmer.

Wenn Du hierher kommen und den Ruf des Reichthums mitbringen solltest, so sei versichert, daß einige wilde Jäger Deine Bekanntschaft suchen, Dir sogleich den Ankauf von gepriesenen Jagdpferden, Hounds und Hühnerhunden anrathen und sich Dir überhaupt so angenehm als möglich machen werden. Personen aus der Jagdclique beeilen sich sogleich, Dir das Nöthigste aus Freundschaft zu unverschämt hohen Preisen bereitwillig anzubieten und aufzudringen. In der sehr natürlichen Voraussetzung, daß, wer sich einmal anführen läßt, den Plänen der ehrenwerthen Herren auch für alle Zukunft seine Zustimmung nicht versagen könne, veranstalten sie Jagden, reiten Deine Pferde (Du darfst vielleicht auch eines benutzen), bedienen sich Deines Wagens, Deiner Gewehre, Deiner Hunde — laben sich, nachdem wie gewöhnlich kein Wild erlegt worden war, an Deiner Tafel, trinken Deinen Wein rc. und besprechen dabei neue, unvergleichlich viel ergiebigere Züge gegen die Thiere des Waldes, deren Ausrüstung sie Dir ebenfalls großmüthig allein

überlassen, aber Dich als Neuling sicherlich auf die schlechtesten Stände weisen, bei der Theilung des allenfalls erlegten Wildes Dich jedoch niemals mit zu Viel belästigen werden. Bist Du dieses Treibens endlich müde und dankst höflichst für erhaltene Jagdeinladungen, so erzeigt man Dir dennoch die Ehre, sich Deiner Pferde, Wagen, Hunde, dann sämmtlicher waidmännischer Zubehör zu bedienen und Dir es zu überlassen, dies Alles zurückzuholen, wenn es Dir ja einfallen sollte, es selbst benutzen zu wollen. Gehst Du aber sogar endlich soweit, Dein Eigenthum hauptsächlich selbst brauchen zu wollen, oder unbedeutende Anlehen zu verweigern, dann verlierst Du alle Achtung in den Augen der uneigennützigen Nimrods und kannst versichert sein, daß ihre geläufigen Zungen Dich mitleidigst verlästern werden.

Spricht man Dir daher sehr enthusiastisch von Jagd, bestürmt man Dich förmlich mit Einladungen dazu und gibt man Dir viel gute Rathschläge für Vorbereitungen und Anschaffungen für dieselbe, so sei auf der Hut und nimm an, daß Du müßige, arbeitsscheue Schmarotzer vor Dir hast. Kaufe Dir gelegentlich einen guten Hühnerhund und einen ruhigen Hound (Haund ausgesprochen), jenen für fünf bis zehn, diesen für drei bis fünf Dollars, und benutze sie, nachdem Du selbst Dich einigermaßen mit den Oertlichkeiten und den Wechseln des Wildes bekannt gemacht hast. Laß Dich aber niemals verleiten, mehrere oder junge Hounds anzuschaffen, bis Du mit der schwer zu bändigenden Natur derselben hinlänglich bekannt bist und Zeit und Gelegenheit hast, sie gehörig zu ziehen, wenn Du nicht großen Schaden an Deinem eignen Vieh erleiden und endlich doch genöthigt

sein willst, die nichtsnutzigen Thiere todtzuschießen. Ein guter Hühnerhund, welcher zugleich als Schweißhund und der Hirschfährte zu folgen gelehrt ist, verdient unbestritten den Vorzug vor allen Hounds der Welt für jeden vernünftigen Jäger.

Von den vierfüßigen Thieren, welchen ihres Fleisches wegen nachgestellt wird, stehen die Kaninchen (lepus campestris, americanus s. virginianus) hinsichtlich ihrer Größe dem Hirsche am nächsten. Von den Amerikanern werden sie rabbids (Kaninchen) genannt, und nur sehr ausnahmsweise gegessen, von den Deutschen: Hasen, was wohl richtiger ist, und mit Vergnügen verspeist. Sie sehen ganz aus wie deutsche Kaninchen und sind nur wenig größer als diese, haben aber mehr die Lebensweise der Hasen, insofern sie nicht in Höhlen leben und sich nur in Löcher oder hohle Bäume flüchten, wenn sie verfolgt werden. Man findet sie vorzüglich in den Hasel- und Dornendickichten der kleinen Prärien, in den an letztere grenzenden Gehölzen und in Unzahl in der Nähe der Farmen. In großen ausgedehnten Waldungen sind sie selten und auf den endlosen westlichen Steppen sollen sie gar nicht vorkommen, wahrscheinlich weil sie dort theils durch die so häufigen Brände, theils aber auch durch die Unzahl von Raubthieren vertilgt werden. Sie laufen, wie die europäischen Kaninchen, nur kurze Strecken gerade aus, weil sie, weniger schnell und ausdauernd als die europäischen Hasen, bald von flüchtigen Hunden, Füchsen &c. gefangen werden würden, falls sie längere Zeit unverändert eine Richtung verfolgten. Mit außerordentlicher Geschicklichkeit drehen sie sich im vollen Laufe um, wenden sich bald rück-, bald seit-

wärts und entschlüpfen nicht selten noch unter den Füßen des Hundes. Ein Vortheil, welchen sie durch ihre Zickzack-Flucht zu erreichen streben, ist der, nicht aus einer ihnen wohlbekannten Gegend, in welcher sie sichere Verstecke, wie z. B. hohle Bäume, Löcher in der Erde, Brücken, Fencen besitzen, vertrieben zu werden, um dieselben benutzen zu können. Ist ihnen daher durch den Feind der Zutritt zu denselben beim Beginne der Verfolgung abgeschnitten, so suchen sie jenen davon abzulenken und durch schnelles Umkehren dahin zu gelangen. Im Walde glückt ihnen dies fast ohne Ausnahme; in den Prärien schützt sie vor den vierfüßigen Verfolgern dichtes Gestrüpp, und in der Nähe der Felder benutzen sie die Fencen so meisterhaft, daß ihnen jene fast niemals etwas anhaben können. Haben sie nämlich im schnellsten Laufe eine Einfriedigung erreicht, so schlüpfen sie mit der Gewandheit der Schlangen zwischen den unteren Riegeln hindurch und bleiben regungslos sitzen, bis sie auch auf der anderen Seite verfolgt werden, in welchem Falle sie dann dasselbe Verfahren nach der entgegengesetzten wiederholen und dabei so lange, bald nach der einen, bald nach der anderen kriechend verharren, bis sie entweder ihre Feinde, welche stets über die Fence springen oder klettern müssen und gewöhnlich eine gewisse Strecke über dieselbe hinaus ihre Verfolgung fortsetzen, ermüdet oder getäuscht, oder auch selbst Gelegenheit zu entrinnen gehabt haben. Wo irgend ein Stück Gehölz eingefriedigt ist, kann man versichert sein, in demselben Hasen in großer Anzahl zu finden, weil sie darin von Schweinen und anderem Vieh nicht gestört werden. Will man sie an einem solchen Platze wegschießen, so stellt man sich an eine

Fence, welche dem offenen Walde zunächst liegt, und läßt Hunde oder andere Jäger das eingefriedigte Stück absuchen. Es leidet keinen Zweifel, daß die flüchtenden Häschen ohne Ausnahme nach jenem zu laufen und gewöhnlich dicht an der Fence und zuweilen kaum einige Schritte von den Füßen des Jägers einige Augenblicke ruhig sitzen bleiben werden. Bei dieser Gelegenheit kann man sie sowohl im Sitzen als auch im Laufe sehr leicht schießen und bald die ganze Sippschaft der nächsten Umgebungen, welche sich sämmtlich nach solchen ruhigen Orten hinzieht, vertilgen.

Jedem sorgfältigen, umsichtigen Landwirthe, ja selbst den hasenverzehrenden Deutschen ist es aber vielmehr um die Ausrottung dieser kleinen Plagegeister, als um ihre Jagd oder ihr Fleisch zu thun, weil sie in Gärten, Baumschulen und jungen Obstbaumpflanzungen außerordentlichen Schaden thun. Mit unermüdlicher Geduld laufen sie die Lattenzäune entlang, um eine Oeffnung groß genug zum Hindurchschlüpfen zu finden, und bleiben dann gewöhnlich im Garten so lange, als noch ein Bäumchen zu benagen oder ein Pflänzchen zu fressen übrig ist. Trotz der Hofhunde kriechen sie nicht selten unter die Häuser und machen von diesen ziemlich sicheren Verstecken aus ihre Besuche in den Baumschulen oder Gemüsebeeten. Bei Schnee habe ich öfters ihre Fährte verfolgt und wahrgenommen, wie sie einem langen Lattenzaune gefolgt waren, an vielen Stellen vergeblich durch denselben hindurchzudringen versucht hatten und endlich dicht am Hause, oder sogar durch Zuglöcher der Grundmauer desselben hindurch in Gärten gelangt und zuweilen diesen wegen der Nähe der Hunde sehr gefährlichen Weg mit größter Zuversicht all=

nächtlich hin und her gehüpft waren. Du kannst Dir denken, daß bei so großer kaltblütiger Frechheit der unzähligen Hasen die Lattenzäune oder Hecken außerordentlich sorgfältig gemacht werden müssen, und daß die Latten an keiner Stelle weiter als zwei Zoll auseinander stehen dürfen, wenn man nicht Gemüse, Blumen, Baumschule den kleinen Räubern preisgeben will. In den Obstgärten, welche meistens nur mit Wurm- oder Bretterfencen umgeben sind, sichert man junge Bäume am besten dadurch vor den Bissen der Hasen, daß man gespaltene und getrocknete Maisstengel, welche vom Erdboden an ein und einen halben Fuß hoch reichen, um sie herumbindet.

Nur in sehr angesiedelten Gegenden darf man der Hoffnung, die Unzahl der Hasen beträchtlich zu vermindern, Raum geben; auf abgelegenen Farmen hingegen bemerkt man trotz aller Bemühungen zu diesem Zwecke kaum eine Abnahme dieser schädlichen Thiere, weil sie sich stets aus dem Walde und der Prärie nach Feldern und Gärten hinziehen, und durch ihre Schlauheit häufig den eifrigsten Verfolgern zu entgehen wissen. Bald schlüpfen sie in einen an der Wurzel hohlen Baum, bald in die Höhlung eines umgestürzten, bald in unter diesen befindliche Löcher, bald unter Brücken, ausgewaschene Uferbänke &c. und sind auf diese Art meistens vor ferneren Nachstellungen sicher, insofern sich selten Jemand die Mühe gibt, besondere Anstrengung auf ihre Habhaftwerdung zu verwenden. Hohle Bäume gibt es aber hier außerordentlich viele, deren Höhlung zuweilen noch eng ist, aber ziemlich hoch in den Stamm sich aufwärts erstreckt, so daß man die in dieselben geflüchteten Thiere weder mit der

Hand noch mit dem Krätzer erreichen kann. In solchen Fällen gibt es nur zwei Mittel, dieselben zu fangen oder zu tödten, nämlich am oberen Ende der Höhlung des Baumes mit der Axt ein Loch zu hauen und sie entweder durch dieses, oder das untere herauszuziehen, oder Feuer in letzteres zu machen und die Flüchtlinge zu ersticken oder zu betäuben.

Schlägt man mit dem stumpfen Ende der Axt an einen Baum, in dem sich ein Hase versteckt hat, so verräth ein dumpfer Ton des Schlages sehr deutlich, daß und wie weit der Baum hohl ist. Hat man durch dieses Mittel in Erfahrung gebracht, daß das obere Ende der Höhlung, in welches sich die Hasen mit unglaublicher Kletterfertigkeit flüchten, für den Gebrauch der Axt nicht zu hoch über dem Erdboden und das gesunde Holz nicht zu dick ist, so haut man, besonders wenn sich der Stamm in der Nähe der Farm befindet, so hoch als möglich eine Gegenöffnung, und zieht gewöhnlich aus dieser das Häschen heraus. Dergleichen mit mehreren Löchern versehene Bäume findet man hier im Walde, nahe bei den Häusern sehr häufig, weil man öfters zur Vertilgung von Raubthieren gezwungen ist, sie einzuhauen; sie dienen aber zu gleicher Zeit als vortreffliche Fallen für Hasen, welche man leicht hineinjagen, oder ohne alle Mühe herausholen kann. In hohlen Baumstämmen, welche an der Erde liegen und in der Nachbarschaft von Farmen ebenfalls häufig an verschiedenen Stellen angehackt worden sind, hat man nicht selten Gelegenheit, mehrere Häschen auf einmal zu fangen. Eines Tages erbeutete ich sogar vier in einem Stamme, vor welchem die Hunde hitzig bellten, nachdem ich ein Loch in denselben gehackt und mich vorher durch eine in die Haupt-

öffnung gesteckte lange Ruthe überzeugt hatte, daß und in welcher Gegend lebendige Thiere darin waren. Die letztere Vorsicht braucht man übrigens jedes Mal, wenn Hunde durch ihr Gebell vor irgend einem Loche verrathen, daß Wild darin steckt, erstens damit man sich nicht umsonst bemüht, und zweitens um an den an der Ruthe hängenden Haaren das fragliche Thier zu erkennen, damit man nicht von einem Opossum, Mink, Waschbären oder Murmelthiere gebissen wird, wenn man einen Hasen zu fassen beabsichtigt.

Das Ausbrennen der letzteren ist ziemlich langweilig, indessen doch öfters rathsam, wenn sich ein sehr dicker und ziemlich hoch hinauf hohler Baum, in welchen sich jene wiederholt ungestraft flüchten, in der Nähe von Gärten befindet. Man mag nämlich an denselben klopfen, so viel man will, der Hase kommt niemals heraus und da die Höhlungen zum Theil sehr hoch und gewunden sind, so daß nicht einmal ein Schuß das Thier erreicht, so bleibt öfters nichts Anderes übrig, als Feuer in das Loch am Erdboden zu machen. Hohle Bäume haben fast nur als Brennholz Werth, und da übrigens niemals mehr als das faule Holz von der Flamme verzehrt wird, so kann man sich das Vergnügen des Ausbrennens von Wild machen, ohne Furcht, Schaden zu verursachen, wenn man bei trocknem Wetter nur dafür sorgt, das um den Baum herumliegende dürre Laub auf die Seite zu kehren, damit es nicht Feuer fängt, wenn man denselben inwendig noch glimmend verläßt. Wie schon bemerkt, erstrecken sich die Höhlungen in alten Stämmen oft bis zu dreißig oder vierzig Fuß Höhe und münden nicht selten in einem oberen Astloche; und wenn sie auch unten so

weit sind, daß man bequem in der Oeffnung stehen kann, und demnach dem Hasen dadurch das Klettern erschweren, so ist dieser doch so geschickt, immer hoch genug hinauf zu gelangen, daß man ihn niemals mit der Hand oder mit irgend einem an eine lange Ruthe gebundenen Instrumente fassen kann. Je höher aber Junker Lampe oder ein Raubthier in die immer enger werdende Oeffnung hinaufgestiegen, desto schwerer erreicht ihn der Rauch und desto länger vermag er dem Einflusse desselben Trotz zu bieten, insofern der nach unten gekehrte und die enge Höhlung ausfüllende Rücken, den Kopf gegen jenen schützt. Zuweilen unterhält man die Gluth eine halbe Stunde lang, ehe das Thier herunterfällt, und selbst dann wird es nicht selten, wenn es scheinbar betäubt mit den Kohlen in Berührung kommt, zu neuen Anstrengungen angefeuert und entschlüpft uns in verzweifelten Sprüngen, wenn wir nicht schnell mit der Hand oder der Flinte bereit sind.

Es ist jedenfalls sehr rathsam, schußfertig am Loche zu stehen, sobald das Feuer in demselben zu brennen anfängt, weil die Hasen gewöhnlich bald darauf sich herabstürzen, um zu entfliehen. Geschieht dies nicht und hört man sie nicht im Baume sich bewegen, so ist das Herabträufeln von Flüssigkeit in das Feuer ein Beweis, daß das Thier selbst bald folgen wird. Hat die Höhlung des Baumes auch eine obere Oeffnung und demnach der Rauch einen leichten Durchzug, so erscheint das geängstigte Thier sehr bald an einer derselben und entflieht nicht selten durch einen kühnen Sprung von oben, während wir unten achtgeben, oder sucht sich durch die Flammen einen Ausweg, wenn man es in der Höhe erwartet.

Um mir die Mühe des Ausbrennens zu ersparen, habe ich Hasen oder Raubthiere in hohlen Bäumen einsperren und durch Hunger tödten wollen, indem ich die Löcher mit Holz, da man hier im Freien nach Steinen Jahre lang vergebens suchen würde, möglichst fest zustopfte; allein ich fand dieselben bald darauf jedes Mal wieder geöffnet, entweder durch die unermüdlichen Anstrengungen der verzweifelten Insassen, oder durch Hunde, welche mit unglaublichem Eifer Holz und Wurzeln zerbeißen und tagelang unermüdlich mit den Pfoten kratzen, um Wild aus seinen Verstecken hervorzuholen. Das Gebell der stets die Nachbarschaft der Farmen durchstreifenden Hunde ist es auch gewöhnlich, welches ihre Herren an die hohlen Bäume führt und ihnen Gelegenheit gibt, den lebendigen Inhalt derselben an das Tageslicht zu fördern.

Außer den hohlen Bäumen bieten Haufen von Reisern, Scheit- oder Bauholz, zum Trocknen und Verbrennen bestimmte Haselwurzeln ꝛc., oder von Murmelthieren ꝛc. in die Erde gegrabene Löcher den Hasen sichere Verstecke dar, aus denen sie nur mit einem Zeit- und Kraftaufwande vertrieben werden können, welcher sich nicht der Mühe verlohnt. Verräth daher das Benehmen der Hunde, daß sich Hasen an solchen Plätzen versteckt haben, so ist es am zweckmäßigsten, sich eine Stunde vor Sonnenuntergang in die Nachbarschaft derselben auf den Anstand zu stellen und die vorsichtig hervorschlüpfenden Thiere zu schießen. Schleicht man um dieselbe Zeit am Saume des Waldes oder auf diesen durchkreuzenden Wegen, oder in der Nähe von Haselgebüschen umher, so kann man versichert sein, den größten Theil der die umliegenden Gebüsche bewohnenden Hasen zum Vorschein kom-

men zu sehen und zu erlegen. Der Knall des Schusses erschreckt sie so wenig, daß kurz nachdem man einen getödtet hat, öfters sich mehrere andere an derselben Stelle zeigen. Bei Schnee werden sie zu Hunderten in den Haselgebüschen theils im Sitzen, theils im langsamen Laufe geschossen, indem man sich auf solche Plätze, wo sich viele ihrer Fährten vereinigen (Hauptwechsel), stellt und durch Hunde oder Menschen Gebüsche und Gehölze abtreiben läßt. Ohne Hund sind sie schwer aufzujagen, weil sie so fest liegen, daß man oft wiederholt an einen Strauch schlägt oder tritt, ohne daß sie aufspringen. Es ist mir zuweilen vorgekommen, daß, wenn ich zeitig am Tage gewisse Gebüsche und Dickichte absuchte, nur wenige, auf dem Heimwege gegen Abend hingegen, als sie anfingen zu erwachen und nach Futter sich umzusehen, an denselben Oertlichkeiten Hasen in reichlicher Anzahl antraf. Ihr Fleisch schmeckt, wie das der europäischen Kaninchen, süßlich-fad und eignet sich daher mehr zur Zubereitung mit kräftigen Brühen (Hasenpfeffer), welche gewöhnlich das Beste bei diesem Gerichte bilden, als zum Braten. In Ermangelung anderen frischen Fleisches ißt man wohl gelegentlich gut zubereitete Hasen; allein bei öfterer Wiederholung wird man ihrer bald überdrüssig; ja es hat sich schon getroffen, daß hier bereits sehr verwöhnte Arbeiter einen guten Dienst verließen, weil sie es für eine unverzeihliche Geringschätzung ansahen, daß man ihnen Hasenbraten vorsetzte!

So gewiß nun aber der letztere mit einem wohlzubereiteten europäischen sich, was den Wohlgeschmack betrifft, nicht vergleichen läßt und so wenig man es daher den Amerikanern

und vielen ihnen nachäffenden Deutschen verargen kann, wenn sie die Hasen nicht genießen, so ist es doch mindestens gesagt eine Abgeschmacktheit, wenn sie Eichhörnchen nicht allein jenen vorziehen, sondern als große Leckerbissen anpreisen. Man hat sich häufig Mühe gegeben, mir durch verschiedenartige Zubereitung dieselben schmackhaft und annehmbar zu machen, allein umsonst; ich fand, daß ihr Fleisch dem der Hasen bei Weitem nachsteht, insofern es, wie leicht begreiflich, noch fader schmeckt als das der Letzteren und, ausgenommen von jungen Thieren, sehr zäh ist. Die Amerikaner rühmen zwar die Kraft und Nahrhaftigkeit der Brühen von gekochten Eichhörnchen und manche graue (langangesiedelte) Deutsche glauben dasselbe thun zu müssen, um es recht anschaulich zu machen, daß sie nicht mehr grün, sondern so klug, erfahren rc. wie jene sind — allein ich versichere Dir, diese gepriesenen Brühen oder Suppen schmecken wie Spülwasser, welches etwa durch Pfeffer oder andere zufällig darin enthaltene Gewürze einen nicht sehr angenehmen Reiz auf die Zunge ausübt. Koche in einem Topfe so viele Eichhörnchen als Du willst, Du wirst niemals eine Flüssigkeit erhalten, welche nur im Entferntesten mit Fleisch- oder Hühnerbrühe Aehnlichkeit hat. Die eigentliche und beste Art der Zubereitung von Eichhörnchensuppe besteht darin, die Thierchen erst mit Fett oder Butter zu braten und dann mit Beimischung von Butter, Eier und Gewürzen zu kochen. Dabei ist mir die Anekdote von dem Bettler eingefallen, welcher der geizigen Wirthin mit einem Nagel und Wasser Suppe kochen lehrte und der auf den Erfolg des wunderbaren Experiments Gespannten unvermerkt Mehl, Butter, Eier rc.

ablockte; denn nimmt man die Bestandtheile des Eichhörnchensuppenrecepts, so kann man mit Weglassung der Eichhörnchen eine viel schmackhaftere Suppe verfertigen, als mit Beibehaltung derselben. Daß die Brühe, in welcher eine gewisse Anzahl dieser Thiere gekocht wurde, wohl etwas nahrhafter sein muß als bloses Wasser, leidet keinen Zweifel, allein ihr Geschmack ist widerlich und daher dieselbe, sowie das gekochte oder gebratene Fleisch der Eichhörnchen nur gegen den ärgsten Hunger zu empfehlen. Ich habe es öfters versucht, wenn mir nur die Wahl blieb, davon oder von Speck zu essen, allein ich habe eher noch letzteren vorgezogen, wenn man mir es übel genommen haben würde, Brot allein zu essen. Sehr häufig werden übrigens die Eichhörnchen als Braten oder Ragout außerordentlich gerühmt und aufgetischt, um die Hühner zu schonen.

Es gibt hier viele Arten dieser Thiere, kleine, ohne den Schwanz kaum sechs Zoll lange, wie die fliegenden, die Fence- und die Erdeichhörnchen (in Löchern in der Erde lebend, spermophilus Parryi), und große mit dem Schwanze vierundzwanzig bis achtundzwanzig Zoll lange: die grauen, braungelben und schwarzen oder vielmehr dunkelbraunen. Am häufigsten sind die grauen, am größten die gelben (fox-squirrels, Fuchseichhörnchen). Die sehr feinen Pelze der grauen werden hier mit einem Cent für das Stück bezahlt. Nur die größeren Arten der Eichhörnchen werden geschossen und zwar zu jeder Jahreszeit. Im Winter bei großer Kälte schlafen sie in ihren Nestern oder Löchern. Sie sind hier so häufig, wie die Raben in Deutschland, und der Wald voller Nester, welche sie mit einer Haube aus trocknen

Zweigen in die Spitzen junger Bäume und zwar nach unten so dick bauen, daß man zuweilen eine gute Ladung Schrote hineinschießen kann, ohne die Thiere zu verletzen. Am besten glückt die Jagd, wenn zwei Personen zusammen auf dieselbe ausgehen, und sich auf verschiedene Seiten eines Baumes begeben, weil die Eichhörnchen stets sich dem Jäger dadurch unsichtbar zu machen suchen, daß sie sich unbeweglich und der Länge nach hinter die Aeste oder Stämme verstecken und sich kaum merklich fortwährend in der entgegengesetzten Richtung bewegen, sobald ihr Verfolger sich nach einer anderen Seite des Baumes begibt. Sind daher zwei Schützen beisammen, so müssen die Thiere stets einem schußrecht kommen, wenn es ihnen nicht gelingt, auf sehr hohen dicken und horizontalen Aesten angeschmiegt, sich völlig vor Schrot oder Kugel zu sichern. Bei hellem Sonnenscheine laufen sie den ganzen Tag über, besonders aber Morgens zeitig und von vier Uhr Nachmittags an im Walde und in kleinen Gehölzen in der Prärie umher. Bei trübem oder regnerischem Wetter findet man sie hingegen in ihren Nestern, aus denen sie gewöhnlich bald herauskommen und sich in den Gipfeln der halbwüchsigen Bäumchen umsehen, wenn man an den Stamm schlägt. Im jungen Walde und an den Holzrändern sind ihre Nester besonders häufig, und hat man daher an solchen Orten einen Knaben bei sich, welcher an die Stämme klopft, so kann man eine Unzahl dieser Thiere erlegen. Schießt man sie mit Schrot nicht in den Kopf, so fallen sie selten oder klettern, wenn durch den Schuß vom Baume geschleudert, gewöhnlich schnell am nächststehenden wieder in die Höhe, selbst wenn ihnen der ganze Bauch zerrissen ist, oder halten

sich in den Aesten noch mit einer Pfote fest, so lange sie nicht völlig todt sind. Die Amerikaner schießen ihnen, wie schon erwähnt, fast ohne Ausnahme mit der Kugel den Kopf ab, um den ausgezeichneten Braten oder die Kraftbrühen nicht zu verderben.

Abgesehen jedoch von der Liebhaberei für die letzteren und von dem Nutzen der Eichhörnchenjagd als Schießübung für die amerikanische Miliz, wird sie für jeden im Walde wohnenden Farmer zur Nothwendigkeit, damit ihm die Unzahl dieser Nagethiere nicht zu viel Schaden zufüge, indem sie aus Liebhaberei für die Kerne das Obst zerbeißen, frisch gepflanzten Mais aus der Erde wieder auskratzen und fressen und auch die reifen Maisähren benagen. Wenn man die kleinen, muntern Thierchen auch gern und zu seiner eigenen Belustigung ungestört und zutraulich gewähren lassen will, und sich anfangs freut, wenn sie bis in die Höfe und dicht an die Häuser kommen, so wird man endlich doch gezwungen, an ihre Vertilgung in der nächsten Umgebung der Farm zu denken, wenn man sieht, wie sie häufig die schönsten Früchte zerstören und zuweilen in einer Nacht auf großen Strecken die frischgepflanzten Maiskörner aufgezehrt haben, und wenn man genöthigt wird, zu einer Zeit öfters vergeblich wieder nachzupflanzen, wo man überhaupt kaum mit den nöthigsten Geschäften fertig werden kann.

Die fliegenden Eichhörnchen (pteromys volucella) sind ziemlich selten und nicht im Stande, sich lange in der Luft zu erhalten. Sie bedienen sich ihrer Flughaut nur sehr ausnahmsweise und auf kurze Entfernungen, gewöhnlich von einem höheren Baume auf einen niederen, oder in schräger

Richtung nach dem Erdboden, von welchem sie dann wieder mit gleicher Behendigkeit wie die Uebrigen an hohen Stämmen in die Höhe klettern. Sie sehen auf dem Rücken graubraun, am Bauche weißlich aus und sind zehn bis zwölf Zoll lang von der Nase bis zur Schwanzspitze. Man erhält zuweilen Junge beim Fällen der Bäume, sieht aber Alte kaum einmal innerhalb mehrerer Jahre. Sie thun weniger Schaden als die übrigen Eichhörnchen und werden daher höchstens von Sammlern für Naturalienkabinette und überhaupt von Personen geschossen, welche sich für Naturgeschichte interessiren.

Bei der Jagd auf Eichhörnchen, sowie überhaupt auf alle Thiere des Waldes, welche auch im Sommer erlegt werden, muß man während der hier so häufigen und gefährlichen Gewitter besonders vorsichtig sein und es sorgfältig vermeiden, unter hohen Bäumen, vorzüglich Eichen, in welche der Blitz sehr oft einschlägt, Schutz vor dem Regen zu suchen. Du findest hier unzählige vom Blitze getödtete und noch mehr von demselben gezeichnete Stämme. Die letzteren erkennst Du an einer oder zwei parallel neben einander laufenden, zwei bis drei Zoll breiten und häufig einen Zoll erhabenen Narben. Viele Leute können sich die Entstehung der letzteren gar nicht erklären und viele schreiben sie irrthümlich dem Froste zu; ich habe mich jedoch öfters persönlich davon überzeugt, daß sie vom Blitze herrühren, indem ich nicht allein unmittelbar nach schweren Gewittern an verschiedenen Bäumen in meinem Forste die ganz frischen Risse bemerkte, sondern den Blitz auch nur wenige Schritte von mir einschlagen sah. Dabei hatte ich die für mich bis dahin noch neue Ge=

legenheit, die Wahrheit von der Theorie des Blitzes (Ausgleichung verschiedener Elektricität) in ihrer Wirkung erwiesen zu sehen, insofern ich mehrere Male unmittelbar nach dem Schlage an den Bäumen zwei parallele ohngefähr vier Zolle von einander entfernte und acht Linien tiefe, bis auf das Holz sich erstreckende Risse fand, welche sich hoch oben in den Aesten zu vereinigen schienen. Sie waren gleichmäßig einen halben Zoll breit und an den Seiten scharf begrenzt. Die aus beiden herausgerissene Rinde erschien wie künstlich ausgeschnitten, bestand an beiden Rissen aus einem einzigen ungetheilten, langen, festen Streifen, von dem der eine tief an der Wurzel gelöst, oben an den Zweigen verschlungen war und am obersten Ende des Risses noch mit der übrigen Rinde zusammenhing, ein Beweis, daß die Gewalt von unten nach oben wirkte; der andere, ohngefähr dreißig Fuß lang, war oben abgerissen, durch den Schlag um die nächsten Büsche und Bäumchen herumgeschlungen worden und hing noch tief im Boden an der Wurzel fest, unwiderleglich darthuend, daß hier die Richtung der Elektricität von oben nach unten ging und sich in der durch Regen schon feuchten Erde verlor. Den unten noch festhängenden Streifen schnitt ich in einem Falle als Merkwürdigkeit ab, entwirrte ihn aus seinen festen Verschlingungen und nahm ihn als meinen Antheil an dem mir sehr nahen und mich einige Augenblicke betäubenden Schlage mit nach Hause, wo Niemand den Verfertiger dieses sonderbaren Stückes errathen konnte. In der Folge vernarbten die beiden Risse an den Bäumen vollständig.

Die wilden Truthühner (Puter, Welschhühner, turkey's)

sind ohne Ausnahme von dunkelbrauner Farbe mit einem stahlblauen Glanze der Federn, welcher sie oft fast schwarz erscheinen läßt. Sie leben in Heerden von funfzehn bis zwanzig und sind in wenig besiedelten Gegenden, besonders in den Waldungen entlang der Flüsse sehr zahlreich. Im Herbste und Winter nähren sie sich hauptsächlich von Eicheln, welche sie am Erdboden aufsuchen und deshalb Stellen des Waldes, wo Feuer das trockne Laub verzehrt hat, vorzugsweise besuchen, weil sie daselbst ihr Lieblingsfutter, ohne die Blätter wegscharren zu müssen, leicht finden können. Sie bleiben den ganzen Tag über, außer wenn hart verfolgt, am Boden und fliegen erst in der Abenddämmerung auf alte Bäume, auf deren dicken Aesten sie übernachten und setzen sich gern auf solche, welche sich hoch über dem Wasser und in deren unmittelbarer Nähe sich sehr schräg gewachsene Stämme befinden, die ihnen das Indiehöhekommen treppenartig erleichtern. Sie fliegen überhaupt schwer und ungern, und entziehen sich ihren Feinden lieber durch Klugheit und schnellen Lauf, als durch den Gebrauch ihrer Flügel. In sehr dickem Gebüsch, hohlen Bäumen und hinter umgefallenen Stämmen verbergen sie sich häufig, wenn man nicht unmittelbar auf sie losgeht und sie sich für unbeobachtet halten.

Man erlegt die wilden Truthühner vorzüglich auf dem Anstande, auf der Treibjagd oder fängt sie in Fallen; auf der Suche oder beim Schleichen ist es sehr schwer, sich ihnen auf Schußweite zu nähern, weil sie, wie die Trappen, Wachen ausstellen, einander sehr schnell von drohender Gefahr benachrichtigen, den Jäger in der Regel eher bemerken, als dieser sie, und sich, wie Dieser auch schleichen oder laufen

mag, immer in einer Entfernung von mehreren hundert Schritten von ihm halten. Mit Hülfe eines gut abgerichteten Hundes, welcher ihrer Spur schnell folgt und unter die Heerde springt, kann man sie leicht erlegen, insofern sie dann gewöhnlich erschreckt auf die nächsten Bäume fliegen, ihre Aufmerksamkeit so unverwandt auf den bellenden Hund richten, daß der schnell und vorsichtig herzueilende Schütze zuweilen mehrere nach einander herabzuschießen Zeit hat, ehe die übrigen sich entfernen. Zu Pferde kommt man ihnen leicht nahe, besonders wenn man ihnen nicht in gerader Richtung folgt, sondern sie umkreist.

Bei feuchtem Wetter oder bei Schnee kann man ihre Fährten leicht im Walde finden, ihre Lieblingsplätzchen und Hauptwechsel auskundschaften und Treibjagden dieser erlangten Kenntniß gemäß anstellen. Wenn sie nicht gestört werden, verfolgen sie bei ihren ausgedehnten Wanderungen so regelmäßig immer dieselben Wege, wie anderes Wild; es ist daher sehr wesentlich, solche Päsſe mit Berücksichtigung des Windes beim Treiben vorzugsweise zu besetzen. Bei Schnee können zwei Personen, von denen die eine sich auf einen Wechsel stellt und geduldig ausharrt, während die andere der frischen Fährte folgt, so ziemlich sicher sein, Truthühner zu erlegen, weil sie von letzterer verfolgt sobald als möglich sich wieder dahin zurückwenden, wo sie hergekommen waren, und auf diese Art dem einen oder dem anderen Jäger schußrecht kommen müssen. Bei großen Treibjagden auf Hirsche werden sie nicht selten durch das Gebell der Hunde aufgeschreckt und im Fluge den Schützen zugetrieben; werden sie aber nicht tödtlich getroffen, so laufen sie noch mit Blitzesschnelle

davon, obschon man hätte glauben sollen, daß sie durch den Sturz aus der Luft zerschmettert worden wären.

Auf den Puteranstand begibt man sich an Orte, wo man das Locken oder Kollern (Balzen) und wiederholt das Geräusch beim Aufbäumen gehört oder viele Fährten gesehen hat, vorausgesetzt, daß sich daselbst hohe und dicke Bäume befinden. Man thut wohl, eine Stunde vor Sonnenuntergang am Platze zu sein und sich sorgfältig zu verbergen. Hat man die rechte Stelle getroffen, so sieht man sich plötzlich von einander lockenden und pipenden Truthühnern umringt, welche im Eifer, so schnell als möglich den besten Ast zu besetzen und den bequemsten Ort zum Auffliegen zu finden, und im Gefühle vollkommener Sicherheit den Jäger wenig beachten. Haben sie sich einmal gesetzt, so muß man sich sorgfältig die Aeste merken, auf denen man sie zuletzt sah, weil sie beim geringsten Geräusche ihren Sitz quer über den dicken Ast verlassen und sich schnell nach der Länge desselben drehen und auf diese Art so vollständig von diesem verdeckt werden, daß man sie im Zwielichte nicht mehr erkennen kann. Häufig, besonders bei Mondschein, vertheilen sich mehrere Jäger in verschiedenen, jedoch nahe bei einander gelegenen Gegenden des Waldes, um ihres Erfolges desto gewisser zu sein, und gehen, nachdem sie sich auf irgend einem Wege oder sonst kenntlichen Punkte verabredetermaßen wieder vereinigt, gemeinschaftlich nach Bäumen, auf welche der eine oder der andere von ihnen Truthühner auffliegen gesehen hatte und schießen dann zusammen auf Commando. Bei solchen Gelegenheiten kommt es nun zuweilen vor, und ich bin selbst dabei gewesen, daß die Puter, wenn einer der Jäger zufällig ein Geräusch ver-

anlaßte, z. B. einen dürren Zweig zertrat oder mit dem Fuße am Boden hin schleppte, sich plötzlich dadurch unsichtbar machen, daß sie sich in der Längenaxe der dicken Aeste drehen und so unbeweglich auf dieselben niederducken, daß sie das schärfste Auge nicht entdecken kann. Ich sah selbst einmal im Spätherbste achtzehn bis zwanzig Truthühner auf zwei dicht neben einander stehende Bäume fliegen und schlich mich leise fort, um noch drei Jagdgenossen, welche unfern von mir ebenfalls auf dem Anstande sich befanden, zu rufen. Nach kurzer Zeit erreichten wir sämmtlich den von mir bezeichneten Platz und sahen uns vergebens nach dem Wilde um. Meine Begleiter, von denen der eine ein ächter amerikanischer und die beiden andern altangesiedelte deutsche Hinterwäldler und vorzugsweise mit so scharfem Gesichte begabt waren, daß ihren Luchsaugen Nichts entging, wenn sie ihren Vortheil auf Kosten eines Grünen oder Wild in der Aussicht hatten, sahen, wie gesagt, eben so wenig Etwas von meinen Welschhühnern, als ich und fingen an, weil sich über uns auch nicht das Geringste regte, meinen glänzenden Anstandsbericht als Phantasiestück zu bespötteln. Allein da ich auf der Richtigkeit meiner Beobachtung bestand, so gaben sie sich Mühe, die verzauberten Vögel zu entdecken und hielten bald einen der unendlich vielen und großen schwammigen Auswüchse und Knorren, welche sich hier an den Bäumen befinden, bald ein Eichhörnchennest, bald eine Kreuzungsstelle der Aeste für jene und fingen an darauf zu schießen. Nach jedem Knall flogen nur einige Puter fort, während die übrigen unverrückt und unsichtbar sitzen blieben.

Es scheint kaum glaublich und doch versichere ich Dir,

daß wir durch das Mondlicht getäuscht nach und nach sieben bis acht Schüsse auf vermeintliche Truthühner abfeuerten, während die wirklichen zu zweien und dreien nach jedem Knalle fortflogen, nachdem sie die ganze Zeit über uns gesessen und uns völlig Gelegenheit gegeben hatten, sieben bis acht Stück von ihnen zu erlegen, wenn wir sie hätten sehen können. Anstatt daher auf Andre zu warten, oder gar diese zu rufen, rathe ich Dir in einem ähnlichen Falle so lange ruhig stehen zu bleiben, bis die Puter die Köpfe unter die Flügel gesteckt und eingeschlafen sind und dann, wenn Du noch genau weißt, wo sie sich gesetzt haben, einen nach dem anderen herunterzuschießen; denn im ersten Schrecken und aus dem ersten Schlafe erwacht, bleiben sie zuweilen längere Zeit sitzen oder fliegen sogar nur auf ganz nahe stehende Bäume.

Im Frühjahre kann man wilde Welschhühner leicht während der Morgendämmerung auf der Balze erlegen. Während der Monate März und April hört man bei Tagesanbruch und stillem Wetter ihr Kollern sehr weit und mit einiger Ortskenntniß lassen sich darnach die Orte, wo sie zu treffen sind, sehr leicht bestimmen und an den folgenden Morgen zur Jagd benutzen. Hat man zahme Truthühner auf einer Waldfarm, so kann man darauf rechnen, daß ihnen die wilden Besuche abstatten und daß sich die Hähne beider Arten auf Tod und Leben beißen, wobei gewöhnlich die ersteren unterliegen und nicht selten das Zeitliche segnen. Ein frühwacher Farmer kann bei solchen Gelegenheiten sich manchen guten Braten verschaffen. Die wilden Truthühner brüten nicht selten in Getreidefeldern innerhalb der Fencen und ganze

Heerden derselben besuchen regelmäßig die Maisfelder in der Nähe der Waldungen und schlafen sogar zuweilen auf den Fencen, in der Nachbarschaft von Häusern, wenn nicht gerade hohe Bäume mit umfangreichen Aesten in der Nähe sind. Es ist daher, um Mißverständnisse zu vermeiden, sehr rathsam für im Walde wohnende Farmer, sich nur weiße, scheckige oder hellbraune Puter zu halten, damit die zahmen nicht für wilde angesehen und geschossen werden.

Es leidet wohl keinen Zweifel, daß jene von diesen abstammen, allein im Gefieder sind sie so wesentlich von einander verschieden, daß man sie selbst in der Entfernung nicht leicht verwechseln kann, ausgenommen, man sähe blos den Kopf schwarzer zahmer Truthühner. Obgleich es nun sehr schwer hält, aus den Eiern der Wilden durch Hühner ausgebrütete Junge vor dem Davonlaufen zu bewahren und zu zähmen, so findet man doch viele Nachkommen der wilden auf entlegenen Waldfarmen, welche noch ganz das Aussehen ihrer Stammverwandten behalten haben und solche kann man natürlich auch sehr leicht für ganz wilde ansehen und demgemäß behandeln. Weil nun aber diese nicht selten weit in den Wald hineinlaufen und wilde hingegen ganz in der Nähe der Farmhäuser sich aufhalten, so befindet man sich nicht selten in Ungewißheit, ob man schießen soll oder nicht. Zwar kann uns Niemand einen Vorwurf machen, wenn wir einen ganz wie ein wilder Puter aussehenden zahmen im Walde erlegen, allein man könnte uns vielleicht mittelbar des Muthwillens oder böser Absicht beschuldigen, deshalb habe ich stets vorgezogen, ganze Heerden wilder Truthühner nahe bei Farmen unbelästigt laufen zu lassen, so lange sie

ihr Benehmen nicht entschieden als solche erwies, als auch nur einmal aus Mißverständniß durch Tödtung eines zahmen Aergerniß zu geben. Hätte man einen der letzteren innerhalb einer Fence geschossen, so würde der Eigenthümer desselben jedenfalls zu Schadenersatz berechtigt sein, da streng genommen Niemand ohne Erlaubniß des Besitzers auf eingefriedigtem Lande jagen darf.

Große Rehschrote, bei Euch Nummer Null, sind die besten zur Puterjagd. Die Kugel ist dabei nicht wohl anwendbar, weil durch den Schuß mit derselben häufig der größte Theil des besten Fleisches verdorben wird. Das letztere ist selbst von alten Hähnen außerordentlich wohlschmeckend und gerade so viel besser als das der zahmen, wie Rehfleisch feiner und angenehmer ist als Schöpsenfleisch. Obgleich die wilden Truthühner durchschnittlich bedeutend größer sind als die zahmen, so ist doch ihr Fleisch, selbst das der Keulen, immer viel zarter als das der letzteren.

Die Liebhaberei der wilden Welschhühner für Mais, ihre geringe Scheu vor dem unbewaffneten Menschen und seinen Werken und ihr Mangel an Geistesgegenwart in Gefahr hat Veranlassung zu einer wahrhaft spaßhaften Falle gegeben, in welcher oft ganze Heerden derselben auf einmal gefangen werden. Man errichtet nämlich an Orten, welche häufig von ihnen besucht werden, ein drei bis vier Fuß hohes Viereck von fencenartig d. h. wechselsweis über einander gelegten, zehn Fuß langen und vier bis höchstens sechs Zoll dicken, geraden Holzscheiten (Fenceriegeln), und bedeckt dasselbe mit eben solchen, so daß gewissermaßen ein großer Kasten gebildet wird, dessen durchbrochene Wände jedoch nirgends mehr als sechs

Zoll Zwischenraum zwischen den Scheiten haben dürfen. An der einen Seite desselben sägt man eine ohngefähr einen und einen halben Fuß hohe und eben so breite Oeffnung aus und befestigt die unteren Hölzer derselben Seite durch Nägel oder Stricke an einem senkrecht stehenden Holze oder Brette, so daß sie in ihrer parallelen Lage zu den oberen bleiben. Hierauf streut man Maiskörner in der Umgegend der Falle aus, besonders zahlreich aber am Eingange und in dem Innern derselben. Die Puter, welche sehr häufig im Walde aufgeschichtete Haufen von Fenceriegeln sehen und sich sogar gern unter denselben verbergen, nähern sich jener ohne Scheu, fressen den Mais gierig auf und folgen mit dem Kopfe am Boden der lockenden Spur, bis in das Viereck hinein. Sind aber die darin befindlichen Körner aufgezehrt und fällt die Veranlassung zu der gebückten Stellung demnach hinweg, so strecken die erschrockenen Thiere ängstlich die Köpfe in die Höhe und suchen mit solcher Verzweiflung einen Ausweg nach oben, daß sie darüber die kleine Oeffnung am Boden vergessen, sie niemals zum Entkommen benutzen und den nächsten Morgen oder in der Nacht von den boshaften Jägern noch bei ihren lächerlichen Fluchtversuchen überrascht und gefangen werden.

Die wilden Truthühner sind sogar in unserer Nachbarschaft noch so häufig, daß man sie im Winter für ohngefähr einen halben Dollar kaufen kann, während die zahmen das Doppelte und Dreifache kosten. Ihre ausgespreizten und in dieser Form getrockneten Schwänze bilden sehr zweckmäßige und auf dem Lande beliebte Fächer.

Sehr unterhaltend ist im Spätsommer die Jagd auf

Präriehühner (tetrao cupido, doppelflügeliges Waldhuhn), wenn die Jungen ausgewachsen sind. Der amerikanische Name Prairichen oder Prairiechichen ist richtiger als Waldhuhn, weil diese Vögel sich wirklich blos in den Prärien aufhalten und nur im Winter dem Saume der Wälder oder kleinen Gehölzen sich nähern und sich auf die Bäume setzen. Der Name Prärie ist von den ersten französischen Ansiedlern den großen baumlosen Ebenen im Westen der Union beigelegt, darf im Deutschen keineswegs wörtlich durch Wiese übersetzt werden, weil wir unter dieser Bezeichnung eine mit feinem, niedrigem Grase besäete oder natürlich bewachsene Fläche verstehen, während das französische, in die englische Sprache aufgenommene Wort große unbewaldete, mit unzähligen verschiedenartigen, zum Theile mannshohen Gräsern, Stauden und Gebüschen bewachsene Flächen bedeutet. Man hat dasselbe durch Steppe und Haide übersetzt, oder gar durch „Savanen" im Deutschen ausgedrückt; allein da alle diese Namen mehr oder weniger den Begriff der Unfruchtbarkeit in sich schließen, so sind sie durchaus unpassend für die endlosen, meistens sehr fruchtbaren Ebenen, welche in den Vereinigten Staaten allgemein Prärie genannt werden und auch im Deutschen so heißen sollten. Der bei Weitem größte Theil derselben bildete früher den Grund unermeßlicher Seen, welche theils durch die noch vorhandenen großen Ströme, theils durch jetzt versiegte Ausflüsse sich entleerten, und daher ist der Prärieboden, welcher sich noch jährlich durch faulende Substanzen aller Arten noch verbessert, der reichste, den man sich denken kann. Mit der Zeit verwandeln sich die Prärien in Wald, welcher immer mehr

nach dem Westen fortschreitet und sie zusehends bedeckt. In unserer Gegend gab es vor dreißig Jahren noch ganz offene Stellen, welche jetzt schon mit schönem jungen Walde besetzt sind; ja an manchen Orten, wo ich vor funfzehn Jahren kaum ein Büschchen sah und Präriehühner schoß, ist sogar jetzt schon undurchdringliches Dickicht mit zwanzig bis dreißig Fuß hohen Bäumen.

Verschiedene Thiere, welche Eicheln und anderen Baumsaamen fressen oder als Vorrath in ihre Nester in der Prärie tragen, befördern nebst dem Winde und Wasser die Ausbreitung des Waldes. Gewöhnlich findet man zuerst an Flüssen und Bächen einige alte Bäume, um welche herum sich nach und nach ein Dickicht junger Nachkommen bildet, und an einzelnen Stellen der übrigens baumlosen Ebene wiederholt sich dasselbe Beispiel. Da hier fast alle Thiere Eicheln fressen und größtentheils ganz verschlucken, so kannst Du Dir denken, daß aus dem Kropfe eines einzigen Vogels oder dem Magen eines Säugethieres, welche zufällig, z. B. durch Raubthiere, ihren Tod vor vollendeter Verdauung finden, binnen kurzer Zeit ein ganzer Wald zu entstehen vermag.

Selbst die Präriehühner, im Winter sich theilweise von dem Saamen verschiedener Baumarten nährend, tragen mit dazu bei, diese Gattungen in große Entfernungen zu verpflanzen und ziehen sich dann selbst, von diesen verdrängt, in die noch offne Prärie zurück, jedoch immer nur in gemessener Weite davon, so daß sie mit Wintersanfang sich leicht wieder in den Schutz derselben begeben können. Sie sind von der Größe eines Birk- oder Haselhuhnes, jedoch mehr langge-

streckt und vier bis fünf Pfund schwer. Auf dem Rücken sehen sie dunkel und hellbraun, am Leibe und der Brust weiß und braun gestreift (gefleckt, gewellt) aus. Ihre Füße sind bis an die Zehen mit haarähnlichen Federn bewachsen. Die Hähne haben an jeder Seite des Halses unter den Ohren einen unbefiederten, faltigen, orangegelben, fast dreieckigen Hautlappen, ohngefähr zwei Zoll im längsten Durchmesser, welchen sie bis zu der Dicke eines halben Hühnereies aufblasen und dabei, besonders während der Begattungszeit, einen dumpfen, brüllenden Ton hören lassen. Ueber der erwähnten kahlen Stelle befinden sich im Nacken zu jeder Seite acht schwarz und braungestreifte steife, bis zwei Zoll lange Federn, in Gestalt von kleinen Flügeln, welche auch flügelähnlich aufgerichtet werden können und in diesem Zustande kleinen Engels- oder Cupidofittigen gar nicht unähnlich sehen. Auf dem Kopfe der Hähne ist außerdem noch ein spitz zulaufender Federbusch bemerkbar, welchen sie aufzurichten und niederzulegen vermögen.

Wenn sie im Frühjahre, im März und April, während der Balze sich aufblasen und dumpf brüllen, sind sie so ungetheilt beschäftigt, den gegenwärtigen Hühnern den Hof zu machen oder mit Nebenbuhlern zu kämpfen, daß es einem vorsichtigen Jäger, welchem ihre melodischen Liebesklagen den Ort des Minnespieles verrathen haben, leicht wird, sie zu beschleichen und zu erlegen. Von Ende August an ist die beste Zeit für die Suche auf Präriehühner, welche man den Tag über in dem hohen Grase und Gestrüpp, Morgens zeitig und gegen Abend aber in den Feldern, besonders auf Weizenstoppeln, in Heerden zu funfzehn bis zwanzig Stück

findet. Ohne einen guten Hühnerhund darf man in dieser Jahreszeit durchaus an keinen günstigen Erfolg der Jagd denken, weil die Hühner selbst in den Stoppelfeldern (auf welchen hier freilich schon binnen vier Wochen fußhohes Gras und Unkraut wächst) so fest liegen, daß man wiederholt dicht an ihnen vorbeigehen kann, ohne sie aufzuscheuchen. Ferner entziehen sie sich häufig durch schnelles und anhaltendes Laufen ihren Verfolgern, wenn diese nicht von Hunden begleitet sind, und endlich verkriechen sie sich, wenn angeschossen, so vorsichtig in dem hohen Grase, oder sind, selbst wenn man sie in einiger Entfernung fallen sieht, in demselben so schwer zu finden, daß man ohne jenen weder viel Hühner aufjagt, noch kaum die Hälfte der geschossenen bekommt. Sie lassen beim Auffliegen einen lauten, dem Lachen ähnlichen gackernden Ton hören und fliegen sehr schnell und weit, ehe sie sich wieder setzen. Von einem guten Vorstehhunde begleitet kann man oft den größten Theil einer Heerde eines nach dem anderen schießen, ehe die übrigen fortfliegen, häufig thun sie dies, während der Jäger wieder ladet, weshalb es auch rathsam ist, daß sich etwaige Jagdgenossen schnell in die Nähe dessen begeben, welcher eben geschossen hat.

Wegen der außerordentlichen Hitze des Spätsommers ist die Suche auf Präriehühner sehr beschwerlich und wegen des sehr fühlbaren Mangels an Wasser an Orten, wo sich diese aufhalten, auch häufig erfolglos, indem die halbverschmachteten Hunde den Geruchsinn fast gänzlich verlieren. Gewöhnlich hat man eine ziemliche Strecke zu fahren oder zu reiten, ehe man auf große, noch wenig besiedelte Prärien,

den einzigen Aufenthalt dieser Vögel, kommt, und ist daher schon sehr ermüdet; steigt man ab, um zu suchen, so muß man das Pferd erst anbinden und später wieder zu demselben zurückkehren; oder man muß auf einer entlegenen Farm übernachten und die Morgenjagd hauptsächlich benutzen; kurz das Vergnügen ist sehr anstrengend und das erlegte Wild zuweilen schon halb verdorben, ehe man nach Hause kommt. Daher werden Präriehühner hauptsächlich nur von wenigen Jagdliebhabern, welche fast mitten unter ihnen wohnen, während der warmen Jahreszeit geschossen, trotzdem daß Alle dasselbe thun und gute Schützen eines leidlichen, ja sogar eines ausgezeichneten Erfolges gewiß sein können.

Sobald es anfängt, kühler zu werden, und jedenfalls schon Ende October, ist die Suche vorüber, weil dann die Präriehühner unruhig und scheu werden und die Jäger nur selten auf Schußweite nahe kommen lassen. Zu Pferde oder zu Wagen gelingt es wohl noch so ziemlich, sich ihnen zu nähern und noch gelegentlich einige zu erlegen, besonders wenn sie Abends oder Morgens auf den Fencen sitzen. Sobald es kalt wird, ziehen sie sich, wie schon bemerkt, aus der offnen Prärie, wie andere Strichvögel, nach den Holzrändern und mehr besiedelten Gegenden und setzen sich sogar gern auf dicht an Häusern stehende Bäume, ja sogar auf verlassene Gebäude oder Ställe. Ihr Gegacker beim Aufbäumen verräth sie bald den Hausbewohnern und gilt diesen für eine willkommene Aufforderung zu manchem glücklichen Schuß aus Thüre oder Fenster, wobei sie jedoch jedes Geräusch vermeiden müssen, um die Vögel nicht zu verscheuchen. Der

erste Schnee ist das Signal zu einem allgemeinen Kreuzzuge gegen dieselben, besonders zu Schlitten oder zu Pferde. Sie sitzen dann alle auf Bäumen oder Fencen, scheinen schlecht zu sehen und weniger furchtsam zu sein, denn sie lassen sich sehr leicht nahe kommen und kehren auch bald, wenn durch Schüsse aufgeschreckt, nach ihren Lieblingsplätzen zurück. Zu diesen gehören hauptsächlich einzelne hohe Bäume mit dichten, ausgebreiteten Wipfeln in Feldern oder Haselbüschen, auf welche sich zuweilen Hunderte von Präriehühnern setzen. Wenn sich daher einige gute Schützen an verschiedenen solchen Orten, selbst an die Baumstämme angeschmiegt, verbergen, so können sie sicher sein, daß sie sich einer dem anderen die aufgeschreckten Hühner zutreiben und eine vortreffliche Jagd machen werden, wenn die Gewehre gut schießen und die Schrote groß genug sind, denn im Winter ist das Gefieder der Präriehühner so außerordentlich dicht und dick, daß es eines sehr guten Schusses bedarf, um sie zu erlegen. Befindet sich bei einer solchen Jagdgesellschaft ein geübter Schütze mit einem guten Jagdpferde, so kann dieser nicht allein unter die Tausende dieser Vögel, welche die Bäume der Holzränder und kleinen Gehölze bedecken, wie Aepfel eine reichlich tragende Obstpflanzung, so manchen erklecklichen Schuß thun, sondern auch seinen ruhig stehenden Genossen ganze Schaaren derselben vor die Flinte bringen.

Der Anblick der schwarz mit Präriehühnern besetzten und in der Entfernung einer halben Meile kennbaren Bäume ist für jeden Jagdliebhaber wahrhaft entzückend. Gleichwohl ist es nothwendig, vom Beginne der Jagd an den rechten Plan zu machen und sich sogleich zweckmäßig nach verschie=

denen Richtungen zu zerstreuen, damit man nicht durch einen unüberlegten und falsch gerichteten Angriff den zahllosen Schwarm auf einmal zu weit wegtreibt. Besonders muß man die einzelnen, auf Wache sitzenden Vorposten derselben entweder schnell zu erlegen, oder durch geschickte Bewegungen von jenem abzuschneiden suchen und jedenfalls schnell feuern, sobald sie die Hälse in die Höhe strecken; denn unmittelbar darauf fliegen sie mit lautem Gackern fort und die übrigen folgen selbst in ziemlicher Entfernung dem gegebenen Beispiele und Signale.

Zuweilen verlockt die Menge der besonders in den Maisfeldern liegenden Präriehühner an warmen Wintertagen Jäger zur Suche, allein dies ist bei dem grundlos weichen und nassen Boden meistens nicht nur ein unbeschreiblich anstrengendes, sondern auch gewöhnlich ein sehr nutzloses Beginnen. Man sieht vielleicht bei solchen Gelegenheiten Hunderte von Hühnern, bekommt aber selten eines nur leidlich zu Schuß und geht daher oft tagelang, ohne auch nur ein einziges zu erlegen. Ich bin selbst im ersten Winter hier wochenlang ganzen Schwärmen derselben nachgegangen, um wenigstens ein Paar behufs des Ausstopfens zu erlangen, ehe mir es gelang, eines auf ohngefähr hundert Schritt zu schießen, und diesem sogar mußte ich noch geraume Zeit nachlaufen und meinen Hund zurück halten, damit er das Gefieder nicht verletzen sollte; als ich ihm jedoch endlich mit telamonischen Sprüngen nahe kam und es vorsichtig am Rücken gefaßt zu haben glaubte, siehe, da hatte ich blos den Schwanz in der Hand und überließ es hierauf dem eifrigen Nero, den Braten zu sichern, nachdem der Balg für mich verloren war. Das

Fleisch der Präriehühner ist ohnstreitig das schmackhafteste und angenehmste von allem Wildpret, besonders wenn es gedämpft und mit Wachholderbeeren gewürzt wird, ja selbst einfach und ohne alle Kochwissenschaft gebraten, wird es allgemein allen anderen Gerichten vorgezogen. Es ist zarter und wohlschmeckender als das der verschiedenen Reb-, Birk-, Hasel- oder Moorhühner und höchstens dem der im Süden völlig im Freien lebenden und wild gewordenen Perlhühner zu vergleichen. Ich konnte niemals Präriehühner genug mit nach Hause bringen und habe auch überhaupt nie gehört, daß irgend Jemand Ueberdruß am Genusse dieses Gerichtes empfunden hätte.

Was man hier Fasanen (tetrao umbellus) nennt, sind den vorigen sehr ähnlich, dunkler auf dem Rücken, am Bauche fast weiß aussehende, nur paarweise im Walde an hohen, feuchten Stellen lebende und sehr seltene Vögel. Man wird beim Schleichen im Holze von ihrer Nähe durch einen dumpfen, summenden, trommelnden Ton, ähnlich einem fernen, kaum vernehmbaren Donner, welchen sie theils mit der Stimme, theils auf umgefallenen Stämmen sitzend und schnell mit den Flügeln schlagend hervorbringen, benachrichtiget. Gewöhnlich halten sie sich im dichten Unterholze auf, sind sehr scheu, entfliehen, ehe man zu Schusse kommen kann, und fliegen so weit, daß man ihrer selten mehr als einmal ansichtig wird. Daher ist es eine nutzlose Zeitverschwendung, auf Fasanen ausgehen zu wollen, und ein seltner Glücksfall, wenn man einen erlegt.

Die vergnüglichste und ersprießlichste aller Jagden ist ohnstreitig die auf Wandertauben. Wenn der Zug derselben

beginnt, geräth hier Alles in Bewegung; Alt und Jung, Sonntags- und andere Jäger, ja wer auch nur eine Flinte sein nennt auf dem Erdenrund, oder wer auch nur irgend einen verwitterten oder verrosteten Schießprügel zu borgen vermag, zieht aus und stellt sich an den ersten besten Baum oder sonst wohin in Gottes freie Natur und schießt nach Herzenslust nach den zahllosen Flügen von Tauben, welche Abends und Morgens durch das Rauschen ihrer Millionen Fittige in höhern Regionen die ahnungsvollen Gemüther mit hoher Begeisterung erfüllen. Die verweichlichtsten Schlafmützen stehen vor Tage auf, alte Krippensetzer sind vor der Morgendämmerung schon im Freien und bald wird von allen Seiten und auf einem Flächeninhalte von Tausenden von Quadratmeilen eine Kanonade eröffnet, wie sie Kaiser Napoleon selbst wahrscheinlich niemals gehört hat. Denke Dir, wenn es Dir möglich ist, ein Tirailleurfeuer stundenlang von fast sämmtlichen Bewohnern einer Gegend ununterbrochen unterhalten und die Hunderte von Schüssen, welche in der Nähe großer Städte auf jeden Augenblick gleichzeitig fallen, und Du wirst einen schwachen Begriff von unseren Abend- und Morgenständchen und der großartigen Feierlichkeit bekommen, welche wir dem guten Vater Noah zu Ehren dankbar darbringen, weil er so gewissenhaft die Voraltern unserer geflügelten Gäste von dem schmäligen Ertrinken gerettet hat.

Sobald als sich mit Blitzesschnelle von Mund zu Mund die fröhliche Kunde verbreitet hat: „Die Tauben fangen anzuziehen," was gewöhnlich nach den ersten starken Nachtfröstén gegen Ende October stattfindet, rüstet sich

ein Jeder und ist gewiß auch schon denselben Abend an einem Lieblingsplätzchen. Auf ihre Geschicklichkeit und vortrefflichen Gewehre stolze Schützen schießen im Fluge viele Tauben, fehlen aber noch mehr und verwunden unzählige, welche, wenn selbst tödtlich getroffen, bei der unglaublichen Schnelle ihres Fluges und der schon vorhandenen Geschwindigkeit ihrer Bewegung weit außer dem Gesichtskreise der Jäger fallen und daher nutzlos oder höchstens zum Besten der Schweine getödtet werden. Außerdem haben die Tauben ein so außerordentlich zähes Leben, daß sie unter allen jagdbaren Thieren, etwa die Füchse, Eichhörnchen und Opossums ausgenommen, am schwersten desselben schnell beraubt werden können. Man schießt daher sehr häufig auf tief Vorüberziehende, ohne eine zur Erde zu bringen, obschon die in der Luft umherfliegenden zahlreichen Federn beweisen, daß man getroffen hat; ja einmal sah ich vier sehr gute Schützen ihre Doppelgewehre auf einen niedrigen und dichten Schwarm von Tauben abfeuern, ohne daß eine einzige fiel, obgleich es den Anschein hatte, daß gar kein Raum zum Fehlen vorhanden war und daß man selbst aus Versehen hätte treffen müssen.

Es ist daher sicherer und jedenfalls vernünftiger, die Tauben im Sitzen zu schießen, wobei man auf guten Plätzen zuweilen zehn und zwölf, gewöhnlich aber doch wenigstens einige mit jedem Laufe erlegen kann. Sobald der Tag graut, fangen die Wandertauben, welche des Nachts auf den Bäumen ruhen, an zu fliegen; finden sie noch Eicheln genug in der Nähe ihrer Nachtquartiere, so schwärmen sie von einer Gegend des Waldes zu der andern, füllen sich die Kröpfe

mit Eicheln, besonders von der Nadeleiche (Pinoak), suchen dann Wasser zum Trinken und ziehen dann von ohngefähr acht Uhr an den Tag über weiter nach Süden. Aus Gegenden, wo sie schon den Abend vorher wenig Futter gefunden oder Alles aufgefressen hatten, kommen sie schon in der Morgendämmerung millionenweise an und setzen sich da, wo sie Nahrung finden. Gegen Abend fallen sie abermals ein, um sich satt zu fressen und dann zu ruhen. Der Behauptung, daß sie auch des Nachts ihre Wanderungen fortsetzen, muß ich aus Erfahrung widersprechen; denn obschon ich wohl häufig des Nachts wilde Gänse, Kraniche und andere Vögel ziehen sah, und jahrelang fäst alle Nächte bis gegen Morgen wach und zu verschiedenen Stunden im Freien war, und obwohl ich besonders während des Zuges der Tauben auch während der Nacht auf diese Acht gab, so habe ich sie doch niemals nach Dunkelwerden fliegen sehen. Es mag daher vielleicht in einzelnen Fällen und an einzelnen Orten vorkommen, daß sie weiter und länger fliegen müssen, um Futter oder Wasser zu finden, und daß sie zuweilen noch während der Nacht in manchen Gegenden einfallen; allein dies sind nur seltene Ausnahmen; größtentheils mögen die noch spät herumfliegenden wohl aus dem Schlafe gestört und weiter gejagt worden sein.

Die Tauben sind sehr gefräßig und von der Wanderung so hungrig, daß sie so schnell wie der Blitz nach einer raschen Schwenkung auf Eichen fliegen und auch mit einem papageyenartigen Gegacker, mit Knurren vermischt, sogleich anfangen zu fressen. Kaum hat man einen Schwarm in der Sonne schön roth und graublau glänzend im Nu vor seinen

Augen vorbeieilen sehen, so hat er sich auch schon im Bogen gewendet und von den Bäumen herabfallende Eicheln verrathen, daß er bei der Mahlzeit begriffen ist. Die Menge der während derselben von einer Taube verschluckten Eicheln, ihre Hauptnahrung in unserer Gegend, ist außerordentlich. Der völlig gefüllte Kropf enthält so viele davon, als in die hohle Hand eines Mannes gehen, und schützt durch seinen Inhalt die Brust der Vögel wie ein Küraß gegen das Eindringen der Schrote. Merkwürdig ist die Geschicklichkeit und Taktik, mit welcher sie bei dem plötzlichen Niedersetzen und Auffliegen in so dichtgedrängten Massen, alle Verwirrung und das Aneinanderstoßen vermeiden; denn wenn sie sich auch so eng nebeneinander niedersetzen, daß kein Raum zwischen ihnen bleibt und plötzlich erschreckt im Nu wie entzündetes Pulver in die Höhe fahren und dem Blicke entschwinden, so stoßen sie doch niemals gegen einander und verhindern sich niemals gegenseitig im Fluge.

Haben die Tauben gefressen, so suchen sie Wasser; die größten Schwärme derselben sind daher immer nach Gegenden gerichtet, wo Waldungen und Flüsse oder Seeen sich befinden. An solchen Orten fallen sie in so ungeheurer Zahl ein, daß nicht allein viele Aeste von Bäumen brechen, sondern sogar die letzteren selbst, wenn sie eine schräge Richtung haben oder nicht wurzelfest sind, umfallen. Halte dies nicht etwa für eine Uebertreibung; denn was ich Dir mittheile, ist buchstäblich wahr und besonders geschrieben, um Dir begreiflich zu machen, wie sehr bisher viele Berichte über den Westen übertrieben waren. Wie reichlich der Jagdertrag an solchen Hauptpässen der Wandertauben sein muß, kannst Du

daraus abnehmen, daß mit einem Schusse auf einen unter der Wucht von Tausenden derselben brechenden Baum öfters zwanzig und dreißig erlegt werden. Ueber Städte, Felder (frisch besäte ausgenommen) und Prärien ziehen sie gewöhnlich hoch und zuweilen in so ungeheuren Schwärmen, daß sie stundenlang den ganzen Himmel wie eine schwarze Wolke bis zum Horizonte bedecken. Audubon, einer der tüchtigsten amerikanischen Ornithologen, hat berechnet, und meine eignen Beobachtungen stimmen damit vollkommen überein, daß ein Taubenzug nur von der Breite einer englischen Meile und drei Stunden ununterbrochen fortdauernd die Zahl von 1,115,136,000 Stück enthalte, angenommen, daß auf vier Quadratfuß nur zwei Tauben kommen und diese die engl. Meile in einer Minute zurück legen. Die letztere Annahme gilt als solche nur für die vorliegende Berechnung, denn es ist durch genaue Beobachtungen nachgewiesen, daß die Geschwindigkeit des Fluges der Wandertauben wenigstens ein Zehntheil mehr beträgt.

Gewöhnlich dauert der Hauptzug nur drei bis vier Tage; Nachzügler selbst in großer Anzahl finden sich gleichwohl noch mehrere Wochen länger in Wäldern entlang der Flüsse und Bäche, und besonders in Nadeleichenhölzern. Da die Hauptschwärme meistens den größten Theil des Eichelvorrathes verzehrt haben, so sind die nachfolgenden kleineren genöthigt, ihr Futter mühsamer und besonders auch am Boden zusammenzusuchen und langsamer zu reisen. Je nachdem in gewissen Gegenden die Eicheln mehr oder weniger reichlich gerathen sind, finden sich auch die Tauben in größeren Massen ein. Während mehrerer Herbste, wo die Eichen

wegen später Frühjahrsfröste fast gar keine Früchte trugen, vermieden die Tauben unsere Gegend gänzlich, stellten sich hingegen in dem folgenden Frühlinge zahlreicher ein. In letzterer Jahreszeit erscheinen sie gemeiniglich hier nur in einzelnen Trupps von zehn bis hundert, halten sich einige Wochen im Walde zerstreut auf und verschwinden nach und nach, wie sie gekommen waren, so daß man sie nur beim Schleichen im Walde, besonders an feuchten Plätzen, einzeln erlegen kann. Seit einigen Jahren sind sowohl im Winter als auch im Sommer mehr Wandertauben hier geblieben, als früher. Ich hoffe nicht, daß sie im Sinne haben, größere Niederlassungen hier zu gründen, denn der von den unzähligen dicht bei einander nistenden auf den Feldern verübte Schaden ist unberechenbar. Zwar mögen sie als Sommerbesuche den blos von der Jagd lebenden Indianern oder Canadischen Mischlingen willkommen genug sein, allein unsere fleißigen Farmer sind mit ihrem kurzen Besuche vollkommen befriedigt.

In unseren nächsten Umgebungen, wo der junge, wenig Eicheln tragende und mit vielen Nußbäumen, Ulmen ꝛc. untermischte Wald vorherrscht und im Herbste allgemein Wassermangel stattfindet, fallen die Wandertauben nicht so millionenweise ein als in den endlosen, aus riesigen Eichen bestehenden und von wasserreichen Flüssen durchströmten Urwäldern. Gleichwohl kann man nur zwanzig bis dreißig Meilen von hier, am Kaskaskia-Flusse und anderen Orten, den Taubenzug in seiner größten Vollkommenheit sehen und die damit verbundenen Jagdfreuden genießen. Wir beschränken uns gewöhnlich darauf, an irgend einer Stelle des Wal-

des, wo sich ein Wasserloch, Teich und dergleichen befindet, uns in der Nähe eines dürren Baumes zu verbergen. Von den unzähligen Schwärmen von Tauben, welche mit dem Sausen des Sturmes über uns hinweg nach besser besetzten Tafeln eilen, sondern sich stets Tausende ab, lassen sich verhungert und verschmachtet, dabei aber wohlgenährt, in unserer Nähe nieder, nachdem sie mit unglaublichem Scharfblick und im schwirrenden Bogenfluge gesucht und gefunden, was sie wünschen. Eine große Anzahl derselben setzt sich, sobald sie binnen wenigen Minuten die Kröpfe mit Eicheln gefüllt, auf die dürren Bäume oder trockne Aeste noch lebendiger Stämme, theils um sich in der Sonne zu wärmen, theils aber auch, um vor dem Herabfliegen zum Trinken etwa verborgene Feinde besser entdecken zu können. Bei dieser Gelegenheit werden nun die armen Thiere zu Tausenden erlegt und man ist so gewiß, mehrere mit jedem Laufe zu schießen, daß man sich nicht die Mühe nimmt, auf einzelne zu zielen. Der Schuß auf dürre Bäume hat den Vorzug, daß man die darauf sitzenden Tauben besser sehen und sich daher den dicksten Haufen dazu auswählen kann, und daß diese in der Regel weniger hoch sind als noch grüne, in deren dichtem, großem Laube und mächtigen Wipfeln zuweilen Tausende von Tauben sitzen und lustig fressen, ohne daß man sie genau zu unterscheiden oder wegen der Höhe des Baumes sicher zu tödten im Stande ist.

Ohne mich von der Stelle zu rühren, habe ich oft in einer Stunde vierzig bis funfzig Tauben geschossen, trotz der unzähligen Jäger, welche rings um mich her und ganz in meiner Nähe ein unaufhörliches Feuern unterhielten und

sämmtlich ähnliche Mengen erlegten. Wir waren dabei nur vielleicht fünfhundert Schritt vom Städtchen entfernt, und hätten, wenn es unsere Geschäfte erlaubt hätten oder wir an ein nahes Flüßchen gegangen wären, leicht noch viel mehr erbeuten können. Selbst auf Bäumen in Städten lassen sich die ermüdeten Thiere zuweilen nieder und werden dabei von den immer gerüsteten Jägern erlegt, während sie sich anscheinend gänzlich unbesorgt und neugierig umschauen. Der Mangel an Hülfe beim Rupfen des nach Hause gebrachten Wildes verringert den Werth desselben bedeutend. Gewöhnlich kostet das Dutzend Tauben während der ersten Tage ihres Erscheinens fünf Cent und später, ausgenommen wenn sie schon wieder anfangen seltner zu werden, will sie Niemand mehr geschenkt haben. Ohngeachtet sich alle Kauf- und Privatleute für diese Jagdzeit ganz besonders reichlich mit Schießbedarf versehen, tritt doch zuweilen Mangel daran ein und häufig wird man im Walde selbst von bedürftigen Nimrods darum angegangen. In manchen Gegenden werden Tauben für den Winter eingesalzen — hier geschieht dies nicht, theils weil der Spätherbst häufig zu warm ist, theils aber auch, weil es an Händen fehlt, um dieses mühsame Geschäft gehörig besorgen zu können. Man ißt sie daher sogleich frisch und zwar in solchen Massen und so allgemein, daß wegen Mangels an Nachfrage nach Fleisch die Schlächter längere Zeit wenig oder gar kein Vieh tödten. Im Walde, wie in den Straßen und auf den Farmen ist der Erdboden buchstäblich mit Federn bedeckt und in ersterem findet man während des Zuges zufällig eine Menge todte und verwundete Tauben, welche von den Jägern unbemerkt in einiger

Entfernung gefallen waren, oder sieht, wie sie die Schweine, die eifrig danach suchen, mit Wohlbehagen verzehren. Es kommt sehr häufig vor, daß Tauben anscheinend völlig leblos von den Bäumen stürzen, längere Zeit in einem Haufen ihrer Schicksalsgenossen an der Erde liegen oder in der Jagdtasche stecken und doch fröhlich und wohlgemuth davon fliegen, wenn man sie in die letztere stecken oder aus derselben herausnehmen will.

Das Fleisch der Wandertauben hat den besonders angenehmen Geschmack der Krammetsvögel, in Folge ihrer gewöhnlichen nordischen Kost, bestehend in Saamen der Nadelhölzer und Wachholderbeeren; wahrscheinlich sind sie weniger wohlschmeckend, nachdem sie längere Zeit von Eicheln gelebt haben. Gehörig braun gebraten sind sie am angenehmsten zu genießen, denn dadurch wird selbst das Fleisch der Alten vollkommen mürbe und behält dennoch seinen feinen, gewürzigen Geschmack bei, von dem es durch das Kochen oder Dämpfen viel verliert. — Es ist zu bedauern, daß bisher der Versuch noch nicht gemacht worden ist, die Wandertauben, welche sich sehr leicht zähmen lassen, nach Europa zu verpflanzen und auch den dortigen Jägern mit der Zeit das Vergnügen der Taubenjagd im Großen zu verschaffen; denn in den nordischen Wäldern könnten sie sich ebenso gut ernähren und fortpflanzen, wie die unzähligen Hasel- und Schneehühner, ohne dem Ackerbaue nachtheilig zu werden, und auf ihrem Zuge würden sie sehr vielen Gegenden einen sehr werthvollen Zuschuß von angenehmer und gesunder Kost gewähren. Besitzern großer Forsten müßte es ein Leichtes sein, sich einige Wandertauben zur Zucht zu verschaffen

und die Verpflanzung derselben nach Europa wäre sicherlich sehr verdienstlich. Man hat sich mit Unrecht gewundert, daß so schnell fliegende Vögel nie nach dem östlichen Continente gekommen sind; (ich habe nur von einer einzigen gelesen, welche in Schottland geschossen worden sein soll;) denn da sie so viel Futter und Wasser brauchen und außerdem Nachts ruhen müssen, so ist es sehr natürlich, daß sie sich immer im Bereiche und gewiß auch Angesichts der Wälder und Flüsse halten. Aus demselben Grunde zeigen sie sich niemals auf den großen westlichen Prärien, ja nicht einmal in Westindien; sie zerstreuen sich vielmehr während des Winters in den südlichen Staaten der Union, wo sie überall hinreichende Nahrung finden.

An Größe gleichen sie großen Haustauben, nur ist ihre Gestalt mehr gestreckt, ihr Schwanz spitz zulaufend und länger als bei jenen. Die beiden mittelsten schwarzen Federn desselben stehen vier Zoll weiter hervor als die übrigen, und dienen ihnen als zuverlässige Steuerruder bei ihren blitzschnellen Schwenkungen. Die Männchen sehen am Halse, Bauche und an der Brust glänzend hellbraunroth, auf dem Kopfe, Nacken und Rücken blaugrau aus. Die Weibchen sind von letzterer Farbe mit nur einem leichten röthlichen Anfluge an der Brust. An Fleisch enthält ihr Körper ohngefähr doppelt so viel als der einer gewöhnlichen Haustaube, besonders ist ihre Brust außerordentlich reich daran und gewölbt.

Mit den Taubenzügen kommen stets eine Unzahl von Raubvögeln aller Arten, vom Sperber bis zum Adler, von denen ein großer Theil in verschiedenen Gegenden zurück

bleibt. Besonders war dies vor zwei Jahren auffallend, indem man sie plötzlich in Menge herum schweben sah, vorzüglich sehr große, am Bauche weiße Weihen und die hier übrigens sehr seltenen weißköpfigen Adler. Es scheint, daß die Raubvögel den Tauben in ihrem pfeilschnellen Fluge nicht folgen können, an gewissen Orten ausruhen und mit den überall herum flatternden verwundeten fürlieb nehmen und sich endlich heimisch machen, wo sie Nahrung genug finden. Hat uns daher der Taubenzug an und für sich Unterhaltung genug gewährt, so wird er auch mittelbar wieder eine Veranlassung zur Jagd auf Falken und Weihen, die man nothwendigerweise wegzuschießen suchen muß, wenn man ihnen nicht sein sämmtliches Geflügel preisgeben will. Diese Raubvögel scheinen aus Gegenden zu kommen, wo sie stets ungestraft morden durften und sind daher so frech, in Gegenwart der Menschen Hühner, Enten 2c. aus den Höfen wegzuholen.

Außer den Wandertauben (pigeon) gibt es hier häufig kleine Turteltauben (dove), welche der Lachtaube an Gestalt völlig gleichen. Auf dem Rücken sind sie aschblau, am Halse und der Brust hellbraunroth, die Männchen mit einem vielfarbigen Glanze des Gefieders dieser Theile. Sie nisten im Walde, ja sogar häufig auf Obstbäumen, schaaren sich im Herbste zu dreißig und vierzig Stück zusammen und besuchen dann Felder, Fruchthaufen und Farmhöfe. Ihre Stimme ist ein unangenehmes, trauriges, langgedehntes Huh — Huh — Huh —, das man überall, besonders während des Sommers bei Nachtzeit in den Wäldern hört. Man schießt sie nur gelegentlich, wenn man für Kinder oder Kranke ein

wohlschmeckendes Gerichtchen wünscht und schont sie gewöhnlich, gleich zahmen Geflügel, für diesen Zweck.

Die hiesigen Feldhühner, (perdix virginiana) darf ich in meinem Jagdberichte nicht vergessen, obschon sie wie die Turteltauben nur gelegentlich gejagt und mehr in Netzen gefangen als geschossen werden. Sie bilden einen Uebergang von den Rebhühnern zu den Wachteln, zwischen beiden, was Lebensart und Größe betrifft, in der Mitte stehend und sind von Neu-Schottland an bis Mexiko, so wie auf den Antillen zu Hause. Ihre Länge beträgt neun Zoll, ihr Gefieder ist rothbraun, auf dem Rücken und den Flügeln mit schwarzen Flecken und Abzeichnungen, am Bauche hellbraun gewellt; an jeder Seite der Kehle vom Auge an abwärts haben sie einen weißen Streifen und weiße Flecken im Genick. Sie leben auf den Prärien, in an diese stoßenden Wäldern und besonders in Feldern, und setzen sich gern auf Fencen oder niedere Baumäste. Die Männchen haben einen doppelten Ruf, den sie gewöhnlich hoch sitzend hören lassen. Der eine klingt wie: „Bob Weit", sehr weit hörbar, hellmetallisch, wie der der Wachtel, und wird zuweilen eine halbe Stunde lang unverdrossen gerufen und auch beantwortet, wenn man ihm nachahmt; der andere besteht in einem hellen kurzen, flötenähnlichen Pfeifen von zwei Noten, von denen die zweite die reine höhere Octave der ersten bildet und die besonders betonte ist. Abends und Morgens locken sie sich einander abwechselnd pfeifend und Bob Weit rufend, jedoch auch am Tage, wenn Heerden getrennt worden waren. Die Hühner legen zwölf bis funfzehn Eier auf Wiesen oder Getreidefelder. Selbst im Sommer, aber noch häu-

figer im Herbst und Winter kommen sie in Gärten und Höfe.

Sobald die Jungen ausgewachsen sind, vereinigen sich mehrere Familien in Trupps von einigen dreißig und begeben sich in die Weizenstoppeln und Kornfelder. Haselgebüsche, Dornenhecken und anderes Gestrüpp an lichten Stellen in Vorhölzern sind Lieblingsplätzchen von ihnen, sobald die wilden Trauben, welche sie sehr gern fressen, reif sind. Mit einem guten Hühnerhunde kann man in einem Tage eine große Anzahl erlegen, weil sie im Walde besonders so nahe zusammen laufen, daß man oft mehrere auf einen Schuß schießt. Bei Schnee oder für einen berittenen Jäger ist dies besonders leicht, insofern sie sich in beiden Fällen sehr nahe kommen lassen. Ohne Hund ist es besonders im hohen Grase oder dichten Gebüsche schwierig, sie aufzujagen und sie entschlüpfen ihren Verfolgern oft so unbemerkt, aber so vollständig, daß es häufig ohnmöglich wird, sie wiederaufzufinden. Hat man Einzelne im Fluge geschossen, so hält es außerordentlich schwer, sie zu finden, wenn sie zufällig auf dem Rücken liegen, weil die helle Farbe ihres Bauches sich kaum von der des dürren Laubes oder trockenen Grases unterscheidet.

In Haselgebüschen in der Nähe von Farmen sind sie so ungemein zahlreich, daß man sie leicht zu Hunderten an einem Tage in Netzen fängt. Diese bestehen aus einem ohngefähr zwölf Fuß langen, runden, durch Reifen gespannt gehaltenen, spitz zulaufenden Sacknetze mit zwei funfzehn bis zwanzig Fuß langen und achtzehn Zollen hohen Seitennetzen (Spiegeln) an der Oeffnung des ersteren. Diese werden, wenn jenes im

Gebüsche ausgespannt ist, seitwärts und etwas nach der Richtung hin, von welcher aus getrieben wird, in gerader Linie so gesteckt, daß sie überall den Erdboden berühren. Nebliche oder regnerische Tage im Spätherbst oder Winter sind zu diesem Fang am geeignetsten. Will man seines Erfolges recht gewiß sein, so treibt man zu Pferde, die zum Anfeuern des Zugviehes gebräuchlichen Worte häufig rufend, die Rebhühner aus benachbarten Feldern oder Gebüschen langsam demjenigen zu, in welchem das Netz steht. Geduld ist dabei die Hauptsache, damit die zu schnell verfolgten Vögel nicht auffliegen. Je näher sie dem Netze kommen, desto langsamer muß man treiben und erst dann sich schnell diesem nähern, wenn sich keine mehr vor demselben befinden. Gewöhnlich drückt man den Gefangenen, oft in der Zahl von dreißig bis vierzig auf einmal, die Köpfe ein, oder nimmt sie auch lebendig in einem Sacke mit, wenn man sie im Hause zu füttern gedenkt. Trotz ihrer Häufigkeit auf den Märkten kostet das Dutzend nie unter vierzig Cent, nicht selten aber auch das Doppelte, denn sie gehören zu den begehrtesten Leckerbissen. Ihr Fleisch ist gleich dem der Wachteln weiß und außerordentlich zart, und da sie kaum ein Dritttheil so viel davon enthalten als ein deutsches Rebhuhn, so kann man ohne sich Zwang anzuthun, leicht ein halbes Dutzend der hiesigen verzehren.

Was die Schnepfenjagd betrifft, so ist diese hier sehr ergötzlich und ergibig, wenn man mit der großen Mannigfaltigkeit der hiesigen Arten zufrieden ist und nicht die europäische Waldschnepfe, die hier fehlt, sucht. Anstatt dieser ist eine andere, etwas kleinere (scolopax minor) an feuchten

Stellen im dichten Unterholze des Waldes Ausgang Winters und im Spätherbste sehr häufig, und außer diesen an Sümpfen, Teichen, Seeen und in feuchten Prärien ein Ueberfluß an Doppelschnepfen, Becassinen, Strandläufern ꝛc., wie man ihn nicht leicht anderswo findet. Die Anzahl dieser Vögel, die ein guter Schütze hier in einem Tage erlegen kann, ist fabelhaft, und wird nur durch den endlichen Ueberdruß der Jäger beschränkt, denn an dem Geflügel tritt niemals Mangel ein.

Ebenso verhält es sich mit den Wasserjagden, wenn man die geeigneten Gegenden und Zeiten dazu auswählt. Es gibt hier viele, alten Jagdliebhabern vorzugsweise bekannte Plätze, wo Enten, Gänse, zuweilen auch Schwäne, Pelikane ꝛc. so unablässig ziehen, daß man kaum schnell genug laden und für neue Ankömmlinge schußfertig werden kann, nachdem man auf früher vorüberfliegende gefeuert hat. Allein auch an jedem Flüßchen, Bache oder Teiche ist man während der Zugzeit im Spätherbste und zeitigem Frühjahre sicher, Enten und an größeren Seeen, Flüssen oder auf überschwemmten Prärien Gänse, Schwäne und Pelikane zu treffen. Gänse und Enten hat man überall im Freien Gelegenheit zu schießen, wenn man sich hinter Fencen oder im Gebüsche versteckt, weil sie häufig sehr niedrig ziehen; erstere regelmäßig Morgens um neun, Nachmittags um vier Uhr und während der Nacht, letztere hauptsächlich den ganzen Tag über, und in der Morgen= und Abenddämmerung einfallend. Die Gänse fliegen so regelmäßig zu den genannten Stunden und halten so gleichmäßig dieselbe Richtung, daß ein aufmerksamer Jäger sicher ist, sie von einem gewissen Baume aus

schußrecht zu bekommen. Es besuchen uns verschiedene Arten von Gänsen, von denen die großen schwarzhalsigen (anas canadensis) und die Brant's (anas bernicla) die gewöhnlichsten sind und sich, wenn verwundet oder aus Eiern gezogen, leicht zähmen lassen. Die schwarzhalsige Gans ist bedeutend größer als die zahme, wiegt von zehn bis vierzehn Pfund und gleicht in ihrem Aeußeren und Gange mehr einem kleinen schwarzen Schwane als einer Gans. Ihr Gefieder ist schwarzgrau, an den Flügelspitzen und am Schwanze fast schwarz, der Schnabel, der lange schwanähnlich gebogene Hals, sowie die Füße sind ganz schwarz, an der Kehle unmittelbar unter den Augen befindet sich ein weißer Fleck; die Brust sieht hellgrau und der Unterbauch, sowie die untere Fläche des Schwanzes weiß aus. Sie ziehen erst, wenn starke Fröste stattgefunden haben und sind im Herbste untrügliche Vorboten von strenger Kälte, und im März von warmem Wetter. Viele Naturforscher behaupten, daß sie nur im höchsten Norden, ohngefähr am wirklichen Nordpole brüten, weil man noch nirgends ihre Nester gefunden, und sie sogar bei den nördlichsten Entdeckungsreisen noch nördlich ziehen gesehen habe.

Diese Annahme bin ich glücklicherweise im Stande zu berichtigen, insofern ich Gänse dieser Art gesehen habe, welche durch zahme aus Eiern ausgebrütet worden waren, welche ein Farmer in Amerika, Bottom bei St. Louis im Schilfe eines Seees fand; wenn nun aber die Anas canadensis in so besiedelten Gegenden brütet, so ist man wohl berechtigt anzunehmen, daß sie ein Gleiches in allen nördlichen Gegenden der Union noch häufiger thun werde, allein

vielleicht so vereinzelt, daß sie gewöhnlich unbemerkt geblieben ist. Die gezähmten schwarzhalsigen Gänse erzeugen unter einander erst im vierten Jahre Junge, allein schon im dritten Bastarde mit den gewöhnlichen zahmen. Ihr Geschrei klingt wie ein tiefer, durchdringender, aber überschnappender Klarinettenton mit dem Laute: „Ga–uk." Die Brant's gleichen der gemeinen deutschen wilden oder Schneegans; sie sind kleiner als die zahmen und weniger wohlschmeckend. Zu Pferde kann man sich ihnen sowohl, als den canadischen Gänsen sehr leicht auf Schußweite nähern, wenn man das Gewehr gehörig verbirgt.

Die Mannigfaltigkeit der hier vorkommenden Entenarten ist so außerordentlich groß, daß es zu weitläuftig sein würde, sie aufzuzählen, nur einer will ich erwähnen, der Sacktuchrücken-Ente (canvass-back-duck, anas valisneria), welche in Europa nicht vorkommt, und hier wegen ihres außerordentlich saftigen, zarten und wohlschmeckenden Fleisches, vor allen den Vorzug hat und von Kennern bis zu einem Dollar und ein halb das Stück bezahlt wird. Sie ist grau, auf dem Rücken sehr klein gefleckt (sacktuchähnlich) zwei Fuß lang und zwei Pfund schwer. Da sie kein auffallendes Aeußere besitzt und im Fluge oder Schwimmen leicht mit anderen grauen Enten verwechselt werden kann, so hat man es hauptsächlich dem Zufalle zu danken, wenn man eine dieser Art unter vielen anderen erlegt, allein wenn man auch nur einmal ihr Fleisch gekostet, so weiß man sie später sehr zuverlässig wenigstens aus einer Menge getödteter herauszufinden.

Im Spätherbste besuchen die wilden Enten wegen der zu

dieser Zeit vorherrschenden Trockenheit zuverlässig auch die kleinsten Bäche oder Teiche, im Frühjahre liegen sie zerstreut in nassen Prärien, Feldern und überschwemmten Gegenden; daher ist es in letzterer Periode schwieriger, ihrer habhaft zu werden, ausgenommen beim Ziehen. Im Herbste ist es vorzugsweise rathsam, sich ruhig in ein Gebüsch oder hinter einen Baum versteckt neben eine, wenn auch noch so kleine Wasserfläche auf den Anstand zu stellen und die nie ausbleibenden Enten mit leichter Mühe zu erlegen. Läßt man eine schon geschossene an einer offnen Stelle schwimmend liegen, oder bindet man eine graue zahme an einen Faden, so daß sie von vorüberfliegenden gesehen werden kann, so fallen diese häufig nach einer schnellen Schwenkung ein. Zur gewöhnlichen Unterhaltung während der Zugzeit rathe ich Dir diese Art von Entenjagd, wozu Jeder überall ganz in der Nähe seines Wohnortes Gelegenheit findet, vorzugsweise an, weil sie im Verhältnisse des dazu erforderlichen Zeitaufwandes einträglicher ist, als entferntere Jagdzüge, und außerdem dem Beobachter Gelegenheit gibt, eine Menge neuer Thiere kennen zu lernen. Hauptsächlich wird Deine Aufmerksamkeit durch eine große Mannigfaltigkeit sehr verschiedenartiger Töne, deren Urheber Dir völlig unbekannt und unsichtbar sind, in Anspruch genommen werden. Bald hörst Du das dumpfe Brüllen eines fernen Stieres, welches gleichwohl ganz in Deiner Nähe zu entstehen scheint, bald ein leises oder stärkeres, viele Tonarten umfassendes Pfeifen, bald Schnarren oder Trillern in hohen und tiefen Noten, bald klingenden Glöckchen ähnliche Laute, fast niemals aber auch nur ein einzelnes Quaken, welches Dich auf die Vermuthung füh-

ren könnte, daß diese ganze wunderliche Sphärenmusik von Fröschen herrühre. Nichts destoweniger aber ist es so; denn die in Größe und Farbe hier sehr verschiedenartigen Frösche bringen alle diese mir bisher noch ganz fremd gewesenen Töne hervor, theils auf Bäumen, theils im Grase, theils aber auch im Wasser sitzend. Der im Körper, die Füße ungemessen, sechs Zoll lange und vier Zoll breite, glücklicherweise hier nur seltene Ochsenfrosch (bullfrog) vertritt in dem an warmen Tagen, besonders vor Regen, sehr lauten Concerte die Baßgeige oder Posaune, während seine kleineren Vettern die übrigen Instrumente zu ersetzen sich alle mögliche Mühe geben. Ehe ich glauben konnte, daß alle diese mehr pfeifenden, klingenden, pipenden oder zwitschernden Töne nicht von Vögeln, sondern wirklich von Fröschen herrührten, habe ich wiederholt so manches Stündchen im Gebüsche lauschend und den einzelnen Stimmen folgend zugebracht, bis ich mich überzeugt, daß sie von diesen sonderbaren, bald schwärzlich, bald grün, meist jedoch grau aussehenden und kleinen Amphibien, welche sogar häufig die Häuser besuchen, herkamen. Man hat zwar den berühmten Whip-poor-will, eine Nachtschwalbe (caprimulgus vociferus), welcher in Frühjahrsnächten sein einförmiges aber weitschallendes Wip-pur-will, den Wachteln ähnlich, viele Mal hinter einander schneller und immer schneller ruft, und besonders in der Nähe der Farmen sich aufhält und bevorstehendes Regenwetter anzeigt, die amerikanische Nachtigall genannt, allein obschon dies mehr wie Spott, als wirkliche amerikanische Naivität klingt, so könnte man doch den Fröschen, den großen brüllenden ausgenommen, mit

mehr Recht diesen Namen beilegen. Es gibt nämlich hier weder Nachtigallen, noch überhaupt erwähnenswerthe Singvögel im Walde, und nur in Präriegebüschen leidlich zwitschernde Spottvögel. Ein geistreicher deutscher Ansiedler erklärte diesen Mangel sehr tröstlich mit folgenden Worten: „es ist kein Wunder, daß die Vögel in einer so neuen, wilden Landschaft noch nicht singen, mit der Zeit werden sie es schon lernen!“

Da ich, wie ich soeben bemerke, von der Jagd ab und auf Nachtigallen und Frösche gekommen bin, und da dieser Brief ohnehin schon lang genug geworden ist, so verspare ich den Schluß meiner Mittheilungen über das edle Waidwerk auf den nächsten.

Neunter Brief.

Das Anlegen einer Colonie von Deutschen. — Fortsetzung der Jagdberichte. — Jagd von Raubthieren und Beschreibung dieser Thiere. — Waschbären. — Opossum (Beutelthier). — Füchse. — Hirschluchse. — Iltisse. — Stinkthiere. — Wiesel. — Moschusratten. — Canadische Murmelthiere. — Fischottern. — Schildkröten. — Eulen.

Highland, den 2. April 1852.

Liebster Freund!

Vor einigen Tagen empfing ich Dein Schreiben vom 8. März und beeile mich es sogleich zu beantworten. Dein gewohnter Frohsinn scheint von Dir gewichen zu sein bei der Schilderung des in vielen deutschen Gauen herrschenden Elendes, dem abzuhelfen der Einzelne leider zu schwach ist. Es schmerzt in tiefster Seele selbst in weiter Ferne davon zu hören, wie unendlich trauriger muß es sein, täglich das Leiden so vieler Unglücklichen mit anzusehen! Ich habe theils aus öffentlichen Blättern, theils Privatmittheilungen, wie die Deinigen mit Vergnügen ersehen, daß die Wohlhabenden in der neuesten Zeit schon thätiger gewesen sind und größere Opfer

gebracht haben als je zuvor, um das namenlose Elend der Darbenden zu mildern und das Verhungern von Menschen zu verhindern. Wollte man nur Bevollmächtigte hierher nach St. Louis oder andern Städten des Westens zum Ankaufe von Weizen oder Welschkorn schicken, so könnte man für einen billigen Preis der Hungersnoth in Deutschland abhelfen. Auf den Feldern steht jetzt die Weizensaat ausgezeichnet und da hier schon Ende Juni und bis Mitte Juli Mehl aus der neuen Frucht zu haben ist, so läßt sich der größte Theil der hiesigen alten Vorräthe ohne alle Gefahr eines möglicherweise eintretenden Mangels veräußern. Könnten doch alle die unglücklichen Nothleidenden hierher kommen, sie würden wenigstens gesättigt werden; und wie gedrückt auch das Leben für jeden biederen Deutschen hier sein mag, besser bleibt es immer, als in der Heimath zu verhungern oder die Seinigen dem gräßlichsten Elende preisgegeben zu sehen. Gegen Uebervölkerung hilft nur Auswanderung und diese verbessert nur dann den Zustand der Fortziehenden, wenn sie nach Ländern, wo sich der Mensch frei bewegen kann, gerichtet ist. So lange als die deutschen Regierungen aber noch nicht den nothwendigen und ächt patriotischen Beschluß der Anlegung einer deutschen Colonie in einem auf diplomatischem Wege eigens dazu erworbenen Gebiete gefaßt und ausgeführt haben, bleibt nichts Anderes übrig, als es mit Bedauern zu sehen, daß alljährlich durch die Auswanderung nach fremden Ländern dem Vaterlande ein Betrag an Arbeitskraft und Kapital *entzogen* und *verloren* werde, welcher, wenn weise und klug in fernen Gegenden zu einem Tochterstaate verwendet, dem Handel und der Macht des Mutterlandes einen nicht zu

berechnenden Aufschwung verschaffen müßte; ganz davon abgesehen, daß dadurch den aus der Heimath mit Kummer Scheidenden die Aussicht erhalten würde, auch in weiter Ferne unter Brüdern in einem von fremden Einflüssen unabhängigen Lande leben und für das Wohl des Vaterlandes fortwirken zu können. Ich hoffe, daß patriotische deutsche Staatsmänner, welche sich über kleinliche Particularinteressen hinwegsetzen und denen das erhabene Ziel der Größe und der zeitgemäßen Entwickelung ihres ganzen Volkes vor Augen schwebt, den Gedanken erfassen und rüstig zur Ausführung bringen werden. Laßt es Euch angelegen sein, für den Plan zu einer deutschen Colonie im Volke Theilnahme zu erwecken und ihn auf jede mögliche Weise zu befördern, und Ihr werdet den Grundstein zu einem bisher unerhörten Emporblühen deutscher Macht und deutschen Handels gelegt haben. Wir im Auslande kennen wohl die Wichtigkeit des Gegenstandes, allein abgeschnitten von dem Mittelpunkte des deutschen Lebens, sind wir fast ohnmächtig in unserer Einwirkung auf dasselbe, Dir und anderen Freunden hingegen, Euch ist es möglich, durch Wort und Schrift kräftig für Alles zu wirken, was zum Heile unserer Nation führen muß.

Laß mich jetzt zu der Fortsetzung meiner Jagdberichte und zwar zunächst zu dem von der Verfolgung der Raubthiere übergehen. Ich beginne in der Reihenfolge mit den Waschbären (racoon, coon, ursus lotar), dem Ansehen nach Dir sehr wohl bekannt. Sie bewohnen meistens hohle Bäume in der Nähe von Wassergräben, Bächen, Teichen rc. und fressen wie andere Bärenarten nach Umständen Fleisch oder Vegetabilien. Mit diesem zwiefachen Appetite begabt sind

sie auch dem Farmer doppelt schädlich, indem sie theils seinem Federvieh, theils seinem Mais bedeutenden Schaden zufügen. Sie steigen Nachts auf Bäume, wo Hühner schlafen und holen sich regelmäßig ihren Fraß, sie rauben brütende Hühner, Gänse oder Enten am Boden, oder kratzen auch frischgepflanzte Maiskörner aus der Erde, oder fressen die Aehren, nachdem sie ein Stück an dem Stengel in die Höhe geklettert waren und diesen niedergebogen oder gebrochen hatten. Da ein altes Racoon jährlich vier bis sechs Junge wirft und da ihre einzigen gefährlichen Feinde die Hunde, denen sie überdies gewöhnlich durch ihre Kletterfertigkeit oder verzweifelte Bisse entgehen, oder Menschen sind, so kannst Du Dir denken, wie außerordentlich sie sich vermehren, wenn ihnen Jäger nicht eifrig nachstellen. Sie halten sich vorzugsweise in Höhlungen von alten Bäumen auf, deren Oeffnungen sich dreißig bis vierzig Fuß über dem Erdboden befinden, und verändern nur selten ihre Wohnstätte. Man erkennt die von ihnen in Besitz genommenen Stämme leicht an der durch ihre scharfen Klauen beim Auf- und Absteigen zerkratzten Rinde, und an der um dieselben herum sichtbaren langgestreckten, fünfzehigen Fährte, von denen die innere Zehe stets etwas kürzer ist als die übrigen. Weil es jedoch um ihrer habhaft zu werden gilt, einen dicken Baum zu fällen oder zu besteigen und weil sie häufig auch bis in die höchsten Aeste nach Weintrauben, Vogelnestern ꝛc. oder um sich vor Verfolgung zu schützen, steigen, und dabei auf der Rinde der Stämme die Marken ihrer Nägel hinterlassen, so verläßt man sich selten auf diese Anzeichen allein, sondern sucht im Sommer durch Beobachtung in der Dämmerung sich Gewiß-

heit zu verschaffen, daß sie einen derselben bewohnen, und erlegt sie beim Aus- oder Eingange mit der Flinte, oder wenn dies, wegen der Dunkelheit nicht sicher erscheint, haut man am nächsten Tage den Baum um und läßt die Thiere entweder durch die Hunde fangen oder schießt sie. Es ist in der That merkwürdig, wie ruhig fast alles Raubwild, und besonders die Waschbären in ihren Höhlen versteckt bleiben, während der doppelten, bei starken Bäumen von zwei Männern zu jeder Seite desselben geführten Axtschläge, und wie sie sogar trotz des krachenden gewaltsamen Sturzes derselben häufig erst von den Hunden hervorgezogen werden müssen, wenn man schon glaubte, vergeblich gearbeitet zu haben, weil sie nicht freiwillig zum Vorschein kamen. Im Sommer ist es ganz besonders wichtig, die Behausungen der Waschbären auszuforschen, weil man zu dieser Zeit auf einmal die Mutter sammt den Jungen erlegen kann. Die Letzteren spielen nicht selten am Tage auf den Aesten in der Nähe ihrer Löcher und verrathen sich dadurch öfters den Jägern; wenn man sie lebendig fängt, stoßen sie ein unablässiges entsetzliches Geschrei aus, ein Gemisch von verzweifelten Katzentönen und dem Gekreisch boshafter Kinder.

Da die Waschbären nur bei Nacht auf Raub ausgehen und beim geringsten Anschein von Gefahr sich auf Bäume flüchten, in deren dichtem Laube sie während der warmen Jahreszeit nicht sichtbar sind, so stellt man ihnen besonders im Spätherbste oder Winter nach, theils am Tage bei Schnee ihrer Fährte folgend, theils bei Nacht mit Hülfe guter Hunde. Die Letzteren werden, wenn noch jung, entweder durch schon vollkommen abgerichtete ältere, oder durch Vorhalten,

Schleppen, von oder das Schlagen mit schon erlegten Racoons (sprich Rackuhn) zur Jagd tüchtig gemacht. Man nimmt zu denselben außer den Hunden eine Flinte und eine Axt mit und geht bei mondhellen Nächten langsam auf Waldwegen oder an Gräben, hier Branchen (Brantschen) genannt, Bächen und Flüssen, entlang, welche die Thiere gern laufen, hin und läßt die Hunde im Walde suchen. Sobald letztere laut anfangen zu bellen, eilt man so schnell als möglich nach dem Orte hin, gewiß dort Raubwild zu finden. Haben Opossums den Lärm veranlaßt, so sitzen diese gewöhnlich auf dünnen niedrigen Stämmchen, von denen man sie meistens abschütteln kann; sind aber Waschbären vorhanden, so trifft man sie stets auf hohen dicken Bäumen und zwar so auf den höchsten dicken Aesten versteckt, daß sie selten sichtbar sind, und weil ein dicker unten astloser Stamm nicht zu erklettern ist, so sucht man einen ohngefähr sechs Zoll dicken, bis an die untersten Zweige von jenem reichenden in dessen Umgebung aus, haut ihn ab, legt ihn schräg gegen jenen an und ersteigt den ersten mit Hülfe des zweiten. Gewöhnlich gehört ein im Klettern geübter Mann dazu, um das sich immer weiter zurückziehende Racoon durch Werfen oder Schläge mit dürren Zweigen zum Herabkommen zu zwingen, zuweilen bleibt es aber so hartnäckig in dünnen Aesten sitzen, daß man genöthigt wird, es durch den Schuß zu erlegen.

Gelingt es, sie zur Flucht nach der Erde zu bewegen, so laufen sie mit bewundernswürdiger Fertigkeit und Schnelle am oberen Theile des Stammes herab und springen nicht selten zwanzig bis dreißig Fuß tief im weiten Bogen, um

den unten lauernden Feinden zu entgehen. Obgleich ihr Lauf sehr schnell ist, so werden sie doch bald von flüchtigen Hunden überholt, setzen sich aber so verzweifelt zur Wehre und beißen rechts und links mit solcher Schnelligkeit und Kraft, daß sie oft fünf bis sechs Hunde längere Zeit mit Glück abhalten. Dergleichen wüthende Gefechte sind für die Zuschauer außerordentlich spaßhaft und insofern nützlich, als dadurch die Hunde desto erbitterter gegen diesen Feind gemacht werden und ihn für die Zukunft desto eifriger aufsuchen. Das Racoon, den letzteren an Größe bei Weitem nachstehend, ist ihnen an Gelenkigkeit und Mannigfaltigkeit der Vertheidigungsmittel überlegen; es dreht und biegt sich nach allen Seiten wie eine Katze, schlägt und kratzt mit den Pfoten wie ein Bär und hat das haarscharfe Gebiß eines jungen Fuchses. Es vertheidigt sich vorzugsweise in sitzender Sellung, macht aber tapfere und blitzschnelle Angriffe gegen die kühnsten Hunde, dreht sich im Nu und packt seinen Rücken bedrohende. Wehe einem solchen, wenn ihn das Racoon zärtlich umarmt, am Halse zerkratzt und sich wüthend in seinen Ohren oder Backen verbeißt, dreimal Wehe aber dem Letzteren, denn sogleich stürzen sich in einem solchen Falle die Genossen des Ersteren über dieses her und tödten es gemeinschaftlich.

Es gibt nur wenige große Hunde, welche Erfahrung und Geschick genug besitzen, einzeln einen alten Waschbären zu meistern, gewöhnlich ist dieser geschickt genug, sich einer ganzen Schaar derselben zu entziehen. Wie schon bemerkt, fällt er in der Regel kühn vorschießend die vordersten Hunde an, daß sie heulend davon laufen und benutzt jeden nur

einigermaßen freien Augenblick, um im schnellen Sprunge einen Baum, ein Loch in der Erde oder sonstige Schlupfwinkel zu erreichen, und entgeht ihnen fast ohne Ausnahme, wenn ihn nicht die Menschen immer wieder und unter ungünstigen Umständen vor diese Feinde bringen. Mein Grundsatz ist immer der gewesen: ein Racoon ohne Weiteres durch den Schuß zu tödten, wenn ich Gelegenheit dazu hatte und mich nicht zu sehr auf die Hunde zu verlassen, damit mir dasselbe nicht entginge oder viele unnöthige Mühe machte. Ein Beispiel möge Dir die Richtigkeit dieser Ansicht erläutern.

In einer warmen mondhellen Januarsnacht (bei kaltem Wetter bleiben die Thiere nämlich halb erstarrt in ihren Höhlen) fingen unsre vier guten Hunde mit leichter Mühe ein ohngefähr neun Monate altes, obschon ausgewachsenes Racoon, welches wir ohne viel Schwierigkeit von einer hohen Eiche herabgejagt hatten. Nach Mitternacht schlugen unsere Rüden abermals gewältig an einer vier Fuß dicken, langgestreckten Weißeiche auf einer Anhöhe am Rande eines Bächelchens an und gaben uns übrigens noch durch ihren Eifer zu erkennen, daß das gesuchte Wild oben sei. Wir hackten sofort einen schlanken jungen Baum ab, und ließen ihn so fallen, daß sein Wipfel an die unteren Aeste des starken Baumes fest anzuliegen kam. Hierauf kletterte einer von der Gesellschaft hinauf und fand nach langem Umherkriechen einen ungewöhnlich großen Waschbären auf einem der oberen Zweige, von dem er sich nur Schritt für Schritt durch Werfen und Schlagen vertreiben ließ; da ich fürchtete, das Thier würde sich wegen des Heulens und Bellens der Hunde zu

lange in dem ungeheuren Wipfel halten, so wollte ich es von einem dünnen Zweige herabschießen, allein die Mehrzahl der Jagdgenossen wünschte sich an dem Gefechte zwischen den feindlichen Vierfüßlern zu ergötzen und der kühne Kletterer ohne Grund fürchtend einiger Prellschrote theilhaftig zu werden, rief bittend von oben „schießt nicht, schießt nicht, ich will es schon heruntertreiben," und so ließ ich ihn gewähren.

Nach kurzer Zeit gelang es ihm auch, das Racoon zur Flucht zu bewegen; behend wie ein Eichhörnchen lief es am Stamme ein Stück herab, sprang auf einmal aus fünfunddreißig Fuß Höhe außerhalb des von uns und den Hunden geschlossenen Kreises auf die Erde, und lief zu meinem größten Erstaunen, denn ich glaubte es müßte wenigstens betäubt liegen bleiben, sehr schnell davon. Bald hatten es jedoch unsre Hunde ereilt und eine für die Theilnehmer zwar sehr empfindliche, für uns aber im höchsten Grade ergötzliche Beißerei mit Heulen und Zähnklappen und grimmigem Knurren des Waschbären begann. Der Letztere, ein Patriarch seines Stammes, in Kniffen und Bissen erfahren, vertheidigte sich tapferer als es noch jemals einer von uns gesehen hatte und benutzte verschiedene Zwischenspiele zwischen den Hunden, welche einander zum Theil fremd, sich gelegentlich in blinder Wuth gegenseitig selbst anfielen, um einen oder den andern derselben tüchtig abzubeißen und zu kratzen, und sie auf diese Art immer im gehörigen Respect zu erhalten. Ein junger Amerikaner stand ihm unwillkührlich in seinem Kampfe bei, indem er mit einem Knüppel, mit dem er ihn zu schlagen beabsichtigte, stets nur die Hunde traf und da-

durch schüchtern machte. Außerdem waren auch die Letzteren einander sehr häufig im Wege und leisteten jenem durch ihre zu große Anzahl Vorschub.

Nachdem das Gefecht sich endlich zum Vortheile des Racoons zu entscheiden schien, näherte sich der Keulenträger, wie er glaubte, diesem unbemerkt von hinten, um es mit einem kräftigen Tritte in die Mitte der Hunde zu schleudern; allein das schlaue Thier hatte seine Annäherung bemerkt und den Stiefel gefaßt, ehe es noch davon berührt wurde. Glücklicherweise war letzterer außerordentlich plump, dick und bedeutend zu lang, so daß die scharfen Zähne größtentheils hartes, festes Leder und nur ein klein wenig Fleisch gefaßt hatten; dennoch schrie und fluchte der junge Mann gewaltig, sprang wie wahnsinnig auf einem Beine umher und schleuderte das an dem andern festhängende Racoon in weiten Kreisen um sich herum. Die Hunde folgten dem in der Luft schwebenden Thiere mit der äußersten Wuth und Behendigkeit und packten es wirklich zu verschiedenen Malen; allein je mehr sie daran zogen, desto verzweifelter drückte dieses seine Zähne in Leder und Fleisch, und desto mehr schrie der tanzende Jäger. Trotz der Schmerzen des Letzteren war die Scene doch so außerordentlich komisch, daß die Zuschauer vor Lachen kaum zum Handeln kommen konnten, und ein tolleres Gelächter habe ich vielleicht noch nie gehört, oder selbst mit zu Stande bringen helfen. Wir sahen vom ersten Augenblicke an, daß der Gebissene nur höchst unbedeutend verletzt sein könne, und da weder die Besorgniß vor Gefahr, noch die Möglichkeit zu Hülfe vorhanden war, so blieb der Eindruck des Lächerlichen so überwiegend, daß wir kaum im

Stande waren, die Hunde wegzujagen, damit sie nicht durch ihr Festhalten am Waschbären die Schmerzen des Tänzers vermehren sollten. Nachdem sich dieser nun längere Zeit vergebens bemüht hatte, sich von seiner Qual zu befreien, und jenen bald mit großer Gewalt auf den Boden, bald hoch in die Luft schleuderte, gelang es ihm, jedoch, wie es schien, mehr mit Zustimmung und aus Ueberlegung des Thieres, als in Folge der Kraft des Mannes; denn kaum war es einigermaßen frei von den Hunden, so ließ es plötzlich los, flog in weitem Bogen zur Erde, lief behende eine kurze Strecke und verschwand plötzlich, ohne daß wir nur im Geringsten wußten, wo es hingekommen war.

Die nächsten Umgebungen des Kampfplatzes bestanden aus lichtem Walde, und außer der vorerwähnten riesigen Weißeiche befanden sich nur junge Bäume, die Nachkommen von jener, welche das Racoon offenbar als ungenügend für Fluchtversuche betrachtete, in der Nähe. Daß es keinen der letzteren erklettert, hatten wir deutlich gesehen und ebenso, daß es nach dem Bächelchen zu gelaufen war. Die Hunde verfolgten in der ersten Hitze die falsche Spur und schienen längere Zeit völlig rathlos; allein bald fingen sie an ruhiger zu suchen und vor einem kaum bemerkbaren Loche unter einem am Boden liegenden Stamme zu bellen. Wir untersuchten mit dem Ladestocke und fanden das Thier einige Fuß tief in der Höhle sitzend, waren aber längere Zeit nicht im Stande, es mit dem Krätzer herauszuziehen, weil es entweder auf diesen fest biß, oder sich durch geschickte Bewegungen dem Eindringen desselben in das Fell entzog. Die Hunde erweiterten zwar die Röhre so weit, daß sie bis zu dem Racoon gelangen

konnten, allein dieses bot jenen stets nur die gefährlichen Zähne zum Willkommen und als Angriffspunkt dar, und trieb die besten, vor Wuth schäumenden Hunde blutend und heulend zurück.

Das Abdrücken eines Gewehres in die Fluchtröhre würde hingereicht haben, das Thier in unsere Gewalt zu bringen, aber die Mehrzahl unsrer Gesellschaft bestand darauf, den Hunden den vollständigen Sieg zu überlassen, und als ächte Anglesachsen waren sie von der wildkomischen Hetze so angeregt, daß sie des ergötzlichen Schauspieles ohne Unterbrechung bis zu Ende sich erfreuen wollten. Daher wurde abermals der Krätzer versucht und der Waschbär auch nach langem vergeblichen Bemühen, unter fortwährendem rasenden Gebelle und nach öfteren durch die wüthenden Angriffe der Hunde auf denselben veranlaßten Störungen, endlich hervorgezogen; allein kaum im Freien riß er sich mit Blitzesschnelle los und verschwand abermals noch ehe ihn einer der Rüden packen konnte, unter einem durch trocknes Holz, Erde, Gewürzel, Laub und Zweige im Bache zufällig entstandenen und inwendig theilweise hohlen Damme. Vierfüßler und Menschen arbeiteten jetzt in gleichem Eifer mit Pfoten und Zähnen, mit Händen und Aexten, um den Feind wieder in das Gefecht zu bringen, allein dieser wußte sich so geschickt von einer Seite des durch seine gemischte Zusammensetzung schwer zugänglichen Dammes zu der andern zu flüchten und dabei Höhlungen unter starken Wurzeln am Ufer zu benutzen, daß er sich seinen Angreifern stets glücklich entzog und eine etwa gemachte Oeffnung so nachdrücklich mit seinem scharfen Gebisse vertheidigte, daß ihn die Hunde nirgends fassen konnten.

Ein Schuß auf den Kopf hätte nun abermals hingereicht, das Racoon nachgibiger zu machen, dagegen erklärten sich jedoch immer noch die auf Verlängerung des Spaßes erpichten Jäger, ja der schon am Fuße gebissene war vor Allen andern im höchsten Grade aufgeregt und entschlossen, das Thier durch eine kleine Nebenöffnung am Genick zu fassen, während es an der größeren sich mit den Hunden biß. Es gelang ihm auch in der That, allein sein Vorwitz wurde durch entsetzliche Angst bestraft, welche seine kitzliche Lage mit sich brachte; denn obschon er den Waschbären mit seinen beiden kräftigen Fäusten am Genick festhielt, so war doch das vorhandene Loch zu klein, um das Thier durchzuziehen, und sollte zu diesem Behufe erst erweitert werden, welches sich aber nicht thun ließ, weil große Holzstücken kreuz und quer über einander lagen. Während dieser Versuche fürchtete der junge Mann jeden Augenblick von dem gewandten Racoon oder aus Versehen von den eifrigen Hunden gebissen zu werden und bat auch dringend, jenes nicht auf den Kopf zu schlagen, aus Furcht, er möchte getroffen werden. Wieder loslassen wollte er auch nicht, besorgend sein plötzlich befreiter Gefangener könnte die ihm lästigen Hände schneller fassen als sie zurückgezogen würden und so saß der arme Teufel im Schlamme des Dammes, wie an den Waschbären gepicht, von lachenden Gefährten und lärmenden Hunden umgeben, ein Bild des Leporello in Verzweiflung. Endlich mochte die Kraft seiner Finger nachlassen, denn durch eine plötzliche Wendung entzog sich das Thier seinen Griffen und unseren Augen, ohne ihn zu verletzen.

Endlich kamen einige Radehauen, nach denen wir ge-

schickt hatten, von der nächsten Farm, ein Feuer wurde am Ufer angezündet, um uns zu wärmen, und gehörig mit allen Werkzeugen tüchtig auf den Damm losgearbeitet. Bald gelang es, zwei hinreichend große Oeffnungen für den Zugang der Hunde zu machen und den Feind in ein Kreuzfeuer zu bringen; dennoch fuhr er wie ein Blitz von einer Oeffnung zur andern, bot jedem Angreifer die Zähne anstatt des erwarteten Rückens und war überall auf der Bresche. Heldenmüthiger ist weder Saragossa noch Sagunt vertheidigt worden, als die nasse Feste des tapfern Waschbären, allein die Götter wollten sein Verderben und da begab es sich, daß einer der Hunde jenen plötzlich beim Rücken faßte und ins Freie zog, aber auch sogleich erbärmlich schreiend in das nahe Wasser sprang, weil ihm jener augenblicklich seine vollste Erkenntlichkeit für den erwiesenen Freundschaftsdienst zu erkennen gab, indem er sich schnell drehte und mit Zähnen und Krallen ihm Kopf und Hals unmenschlich bearbeitete. Im Wasser hörte jedoch bald die specielle Zärtlichkeit für den einen Hund auf und verbreitete sich sogleich mit auf die übrigen, welche ihren gehörigen Antheil davon durch wüthende Bisse zu verdienen suchten. Der Waschbär mußte sich meistens auf den Hinterfüßen wehren, um nicht zu schwimmen und dennoch hatte es ganz den Anschein, als würde sich der Kampf abermals zu seinem Votheile entscheiden, obschon die Tiefe des Baches seinen Widersachern gestattete, stehend zu fechten und beliebige Sprünge zu machen, daher verehrte man ihm einige unverdauliche Kopfnüsse mit einem leidlichen Knüppel und verschaffte dadurch nach stundenlanger Arbeit, den Hunden den Sieg. Ich muß gestehen, daß die Jagd im höchsten Grade

ergötzlich und unterhaltend war, daß ich aber selbst mit der sichersten Aussicht auf endlichen Erfolg dennoch jedesmal ein Raubthier lieber bei der ersten Gelegenheit durch den Schuß erlegen, als eine so zeitraubende Hetze begünstigen würde. Die Hunde haben jedenfalls Anlaß genug zu Beißereien mit jenen, denn nur äußerst selten wird eines derselben selbst nach mehreren Schüssen so schnell getödtet, daß es nicht noch Lebenskraft genug besäße, diese die scharfen Zähne hinlänglich fühlen zu lassen, um sie für alle Zeiten erbittert genug und für diese Art Jagd hinlänglich tüchtig zu machen.

Bei Schnee gehen die Racoons nur dann aus, wenn Thauwetter oder nur ein sehr geringer Grad von Frost stattfindet. Ihre Fährte unterscheidet sich von der anderer ähnlicher Thiere dadurch, daß stets die beiden vorderen Fußtapfen neben einander, von den beiden hinteren hingegen die rechte gewöhnlich einige Zoll seitlich vor der linken sich befindet und daß alle vier überhaupt verhältnißmäßig zur Breite länger sind als die anderer Fünfzeher. Beabsichtigt man bei passendem Wetter Waschbären zu erlegen, so geht man wenigstens zu zwei, gewöhnlich aber in größerer Zahl, mit Axt, Flinte und einigen guten Hunden versehen nach Plätzen des Waldes, wo jene gern lustwandeln, und sobald man eine Fährte findet, theilt sich gewöhnlich die Gesellschaft, die Einen derselben vorwärts, die andern ihr in entgegengesetzter Richtung folgend; weil nämlich die Thiere stets zu dem Baume, von welchem sie ausgegangen, zurückkehren, und weil andererseits hin und wieder die Fußtapfen auf einem betretenen Wege, auf dem Eise &c. unkenntlich geworden sein können, und weil es weniger wahrscheinlich ist, daß man

in zwei verschiedenen Richtungen eine Fährte verfehlen könne, als nur in einer, so schlägt man diese Verfahrungsweise der größeren Sicherheit wegen ein. Gewöhnlich treffen sich beide Theile nach langen Zickzackwegen an dem vom Racoon bewohnten Baume. Ist ein guter Kletterer unter den Jägern, so besteigt ihn dieser auf die früher angegebene Weise und jagt mit einem Stocke oder Pistolenschusse das Wild in die Zweige, von welchen es heruntergeschossen wird. Da jedoch nicht selten in langen Höhlungen der Stämme oder Aeste mehrere, ja sogar vier bis fünf Racoons sitzen und sich aus denselben nur höchst schwierig, häufiger jedoch auf keine Weise vertreiben lassen, und da man am Tage der Hunde wegen die Hetze dem Schießen vorzieht, so haut man den Baum gewöhnlich, wenn er nicht gar zu dick ist, um. Durch den schweren Fall spalten meistens die hohlen Theile desselben und bringen sogleich ihren dennoch völlig unverletzten Inhalt an das Tageslicht. Sind mehr Waschbären als Hunde vorhanden, so thut man wohl, die Flüchtenden zu erschießen, um sie nicht entrinnen zu lassen oder genöthigt zu sein, ihnen zu weit oder abermals auf Bäume folgen zu müssen. Ehe der Stamm fällt, ist es nöthig, die Hunde von der Seite fern zu halten, wohin er geworfen werden soll, weil die eifrigen, stets mit der gespanntesten Erwartung nach aufwärts blickenden Thiere von demselben sonst leicht erschlagen werden. Am Tage vertheidigen sich die Waschbären in der Regel viel schwächer als bei Nacht, es mag sein, daß sie der Schnee und das Licht blendet, daß sie von Kälte theilweise erstarrt, oder überhaupt, selbst im Sommer furchtsamer sind.

Zufällig findet man wohl einmal ausnahmsweise am

Tage ein Racoon in Haselhecken oder unter Brücken in Holzhaufen oder in Maisfeldern, allein für gewöhnlich nur im Walde, und zwar immer nur in Bäumen, welche nur oben hohl, unten aber gesund sind. Ein ausgewachsenes ist durchschnittlich einen Fuß hoch und drei Fuß lang; ein Dritttheil seiner ganzen Länge kommt auf den abwechselnd hell- und dunkelbraun geringelten Schwanz. Der Kopf ist spitz, wie der eines Fuchses, das Maul grauweiß, Nase und Backen schwarz, über den Augen von der Stirn nach der Kehle befindet sich ein weißgrauer Streifen, der Rücken ist hell- und dunkelbraun gewellt (der untere Theil der Haare von ersterer, der obere von letzterer Farbe), der Bauch, die Seiten, Füße und Ohren sehen ebenfalls weißgrau aus. Ein wohlgenährter Waschbär wiegt ohngefähr fünfundzwanzig Pfund, der Winterpelz kostet zwanzig Cent, sein Fleisch, was häufig gegessen wird, schmeckt wie Hammelfleisch, und ist nur durch eine gewisse Zachheit von jenem verschieden, wenn es von einem alten Thiere kommt. Die Schlauheit der Racoons ist in den Vereinigten Staaten sprüchwörtlich geworden und Coon (Abkürzung von Racoon) bedeutet gerade so viel, wie in Deutschland Fuchs, daher sagt man: ein altes, schlaues Coon (Kuhn) anstatt dort ein alter, schlauer Fuchs; den Whigs wird vorzugsweise dieser Name zugegeben, weil der frühere durch diese Partei erwählte Präsident Harrison denselben bekommen hatte.

Die Fuchsjagd ist hier außerordentlich viel einfacher als bei Euch, weil die Füchse hier niemals in Höhlen (Bauen), sondern wie die Hasen immer über der Erde leben und sich namentlich im Hasel- und Dornendickicht der Prärien und

der Vorhölzer aufhalten. In der List stehen sie ihren europäischen Vettern um Nichts nach und haben sogar das Talent des Kletterns bis zu der mäßigen Höhe von ohngefähr zwölf bis funfzehn Fuß in senkrechter Richtung. Wenn sie verfolgt werden, flüchten sie sich daher zuweilen auf die unteren Aeste niedriger Bäume und bleiben daselbst stundenlang unbeweglich sitzen, oder sie laufen auf den obersten Riegeln (Reitern) der Fencen lange Strecken fort, um die Hunde zu verhindern, ihrer Spur zu folgen; sehr häufig machen sie auch aus gleichem Grunde denselben Weg hin und zurück und schlagen dann plötzlich auf der Mitte desselben nach einem gewaltigen Sprunge eine Seitenrichtung ein. Besonders gern laufen sie im Gebüsche an Gräben und auf den von Hasen, Hirschen, Schweinen, oder anderem Viehe festgetretenen schmalen Wegen, daher ist es auch besonders zweckmäßig, sich dicht an einen solchen zu stellen und Ehren-Reinike wohl auf das Korn zu nehmen, wenn er sich leise fortschleichen, oder hart von den Hunden verfolgt keuchend und hart galoppirend wie ein altes Schaf, sich durch schnelle Flucht entziehen will. Als ich das erste Mal diesen keuchenden Ton und den schweren Tritt des schnell im Dickicht auf mich zukommenden Thieres hörte, bevor ich es noch sehen konnte, glaubte ich sicherlich, es wäre einer meiner größten und schon sehr ermüdeten Hunde, allein wie erstaunten wir beide zu gleicher Zeit, als wir uns ansichtig wurden. Er hatte kaum Zeit umzukehren, ich kaum abzukommen und zu feuern. Ich war überzeugt, getroffen zu haben, fand aber meinen Fuchs nicht und eben so erging es den Hunden, aber siehe, da bemerkte ich, daß sich etwas Lebendiges durch eine benachbarte

Fence schleichen wollte, sich aber sogleich hinter einen Grasbüschel verbarg, als ich darauf zuging; in demselben Augenblicke kam auch ein Hund und stürzte mit edler Kampfbegier nach derselben Richtung und ehe ich noch zum zweiten Male zu schießen Zeit hatte, waren nur noch die irdischen Ueberreste Reinikes, welcher durch einen klugen, geheimen Flankenmarsch sein besseres Ich zu retten hoffte, zwischen seinen Zähnen.

Zur Fuchsjagd bedient man sich hier gewöhnlich der Hounds oder guter Hühnerhunde. Die Amerikaner, aber nur wenige Deutsche, hetzen die Füchse in mondhellen Winternächten zu Pferde ohne Gewehre mitzunehmen; dabei ist es hauptsächlich auf tolles Reiten abgesehen und wenig Erfolg zu hoffen, ausgenommen auf der noch ganz unbebauten Prärie; denn wo viele Fencen umritten werden müssen, versteht es sich von selbst, daß die Hunde den Hauptspaß allein haben müssen und den Fuchs, wenn er nicht irgendwo auf einen Baum klettert, fern von den Reitern fangen. Nun, wer am Tage keine Zeit hat sich Bewegung zu machen, und ein gutes, schnelles Pferd besitzt, mag immerhin sich gelegentlich Nachts die Schienbeine zerschlagen und das Gesicht zerkratzen, das Alles heilt bald wieder; daß diese Fuchshetzjagden jedoch eine hier sehr unpraktische Nachahmung der unsinnigen englischen, und noch viel unsinniger sind als diese, wirst Du mir wohl unbestritten zugeben. Auf den ausgedehnten, waldlosen Ebenen Englands sind Hetzjagden zu Pferde allenfalls möglich, allein hier in dicht verschlungenen Wäldern, zum Theil aus Bäumen wie die Gleditschia (hier locust genannt) mit drei bis vier Zoll langen eisenfesten

und haarscharfen Dornen, und unzähligen anderen stachlichen Ranken und Büschen, bestehend kommt mir ein berittener Fuchsjäger wirklich vor wie ein ἑαυτὸν τιμωρούμενος, d. h. wie einer der Neigung zum gelinden Selbstmorde hat.

Die hiesigen Füchse tragen im Laufe den Schwanz kerzengerade in die Höhe gestreckt, sind weniger schnell und ermüden leichter als die deutschen und werden daher auch auf offnem Felde bald von den Hunden gefangen. Deshalb ziehen sie die dichtesten Gebüsche zu ihrem Aufenthalte vor und entgehen darin ihren Verfolgern nur durch die Kenntniß aller verschlungenen Pfade und Schlupfwinkel. Läßt man Hunde in einem Dickicht suchen und stellt sich irgendwo in die Mitte desselben und einen anderen Schützen an einen Verbindungsstreifen mit einem benachbarten Gebüsche, oder an eine kurze offene Stelle zwischen beiden, so ist man sicher den Fuchs schußrecht zu bekommen, wenn einer darin ist und kann sich demnach alle weitere Mühe ersparen. Obschon derselbe allmählig meilenweit herumläuft, so ist er doch den Farmern weniger schädlich, weil er in der Nähe seines Aufenthaltsortes hinlängliches Futter findet und ziemlich scheu ist und daher die Farmhöfe wenigstens vermeidet. Zuweilen verfolgt man seine Fährte (ein Fußtapfen in gerader Linie vor und ohngefähr acht bis zehn Zoll von dem andern entfernt) bei Schnee rings um eine Fence herum, ohne daß sie sich hinein erstreckte, ausgenommen in Dickichte fern von den Höfen und Hunden.

Es gibt hier zwei Arten von Füchsen, rothe und graue; die letzteren kommen hier bei Weiten am häufigsten vor. Sie sind höher und schlanker als die deutschen, am Kopfe, dem

Rücken und oberen Theile des Schwanzes schön stahlgrau, von den Ohren an beiden Seiten des Halses fuchsroth, an den Füßen äußerlich dunkler rothbraun innerlich weiß, ebenso an der Kehle, am Bauche weißgelb, an den Seiten des Körpers und am Unterschwanze gelbbraun. Die langen, spitzen Ohren sehen inwendig weiß, äußerlich rothbraun aus. Der Schwanz ist länger und langhaariger, gleichwohl weniger buschig als bei dem gewöhnlichen Fuchse. Der Winterbalg kostet hier von zwanzig bis fünfundzwanzig Cent.

Eines der schädlichsten Thiere des nordamerikanischen Continentes ist ohnstreitig das Opossum (didelphis virginiana) oder die Beutelratte. Der deutsche Name ist durchaus unbezeichnend und das Urtheil irreleitend, und sollte daher gänzlich verworfen werden, denn das Opossum hat ohngefähr ebensoviel Verwandtschaft mit einer Ratte, als mit Sultan Saladin. In seiner äußeren vorn niedrigeren und schmaleren, hinten höheren und breiteren Gestalt ähnelt es so ziemlich einem Igel (ohne Stacheln), nur daß es viel größer ist. Sein Kopf ist spitz, fünf Zoll lang, die Länge des ganzen Thieres, den Schwanz mit gerechnet beträgt zwei- bis vierunddreißig Zoll, die des letzteren allein zwölf bis vierzehn, der Umfang des Leibes zwanzig Zoll. Das Fell hat eine weißgraue Grundfarbe mit längeren borstenartigen, am Rücken schwärzlichen, übrigens silberglänzenden Haaren; unter diesen befinden sich dichte, weiche Wollhaare. Die Schenkel, Füße und Schwanzwurzel sehen schwarz, das Ende des unbehaarten und mit Hautschuppen bedeckten Roll- oder Wickelschwanzes, grau aus; ohngefähr bis auf die Mitte desselben befinden sich einzelne borstige Haare. Die Dicke des

letzteren beträgt an der Wurzel einen ganzen, am Ende nur einen halben Zoll. Am Leibe hat das Thier eine in der Mitte offene Hauttasche, welche die Zitzen bedeckt und willkührlich fest verschlossen werden kann. In diese gelangen die Jungen, kaum einige Linien groß, nur wenige Tage nach der Beschattung und bleiben an den Zitzen (funfzig Tage lang) festhängen, bis sie mit Haaren bedeckt sind und zu kriechen vermögen. Die Physiologie und Anatomie dieses Thieres ist selbst von Cuvier irrig angegeben worden, wie ich Dir nach den Beobachtungen und Präparaten eines meiner Freunde, welche ich selbst gesehen, gelegentlich beweisen werde.

Die Füße des Opossum gleichen so ziemlich kurzen dicken Händen, denn alle vier innere Zehen haben einen breiten Ballen und können auch wie ein Daumen bewegt werden, so daß damit kleine Zweige und Ranken gefaßt und erklettert werden können. Der Schwanz ist sehr dick und stark, gelenkig und zum Festhalten bestimmt; selbst die Länge eines Zolles seiner äußersten Spitze über einen Ast gebogen, hält das ganze Thier in der Schwebe. Die plumpe dicke Gestalt des Opossums, sowie die Beschaffenheit seiner Hände, gestatten ihm nur langsam Bewegungen und verhindern es andere Bäume oder sonstige Gegenstände zu erklettern, als welche es zur größeren Hälfte umspannen kann. Es ersteigt daher nur dünne Stämme und findet sich nur dann, wiewohl höchst selten, auf den unteren Aesten der dicken und hohen, wenn es dahin mit Hülfe von Weinranken, Zweigen benachbarter Bäumchen rc. gelangen kann, oder wenn diese schräg gewachsen sind. Das gewöhnliche Opossum ist langsam, träge und vertraut im Angesicht eines Feindes nur der List, indem es

sich halbgekrümmt und mit offnem Maule auf der Seite liegend todt stellt; ja es bedient sich nicht einmal seines außerordentlich scharfen Gebisses und weit gespaltenen Maules zu seiner Vertheidigung, obschon es funfzig Zähne, mehr als jedes andere Säugethier, und darunter mehrere einen halben Zoll lang aus der Kinnlade hervorstehende besitzt. Zum Schutze seiner Jungen sperrt es allenfalls den mächtigen Rachen auf und klappt die Zähne knurrend zusammen, allein niemals habe ich es auch nur den geringsten Versuch zum Beißen machen sehen. Sogar wenn es in einem engen Loche sitzt und durch den Gebrauch seiner Zähne den stärksten Hund sehr leicht abhalten könnte, läßt es sich doch ohne Widerstand selbst von einem kleinen herausziehen und tödten. Das gewöhnliche, weißgrau und nur auf dem Rücken und an den ebenerwähnten Theilen dunkler aussehende Opossum habe ich nie anders laufen sehen als im schnellen Schritt, dagegen gibt es hier eine Abart oder wahrscheinlich verschiedene Species von der didelph. virginiana, der ich den Namen didelph. fusca (die hiesigen Landbewohner nennen sie black opossum, schwarzes Opossum) geben würde, welche außerordentlich schnell läuft und sogar Sprünge macht, wie Hasen.

Das erste Mal wurde ich auf diese ungewöhnliche Art von Opossum bei folgender Gelegenheit aufmerksam gemacht. Ich ging in einer mondhellen Winternacht auf einem Wege zwischen Feld und Gehölz und hörte an dem Gebelle meiner Hunde, daß diese mir Etwas mit größter Geschwindigkeit zutrieben, und war daher schußfertig, um das fragliche Thier auf dem offenen Wege zu erlegen. Allein es übersprang denselben mit einem Satz, schlüpfte durch die Fence und ver-

schwand mit außerordentlicher Geschwindigkeit innerhalb derselben. Die Hunde folgten schnell der Spur und brachten das Thier, welches ich im ungewissen Mondlichte und seines Laufes wegen für einen großen Hasen gehalten, wieder nach mir zu. Ich sah, daß es in großen Spüngen sich der Fence näherte, und war schon im Anschlage, um es diesmal gewiß zu erlegen, wenn es durch dieselbe hindurch käme. Nicht wenig verwundert, daß dies nicht geschah, trotz des schnellen Herannahens der Hunde, bemerkte ich plötzlich hinter und über mir ein leises Geräusch und zu meinem größten Erstaunen ein Opossum, welches sich auf die Spitze eines Fencepfahles geflüchtet hatte. Obgleich es nun die Hunde mit wüthenden Sprüngen zu fassen suchten, so war es doch vollkommen außer ihrem Bereiche und verhielt sich unbeweglich ruhig, allein da ich fürchtete, es könne leicht durch seine bedeutende Schnelligkeit noch in den nahen Wald entkommen, so schoß ich es von seinem sicheren Sitze herab. Bei näherer Untersuchung ergab es sich, daß es etwas kürzer, schlanker und über den ganzen Körper mehr braun gefärbt war. Später habe ich öfter Thiere von derselben äußeren Beschaffenheit gesehen und stets bemerkt, daß sie behender und schneller waren als die grauen, und alte Hinterwäldler haben meine Beobachtung in dieser Hinsicht bestätigt, ja sie hatten für diese besondere Art schon den Namen des black opossum fertig.

Der Schaden, welchen diese Thiere dem Farmer zufügen, ist unbeschreiblich, weil sie sich nicht allein ganz in der Nähe der Landhäuser, sondern in den Gebäuden selbst und unter Heu=, Stroh= oder Holzhaufen 2c. verbergen und mit der größten Frechheit des Nachts das Geflügel erwürgen.

Man sagt, daß sie blos das Blut aussaugen, das Fleisch aber liegen lassen. Ich bezweifle dies sehr, erstens weil Thiere von ohngefähr funfzehn bis zwanzig Pfund Gewicht, welche noch überdies gewöhnlich sehr fett sind, mehr Blut saugen müßten, als den Opossums zur Verfügung steht, und zweitens, weil ich recht wohl aus Erfahrung weiß, daß sie mir, ehe ich meinen Vertilgungskrieg gegen sie noch mit einigem Glücke geführt, so manches Huhn ꝛc. geraubt, daß ich niemals aber die ausgesaugten Leichname gefunden habe', wie mir dies bei Besuchen von Iltissen vorgekommen. Denke Dir einmal selbst eine alte lady opossum mit zwölf (die gewöhnliche Zahl) hoffnungsvollen, etwa drei Zoll langen und verhältnißmäßig breiten und durstigen Jungen im Beutel und frage Dich, ob besagte lady, welche den ganzen Tag gefastet, sich mit einigen Löffeln voll Blut begnügen werde, wenn sie einer tüchtigen Mahlzeit bedarf, und ob sie den Braten liegen lassen wird, blos mit der Brühe fürlieb nehmend?

Gute Hunde besorgen den Opossumfang in der Nähe der Farmen auf eignen Antrieb und werden, wenn man sie nur einigermaßen unterstützt, außerordentlich zuverlässig in dieser Beziehung; Hühnerhunde müssen in der Regel erst dazu abgerichtet werden. Hört man bei Tage oder bei Nacht auf den Höfen, in den Feldern oder in der Nähe derselben ein besonders anhaltendes, eifriges und heftiges Gebell und Geheul, so muß man unverdrossen mit Axt und Flinte sich an den Ort desselben begeben und das Raubthier durch Schuß, Hieb oder Krätzer in den Bereich der Hunde bringen und tüchtig beißen, ja um diese recht scharf zu machen, es wo möglich von ihnen zerreißen lassen. Da sich jedoch die Opossums so

außerordentlich vermehren und sich tiefer im Walde durch Klettern und Verkriechen ihren vierfüßigen Feinden häufig entziehen, so ist dringend nothwendig, auch zuweilen Jagden auf dieselben anzustellen. Am Tage finden sie die Hunde durch den Geruch in hohlen aufrechtstehenden und am Boden liegenden Bäumen, Erdhöhlen, unter dürren Reisighaufen und in Eichhörnchennestern. In den letzteren kann man ihre Gegenwart meistens von unten erkennen, insofern die kleinen Ruheplätzchen ihren dicken Körper nicht ganz verbergen. Ein Schuß bringt sie in der Regel zu Boden oder wenigstens in die Aeste. Untersucht man Höhlungen in Bäumen oder im Boden mit Stöcken und findet viel dürres Laub darin, so kann man versichert sein, daß sich Opossums in denselben aufhalten, und wenn sie mit Schrot oder Kugel nicht zu erreichen sind, das Aushacken mit der Axt aber zu mühsam erscheint, so brennt man sie aus. Nähert sich ihnen das Feuer, so kommen sie gewöhnlich langsam zum Vorschein, sehen sich stumm rings um (die dunklen ausgenommen, welche nicht selten unvermuthet entkommen) und lassen sich wie ergebene Märtyrer todtschlagen oder beißen.

Ein scharfes, spitzes Eisen mit stumpfen Widerhaken, welches man mit einem festen, durch zwei daran angebrachte Löcher gezogenen Bindfaden an einen Stock von beliebiger Länge befestigen kann und in geraden Höhlungen dem versteckten Thiere in den Körper stößt, habe ich für das zweckmäßigste Mittel erkannt, um diese schnell hervorzuziehen. Es erspart außerordentlich viel Zeit und Mühe und kann leicht in der Tasche mitgeführt werden. Aus Erdhöhlen sind Opossums sowie alle anderen Thiere hier fast niemals her-

auszubringen, weil jene stets unter den Wurzeln der größten Bäume angelegt sind; man hat daher nicht allein schwer und stets durch die zähesten Holzfasern verhindert zu graben, sondern auch unausgesetzt zu hacken. Verschiedene Male haben wir in hinreichender Anzahl das Werk unternommen, aber nur ein einziges Mal mit Erfolg ausgeführt und selbst in diesem Falle gelang es nur, weil der Bau in einer hohen wurzelfreien Uferbank befindlich war. Die Erdröhren laufen ohne Ausnahme in gekrümmter und abwechselnd auf- und abwärts gebogener Richtung, so daß sie sowohl die Anwendung des Hakens, des Schusses, als auch des Feuers verhindern. Weiß man, daß ein Raubthier in einer solchen Höhle verborgen ist, so erlegt man es am leichtesten auf dem Anstande.

Da die Opossums, wie oben erwähnt, Nachtwandler sind und sich durch keine Kälte vom Spazierengehen abhalten lassen, so kann man versichert sein, ihrer habhaft zu werden, wenn man Nachtjagden bei Mondschein anstellt. Man verfährt dabei, wie bei denen nach Racoons, und schüttelt sie gewöhnlich von den Bäumchen herab, auf welche sie sich vor den Hunden zurückziehen. Meistens trifft man sie einzeln, einmal jedoch fanden wir drei auf drei neben einander stehenden jungen Eichen. Es gibt viele Personen, welche ihr Fleisch gern essen und behaupten, es schmecke ähnlich, aber noch besser, als Spanferkel, wenn es wie dieses gebraten, oder vielmehr gebacken sei, nachdem es abgezogen und vorher gehörig gefroren war. Ich selbst habe nie diesen Braten versuchen mögen, weil er roh zu widerlich riecht, und obgleich ich mich vor Bären- und Haifischbraten, vor dem Genusse der Austern,

Frösche und schottischen Haferkuchen nur wenig gescheut, und obgleich ich drei der fettesten Opossums sorgfältig geschunden, steinhart gefroren und appetitlich anzusehen aufgehängt hatte, so hat mich dennoch weder der Hunger noch der Uebermuth so arg geplagt, dieses würzige Gericht, das Viele in Städten auf den Märkten anderem Wilde vorziehen, zu kosten; ich habe es vielmehr, da es selbst die Hunde verschmähen, den Schweinen zukommen lassen, damit diese Geschmack daran bekommen und ein etwa lustwandelndes Thier dieser Art aus Liebhaberei für sein Fleisch verspeisen sollten. Mit dem Felle ist Nichts anzufangen, insofern es fingerdick und sehr fett ist und Monate lang hängen und wohl verwahrt sein muß, wenn man es behufs des Ausstopfens trocknen will. Ob künftige Generationen von den wolligen Haaren einmal Gebrauch machen werden, ist schwer vorauszusehen, vor der Hand aber stehen sie so wenig in Nachfrage, daß sie sammt der Haut weggeworfen werden.

Die Verstellungskunst des Opossums ist, wie die Schlauheit der Racoons und der Füchse, hier so allgemein bekannt, daß man einen betrügerischen, sich arg verstellenden, scheinheiligen Menschen ein Opossum oder Possum nennt. Ich selbst hatte schon oft davon gehört, hielt aber den größten Theil der Angaben für Uebertreibung, bis ich durch eigne vielfältige Erfahrung vom Gegentheil überzeugt wurde. Laß mich Dir nur einen Fall der Merkwürdigkeit wegen mittheilen.

Nachdem ich mir während der ersten Zeit meines hiesigen Aufenthaltes vergeblich viel Mühe gegeben, für einen Freund behufs anatomischer Untersuchungen ein unversehrtes Opossum

zu erhalten, und über meinen übrigens ausgezeichneten Hühnerhund wiederholt in eine wahre Berserkermelancholie gerathen war, weil er sich nur mit dem Aufspüren genießbarer Gegenstände (wozu hier die Hunde die Schildkröten zu rechnen scheinen, denn sie stehen vor den kleinen im Walde und auf der Prärie vorkommenden wie vor Feldhühnern), aber nicht mit dem von Raubthieren abgeben wollte, sah ich letzteren in einer sternenhellen Aprilnacht nach einem frischgepflügten Stück Feld laufen, sich kurze Zeit an einer Stelle desselben aufhalten und dann zu mir zurückkommen. Dies Benehmen fiel mir auf und veranlaßte mich, nach dem Grunde desselben zu forschen. Als ich mich der durch den Hund bezeichneten Gegend näherte, sah ich etwas Weißes liegen und erkannte den Gegenstand bald für ein Opossum, welches halbgekrümmt, mit weitgeöffnetem Rachen regungslos auf der Seite lag. Der Gedanke an die funfzig und der Anblick von einer hinreichenden Anzahl dieser dräuenden und grimmigen Zähne erfüllte meine dicken Jagdstiefeln mit heiliger Scheu, denn was ich von der List dieser Thiergattung gehört, veranlaßte mich anzunehmen, daß es noch lebe, allein daß es nicht einmal die Entfernung des Hundes zur Flucht benutzt hatte, brachte mich auf den Gedanken, daß es irgend eines Todes gestorben sei.

Der Vorsicht gemäß zu handeln war unter diesen Umständen dringend rathsam, und da ich mit der frommen Ergebung des scheinheiligen Thieres in verzweifelten Fällen noch nicht bekannt war und mich nach keinem Tanzunterrichte, wie ihn das Racoon im Walde ertheilte, auf der Prärie sehnte, so gab ich dem am wenigsten intelligenten Theile des

Thieres einige belebende Tritte, ohne daß dadurch auch nur das geringste Lebenszeichen hervorgebracht worden wäre. Obschon ich nun berechtigt war, es für sehr todt zu halten, zog ich vor, ihm den Krätzer in den Schlund zu schrauben und es am Ladestocke nach Hause zu tragen. Anfangs ging das Drehen auch recht leidlich von Statten, allein bald fühlte ich, daß der Ladestock festgehalten wurde, und sah, daß das Opossum denselben mit den Zähnen festhielt. In der Meinung, daß es vielleicht von Hunden gebissen oder durch einen Schlag dem Tode nahe gebracht worden und daß das Schließen des Mundes, welcher sich nach Entfernung des Ladestockes sogleich wieder öffnete, das letzte schwache Lebenszeichen gewesen sei, und um zu versuchen, ob ich, ohne gebissen zu werden, es wagen dürfe, es nach Hause zu tragen, blies ich ihm Tabaksrauch in das Gesicht und hielt ihm die brennende Cigarre mehrmals an die Nase, ohne daß es sich auch nur im Geringsten regte.

Nach alle diesen verschiedenen Proben faßte ich vorsichtig den Schwanz des Thieres und trug es mit halbausgestrecktem Arme so fern von meinem Körper, als möglich, damit es nicht, wie schon häufig todtgeglaubte Füchse gethan, nach Luft schnappend, Fleisch von meinem Fleisch packen sollte. Mir selbst unbemerkt hatte die Schwere seines Körpers den glatten Schwanz fast schon gänzlich meiner ermüdeten Hand entzogen, da fühlte ich, wie das letzte Ende desselben sich langsam, aber fest über meinen Daumen bog und so das Herabfallen das anscheinend leblos herabhängenden Opossums verhinderte. Ich muß gestehen, diese Hülfleistung war mir sehr willkommen, denn ohne dieselbe wäre der Schwanz ge-

wiß öfters meinen Fingern entschlüpft, da ich meine Last über eine halbe Stunde weit zu tragen hatte. Zu Hause angelangt warf ich das Thier auf die Porch (Piazza), ging in ein Zimmer und rief nach Licht, hörte aber auch schon im nächsten Augenblicke die Hunde auf der andern Seite des Hauses bellen, Etwas herumzausen und fand mein Opossum nicht mehr. Sogleich begab ich mich auf den Kampfplatz und erblickte einen Hofhund, welcher Letzteres beim Fluchtversuche ertappt hatte und kräftig am Fell schüttelte. Auf Zureden ließ er sogleich los und da lag das an der Brust durch die letzten Bisse übel zugerichtete Thier wieder regungslos, ein Bild des Todes.

Ich hob es auf, legte es in die Mitte eines erleuchteten Zimmers und beobachtete es durch die Oeffnung der nicht völlig geschlossenen Thür. Nachdem es längere Zeit vollkommen ruhig liegen geblieben war, erhob es vorsichtig den Kopf nach der einen, dann nach der andern Seite, und als es sich für unbeobachtet hielt, fing es an, behende umherzulaufen, an allen Wänden einen Ausweg zu suchen, an Stühlen und dem Bett in die Höhe zu steigen ꝛc.; in dem Augenblicke jedoch, wo ich in das Zimmer trat, blieb es, wie versteinert stehen und fiel, als ich es anrührte, sogleich wieder in seine gekrümmte Seitenlage mit offnem Maule, aus der es Nichts, nicht einmal Cigarrennasenversuche oder Nadelstiche mit obligaten Rippenstößen, zu bringen vermochte. Kaum hatte ich mich indessen wieder eine kleine Weile aus dem Zimmer entfernt, so wurde das Opossum wieder sehr lebhaft, stellte sich aber auch nach meinem Wiedereintritte sogleich todt, und benahm sich überhaupt wie das erste Mal. Nachdem ich ihm

jedoch nochmals Gelegenheit zur Auferstehung gegeben und mich ihm plötzlich wieder genähert hatte, ließ es sich nicht mehr stören, und lief ohne alle Hoffnung, mich ferner täuschen zu können, ganz unbefangen umher, wie ein Hund, welcher ein Mäuschen im Zimmer sucht. Ich gab ihm Gelegenheit, in eine leere Kiste zu kriechen, verschloß diese mit dem Deckel und ließ mich in meiner Nachtruhe durch das unaufhörliche Kratzen und Laufen des Gefangenen nicht weiter stören.

Am nächsten Morgen, nachdem mein Freund, der Naturforscher, herbeigerufen worden war, übernahm ein Arbeiter das etwas unwaidmännische Geschäft, dem abermals scheintodten Opossum durch einen Schlag auf den Kopf, welcher diesen völlig zerschmetterte, die Verstellungskünste zu vertreiben. Nichtsdestoweniger lebte es noch über eine halbe Stunde. Zu unserer Freude sahen wir, daß es ein Weibchen war und zwölf nackte, blinde Junge, so groß wie Mäuse, in seiner Bauchtasche hatte. Die letzteren ließen sich nur gewaltsam von den Zitzen, welche einen halben Zoll weit in ihre Mäuler und wahrscheinlich bis in ihre Hälse reichten, abziehen. — Bis sie die Größe halbwüchsiger Ratten erlangt haben, verlassen sie die Tasche der Alten nie und auch dann nur, um mit engverschlungenen Schwänzen, ein treues Abbild (und wahrscheinlich auch die Veranlassung zu dieser Fabel) des Rattenkönigs, auf ihrem Rücken spazieren zu reiten. Jung gefangene Opossums verrathen in Gesellschaft der Menschen durchaus keine Furcht und klettern sogar, wie junge Katzen, auf letzteren herum, allein wirklich gezähmt können sie niemals werden, denn gleichviel ob jung oder alt

an die Gefangenschaft gewöhnt, benutzen sie doch stets, wie die sogenannten zahmen Füchse, die erste dargebotene Gelegenheit zur Flucht.

Das größte Raubthier unserer Gegend und überhaupt angesiedelter Partien des Westens ist ohnstreitig der Hirschluchs (felis rufus); hier cat-a-mount, (Pardelkatze) oder auch fälschlich wild cat (wilde Katze) genannt. Die meisten Beschreibungen desselben sind sehr mangelhaft und irrthümlich, daher wird es Dir hoffentlich angenehm sein, durch mich genauere Angaben darüber zu erhalten. Ich habe mehrere dieser Thiere im Walde gesehen, verschiedene erlegte sogleich gemessen und noch zwei ausgestopfte Exemplare vor mir liegen, von denen ich Dir wenigstens die Köpfe senden werde, da durch die Mäuse hier und da ein Löchlein in die schönen Felle gefressen worden ist. Das eine davon ist ein alter, das andere ein junger, wahrscheinlich kaum einjähriger und daher noch lange nicht ausgewachsener Luchs. Der Letztere ist in den verschiedenen Längenmaaßen um ein Dritttheil kleiner, jedoch kaum halb so schwer als ersterer. Aehnliche Verschiedenheiten in der Größe der getödteten Thiere mag wohl Veranlassung zu Irrthümern in ihrer Benennung und Beschreibung gegeben haben.

Folgendes sind die Maaße des größten von mir gemessenen Hirschluchses: von der Nase bis zur Schwanzspitze drei Fuß sechs Zoll, Schwanz, welchen das Thier zunächst der Wurzel etwas gesenkt, dann aber in die Höhe und nach vorn gebogen trägt und dessen letzter Wirbel auch besonders dick und stark nach aufwärts gekrümmt ist, acht Zoll lang, Höhe achtzehn Zoll, Umfang des Leibes ebensoviel, Kopf sechs Zoll

lang, fünf breit und vier dick, Eckzähne fünf Sechstheil Zoll lang, Ohren drei und einen halben Zoll hoch, an der Wurzel drei Zoll breit und herzförmig in eine stumpfe Spitze auslaufend, Pfoten zwei Zoll breit und zwei und einen halben lang, Umfang des Kopfes dreizehn Zoll. Farbe: im Nacken und auf dem Rücken braun, schwärzlich gesprenkelt, besonders schwarzbraun am hintern Theile des letzteren, gerade wie bei alten deutschen Hasen, an den Seiten hellbraun mit einzelnen schwärzlichen Flecken (junge Thiere sind mehr und sogar auf dem Rücken gefleckt), am Halse, Bauche, an der Brust und der inneren Seite der Beine schmutzig weiß mit dunkelbraunen Querstreifen, an der äußeren hellbraun mit mehr und kleineren dunklen Flecken, an der Stirn hellbraun mit einigen braunen Längenstreifen, Kinn und Bart schmutzig weiß, Kehle gefleckt, Ohren äußerlich hellbraun gefleckt, mit schwarzbraunem Rande, innerlich hellbraun, lang behaart, mit einem langen Haarbüschel an der unteren vorderen Fläche, jedoch die Spitze des Ohres nicht überragend. Die Hinterfüße sind an der hinteren Fläche von der Ferse bis zu dem Ballen schwarzbraun.

Die Gewandtheit und Schnelligkeit des Thieres ist vollkommen seiner Größe und Bauart entsprechend und die Kraft seiner Füße und Länge der Klauen geben ihm außerordentliche Fertigkeit im Klettern. Es bewohnt hauptsächlich größere Wälder und vorzugsweise Windbrüche in diesen, hält sich aber auch gern in kleineren mit jenen zusammenhängenden Gehölzen angesiedelter Gegenden auf, vorausgesetzt, daß es in denselben einige große und hohle Bäume findet, auf denen es seine Wohnung aufschlagen kann. Der Hirschluchs hält

sich nämlich fast immer auf hohen Bäumen auf, in deren Höhlen er den Tag über schläft. Seine Lebensart ist die anderer Stammverwandter, er springt von niederen Baumästen auf seinen unter ihm vorübergehenden Raub herab, macht aber in Ermangelung solcher bequemen Gelegenheiten auch ziemlich weite Ausflüge nach den Wohnungen der Menschen und richtet unter ihrem Geflügel und jungen vierfüßigen Hausthieren, besonders Lämmern und Ferkeln, große Verheerungen an und ist ein um so gefährlicherer Feind, als er sich durch seine Klugheit und Schnelligkeit meistens den Nachstellungen entzieht. Da er nämlich viel geschwinder läuft als ein Hund, so kann er von diesem weder allein gefangen, noch wie andere Raubthiere leicht gezwungen werden, auf benachbarte Bäume, wo ihn herzueilende Jäger durch eine Kugel erlegen könnten, zu flüchten, sondern er flieht, wenn verfolgt, mit unaufhaltsamer Eile bis in ferne unzugängliche Dickichte, weit aus dem Bereiche der Nachsetzenden. Den Hunden ist er übrigens so bedeutend an Kraft, Gewandtheit, Schärfe des Gebisses und durch seine Klauen überlegen, daß er selbst schwer verwundet zuweilen vier bis fünf derselben zu Krüppeln macht, ehe er überwältigt werden kann.

Die sicherste Art, sich des Hirschluchses zu bemächtigen, ist der Anstand an solchen Orten, wo man seine Fährte häufig sieht, oder im Winter bei Schnee die Jagd mit Hunden. Seine Spur ist an den breiten fast runden und im Trab von einer geraden Linie nur wenig seitwärts abweichenden Fußtapfen leicht zu erkennen. Man folgt ihr bei Schnee, oder von den Hunden geleitet bis zu dem von dem Thiere bewohnten Baume, aus dessen Höhlung ihn gewöhnlich einige kräf-

tige Axtschläge aufschrecken und in die höchsten Aeste, auf welche er sich flach niederlegt, treiben. Die Höhe der Bäume und die Lebenszähigkeit des Thieres machen es nöthig, mit der Kugel oder wenigstens mit Posten zu schießen. Die erstere ist jedoch stets vorzuziehen, denn wenn sie trifft, ist viel Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß man den Luchs entweder bekommt, oder daß er wenigstens, wenn er auch für den Augenblick noch entfliehen sollte, an der Wunde stirbt; fehlt sie aber, so bleibt er unbeweglich liegen und erwartet ruhig einen zweiten Schuß. Die sich zerstreuenden und kleineren Posten hingegen verwunden häufig nur leicht und verjagen das Thier blos, ohne seinem Leben gefährlich zu werden. Stürzt es getroffen vom Baume, so rafft es sich nicht selten wieder blitzschnell auf und erklettert ihn oder einen anderen benachbarten von neuem selbst mit zwei zerschossenen Pfoten, oder es sucht am Boden zu entfliehen. Wird es verwundet von Menschen oder Hunden angegriffen, so bringt es dem ersten nicht selten gefährliche Wunden bei und tödtet mehrere der letzteren.

Der große von mir beschriebene Hirschluchs zerfleischte, nachdem er von neun Kugeln getroffen worden und zweimal über hundert Fuß hoch senkrecht auf den Boden gefallen war, dem einen Jäger ein Bein so bedeutend, daß er nach Hause getragen werden mußte, und verwundete drei Hunde tödtlich und zwei sehr gefährlich. Mit einem Bisse brach er ihnen einen Fuß und mit einem Schlage der langen Klauen riß er ihnen den Bauch auf und ein Auge aus. Es ist demnach sehr nöthig, sich und die Hunde von dem Thiere fern zu halten, wenn es angeschossen zur Erde fällt, und es lieber mit der

Kugel oder im Laufe mit Posten oder groben Schroten zu erlegen, wenn es zu entfliehen sucht. Um die Hunde vor dem Verderben zu sichern, thut man wohl, sie anzubinden, ehe gefeuert wird, und nur einen mit der Hand festzuhalten, damit man ihn schnell zur Verfolgung loslassen kann, wenn das Thier noch flüchtig davon gehen sollte. Auch ist es für den Erfolg der Jagd unerläßlich, daß mehrere Personen zusammen auf dieselbe ausgehen, theils um die Luchse auf allen Seiten der Bäume, hinter deren Stämmen und dicken Aesten sie sich stets mit der größten Schlauheit vor einem Beobachter verbergen, sehen und theils aber auch sicherer durch den zweiten Schuß tödten zu können, nachdem sie durch den ersten aus der Höhe herabgeholt worden waren.

So lange noch Laub an den Bäumen, ist an das Aufsuchen der Hirschluchse in den hiesigen Wäldern durchaus nicht zu denken, daher sucht man sie während dieser Zeit auf dem Anstande zu erlegen. Nach Gegenden, wo sie sich aufhalten, wird man zuweilen durch ihr furchtbar gellend kreischendes, Mark und Bein durchdringendes Geschrei geführt. Es ähnelt dem gräßlichen Tone, welchen Weiber oder überhaupt Sopranisten ausstoßen, wenn sie verwundet werden und tödtlich getroffen zu sein glauben, wird aber so ungeheuer stark, weitschallend und gehalten ausgestoßen, daß man vor Schrecken starr stehen bleibt, wenn man es das erste Mal Nachts ganz unvermuthet in der Waldeseinsamkeit vernimmt. Ich versichere Dir, daß ich zum ersten und einzigen Male in meinem Leben bei dieser Gelegenheit erschrocken bin, weil ich den mit einem gewaltsamen Tode ringenden Schrei eines verzweifelten Menschen zu hören glaubte. Erst nach der

zweiten Wiederholung desselben gelang es mir, mich zu beruhigen und mir seine wahre Ursache zu deuten. Später habe ich Gelegenheit gehabt, mich zu überzeugen, daß dieser scheußliche Laut eine Art Liebesklage oder freundschaftlicher Zuruf der Pardelkatze ist. Ihr Wuthgeschrei, wenn sie verwundet oder mit den Hunden im Kampfe sind, ist ein lautes Gekreisch und Geheul, ein Mittelding zwischen der Kriegsmusik der Kater und dem Geheule der Leoparden, allerdings widerwärtig genug, jedoch beruhigend und melodisch im Vergleiche mit jenem gräßlichen, sehr weit hörbaren Tone.

Sehr lästig werden uns hier die Iltis, Mink, indem sie sich ganz in der Nähe der Farmen, ja sogar in den Gebäuden selbst, und zwar immer paarweise aufhalten. Sie morden nicht blos des Nachts, sondern auch am Tage und kehren selbst unmittelbar, nachdem auf sie fehlgeschossen worden war, am hellen Tage in die Höfe oder Milchkeller zurück. Ich habe zwei um Mittag und einen Morgens um neun Uhr geschossen, als er eben im Begriff war, eine fast schon ausgewachsene und heftig widerstrebende Gans am Halse in die Scheune zu ziehen. Es kostete viel Mühe und vieler Hände Arbeit, um ihn aus seinen immer neuen Verstecken endlich auf das Dach zu jagen. Unter den Dielen des Maisbehälters (Corncrib) fand ich fünf todte Enten, worunter eine große türkische, und mehrere Hühner, welche das liebe Thierchen durch eine sehr kleine Oeffnung dahin gezogen, ausgesaugt, übrigens aber nur unbedeutend angefressen hatte. Ohne gute, auf den Fang aller Raubthiere wohl abgerichtete Hunde darf man sich auf einer Waldfarm keine Rechnung auf Erhaltung von Geflügel, Genuß von Eiern rc. machen; besonders aber

muß man wegen der Minks auf seiner Hut sein, bei Anlegung von Gebäuden sorgfältig vermeiden, Verstecke für sie zu lassen, wohin ihnen die Hunde nicht folgen können, und weder bei Tage noch bei Nacht versäumen, dem Rufe der letzteren zu folgen, wenn ihr Gebell andeutet, daß sie irgendwo ein Raubthier in die Enge getrieben haben. Hüte Dich, wenn Du in unsere Gegend kommen solltest, Deine Getreide-, Heu- oder Holzhaufen in die Nähe des Farmhofes zu setzen, damit Du nicht den sämmtlichen Minks der Umgegend dadurch sichere Schlupfwinkel gewährst.

Auf dem Anstande an Brückchen, an Getreide- oder Holzhaufen &c. in der Nähe der Farmen, oder an den Scheunen selbst kann man am sichersten darauf rechnen, die Minks zu vertilgen; in ihren tiefen Erdhöhlen sind sie vor Nachstellungen völlig sicher, weil diese immer so beschaffen sind, daß sie weder mit Wasser gefüllt, noch ohne unsägliche Mühe aufgegraben werden können. Das Mink ist unserem Iltis sehr ähnlich, nur etwas kleiner und von gleichmäßig dunkelbrauner Farbe (nicht so schwarzbraun als der Iltis), ob es mustela lutreola ist oder nicht, darüber bin ich in Ungewißheit. Es theilt mit jenem die Fähigkeit, nach Belieben einen scheußlichen Gestank zu verbreiten; wird es schnell durch den Schuß getödtet, so bemerkt man nichts davon, desto mehr aber, wenn es verwundet oder von den Hunden gefaßt wird. In kleinen Tellerfallen lassen sie sich leicht fangen, andere haben sie meiner Erfahrung gemäß stets vermieden.

Marder soll es auch im Westen geben, dennoch habe ich niemals einen gesehen, weder todt noch lebendig; dagegen finden sich kleine Wiesel, welche uns jedoch wegen des

Ueberflusses von Mäusen, Vögeln rc. im Walde nicht lästig werden, in Unzahl. In den Waarenniederlagen in St. Louis und anderen Städten hält man sich Zahme zur Vertilgung der Legionen von Ratten und Mäusen. Von den Stinkthieren zeichnet sich hier eine Art durch ihr schönes, schwarz und weißgestreiftes Fell und durch ihren fabelhaft widerlichen Geruch aus (mephitis putorius). Das Thier ist von der Größe eines zahmen Kaninchens, dick und ziemlich unbeholfen; der Vordertheil des Körpers ist ohngefähr nur halb so dick als der hintere, der Schwanz so lang als das Thier selbst und sehr dicht und lang behaart, ähnlich einem Fuchsschwanze; der langgestreckte Kopf läuft sehr spitz zu. Von der Nase geht ein schneeweißer Streifen, welcher sich im Nakken in drei regelmäßig über den Rücken und die Seiten sich hinziehende Theile theilt und an der Schwanzwurzel wieder in einen vereinigt, bis zur Schwanzspitze, der übrige sehr feine Pelz des Thieres ist kohlschwarz. So schön als das Aeußere dieses Thieres aussieht, so sehr unangenehm weiß es sich seinen Verfolgern zu machen, indem es ihnen einen durch eine besondere Drüse bereiteten Saft, welcher an Unausstehlichkeit seines Geruches Alles übertrifft, was es in dieser Beziehung nur geben kann, entgegenspritzt. Hunde, welche es verfolgen oder fangen und davon getroffen werden, wälzen sich verzweifelt im Grase, stürzen sich in das Wasser rc., können aber oft wochenlang diesen höllischen Gestank nicht los werden. Tödtet man das Thier schnell durch einen Schuß, ohne daß es seines Feindes ansichtig wird, so riecht es nicht mehr als ein Wiesel oder Marder. Ich habe selbst eines auf diese Art erlegt und nach Hause getragen, ohne

nur im Geringsten von seinen mephitischen Eigenschaften belästigt worden zu sein. Die Skunks leben in lichten Hölzern oder Präriegebüschen und sind ziemlich selten. Sollte Dir jemals eines zu Gesichte kommen, so laß es ungestört laufen, oder schieß es schnell auf den Kopf, damit die Hunde nicht gesalbt werden und Dir die Segenspende mit nach Hause bringen.

Die Jagd auf Moschusratten (fiber zibethicus oder sorex moschatus), auf Englisch Musk rat oder Ondatra genannt, ist sehr einfach, aber unterhaltend und gewinnbringend, insofern die Thierchen gewöhnlich in großer Anzahl beisammenleben. Sie sind von der Größe eines kleinen Kaninchens, zehn bis zwölf Zoll lang, fünf breit, von gedrungenem, rattenähnlichen Körper, dunkelzimmetbrauner Farbe und mit einem neun Zoll langen, schuppigen Schwanze versehen. Ihr Pelz ist seidenweich, dem Biberfelle ähnlich, riecht stark nach Moschus und kostet einen Viertel Dollar. Im seichten Wasser tragen sie Haufen von Schlamm und Wasserpflanzen zusammen, welche ohngefähr zwei Fuß über dem Wasserspiegel hervorragen, unter letzterem einen Ausgang haben und ihnen zur Wohnung dienen. Diese kleinen Hügel sind auf den Seen in unserer Nähe, dicht an sehr befahrenen Landstraßen und an Farmen so häufig und so nahe bei einander, daß ich sie beim ersten Erblicken für Düngerhaufen auf einem Felde, welches zufällig überschwemmt worden war, ansah. Bei Sonnenschein spielen sie häufig auf den Dächern ihrer Paläste und schwimmen Angesichts der Menschen ohne Scheu umher. Man fängt sie in Netzen oder schießt sie sehr leicht auf dem Anstande. Halten sie sich

an Flüssen auf, so bauen sie in Uferhöhlungen. Bei großer Kälte bewohnen sie das über dem Wasser befindliche Stockwerk fast ausschließlich, fallen in eine Art von Winterschlaf und werden erlegt, indem man auf das Gerathewohl in den Haufen schießt. Schleicht man an Bächen oder Flüßchen hin, so sieht man sie häufig sorglos umherschwimmen oder auf Holz oder am Ufer sitzen und kann sie leicht mit der Flinte erlegen. Sie sind ganz unschädliche Thiere und werden nur ihres Pelzes wegen verfolgt.

Das hiesige Murmelthier (arctomys monax und empetra), von den Amerikanern Ground hog (Grund-Schwein) genannt, ist von der Nase bis zur Schwanzspitze zwanzig bis zweiundzwanzig Zoll lang, wovon auf den Schwanz allein acht Zoll kommen. Sein Kopf ist dick, und im Maule befinden sich vorn abgestumpft vier sehr lange Nagezähne. Die Farbe des Thieres ist gelbbraun, auf dem Rücken schwärzlich und an den Füßen und dem mit ohngefähr zolllangen Haaren ziemlich buschig bewachsenen Schwanze schwarz. Die Gestalt dieses Murmelthieres ist gedrungen und seine Dicke zu der Länge fast unverhältnißmäßig. Es thut den Farmern bedeutenden Schaden, indem es wie das Racoon frischgepflanzten Mais auskratzt, und auch von dem reifenden und schon reifen viel verzehrt; da es sich gern an erdigen oder sandigen Abhängen in der Nähe von Feldern Höhlen gräbt, so wird ihm eifrig nachgestellt. Gewöhnlich unterbrechen es die Hunde auf seinen Ausflügen und tödten es nach heftiger Gegenwehr, wenn es nicht in irgend ein Loch in der Erde oder in hohle Bäume flüchten kann. In letzterem Falle verschafft man sich mit der Axt Zugang zu dem-

selben, muß es aber meistens durch den Schuß umbringen, weil es sich gegen Hunde und Menschen wüthend vertheidigt und mit seinen langen Zähnen gefährliche Bisse austheilt. Der Pelz ist sammetartig fein und das Fleisch sehr wohlschmeckend, daher hat man bei dieser Jagd den dreifachen Nutzen, sich von einem schädlichen Feinde zu befreien, sich einen angenehmen Braten und einen guten Pelz zu verschaffen. Da das Murmelthier selten in wurzelreicher Erde seinen Bau anlegt, so ist es mit weniger Mühe auszugraben, als alle anderen in unterirdischen Wohnungen lebenden Thiere.

An Fischottern (lutra canadensis) ist an den hiesigen Seen und Flüssen kein Mangel, obwohl man ihnen wegen ihres sehr feinen Pelzes, wofür bis vier Dollars bezahlt werden, sehr nachstellt. Man fängt sie in Netzen und Eisen, oder schießt sie auf dem Anstande oder mit Hülfe der Hunde. Besetzt man nämlich eine größere Strecke des Ufers eines schmalen Flusses und hat gut abgerichtete Hunde, welche die Höhlen der Fischottern auffinden und letztere durch Gebell daraus verscheuchen, so werden diese gezwungen, sich in das Wasser zu begeben und weil sie nicht lange tauchen können, zuweilen an die Oberfläche desselben zu kommen, um Luft zu schöpfen, bei welcher Gelegenheit sie durch das tödtliche Blei oder durch den Speer erlegt werden. Die hiesige Fischotter ist mit dem Schwanze achtunddreißig bis vierzig, ohne diesen zwei- bis vierundzwanzig Zoll lang, ohngefähr fünf breit, mehr flach als rund gebaut und von schwarzbrauner Farbe. Obschon ihre Bewegungen plump aussehen, besitzen sie dennoch die Schmiegsamkeit des Aales. Sie lassen sich, jung gefangen, leicht zähmen und laufen ihren Brotherren

auf der Straße nach wie Hunde und spielen sogar gern mit diesen, wie ich öfters bei einem meiner Bekannten gesehen, welcher zwei junge Fischottern am Ufer eines Flusses zufällig gefunden und aufgezogen hatte. Da die Fischerei in allen Gewässern hier eben so frei ist, als die Jagd auf dem Lande, so kann man die letzteren auch als unschädliche Thiere betrachten, wenigstens vom Gesichtspunkte des Privatinteresses aus; allein ihr kostbarer Pelz gereicht ihnen nichtsdestoweniger zum Verderben.

Noch einer Wasserjagd muß ich erwähnen, der sich der Landmann zuweilen unterziehen muß, wenn er nicht sein junges Geflügel, besonders Entchen und Gänschen verlieren will, es ist die auf Schildkröten. Es gibt nämlich hier eine Art dieser Thiere mit weicher Schale, zwölf bis vierzehn Zoll lang und ohngefähr acht bis zehn Zoll breit, mit sehr großem Kopfe und schnabelähnlichem Maule, welche sich überall aufhält, wo es nur ein Wasserloch gibt, aber obschon langsam, doch unermüdet benachbarte Hühnerhöfe besucht und sogar auf dem Lande die alten Gluckhühner ꝛc. durch ihr Erscheinen so sehr erschreckt, daß diese vor übergroßer Angst das Fortlaufen vergessen und so lange verzweifelt um ihre Küchelchen herumtrippeln, bis das häßliche Ungethüm herangekrochen ist und sie zu verspeisen anfängt. Im Wasser haben die gefräßigen Schildkröten natürlich leichtere Mühe, indem sie die jungen Schwimmvögel an den Beinen, einen nach dem andern unter das Wasser ziehen, ohne die Uebrigbleibenden auch nur zu erschrecken. Wer daher in der Nähe seiner Farm oder seines Hauses kleine Teiche, Bäche oder Wassergräben hat, thut wohl, sich bei warmem Sonnen-

schein an dieselben auf den Anstand zu stellen und die Unholde mit groben Schroten zu schießen, wenn sie sich auf der Oberfläche des Wassers zeigen. Wirft man kleine Stückchen Speck auf dasselbe, so erscheinen sie in der Regel schneller. Mit recht scharfen, in Fleisch oder Speck wohl versteckten Angelhaken fängt man sie wohl zuweilen, jedoch weniger oft, als man glauben sollte, weil sie sich mit den kräftigen Füßen den Haken meistens wieder ausreißen. Man muß sich übrigens hüten, dieser Art von Schildkröten mit den Händen zu nahe zu kommen, denn sie beißen so wüthend und können ihren Kopf so weit vorschnellen, daß man gefaßt wird und durch ihre hörnernen scharfen Kinnladen einen Finger zerquetscht erhält, ehe man an die Möglichkeit glaubt. — In Ermangelung besserer Kost sind diese Amphibien besonders zu der berühmten Schildkrötensuppe zu empfehlen.

Ehe ich diesen schon etwas langgewordenen Jagdbrief schließe, muß ich noch der Eulen als Landplage erwähnen. Wir besitzen deren in allen Farben und Größen, besonders macht sich uns aber eine ziemlich große, ohngefähr vier Fuß klafternde durch ihr unangenehmes Geschrei und ihre nächtlichen Diebereien verhaßt. Ihre Stimme klingt wie ein kurzabgestoßenes, dumpfes, melancholisches Hundegebell, und läßt sich etwa durch folgende Sylben ausdrücken: hu-hu-hu-hu-hu-hu-huha-wack! Dabei kreischen sie noch zuweilen sehr unmelodisch und lassen sich sogar, wenn Regenwetter im Anzuge ist, schon Nachmittags von vier Uhr an hören. Nachts setzen sie sich auf die Bäume neben die Hühner, beißen diese in das Genick und fliegen mit ihnen davon, wenn diese nicht zur Erde fallen. Man ist es daher seinem

eignen Vortheile schuldig, solche böse Nachtgeister möglichst zu vertilgen. In mondhellen Nächten kann man sie leicht im Fluge, aber auch von Dächern und im Winter von den Bäumen in der Nähe der Höfe oder in diesen selbst schießen.

Doch genug für heute und wahrscheinlich für längere Zeit; denn mein Fuß ist fast ganz wiederhergestellt und in wenigen Tagen werde ich wieder im Stande sein, mich meinen gewöhnlichen Geschäften zu unterziehen. Ich habe mich bestrebt Dir, eine möglichst vollständige Uebersicht über unsre Jagden und unser Wild zu geben, und glaube Nichts übergangen zu haben, was Dir für den Augenblick vielleicht unterhaltend, bei einer etwaigen Uebersiedlung hierher aber nützlich sein kann.

Zehnter Brief.

Die Deutschen, die Parias der Vereinigten Staaten, werden von den Amerikanern gehaßt, ja sogar verachtet. — Die Natives, das Hülfscorps der Whigs bei den Wahlen gegen die Demokraten. Streitigkeiten zwischen den Whigs und Demokraten und den Deutschen bei den Wahlen. — Ein Wahlstraßenkampf in St. Louis. — Gefährlichkeit des Reisens, besonders auf Dampfschiffen und Eisenbahnen. — Unglücksfälle durch Springen und Sinken von Dampfschiffen auf den westlichen Strömen der Union. — Ursachen der häufigen Unglücksfälle.

Highland, den 1. Mai 1852.

Mein lieber Anton!

Nach Beendigung unserer Privatangelegenheiten gehe ich zu den öffentlichen über. Leider sind meine Mittheilungen über dieselben diesmal keineswegs erfreulicher Art, aber wohl geeignet, Dir die Augen über die hiesigen Verhältnisse zu öffnen und jeden Europamüden von der Auswanderung nach dem vermeintlichen Paradiese zurückzuschrecken. Schon früher habe ich Dir, Bernhard, und wohl noch mehreren Freunden geschrieben und durch Thatsachen bewiesen, daß die Deutschen die Parias der Vereinigten Staaten sind und von den Vollblut-Yankees recht herzinniglich gehaßt, ja sogar verachtet

werden. Die Hauptfeinde der sogenannten Dutch beggars sind die Natives, ein fanatisches Hülfscorps der Whigs, welche zwar recht gern sehen, daß die Deutschen jährlich ohngefähr funfzehn Millionen Dollars in das Land bringen und durch ihren Fleiß bedeutend zum Aufschwunge der Nation beitragen, es jedoch als eine grenzenlose Anmaßung betrachten, wenn diese arbeitsamen Bürger von den ihnen durch die Constitution der Vereinigten Staaten verliehenen Rechten Gebrauch machen und sogar gegen einen Whig oder Native zu stimmen wagen. Die Whigs, Natives und Co. sind sehr ungehalten, daß die weisen, menschenfreundlichen Gründer der nordamerikanischen Republik dieselbe zu einem Asyle für alle ungerecht Verfolgte und Darbende gemacht, ihnen fast ganz gleiche Rechte mit den Eingebornen gesichert, letzteren hingegen, meistens ungerathenen, abtrünnigen Söhnen der edeln und ruhmreichen Väter, nicht, gleich großen Feudalherren, überwiegende Geburtsvorrechte und Ansprüche an den Boden vorbehalten und auf diese Art ihre entarteten Nachkommen, egoistische Parvenü's, zu einer bevorzugten Kaste gemacht haben.

Es ist leicht begreiflich, daß die unendliche Mehrzahl aller Einwanderer sich durch solche Grundsätze und Menschen zurückgestoßen fühlt und sich mit aufrichtiger Zuneigung den Demokraten anschließt, welche zwar großen Theils in dem Mangel einer wirklich humanen Bildung entspringende Abneigung gegen Fremde und die Deutschen ins Besondere persönlich hegen, allein wenigstens im Principe die Rechte der Einwanderer verfechten und dem Fortschritte hold sind. Von allen eingewanderten Bürgern der Union sind es nur

graue Egoisten, welche sich mit Stolz für Amerikaner ausgeben und so nennen, weil sie nie einen Funken Vaterlandsliebe besaßen und theils aus Herzlosigkeit, theils aus Unkenntniß der Geschichte, Zustände und Literatur ihres Volkes besitzen konnten, oder fanatische Zöglinge und Söldlinge der Jesuiten, welche sich nicht schämen, ihre eigenen Feinde und Verächter mit ekelhafter Ergebung oder bezahlter Brutalität zu unterstützen, wenn sie auch wissen, daß sie bald nach geleisteten Diensten, z. B. sogleich nach den Wahlen, wieder shabby dutch oder irish cattle genannt werden!! Du kannst Dir denken, daß Whigs und Natives entsetzlich erbittert werden, wenn sie sehen, daß die Demokraten ihnen häufig nur durch die Mitwirkung der sogenannten Adoptivbürger den Sieg entreißen, und daß die Whigpartei in Staaten, wo sich viele Deutsche aufhalten, wie z. B. in Pennsylvanien, Michigan, Illinois rc. fast immer bei den Wahlen unterliegt. Zeichnen sich Deutsche als Politiker, Redner oder Zeitungschreiber aus, so werden diese die Zielscheiben der reactionären Whigs und weder Geld noch täppische Schmeicheleien werden unversucht gelassen, um selbst einige servile Graue oder hungrige Grüne gegen jene aufzuhetzen.

Beim Herannahen der Wahlen entspinnt sich die Heftigkeit der Parteileidenschaften immer mehr und mehr, besonders in den Zeitungen und Volksversammlungen. Die Mitglieder der verschiedenen Parteien werden zur Thätigkeit aufgefordert, große Processionen mit Musik, Symbolen, *)

*) So z. B. sah ich vor vielen Jahren in New-York einen ungemein zahlreichen und langen Umzug zu Gunsten General Jacksons, wobei ein

Bildern und Inschriften veranstaltet, um öffentlich durch die Anzahl der Anhänger der verschiedenen Candidaten zu imponiren. Trotz der allgemeinen Aufregung vor und während der Wahlen laufen diese doch fast immer sehr friedlich ab, und sobald das Ergebniß derselben bekannt geworden ist, herrscht aller Orten eine für Fremde wahrhaft bewunderungswürdige Ruhe und Ergebenheit selbst der eifrigsten Politiker der überstimmten Partei. Kommt es irgendwo zu Gewaltthätigkeiten, so ist meistens die Trunkenheit daran Schuld, oder die Whigs, großentheils selbstsüchtige Menschen, welche ihren Vortheil als das höchste Gesetz betrachten, veranlassen dieselben, wenn sie fürchten, daß ihnen die ruhig beendigte Abstimmung nachtheilig werden könnte. Zur Ehre der Demokraten muß ich erwähnen, daß sie sich als Partei meines Wissens niemals dergleichen haben zu Schulden kommen lassen. Gewöhnlich bezahlen die reichen Natives, damit ihr eignes werthes Fell nicht die Fahnenweihe erhalte, eine Anzahl der berüchtigtsten Klopffechter und Landstreicher, damit diese, von Freunden und Berufsgenossen unterstützt, einen gewaltsamen Angriff auf friedliche Bürger machen und die Demokraten von den Stimmkästen vertreiben. Da nach Sonnenuntergang stets die letzteren geschlossen werden, so ist um diese Zeit gewöhnlich die Ruhe wieder hergestellt, und selten folgt eine Untersuchung und noch seltner eine Bestrafung solcher Vorfälle, theils weil die Miß-

mächtiger Hickorystamm, noch mit grünenden Blättern, von 12 stattlichen Schimmeln auf einem schön geschmückten Wagen gezogen wurde. Jackson hatte den Beinamen old hickory, wegen der bekannten Festigkeit und Zähigkeit seines Charakters, und gewiß erinnerte der Baumstamm Viele lebhaft an die Schlacht von Neu-Orleans und die französische Frage.

handelten gewöhnlich Fremde sind, theils aber auch, weil die gemeinen Angreifer meistens ihrer Partei den Sieg verschaffen und von dieser sowohl in Anerkennung ihrer Verdienste, als auch in Erwartung fernerer Hülfe durch Bestechung und sonstige Pfiffe und Kniffe vor dem schwachen Arme der blinden Gerechtigkeit geschützt werden. Uebrigens sind solche Loafer (Vagabunden) und Rowdies (Klopffechter) schon an und für sich der Auswurf der Gesellschaft, und vorzugsweise an den Aufenthalt in Gefängnissen so gewöhnt, daß ihnen eine etwaige Verurtheilung zu einigen Wochen oder Monaten Einsperrung nicht die Lust zu ähnlichen Verbrechen benimmt.

Als Vorbereitung zu den in St. Louis am 5. April stattfindenden Wahlen für Bürgemeister und überhaupt die gesammte Stadtverwaltung wurden viele Volksversammlungen und verschiedene Umzüge veranstaltet und manche begeisterte Rede gehalten. Von der Schlauheit und Intrigue der Amerikaner während des Wahlkampfes kann sich ein ehrlicher Europäer keinen Begriff machen und mit Erstaunen und Ekel sieht und hört er das jesuitische Princip „der Zweck heiligt die Mittel" stündlich angewendet. Es verbinden sich fanatische (sich wenigstens als solche gebende) Presbyterianer oder Methodisten mit den Jesuiten, um deren fromme Heerde bei der Abstimmung auf ihrer Seite zu haben, eingefleischte Natives und Whigs sprechen vor einem Haufen zerlumpter und betrunkener Irländer mit Begeisterung von dem grünen Irland und seinem herrlichen Volke, ja der bisherige Bürgemeister von St. Louis, Kennet, welcher wieder gewählt sein wollte, ging sogar soweit, vor einer

solchen Versammlung zu erklären, er bedauere, daß er nicht in Irland geboren sei! Gelogen, geschmeichelt, gedroht und versprochen wird bei Gelegenheit der Wahlen auf die unverschämteste Weise; die Klugen wissen, wie dies Alles gemeint ist, die Dummen werden dadurch bestochen, gewonnen und nach bitterer Enttäuschung von den gewissenlosen Politikern ausgelacht.

Um die Aufmerksamkeit des Publikums auf bevorstehende Volksversammlungen zu richten und den Besuch derselben so zahlreich als möglich zu machen, veranstaltet man Processionen mit Musikbanden, Fahnen, Inschriften und Transparents, welche sich von entfernten Stadttheilen nach den Versammlungsplätzen begeben. Dies geschah auch am letzten 29. März Abends von Seiten einer kleinen Zahl Demokraten, meistens Deutscher, unter denen sich ein gewisser Alexander Kayser, ein begabter Redner und ein Mann von den schönsten Anlagen, den besten Grundsätzen und außerordentlichem Eifer für das allgemeine Beste, befand. Wie schon bemerkt, sind solche Leute den Natives ganz besonders im Wege und der rege Antheil, welchen sie an politischen Fragen nehmen, wird von letzteren als unverzeihliche Anmaßung angesehen. Daher wurde denn auch ein Haufe des gemeinsten Gesindels gegen die kleine Anzahl in Wagen fahrender Deutscher ausgesandt, welcher letztere mit einem Steinhagel empfing und verfolgte und dabei unter den gemeinsten Beleidigungen gegen die Deutschen Herrn Kayser namentlich mit dem Tode bedrohte. Vergebens forderte die kleine überfallene Gesellschaft die gegenwärtigen Polizeidiener (Constablers) auf, die Mörderbande zu vertreiben und die Rädels-

führer zu verhaften, was ein Leichtes gewesen wäre. Anstatt ihrer Pflicht nachzukommen, verbanden sich im Gegentheile diese noblen Diener der Gerechtigkeit, im Solde der Whigstadtverwaltung stehend und ihre Stellen zu verlieren fürchtend, wahrscheinlich aber auch noch mit geheimen Instructionen versehen, mit dem Gesindel, und belagerten gemeinschaftlich mit demselben ein Wirthshaus, in welches sich die Demokraten zurückgezogen hatten, nachdem mehrere der letzteren durch Steinwürfe verwundet und ihre Symbole zertrümmert worden waren.

Der Wirth forderte jetzt im Namen des Gesetzes den rohen Haufen, welcher die Fenster einwarf und das Haus zu zerstören drohte, auf, sich zu zerstreuen, allein er wurde verlacht, mit dem Tode bedroht und das Gesindel von den ihrem Herrn und Bürgemeister blind ergebenen Constablers zu verdoppelter Wuth angefeuert, ja ein Mann, welcher es zu beruhigen suchte, zu Boden geschlagen und nur mit Mühe noch gefährlicheren Verletzungen entzogen. Endlich bewaffneten sich die Belagerten mit Pistolen und drohten, sich selbst zu helfen, wenn dies die Polizei nicht thäte, sie wurden aber verhöhnt und sogar von letzterer aufgefordert, ihre Gewehre abzuliefern, um etwa wie weiland die Griechen in Constantinopel gefahrlos erwürgt zu werden, nachdem dies geschehen wäre. Sie unterließen es daher, dem pflichtvergessenen, gemeinen Polizeipersonal zu gehorchen, und erlangten wenigstens durch ihre feste Haltung soviel, daß sie, wenn auch stundenlang belagert, doch übrigens unbelästigt blieben und endlich Nachts um ein Uhr nach Hause zurückkehren konnten, nachdem sie Entsatz durch Freunde erhalten hatten. Der

ganze Vorfall wurde von vielen Bürgern, wie ich ihn Dir gemeldet, eidlich beschworen und Klage vor Gericht geführt, dennoch habe ich noch nicht gehört, daß irgend ein Mitglied der infamen, von Person und Namen wohlbekannten Mörderbande zur Strafe gezogen worden wäre. Die Presse war natürlich sehr thätig in Besprechung dieser Angelegenheit; die demokratischen Blätter forderten laut Bestrafung der Missethaten und Verstärkung der Sicherheitsmaßregeln zur Erhaltung der Ordnung, die Whigzeitungen hingegen, welchen nicht einmal ein Schatten von Entschuldigung übrig blieb, ergingen sich theils in Schmähungen der deutschen Demokraten und der dutch überhaupt, theils sprachen sie aber unverhohlen Drohungen gegen dieselben aus und gaben zu verstehen, daß man ihre Anmaßungen mit Gewalt unterdrücken müsse. Außer Alexander Kayser war den Whigs, Natives, Jesuiten und anderen Nachtvögeln noch Heinrich Börnstein, der Herausgeber „des Anzeigers des Westens", ein talentvoller, völlig vorurtheilsfreier Mann, (dessen mit vorzüglicher Sachkenntniß geschriebene Geheimnisse von St. Louis Du hoffentlich gelesen hast), ein Dorn im Auge, weil er, begeistert für Recht und Licht, ein willkommener Bundesgenosse der amerikanischen Demokratie, seiner Bildung gemäß in den vordersten Reihen derselben mit kühnem Muthe und unermüdlichem Eifer kämpft und durch sein Talent und seine Grundsätze den größten Einfluß auf die Deutschen des Westens überhaupt und auf ihre Bildung und politische Emancipation insbesondere ausübt. Erst seit Börnstein Herausgeber seines Blattes ist, haben die amerikanischen Zeitungen angefangen, zuweilen die

deutsche Presse einer Erwähnung zu würdigen, früher hielten sie dies nicht für der Mühe werth. Die Whigs, Natives und die Jesuitenpartei waren natürlich gegen den Anzeiger ganz vorzüglich aufgebracht und hofften bei Gelegenheit eines Mob's (Pöbeltumult) am Wahltage die Druckerei desselben zu zerstören. Recht geflissentlich deuteten daher die Journale der drei ehrenwerthen Verbündeten darauf hin, daß Kayser, Börnstein mit seiner Presse und Kapitän Philipps, der Herausgeber und Besitzer der tüchtigen Demokratischen Zeitung „Union", die Erzfeinde von St. Louis, die Anstifter aller Unruhen und die Quälgeister des (tollverschwenderischen) Whigstadtrathes, zum Schweigen gebracht werden müßten.

Allem Anscheine nach gingen die Whigs planmäßig zu Werke, um einen Mob gegen die Demokraten und namentlich gegen die Deutschen zu organisiren. Die aufreizende Sprache ihrer Blätter und des in ihrem Solde stehenden Gesindels berechtigte zu dieser Voraussetzung und wir hegten ernstliche Besorgnisse wegen des Schicksales unserer Freunde in St. Louis. Schon am 3. April Abends beabsichtigten Whig-rowdies eine demokratische Versammlung zu sprengen, sie wurden jedoch nach einer heftigen allgemeinen Prügelei in die Flucht geschlagen.

St. Louis ist, wie alle amerikanische Städte, in verschiedene Wards (Viertel oder Bezirke) getheilt und besteht jetzt, soviel ich weiß, aus sechs. In der ersten wohnen bei weitem mehr Deutsche als Amerikaner, und daher richtete sich die ganze Wuth der Whigs und Natives auch gegen diese, die sogenannte Bannerward, weil in derselben

unbezweifelt die demokratischen Candidaten eine außerordentliche Mehrheit über die Gegenpartei erhalten mußten. Schon am Morgen des 5. April kamen Stadtbeamte (Whigs) aus anderen Wards mit vielläufigen Pistolen bewaffnet und suchten durch Schimpfreden und sogar durch Schüsse die Deutschen zum Kampfe zu reizen, allein vergeblich; sie wurden entwaffnet und heimgeschickt. Das Stimmgeben ging dabei regelmäßig weiter und die Gefahr für eine Niederlage der Whigs stieg stündlich. Da wurde plötzlich Nachmittags in anderen Stadttheilen die Nachricht verbreitet, die Deutschen der ersten Ward hätten Whigs vom Stimmkasten vertrieben und die Amerikaner wären dort in Lebensgefahr. Sogleich brach alles nativistisches und Whiggesindel ohngefähr tausend Mann stark mit dem berüchtigten Mörder Judson, bekannt unter dem Namen Ned Buntline, zu Pferde an der Spitze nach der ersten Ward auf, um die damned dutch zu moben, d. h. ihnen auf jede mögliche Weise Gewalt anzuthun und das Müthchen an ihnen zu kühlen. Schon vorher hatten die verschiedenen Anführer dieser mordlustigen Banden ihre Freunde versammelt und sie durch zügellose Reden zu Mord und Plünderung aufgeregt und namentlich Kayser, Philipps und Börnstein dem Tode geweiht.

Der erste Angriff geschah auf das Haus, wo sich der Stimmkasten befand. Die organisirte Rotte siegte bald, indem sie die unvorbereiteten Demokraten vertrieb und sodann zur Zerstörung und Plünderung von Wirthshäusern überging. Judson und andere schossen dabei unablässig mit Pistolen und die Spritze einer Feuercompagnie bespritzte fort-

während Alle, welche den Bedrohten helfen wollten. Ein Deutscher, Namens Niemeier, vertheidigte sein Haus, in dessen Hofe die Kanonen einer Artilleriecompagnie standen, beherzt mit der Flinte, wobei er einen Amerikaner (von der Feuercompagnie) tödtete und mehrere verwundete. Nun ging das Schießen und Tumultuiren erst recht an, das Gesindel demolirte Niemeiers Haus und verbrannte es nebst dem Nachbargebäude bis auf den Grund, lud eine Kanone, — richtete diese gegen andringende Hülfe und beabsichtigte sogar die Hausbewohner zu verbrennen. Dennoch gelang es, Alle, sogar den verwundeten Niemeier und seine Tags vorher erst entbundene Frau zu retten. Während der Feuersbrunst spritzten, schossen, warfen und schlugen die Glieder der Bande fortwährend auf Alle, welche löschen wollten, damit ihre Rache an Niemeier gründlich sei. Glücklicherweise herrschte an diesem Abende Windstille, sonst hätten die wüthenden Bestien wahrscheinlich ein Unglück über die Stadt gebracht, wie der ungeheure Brand vor drei Jahren war; wie überhaupt das Feuer endlich während des fortwährenden Gefechtes gelöscht wurde, begreife ich selbst noch nicht. Nach Sonnenuntergang und nachdem viele Häuser und unzählige Geräthschaften beschädigt oder zerstört und sehr viele Personen verwundet worden waren, trat Ruhe ein. Während der ganzen Zeit des Aufruhrs thaten die Whigsstadtbehörden auch nicht das Geringste, um dem Unfuge zu steuern, wahrscheinlich damit ihr nobler General Ned Buntline nicht verhindert werden sollte, die Demokraten vom Stimmen abzuhalten.

Es wurde in den folgenden Tagen den Deutschen vor-

geworfen, daß sie den Streit mit Gewaltthätigkeiten begonnen, indem sie mehrere Whigs vom Stimmkasten zurückgetrieben, allein dies ist erstens eine ganz unbegründete Lüge und zweitens schon darum unwahrscheinlich, weil dieses Jahr im Ganzen in der ersten Ward noch 5 Whigstimmen mehr abgegeben wurden, als im vorhergehenden. Uebrigens hätte die Polizei solche Störenfriede, wären sie wirklich als Agents provocateurs von den Whigs angestellt gewesen, sofort fassen und einstecken müssen; und endlich erweist sich die gegen die Deutschen vorgebrachte Beschuldigung, die Veranlassung zum Kampfe gegeben zu haben, schon deshalb als völlig unbegründet, weil in anderen Wards dergleichen Eingriffe gegen das freie Stimmrecht der Demokraten vorgekommen sind, ohne zu einem Mob zu führen! Warum die Stadtbehörden Nichts thaten, um letzteren zu verhüten oder in Zeiten zu unterdrücken, ist leicht begreiflich. Ihre Partei hatte denselben organisirt, hoffte auf eine tüchtige Züchtigung der shabby dutch und durfte ihm daher nicht Einhalt thun. Erst als sie sahen, daß die Deutschen sich zu sammeln und gehörig zu bewaffnen anfingen, die Rowdies des Mob's hingegen nicht zahlreicher werden konnten, weil alles verfügbare Gesindel von St. Louis schon im Gefechte und tüchtig zerhauen und zerschossen war, bekam die Whigarmee Ordre zum Rückzuge. Da die Behörden es wie gesagt auf Züchtigung oder Vernichtung ihrer Widersacher abgesehen hatten, so unterließen sie es auch, besonders bedrohte Gebäude oder Personen zu schützen. Man wandte sich daher an den Sheriff Belt, welcher auch als Staatsbeamter sofort durch Berufung freiwilliger Militärcompag-

nien seiner Pflicht nachkam und Ruhe und Ordnung in anderen Stadttheilen aufrecht erhielt.

Am folgenden Tage erschienen abermals aufreizende Artikel in den Nativeblättern, z. B. in einem Winkelblatte „der Novellist," herausgegeben von Buntline und überall als Extraausgabe vertheilt, die folgenden: „Amerikaner! Die Vorgänge des Tages müssen Euch lehren, daß die Institutionen unseres Geburtslandes nicht erhalten werden können, wenn Ihr nicht Eure Pflicht thut. Das Feldgeschrei an den Stimmkästen war: Deutsche und Irländer gegen Amerikaner! Diese niederträchtige Unthat kann nicht geduldet werden, und sie wird nicht geduldet werden." — — „Diese Geschichte hat erst angefangen; was gestern geschehen ist, war nur der Anfang vom Ende und Niemand kann noch sagen, was das Ende sein wird. Der amerikanische Geist ist erwacht und das Blut unserer ermordeten Bürger wird nicht ungerächt bleiben."

Für den Nachmittag war ein großer Trauerzug behufs der Beerdigung des erschossenen Spritzenmannes veranstaltet; Ned Buntline, obwohl übel zugerichtet, ritt abermals voraus und ließ zwei große Banner mit folgenden Aufschriften im Zuge tragen: 1) Amerikaner! wir beerdigen unsern Bruder; erinnert Euch! wie er erschlagen wurde." 2) „Unser Bruder wurde ermordet; indem wir seinen Verlust betrauern, gedenken wir seines Werthes." Der Sarg war mit einer amerikanischen Flagge umwickelt, Major Kennet, der Bürgemeister, welcher noch einige Tage vorher bedauert hatte, kein Native von Irland zu sein, folgte dem Sarge im Zuge seiner native american Spießgesellen.

Die Rückkehr derselben vom Kirchhofe war von dem Gesindel zu einem allgemeinen Angriffe auf die Deutschen ausersehen worden und verschiedene Whiggentlemen kamen hin und wieder scheinbar in größter Eile angesprengt mit Nachrichten von Mißhandlungen, welche Amerikaner in verschiedenen Stadttheilen von den Deutschen zu erleiden hätten. Die wohlgesinnten Bürger wiesen jedoch dergleichen Aufhetzereien mit Verachtung zurück und das Gesindel fürchtete einen noch schlimmeren Ausgang, als Tages vorher, besonders da der Sheriff alle Militärcompagnien mit scharfen Patronen versehen, aufgeboten und an die geeigneten Plätze aufgestellt, die Polizeimannschaft in Bereitschaft gesetzt und noch hundert Bürger als Specialconstablers eingeschworen hatte. Abgesehen nun davon, daß ohngefähr drei Viertheile aller Militärcompagnien hier aus Deutschen bestehen, so waren auch alle unsre Landsleute gehörig bewaffnet und fest entschlossen, Einer für Alle und Alle für Einen zu stehen. Die Maßregeln des Sheriffs und die Entschiedenheit der Deutschen hat seitdem und hoffentlich hier für alle Zeiten die Ruhe erhalten und gesichert, und ebenso gewiß den Whigeinfluß für immer vernichtet. Seitdem sind besonders die Deutschen der ersten Ward sehr zahlreich in neue Militärcompagnien zusammengetreten, um auf den ersten Alarmruf die blutdürstigen Mordbrenner mit der gehörigen Wärme empfangen und mit „deutschen Hieben“ heimschicken zu können.

Trotz des vielen Schießens und des Gebrauches andrer Mordgewehre, trotz des Steinhagels, des lange anhaltenden Gefechtes, der furchtbaren Erbitterung und der zahlreichen

schweren Verwundungen, ist doch während des ganzen Skandales nur ein Mann geblieben. Der Held des Tages Judson, oder mit seinem Corpsnamen Ned Buntline genannt, verdient als Repräsentant eines amerikanischen Rowdy*) nähere Erwähnung. An welchem Orte die Hölle dieses Scheusal ausgespien, ist mir nicht bekannt, zuerst wurde es in Nashville berühmt, wo es eine Frau verführte und deren Mann erschoß. Das Volk, entrüstet über die Greuelthat, faßte den modernen Don Juan und hing ihn auf, ohne jedoch, wie es scheint, den unbeugsamen Nacken hinlänglich gebogen zu haben, denn als die Ordnungsmänner und Freunde des Mörders den Mob vertrieben und jenen losschnitten, war er unversehrt. Ehe ihn seine Befreier aber in Sicherheit bringen konnten, hatten ihn seine freiwilligen Richter abermals gefaßt und zum zweiten Male aufgeknüpft, allein seinen Vertheidigern gelang es ebenfalls, ihn zum zweiten Male vom Stricke zu befreien, und da er wahrscheinlich, während er mit großer Spannung dem Kampfe zusah, auch einen besseren Ueberblick über die Umgebungen erlangt hatte, so glückte es ihm diesmal zu entrinnen. Zunächst erscheint der durch ein zwiefaches Wunder Gerettete in New-York, wo er sich als Herausgeber eines höchst frechen und schamlosen Winkelblattes die Liebe und Ergebenheit des Ver-

*) Das Wort Rowdy könnte man eigentlich mit Krakeeler oder Bravo übersetzen, die Bedeutung desselben läßt sich jedoch nur durch Umschreibung geben. Der Rowdy ist einem altväterischen dienstlosen Landsknechte zu vergleichen, seine Beschäftigung ist Mord- und Todtschlag, sein Vergnügen: Laster jeder Art, besonders Trunk- und Hazardspiel. Sein Costüm besteht in einem langen haarscharfen Messer und einigen sechsläufigen, stets geladenen Pistolen, sein Vaterland ist die amerikanische Union.

worfensten, was diese Weltstadt an Männern und Weibern aufzuweisen hat, in hohem Grade erwarb. Durch seine Unverschämtheit und Tollkühnheit schwang er sich bald zum Könige der Rowdies empor und leitete als Vollblut Native vor einigen Jahren den berüchtigten Angriff auf das Astorplatz-Theater, worin ein mit einem Amerikaner in der Kunst rivalisirender Engländer, Namens Macready — auftrat. Die entschiedene Haltung der Behörden von New-York, welche unpatriotisch genug waren, amerikanisches Blut zu vergießen, und amerikanische Bürger zu morden, sogar solche aus dem bevorzugten, edlen Geschlechte der Rowdies, vereitelte Judsons Kaisergelüste, kostete einigen zwanzig seiner Herzensbrüder das Leben und ihn selbst ein Jahr Zuchthaus. Später ist der noble Whiggeneral in St. Louis abermals zuerst als Journalist aufgetreten und auch schon, wie früher in New-York, wegen unzüchtiger Artikel in Strafe verfallen, hat sich aber nichts destoweniger bereits bedeutenden Anhang und Kriegesruhm erworben. — Scheint es nicht unglaublich, daß dergleichen Verbrecher sich in einem civilisirten Lande ungescheut auf der Straße sehen lassen und noch dazu von den Behörden förmlich unterstützt, eine Rolle spielen dürfen? Hätte ich jemals früher dergleichen Geschichten im österreichischen Beobachter oder Frankfurter Journale gelesen, ich hätte sie für die schändlichsten Verläumdungen gehalten — jetzt weiß ich leider, daß sie wahr sind und nur zu oft vorkommen. — In den letzten Tagen haben viele Deutsche die Stadt St. Louis auf Schadenersatz verklagt, ein gewisser Dr. Moses (Native) ist wegen gewaltsamen Angriffes auf Deutsche zu funfzig Dollars Geldstrafe

und in Ermangelung dieser Summe zu drei Monat Gefängniß verurtheilt und gegen Ned Buntline (Judson) ein Verhaftsbefehl erlassen, da er sich jetzt sogar bei den Whigs entbehrlich gemacht hat und ihnen überhaupt nach beendigter Wahl nicht mehr viel nützen kann. Der einzige Tadel, welcher die Deutschen bei dem Wahlkampfe in St. Louis, sowie bei allen ähnlichen Gelegenheiten trifft, ist der, daß sie zu wenig kräftig aufgetreten sind, schlecht zusammen gehalten, sich zu viel gefallen lassen und zu wenig Voraussicht gezeigt haben. Wären sie dem organisirten Gesindel organisirt und gehörig bewaffnet entgegengetreten, so wäre dies auseinander gestoben, wie Spreu vor dem Winde. Leider sind Demuth der Arroganz, und Arroganz der Bescheidenheit gegenüber, Liebe zum Streit und Scheu vor dem Kampfe, und Mangel an Um- und Vorsicht Nationalfehler der Deutschen, welche sie den schlauen, sich im Augenblicke organisirenden und blitzschnell handelnden Amerikanern gegenüber in großen Nachtheil und den Ruf der Aengstlichkeit und Dummheit bringt. Die Freiheiten, welche sich Amerikaner demzufolge gegen Deutsche herausnehmen, sind unzählig und alle Begriffe übersteigend. Laß mich nur eines Falles erwähnen. Sobald sich hier eine Militärcompagnie bildet, schreibt der Kapitän derselben an den Gouverneur des Staates und ersucht diesen um Verabfolgung der Gewehre, welche der Staat der Miliz liefert. Dies Gesuch kann dem Milizgesetze gemäß nicht verweigert werden, wenn die Compagnie gehörig organisirt und Sicherheit für die Erhaltung und Wiederzurückgabe der Waffen gestellt worden ist. Im vorigen August erbat sich nun Herr Rottermann, Kapitän einer

neuen Compagnie, vom Gouverneur King von Missouri Waffen aus dem Staatszeughause, mit dem Ersuchen um baldige Uebersendung, weil die neue Miliz schon am 14. September auszurücken beabsichtigte. Anstatt der Gewehre kommt abschlägliche Antwort, weil die Compagnie vorgehabt habe, **Sonntags** (der 14. September fiel auf einen Sonntag) zu exerciren!!! Zugleich bemerkte der Herr Gouverneur: es sei besser für die Deutschen, sich sobald als möglich zu amerikanisiren und namentlich den Sonntag auf amerikanische Art zu feiern.

Doch zu etwas Anderem, wenn auch nicht Erfreulicherem der hiesigen Zustände. Das Reisen gehört in Europa zu den größten Annehmlichkeiten des Lebens, in der Union hingegen zu den gefahrvollsten Unternehmungen. Wäre der Johann von Paris hier geschrieben, so würde die eine Arie sicherlich heißen: „welche Angst gewährt das Reisen" und im Andante funebre vorgetragen werden; denn größeren Gefahren ist der Soldat im Kriege nicht ausgesetzt als hier der Reisende auf Dampfbooten und Eisenbahnen. Die Landstraßen sind zwar auch entsetzlich schlecht, die Brücken haben häufig mehr Löcher als Bretter, und die Kutscher gehören größtentheils zu den rohsten, rücksichtslosesten Söhnen des Landes, allein bei Benutzung der Landstraßen wird man höchstens in den plumpen, schlechten Kutschen halbtodt geschüttelt, bricht allenfalls einen oder mehrere Knochen oder kann durch das Umwerfen auf einer sogenannten Brücke einfach ertrinken, während die Reise mit Dampf besonders zu Wasser häufig alle Greuel und Schmerzen im Gefolge hat, von denen sich die raffinirteste Grausamkeit der Inquisition

Nichts träumen ließ. Auf den amerikanischen Eisenbahnen kommt wohl auch viel häufiger Unglück vor, als auf den europäischen, allein die Nachlässigkeit, mit welcher hier, besonders im Westen, Dampfboote gebaut und gefahren werden, übersteigt alle Begriffe und verursacht jährlich einen furchtbaren Verlust an Menschenleben und Eigenthum, und eine Unzahl der qualvollsten Verwundungen. Das Auffliegen, Verbrennen oder Sinken von Dampfern kommt auf den westlichen Flüssen so häufig vor, daß man kaum jemals ein Zeitungsblatt in die Hand nehmen kann, ohne Berichte von dergleichen Unglücksfällen darin zu finden; und dennoch unterläßt es die Regierung in Washington sowohl, als die der einzelnen Staaten, energische oder wenigstens irgend welche Maßregeln zu ergreifen, um das Leben und die Gesundheit der Reisenden zu schützen. Handelte es sich um Geld, oder gar um den Gehalt der Senatoren oder Repräsentanten, um Wahlen zu einträglichen Aemtern ꝛc., da würden die weisen Herren in höchsten, ja oft in ungeziemenden Eifer gerathen und bald zu dem gewünschten Resultate gelangen, allein werden wirklich humane, das Volkswohl betreffende Vorschläge gemacht, bei deren Besprechung oder Durchführung weder Seide zu spinnen noch Popularität zu erjagen ist, so sind die Vertreter und Diener des Volkes träge und flau, und wenig beflissen, für die so nöthige Abhülfe ihre kostbare Zeit und schwachen Kräfte zu verwenden. Es ist eine unauslöschlliche Schande für die jetzige amerikanische Generation, daß sie fast theilnahmlos bleibt bei dem namenlosen Unglücke und Elende, welche durch die so häufigen Dampfbootunfälle entstehen. Das Volk sollte seine nach-

lässigen Vertreter durch bindende „Instructionen" zwingen, sich mehr mit der Wohlfahrt der Bürger, als mit ihrem eigenen Wohle und politischen Intriguen, oder durch ihre Stellungen begünstigten Geldgeschäftchen zu beschäftigen. Die Presse, namentlich die deutschamerikanische, spricht sich zuweilen mit großer Entrüstung über die Nachsicht aus, mit welcher Gesetz und Richter die gröbsten Fahrlässigkeiten in Leitung der durch Dampf getriebenen Boote und Wagen behandeln; allein da das Volk im Allgemeinen zu gleichgültig gegen diese schändliche Nachlässigkeit bleibt, so haben vereinzelte Beschwerden und Klagen nicht den gehörigen Einfluß bei den eigennützigen Politikern und nach wie vor wird das gewissenloseste, infamste Spiel mit dem Leben, Glücke und der Gesundheit unzähliger Menschen fortgetrieben.

Gewinnsucht, unverantwortliche Nachlässigkeit, Trunk, die einfältigste Lust an Wettfahrten und die unzähligen Snags der großen westlichen Ströme tragen hauptsächlich Schuld an den häufigen Unfällen der Dampfreisegelegenheiten. Mittelst sehr kurzgefaßter Gesetze ließen sich diese Uebelstände sehr leicht beseitigen oder unschädlich machen, wenn es nur der Congreß, die verschiedenen Staatslegislaturen und die Richter ernstlich wollten. So gescheidte Leute wie Webster, Buchanan, Klay, Kaß und andre hervorragende Politiker, Marinebeamte oder Abgeordnete der verschiedenen längs der westlichen Flüsse liegenden Staaten könnten ohne vieles Kopfzerbrechen, selbst ohne Zuziehung einiger gewissenhafter Dampfbootcapitäns und Maschinisten, sehr bald die allgemein bekannten Ursachen der häufigen Unfälle durch weise Verordnungen verbannen. Ich bin über=

zeugt, es würde sicher zum Ziele führen, wenn man Gesetze erließe, welche bestimmten: 1) daß jeder Dampfbooteigenthümer nur die Hälfte des wirklichen Werthes seines Dampfbootes in einer der Städte, zwischen welchen es fährt, versichern dürfte, bei Strafe des Verfalles der Versicherungssumme, wenn der Werth zu hoch angegeben oder in mehreren verschiedenen Gesellschaften versichert wird; 2) daß Kapitäns, Maschinisten und Steuerleute (Piloten), ehe ihnen die Erlaubniß zur Uebernahme ihrer Geschäfte gegeben wird, einer strengen, gewissenhaften Prüfung unterworfen, 3) daß Trunkenheit und die geringste Fahrlässigkeit im Dienste derselben durch strenge Strafen geahndet würden, 4) daß es eine schwere Geldbuße nach sich zöge, wenn Heu, Hanf, Baumwolle oder andre leicht brennbare Gegenstände in der Nähe der Feuer verladen werden, 5) das schon bestehende Gesetz gehörig in Kraft zu erhalten, welches verordnet, Ketten, welche vom Steuerruder nach dem auf dem Kajütendache befindlichen Steuerrade gehen, anstatt der noch überall üblichen Stricke, zur Lenkung des Schiffes zu benutzen, damit, wenn Feuer ausbricht, letzteres schnell an das Ufer gesteuert werden könne und nicht, wie es jetzt meistens der Fall ist, nach Verbrennung des Strickes hülflos in der Mitte der Strömung langsam verbrennt und den meisten Reisenden nur die Wahl zwischen Verbrennen oder Ertrinken läßt, 6) daß Schiffe, welche Pulver geladen haben, keine Passagiere führen dürfen, und 7) endlich, daß Wettfahrten zwischen verschiedenen Dampfern mit den schwersten Geldstrafen belegt würden. Außerdem aber sollte der Congreß in Verbindung mit den Regierungen der

einzelnen Staaten dafür sorgen, daß die den stromaufwärts fahrenden Schiffen so verderblichen Snags gehörig entfernt würden.

Was den ersten Punkt betrifft, so ist er um so beherzigenswerther, als sehr häufig mit hoher Versicherung völlig nutzloser Dampfboote und absichtlicher Zerstörung derselben die infamste Spekulation getrieben wird. Ich habe kaum jemals gehört, daß hier ein alter, abgenutzter Dampfer für unbrauchbar erklärt (condemnirt) wird, oder daß dazu berufene Beamte vorhanden sind; die Schiffe gehen vielmehr durch Verkauf aus einer Hand in die andere über, werden nach langer Benutzung wieder scheinbar ausgebessert, neu angestrichen, dem Publikum als Muster von Tüchtigkeit anempfohlen, hoch versichert und gelegentlich verbrannt, versenkt oder in die Luft gesprengt. Als Beweis für diese Behauptung wird Dir gewiß die Thatsache gelten, daß sehr selten die Maschinisten oder Officiere bei den Unfällen der Dampfer Schaden erleiden, und daß es andrerseits Kapitäns und Maschinisten gibt, welche durch Ehrlichkeit und Sorgfalt in ihrem Berufe bei mehr als zwanzigjähriger Dienstzeit die ihnen anvertrauten Dampfer vor Zerstörung oder ernstlichen Unfällen bewahrten. Wo hingegen die Beamten des Bootes das Schicksal der Passagiere theilen, d. h. beim Springen der Kessel, Verbrennen oder Sinken getödtet oder verwundet werden, ist jedenfalls die unverzeihlichste Nachlässigkeit des einen oder des anderen Schuld an dem Unglücke. Häufig ist, wie gesagt, Trunkenheit die Ursache des letzteren und daher wäre es wohl auch sehr zweckmäßig, den Gebrauch von geistigen Getränken am Bord der Dampfboote

und den Bahnzugmaschinisten während des Dienstes so lange bei schweren Strafen gänzlich zu verbieten, als nicht ein zuverlässigerer, ehrenwertherer Nachwuchs solcher Beamten herangebildet worden ist. Ich glaube kaum, daß es Personen gibt, welche so roh oder unverständig sind, zu behaupten, der Staat, welcher ja doch die Verpflichtung hat, das Leben jedes Einzelnen, ja selbst überwiesener Verbrecher zu schützen, habe nicht das Recht einer solchen weisen und nothwendigen Beschränkung. In unseren durch den Dampf völlig umgewandelten Zeiten bedarf die Ueberwachung des letzteren dieselbe und noch größere Vorsicht und Strenge, als die des Schießpulver jemals erforderte.

Das Wettfahren der Dampfboote führt unstreitig am häufigsten zu dem Zerspringen der Kessel. Die Amerikaner besitzen in noch höherem Grade als die Engländer die ursprünglich kindische, in ihren Folgen jedoch sehr häufig verderbliche Lust zum Wetten. Beträfe dieselbe nur den Ausgang unblutiger Kämpfe, z. B. des Ringens, Laufens, der Schnelligkeit der Pferde und Segelschiffe, oder der Kraft der Hunde, so würde allenfalls das Wetten das lebhafte Interesse an einem nützlichen Zwecke: der möglichsten Ausbildung körperlicher Kraft und Gewandtheit der Menschen und Thiere, der Verbesserung der Pferderacen und der Schiffe 2c. bekunden, allein wenn schon jeder gebildete Mensch Boxereien, Stiergefechte, Hahnenkämpfe und andere grausame Hetzereien verschiedener Thiere auf einander für gemein und roh hält, so muß er nothwendiger Weise die Wettfahrten der Dampfer, solche von sachkundigen Personen im Interesse des Schiffs- und Maschinenbaues mit der gehörigen Vor-

sicht veranstaltete ausgenommen, für eine Ausgeburt von Ruchlosigkeit und Verrücktheit erklären. Dennoch, sollte man es glauben! befindet sich hier im Westen am Bord bis zum Zerspringen der Kessel überheizter Dampfboote, welche um den Preis der Schnelligkeit ringen, kaum irgend ein Amerikaner, welcher nicht die an und für sich schon im höchsten Grade aufgeregte Mannschaft, besonders die für die Ehre ihrer zum Theil kaum brauchbaren Boote bei solchen Gelegenheiten glühenden und schwitzenden Kapitäns auf jede mögliche Weise anfeuert, verhöhnt, wenn sie nicht toll genug sind, durch Geldversprechungen veranlaßt Speck, Butter, Theer, Harz, Terpentin und andre schnell brennende Gegenstände in das Feuer zu werfen, um den höchsten Grad von Dampfkraft auf die schnellste Weise hervorzubringen! Entscheidet sich ein solcher verderblicher Wettkampf nicht bald, so ergreift ein wahrer Schwindel von wahnsinniger Begeisterung Mannschaft und Passagiere. Die letzteren stehen auf dem obersten Verdeck, schwenken Hüte und Tücher, rufen sich von einem Schiffe zum anderen allerlei triumphirende oder verhöhnende Worte zu und bestreben sich, auf jede mögliche Weise ihre eigne Bemannung durch Aufmunterung oder Tadel zu den äußersten, tollsten Anstrengungen anzutreiben. Mit Staunen und Verwunderung habe ich öfters früher das wilde Geschrei und Rufen bei Pferderennen, Stiergefechten, Bärenbeizen und Hahnenkämpfen gehört und die Rohheit der unbetheiligten Zuschauer bedauert, allein ich versichere Dir, der Anblick zweier wettfahrender Dampfboote und der auf denselben befindlichen, in höchster Aufregung wie Besessene sich gebehrdenden und ihren eignen Unter-

gang auf das Ruchloseste befördernden Menschen, gewährt für den unbefangenen Beobachter einen noch viel niederschlagenderen Anblick. Unbekümmert um ihr eigenes und das Schicksal vieler sorgenvoller Frauen oder andrer Passagiere denken sie nur an den Augenblick, und der wahrhaft läppische Wunsch, schneller zu fahren als ihnen meistens ganz unbekannte und selten erkennbare Personen eines anderen Schiffes, läßt sie alle Klugheit und Menschenwürde vergessen; ja sie gehen in ihrem einfältigen Uebermuthe sogar so weit, das Racen (Wettfahren) als das Lebensprincip des Fortschrittes darzustellen, ihre verrückte Aufregung dabei gleichsam als heldenmüthig und für den glorreichen Go-ahead-grundsatz für unbedingt nothwendig zu betrachten. Der Bewohner der westlichen Staaten namentlich kann es nicht begreifen, daß man das Racen mißbilligt, und meint, es sei erhaben und männlich, sich von dem Excitement des Augenblickes gänzlich hinreißen zu lassen und lieber mit einem schwachen, baufälligen Schiffe, dessen Namen im besten Falle die Reisenden nach einigen Tagen vergessen haben, in die Luft zu fliegen, als ein besseres und schnelleres an letzterem vorbeifahren zu lassen. Selten nur ist es mir gelungen, durch Zureden und Vorstellungen eine Anzahl Passagiere zu bewegen, meine Bemühungen, den Kapitän vom Wettfahren abzuhalten, kräftig zu unterstützen, und jedes Mal hatten wir dabei nicht allein die Neigung des letzteren, sondern auch die tolle Verwegenheit einer Menge Mitreisender zu bekämpfen. Gewöhnlich, wenn diese taub gegen alle Gründe waren, wirkte die Erregung ihres Mitleidens gegen die anwesenden Frauen und Kinder zum Besten, und meine

Versicherung, daß ich persönlich unbekümmert sei, weil ich mit Leichtigkeit durch Schwimmen das Land erreichen könnte, und mit Vergnügen bei einer Explosion gegenwärtig sein würde, wenn Niemand dabei gefährdet wäre.

Ist man nämlich ein guter Schwimmer und während einer Wettfahrt auf dem Verdeck, so ist man sicher vor aller Gefahr, wenn man sich auf dem Hintertheile des Schiffes hält; denn da die Kessel sich stets auf dem Vordertheile desselben befinden, beim Springen immer aufwärts fliegen und nur in der nächsten Umgebung durch Verbrühen mit kochendem Wasser und glühendem Dampf, und erst in größerer Entfernung durch niederfallende Stücke Tod und Verderben verbreiten, so bleibt man fast ohne Ausnahme auf dem hinteren Deck oder in der Damencajüte, welche sich auf allen Dampfern hinter den Rädern oder Kesseln befindet, ziemlich gesichert, besonders, wenn man sich bei Feuersgefahr mit Zuversicht den Fluthen anvertrauen kann. Auf Rettungsboote darf man weder bei Fluß- noch bei Seeschiffen, welche Passagiere führen, rechnen, denn diese sind selten groß und zahlreich genug, um mehr als einen kleinen Theil der letzteren aufzunehmen, und werden noch dazu gewöhnlich zuerst von der Mannschaft in Beschlag genommen. Sobald ich daher zu irgend einer Zeit an der ungewöhnlich schnellen Bewegung eines Dampfbootes, auf welchem ich reiste, gewahrte, daß es mit einem hinter ihm herkommenden oder vorausfahrenden um die Wette lief, oder wenn ich zufällig, z. B. des Nachts im Schlafe die ominösen Worte hörte: „we are racing", versuchte ich ungesäumt, dem verrückten Beginnen Einhalt zu thun, und wenn dies nicht gelang,

mich und andre besonnene Reisende auf die angegebene Weise in Sicherheit zu bringen.

Um jedoch für vorkommende Fälle möglichst gesichert zu sein, ist es für einzelne Reisende (von ihren Frauen begleitete Männer haben das Recht, in den Schlafzimmern der Damencajüte zu wohnen und letztere auch am Tage zu besuchen) rathsam, 1) sich die der Damencajüte zunächst gelegenen Schlafzimmerchen, als am weitesten von den Kesseln entfernt, auszuwählen, 2) bei sehr schnellem Laufe, bei kurzem Aufenthalte und dem Abfahren des Schiffes das Hintertheil desselben vorzugsweise zum Aufenthalte zu wählen und 3) wo möglich neue, schöne und als sicher bekannte Boote zur Reise zu benutzen, sollte der Fahrpreis auch doppelt so hoch sein, als der auf alten, kleinen und verdächtigen, weil man versichert sein kann, daß die letzteren ebenso wahrscheinlich aus Speculation dem Untergange geweiht, als jene aus demselben Grunde, wenigstens bis sie wiederum ein neues, größeres verdient haben, der sorgfältigen Beförderung von Güter- und Menschenfrachten gewidmet und mit den besten, zuverlässigsten Officieren versehen sind. Ich erwähnte soeben des Anhaltens und Abfahrens der Dampfboote als besonders gefährlicher Augenblicke und zwar deshalb, weil die Maschinisten, theils geizigen Kapitänen gefällig, um Feuermaterial zu sparen, nicht genug Dampf aus den Kesseln entweichen und diesen sich daher häufig bis zum Uebermaße anhäufen lassen, theils aber auch, weil sie dies oft auch in der Absicht thun, um beim Anlanden und Abfahren den am Ufer stehenden Zuschauern die Kraft ihrer Maschinen

und Schnelligkeit ihrer Schiffe in größter Vollkommenheit zu zeigen. Leider tragen beide Ursachen sehr häufig dazu bei, das Zerspringen der Kessel und das Verderben der Reisenden und Zuschauer herbeizuführen. Obschon nun die erwähnte Gefahr hier den meisten Uferbewohnern und Reisenden hinlänglich bekannt ist, so fallen dennoch jährlich Viele derselben zum Opfer, weil sie sich entweder aus Theilnahme für geliebte am Bord befindliche oder erwartete Personen, oder aus Gewinnsucht und Neugierde an den Landungsplätzen befinden.

Um Dir aber einigermaßen einen Begriff von der Unsicherheit und der Gefahr des Reisens in Dampfern auf den westlichen Gewässern zu verschaffen, theile ich Dir einen Bericht von den bedeutendsten während des Monats April dieses Jahres vorgekommenen und mir durch die Zeitungen bekannt gewordenen Dampfbootunfällen auf einigen der westlichen Flüsse mit.

1) Der Dampfer Glencoe kam am 3. April Abends nach sieben Uhr von Neu Orleans in St. Louis an und wollte eben zwischen mehreren anderen Schiffen anlegen, als seine Kessel sprangen und ohngefähr vierzig bis funfzig Personen, theils auf dem Glencoe selbst, theils auf den benachbarten Dampfern tödteten und eine noch größere Menge verwundeten. Viele wurden so entsetzlich zerrissen, daß ihre verstümmelten Glieder weit umherflogen, viele in das Wasser geschleudert, und mehrere verbrannten unter dem gräßlichsten Angstgeschrei, weil sie verbrüht, verwundet und zu schwach waren, sich in das Wasser zu stürzen. Sogleich nach

der Explosion stand das Schiff in Flammen, fing an, den Fluß hinunter zu treiben, setzte verschiedene Lichterboote und Holzstöße am Ufer in Brand und wurde selbst bis zum Wasserspiegel zerstört. Von den Officieren des Glencoe entkamen nur der Kapitän mit zerbrochenem Schulterblatt, der zweite Schreiber (clerk), der zweite Steuermann und der zweite Maschinist, welcher jedoch einige Tage später starb. Ein Sohn des Kapitäns wurde so verstümmelt, daß man seine Ueberreste nur an den Kleidern zu erkennen vermochte. Der Körper des ersten Schreiber lag fast unkenntlich auf dem Decke eines anderen Schiffes, die des ersten Steuermannes und Maschinisten, so wie vieler Passagiere und Arbeiter vom Bord wurden nirgends gefunden. Eine große Anzahl schwer verwundeter Personen starb in den Hospitälern nach unsäglichen Schmerzen, unter ihnen, wie schon bemerkt, der zweite Maschinist Ryan. Dieser sagte auf seinem Todenbette folgendes eidlich aus: daß der Glencoe auf der Reise wiederholt Wettfahrten gehalten und daß der erste Maschinist Buchanan kurz vor der Katastrophe das Wasser in den Kesseln zu niedrig habe werden lassen und durchaus keine Einsprache deshalb duldete. Er meinte, sie wollten im Drachenfluge (a kiting) landen und die Leute glauben machen, daß sie auffliegen müßten. Gegen alles Zureden von Ryan antwortete Buchanan, welcher in der letzten Zeit die Wache (die Aufsicht und Leitung der Maschine) hatte, noch roh und grob: daß es seine Sache wäre, sich um die Kessel zu bekümmern, und daß er so viel Wasser führe, als er Lust habe! Endlich beim Landen ließ der verruchte Mensch das Wasser reichlich in die glühenden, fast leeren Kessel strömen. Die

Folge davon war eine ungeheuer schnelle Entwickelung von Dampf und die gräßliche Explosion. —

Vielleicht hast Du durch Herrmann, welchem ich am 24sten Januar schrieb, erfahren, daß dasselbe Dampfschiff Glencoe damals unterhalb St. Louis im Eise festsaß und der Agent der deutschen Gesellschaft, welcher an Bord ging, um den armen halbverhungerten und halberfrorenen Passagieren Lebensmittel zu bringen, auf demselben gröblich beleidigt und von dem ersten Steuermann zu Boden geschlagen wurde. Ein Dampfboot, auf welchem so etwas vorkommen kann, steht natürlich unter sehr schlechter Leitung und da die auf demselben befindlichen Reisenden noch außerdem roh behandelt worden waren, so hatte man von St. Louis aus die Deutschen in Neu-Orleans vor dem Glencoe gewarnt. Diesem Umstande, einem neuen Beweise für das segensreiche Wirken der deutschen Gesellschaften, ist es zuzuschreiben, daß sich kein deutscher Reisender am Bord befand, und daß nur zwei deutsche Hoteldiener, welche sich beim Landen des Glencoe in Geschäften auf denselben begaben, leicht verwundet wurden. Fände von allen Seiten eine so regelmäßige und strenge Aufsicht über die Dampfer und Damfwagen statt, als durch die deutschen Gesellschaften ausgeübt wird, so wären dadurch wahrscheinlich schon längst eine große Anzahl von Unglücksfällen verhütet worden. Leider wird aber hier die Schnelligkeit öffentlich der Sicherheit und Güte vorgezogen, und weil die Presse fast einstimmig hauptsächlich die Schnelligkeit der Dampfer preist und hervorhebt, von der Sicherheit und Zuverlässigkeit derselben aber nicht spricht, so ist es kaum zu verwundern,

wenn Kapitäns und Maschinisten der Schiffe auch besonders jene auf Kosten dieser hervorleuchten zu lassen suchen; allein wenn sie aus Ruchlosigkeit ihr und vieler anderen Personen Leben wagen, so ist dies im höchsten Grade verbrecherisch oder verrückt.

2) Am selben Tage, den 3ten April, flog der Dampfer Redstone am Kentuckyufer des Ohio, drei Meilen oberhalb Carrolton an Scotts-Landung, welche er nach kurzem Aufenthalte eben wieder verließ, auf. Das Schiff, welches kurz vorher um die Wette gefahren und vermittelst unsinniger Anspannung des Dampfes wieder von Neuem dazu vorbereitet worden war, wurde durch die Explosion buchstäblich zerrissen, augenblicklich in Flammen gehüllt und sank binnen drei Minuten in zwanzig Fuß Wasser. Die Gewalt des hervorbrechenden Dampfes war so ungeheuer, daß zwei Leichen und ein Stück des Kessels dreitausend Fuß weit, die eisernen Schornsteine des Schiffes bis in die Mitte des Flusses geschleudert wurden und daß in den Aesten der Bäume am Ufer unzählige Stücken von Schiffstrümmern, Wäsche und Theile menschlicher Körper hingen. Sonderbarer Weise wurde ein Mann einige hundert Schritte weit auf das Land geworfen und nur sehr unbedeutend beschädigt, und dem Schreiber (clerk) gelang es, sich durch Schwimmen zu retten, nachdem er bedeutend hoch in die Luft geworfen worden und mit den Füßen zuerst in den Fluß gefallen war. Ohngefähr funfzig Personen verloren ihr Leben, darunter die ganze Bemannung des Bootes mit Ausnahme des Schreibers und schwer verwundeten Kapitäns. Alle in der Damencajüte befindlichen Frauen wurden gerettet. Der Anblick der noch

lebenden verstümmelten und entsetzlich verbrühten Personen soll herzzerreißend gewesen sein! Nur fünf Passagiere blieben unverletzt.

3) Am 9ten April sprangen die Kessel des Dampfbootes Saluda, als es eben von Lexington in Missouri den Missourifluß aufwärts nach Council-bluffs abfahren wollte. Am Bord befanden sich eine große Anzahl Kaliforniaauswanderer und 110 Mormonen. Ohngefähr 75 Personen wurden getödtet; unter diesen befanden sich alle Officiere des Bootes, den ersten Schreiber und Schenkwirth, obschon letzterer lebensgefährlich verwundet, ausgenommen.

4) Die Pocahontas, mit 2300 Ballen Baumwolle beladen und vom Arkansas-Flusse nach Neu-Orleans fahrend, fing in der Nacht des 16ten April bei Cypreß-Bend, zwanzig Meilen unterhalb Napoleon, Feuer, brannte bald bis zum Wasserspiegel ab und sank. Elf Personen fielen dem Tode theils durch Verbrennen, theils durch Ertrinken zum Opfer.

5) Auf dem Dampfer Prairie-State sprang ein Kessel im Augenblicke des Abfahrens von Peking am Illinoisfluß, Morgens 10 Uhr am 25sten April, wobei ohngefähr zwanzig Personen getödtet und mehrere schwer verwundet wurden. Das augenblicklich ausgebrochene Feuer wurde mit Hülfe des schnell herzukommenden Dampfers Avalanche bald gelöscht. Der Stadtrath von Peking versammelte sich sogleich und forderte vom Kapitain, zugleich dem Eigenthümer des Schiffes, 500 Dollars zur Unterhaltung der Verwundeten, und als er diese verweigerte, mit der Bemerkung, er wolle die Verpflegung der letzteren selbst übernehmen,

wurde er verhaftet und erst wieder frei gegeben, nachdem er 1000 Dollars Bürgschaft gestellt für sein Erscheinen bei den Sitzungen des nächsten Criminalgerichtshofes, da eine Klage auf Mord gegen ihn angestellt werden soll, weil er, wie dies leider sehr häufig geschieht, alte, schlechte Dampfkessel auf seinem übrigens neuen Schiffe gebraucht habe. Folgten mehr Behörden diesem trefflichen Beispiele, so würde nicht der hundertste Theil von Dampfbootunfällen vorkommen!

6) Am 26sten April lief der Dampfer Pontiac auf dem Missouriflusse heftig auf einen großen Snag (unter der Oberfläche des Wassers schräg nach aufwärts gerichteten, mit den Wurzeln auf dem Grunde liegenden Baumstamm), zerbrach fast augenblicklich und sank so schnell, daß die Passagiere, meist Kaliforniareisende, ihr sämmtliches Gepäck verloren. Retteten sie auch ihr Leben, so erlitten sie doch schwere und Viele vielleicht unersetzliche Verluste.

7) Die Dampfschiffe Clifton und Chickasaw stießen am 27sten April auf dem Ohio mit solcher Gewalt gegen einander, daß das letztere sehr bald sank und zwanzig bis fünfundzwanzig Menschen in den Wellen begrub! Die Cajüte wurde buchstäblich vom Rumpfe des Schiffes abgestoßen und schwamm für sich den Fluß hinunter, so daß der Clifton Zeit gewann, die darin befindlichen Reisenden zu retten.

Außer den eben angeführten Dampfbootunfällen kamen auf den westlichen Strömen vom 1ten Januar dieses Jahres bis letzten März noch 22 andere vor, bei denen zusammen überschläglich 110 Menschenleben verloren gingen, 8 Boote theilweise in die Luft flogen, 9 sanken, 3 verbrannten, 2

Ventile explodirten und überhaupt 17 Schiffe gänzlich zerstört wurden.

Die ganze Zahl der auf dem Ohio und Mississippi fahrenden Dampfer beträgt 600, ihr Tonnengehalt 150,000 Tonnen, ihr Werth 16,000,000 Dollars und der der auf ihnen verschifften Güter belief sich im Jahre 1849 schon auf 256,223,820 Dollars. Im April dieses Jahres kamen in St. Louis allein 316 Dampfboote an; es versteht sich, daß dies nicht so viele verschiedene Schiffe waren, sondern daß, Fährboote abgerechnet, auch solche, welche z. B. von benachbarten Orten während der genannten Zeit öfters anlangten, jedes Mal als neuangekommene gerechnet wurden.

Auf den großen nördlichen Seeen ist der Verlust an Menschenleben und Eigenthum im Vergleiche mit der Flußschifffahrt bedeutend geringer, jedoch immer noch ungeheuer groß im Verhältniß zu anderen Ländern. Im Jahre 1851 litten im Ganzen 263 Schiffe Schaden. In dieser Zahl sind nur solche inbegriffen, wo letzterer über 100 Dollars betrug. Sechs Dampfschiffe, drei Propeller und 37 Segelschiffe gingen entweder gänzlich verloren oder wurden wenigstens völlig unbrauchbar. Der Verlust an Menschenleben betrug 79, an Eigenthum 738,537 Dollars. Im Jahre 1850 kamen auf denselben Seeen (dem Ontario, Erie, Huron, Michigan und Superior) 395 Menschen ums Leben.

Aus dem Vorhergehenden ergibt sich, daß es im Sommer für Auswanderer nach dem Westen bei Weitem am sichersten ist, über New-York, Dunkirk (am Eriesee) nach Chicago oder nach Milwaukee zu gehen. Von Chicago reist man ohngefähr in zwei Tagen, theils auf Eisenbahn, theils

auf Canal-, theils auf Dampfbooten, bis nach St. Louis, und im Ganzen in ohngefähr sechs bis acht Tagen von New-York bis nach St. Louis. Da die Seereise von Bremen, Antwerpen, Havre rc. nach New-York ohngefähr drei Wochen weniger erfordert, als die über New-Orleans und bedeutend billiger ist als letztere, so folgt daraus, daß erstere nicht allein den großen Vortheil der Zeit- und Geldersparniß, sondern auch noch den der größeren Sicherheit vor Gefahren gewährt. In meinem nächsten Briefe, — der gegenwärtige ist ohnehin schon lang genug, — werde ich Dir die kürzesten und besten Reiserouten nach dem Westen, die Unkosten auf denselben, den hier üblichen Werth europäischer Münzsorten rc. mittheilen.

Der diesjährige Winter war sehr streng und anhaltend, und obschon wir gegen Ende März einige Tage 22 Grad Wärme (Réaumur) im Schatten hatten, folgten doch noch bis Mitte April sehr rauhe Tage und kalte Nächte (bis zu zwei und drei Grad unter Null). Seit einigen Wochen erst ist das Wetter anhaltend warm und sogar schwül. Die Wälder sind aber noch kahl und fangen eben an, sich zu belauben, was gewöhnlich zwei bis drei Wochen früher geschieht. In den letzten Tagen ist die Hitze schon bis 25 Grad gestiegen, ohne durch heftige, von anhaltenden Gußregen begleitete Gewitter gekühlt zu werden. Die Saaten stehen ausgezeichnet schön und versprechen eine reichliche Ernte. Nördlich von hier haben kürzlich Orkane und in den östlichen Staaten durch Wolkenbrüche erzeugte Ueberschwemmungen vielen Schaden gethan.

Schließlich theile ich Dir noch die seit dem 30sten Juni

vorigen Jahres in Kraft getretene Brieftaxe der Vereinigten Staaten mit, damit Du ohngefähr weißt, wie viel Postgeld Du für eine gewisse Anzahl Bogen zu bezahlen hast. Bei Vorausbezahlung kostet ein Brief innerhalb der Union auf eine Entfernung unter 3000 Meilen 3 Cent, und über 3000 Meilen 6 Cent, für unfrankirte bezahlt man nach obigem Verhältnisse bei der Abgabe 5 oder 10 Cent. Das Gewicht eines einfachen Briefes ist auf eine halbe Unze (etwas mehr als drei Bogen von feinem deutschen Briefpapier, wie das vorliegende), festgesetzt. Für das geringste Uebergewicht eines Briefes, wäre es auch nur ein Gran, wird doppeltes und für mehr als eine Unze das vierfache, und so fort jedes Mal für jedes folgende Uebergewicht der ganzen Unzen doppeltes Postgeld hinzugerechnet. Bis Bremen kostet ein einfacher Brief 20, bis nach Mitteldeutschland 32 Cent, und kann völlig frei oder bezahlt gesendet werden, wenn er mit den Bremer Dampfern geht; über England muß man sie jedenfalls hier mit 5 Cent voraus oder nachbezahlen. Briefe nach Süddeutschland können von hier aus blos mit 20 Cent oder auch gar nicht, allein nie ganz frankirt werden; zu obigen 20 Cents kommt nämlich noch das Porto von Bremen, Hamburg, Havre rc. bis nach ihrem Bestimmungsorte.

Elfter Brief.

Berichte über Betrügereien an deutschen Einwanderern, von Einwohnern der Vereinigten Staaten verübt, — über die Ermordung des deutschen friedliebenden Rasch in Baltimore. — Die Gründung einer deutschen Colonie mit deutschen Einrichtungen und Staatsgesetzen wird in den Vereinigten Staaten als unausführbar geschildert. Beschreibung der Colonien Rapps in Oekonomy und Cabets in Nauvoo.

Highland, den 10. Mai 1852.

Theuerster Freund!

Im December des verflossenen Jahres schrieb ich Dir über die zahl- und maßlosen Betrügereien und Bedrückungen, welchen die in den Vereinigten Staaten ankommenden Einwanderer, besonders die Deutschen, ausgesetzt sind, sowie über die unmenschliche Härte und Gefühllosigkeit, mit der die niedrigste Speculationswuth die Fremden aussaugt; heute veranlaßt mich das Ueberhandnehmen solcher Schändlichkeiten, Dir einige Zeitungsberichte zu senden, damit Du siehst, daß meine frühere Schilderung durchaus fern von aller Uebertreibung war. Ich fühle es sehr wohl, so manche meiner Mittheilungen werden Dich und andere Freunde in

eine Stimmung versetzen, in welcher sich Kinder befinden, denen man ein liebgewordenes Spielzeug genommen, weil es ihnen nachtheilig werden konnte; allein ich denke, es ist Zeit, den enthusiastischen Verehrern der neuen Welt diese zu zeigen, wie sie ist, und sie frei zu machen von dem verderblichen Einflusse, welchen seichte Lobhudeleien, wie Brommes, Dudens u. a. Reisebeschreibungen, auf sie ausgeübt haben. Ist es nicht sonderbar, daß man in Deutschland die Rohheit der Abyssinier kennt, welche den lebenden Rindern Fleisch ausschneiden zum Essen, damit das fehlende wieder nachwachsen könne, und daß man früher besonders mit der „Seelenverkäuferei" in den großen Seestädten vertrauter war, als mit der eignen Ortsgeschichte, daß man aber über das Leben in der Union noch so wenig und über die unwürdige, oft mehr als barbarisch grausame Behandlung der dorthin ziehenden Deutschen Nichts weiß? Es ist das allerdings auffallend, indessen doch leicht dadurch erklärlich, daß viele der hierher Gekommenen sich zu bekennen scheuen, daß sie in ihren Erwartungen getäuscht und durch falsche Vorspiegelungen angeführt worden sind. Die folgenden Berichte sind deutschen, an den Orten, wo die Schandthaten begangen wurden, erscheinenden Blättern entlehnt, also unbezweifelt wahr. Zwar spricht sich auch die amerikanische Presse bitter über dergleichen Vorgänge aus, allein auch ihre Klagen verhallen bald in dem Geräusche des politischen Lebens und dem Geschäftsstrudel, theils weil die Betrogenen Fremde und die Gesetze sehr vieldeutig und unbestimmt sind, theils aber auch, weil die Gerechtigkeit hier theuer und oft nur nach langer Zeit zu erlangen ist.

1) Der in Buffalo herauskommende „Weltbürger“ meldet unter dem 10ten April dieses Jahres wörtlich, wie folgt: „Dieses Frühjahr hat man mit einem unerhörten Betruge an deutschen Auswanderern begonnen. Ueber 2000, sage zwei Tausend Personen sind hier mit Tickets (Passagierbillets, Quittungen für bezahlte Reisegelder) nach Chicago und anderen westlichen Städten angekommen. Auf die Anfrage: „wann sie weiter könnten?“ antwortete man ihnen regelmäßig: daß sie weiter befördert werden könnten, sobald die Schifffahrt auf dem See beginne, die jetzt noch wegen Eis gehemmt sei. Wenige wollen so lange warten; die Menschen, welche ihr letztes Geld daran gesetzt, um frohen Muthes nur baldmöglichst das Ziel ihrer fernen Wanderung zu erreichen und mit Lust ein selbstständiges Wirken und Schaffen zu beginnen, können es nicht. Sie ziehen vor, ja sie müssen nothgetrieben ihre Tickets zu irgend einem Preise verkaufen und froh sein, wenn sie dieselben an den nächstbesten Unhold um den vierten oder gar noch geringeren Theil ihres Werthes verschachern können. (Die so erhandelten Billets sind für den Käufer vollgültig für dieselbe Reise zu anderen Zeiten und werden daher meistens von Agenten der speculativen Compagnien, welche sie niederträchtiger Weise im Winter ausstellten, aufgekauft.) Sie müssen ihr und der Ihrigen Leben fristen. Diese unabweisbare Nothwendigkeit drängt sie in Verhältnisse, die dem Namen und Wesen nach zwar mit der Sklaverei Nichts zu schaffen haben, in der That aber ihr so ähnlich sind, wie ein Ei dem anderen. Und das ist der Gruß, der diese Armen zu Anfang in die-

sem gepriesenen Lande erwartet! Das ist der Segen und die Wirksamkeit der hier zu Lande so üblichen, so „smarten Büssineßmacherei“ (pfiffigen Geschäfte)! Das sind die Werke des Krämerthums, das sich hier in der Politik wie im socialen Leben das große Wort führend und den Ton angebend breit macht! Welch eine unerhörte Herzlosigkeit, sich auf solche Weise auf Kosten armer Einwanderer zu bereichern! Welch ein Witz, welch eine ungeheure Smartheit, sich auf Kosten der ehrlichen und in ihrer Ehrlichkeit vertrauenden arbeitslustigen Unwissenheit zu bereichern! Welch ein ehrenhafter Triumph über die Gemüthlichkeit und Leichtgläubigkeit der dummen „dutch“! Und dann wollen sie (die Amerikaner) noch grollen, wenn die Brust des Deutschen gleich von vorn herein mit Bitterkeit sich füllt! Dann wollen sie es noch übel nehmen, wenn er, erst betrogen, unwillig knirscht und Miene macht, sich einer bewußten, entschiedenen Opposition hinzuneigen, jene politische Gleichstellung und Berechtigung unter den ebenfalls nur Eingewanderten, sogenannten „Natives“ zu erlangen, die weise Bestimmungen ihm gesetzlich zusichern! Und dann wagen es selbst noch entartete deutsche Abenteurer und Jammerwichte, die von der saubern Smartheit der älteren Einwanderer durch längeren Aufenthalt schon profitirt und in rasch abgelernter, gaunermäßiger Büssineßmacherei sich den Säckel schon gefüllt, ihre Unkenstimme in scheinheiliger Entrüstung gegen solche Opposition zu erheben! O pfui! pfui! solchem ekelhaften Treiben! Täuschung macht uns europamüde, und scheinbare Ideale heißen uns als freundliche Wegweiser ziehen in diese sogenannte „neue Welt.“ Mit beseligender Hoffnung, wie sie

der Rechtschaffenheit und Tugend entkeimt, machen wir uns auf den Weg, mit Thränen der Freude begrüßen und betreten wir die Ufer dieses gelobten Landes der Neuzeit und — schmutziger, nichtswürdiger Betrug smarter Lumpe ist der erste Gruß, der wie ein schriller, entsetzlicher Mißton in die lautern Herzen hineintönt, und sich schmerzhaft enttäuschend hinein fühlt! Es wird uns bald klar, die Schlechtigkeit, der wir entflohen, wir sehen sie auch hier wieder uns umgeben, aber wo möglich noch schlechter, noch erbärmlicher, noch ekelhafter, weil in jeder Beziehung noch gemeiner.

Die Unterdrückung Europas hat wenigstens traditionelle Ritterlichkeit, Größe und Romantik zur Basis, eine Romantik, die mitunter, ja meist, von erhebender Poesie verbrämt, selbst dem kältesten Urtheile noch Concessionen der Anerkennung, und bei Manchem sogar wider Willen Beifall abnöthigt. Das fällt aber bei Betrachtung der Schlechtigkeit der politischen und socialen Götzen und Geschickeslenker der neuen Welt ganz gründlich weg. Laßt uns Front machen gegen diese perfide, erbärmliche Schlechtigkeit; Front um so mehr, als wir kein Mittel, wo wir auch hinblicken mögen, ernstlich angewandt sehen, ihr zu steuern. Wir wollen Bürger im gewissenhaftesten, lautersten und redlichsten Sinne des Wortes, aber nicht Sklaven sein, Sklaven, mit deren die nach Gaunerart ausbeutende Smartheit von herzlosen Egoisten und Stockfischaristokraten hohnlachend Ball spielt. Schützt uns kein Gesetz vor solchen traurigen und empörenden Grüßen zum Anfange, wie der Eingangs erwähnte, der sich tagtäglich an unseren neuankommenden Mitbrüdern wiederholt, gibt uns die Wirklich-

keit nicht die politische Gleichstellung und Berechtigung, die uns doch dieses Landes von weisen und tugendhaften Männern geschaffene Fundamentalgesetze garantiren; wohlan, so laßt uns nicht vergessen, daß ein beliebter Spruch der vor uns, und daher sich besser dünkenden Eingewanderten in ihrer Sprache lautet: „help your self“ (hilf Dir selbst), und daß er, wie ein Appell an die Männlichkeit klingend, allerdings sehr viel für sich hat!“ —

2) Baltimore, den 24sten März 1852. — „Es war ja nur ein Deutscher! Um 8 Uhr Dienstags Abends begaben sich vier Mitglieder vom herrlichen Corps der Rowdies in die deutsche Wirthschaft des Herrn Unger in der Harrisonstraße. Die Lumpe soffen und schlugen statt der Bezahlung die Fenster ein und Tisch und Bänke zusammen. Nachdem sie dermaßen gehaust hatten, traten sie auf die Straße und begannen zu bombardiren, und zwar mit Backsteinen. Bei dieser Gelegenheit, welche kein Polizeimann störte, wurden zwei Boarder (Kostgänger) ins Gesicht getroffen; der Frau Unger selbst flog ein Stein auf die Stirne. Die Wunde geht über den ganzen Kopf und ist lebensgefährlich. Stellenweise hat der Stein die Haut mit weggerissen und den Schädel gräßlich blosgelegt. Kommt die Frau mit dem Leben davon, so ist ihr Gesicht jedenfalls zeitlebens entstellt. — Die Gauner sind verschwunden; kein Hahn wird darnach krähen, ob man sie auffindet oder nicht, und kommen sie vor Gericht —: Was geschieht diesen Mordgesellen der erbärmlichsten Race? Nichts, oder nicht viel, denn die Mißhandelten sind ja Deutsche. Einer der Raufbolde, Namens M. Mc. Henry, wurde später verhaftet und

nach überstandenem Verhör bis zur Sitzung des Criminalgerichtes in das Gefängniß gebracht. („Baltimore Wecker.")

Die vorzüglichsten Berührungspunkte der Rowdies mit unseren Landsleuten sind die unzähligen deutschen Kneipen, hier Grocerien genannt. Die Deutschen sind leider hier, wie die Juden bei den slavischen Völkern, die zahlreichsten Schenkwirthe, und werfen dadurch nicht allein einen üblen Schein auf ihre Landsleute, sondern tragen auch viel zur Verschlechterung und Vermehrung des Gesindels bei. Der unverhältnißmäßig reichliche Gewinn der Schenkwirthschaften veranlaßt zu viele gewissenlose Menschen, solche zu errichten; unglücklicher Weise trifft die Strafe nicht blos die Besitzer solcher Spelunken und Quellen des Lasters, sondern häufig auch völlig vorwurfsfreie Personen.

3) Der „Baltimore-Courier" schreibt Mitte April wörtlich Folgendes: „Die Ermordung Karl J. Rasch's. Ein schreckliches Verbrechen ist in unserer Mitte verübt, einer unserer Landsleute, Vater von vier unmündigen Kindern, der seit elf Jahren unter uns wohnende Karl J. Rasch, ist von einem Raufbolde vorbedächtig, mit der kältesten Ueberlegung erschossen worden. Der Ermordete war ein nüchterner, thätiger, im höchsten Grade friedliebender Mann, der kein Kind beleidigen mochte, ein Mensch, welcher sein Leben in Fleiß und Redlichkeit hinbrachte, der jetzt eben anfing, die Früchte seines Fleißes im Schooße seiner Familie zu genießen. —

Die Aufregung, welche diese Schandthat unter der deutschen Bevölkerung hervorrief, ist ebenso groß, wie gerechtfertigt. Es ist in unserem, von Frömmlern wimmelnden

Baltimore, in der Stadt der Kirchen dahin gekommen, daß kein Mensch mehr sicher ist, von Raufbolden auf offener Straße und am hellen Tage überfallen und ermordet zu werden, ohne daß er auch nur im Entferntesten eine Veranlassung zu einem Streite zu geben nöthig hat. Vor Allem aber ist es der Sonntag, der an Verbrechen dieser Art reicher ist, als alle Wochentage zusammen genommen. An diesem Tage fühlen unsere Rowdies die tödtlichste Langeweile, man kann nicht immer beten, und da in dem frommen Amerika jede Erholung unschuldiger Art als eine der Gottheit zugefügte Beleidigung erachtet wird, so theilen die Rowdies ihre Zeit an diesem Tage in Kirchengehen und Morden ein. Das ist ein höchst trostloser socialer Zustand, der zu den ernstesten Befürchtungen Veranlassung gibt. Was wird daraus werden, wenn wir dergestalt auf dem Pfade der empörendsten Entsittlichung fortschreiten? Um wie viel gefahrdrohender wird der Aufenthalt in Baltimore, wenn wir die Thatsache nicht in Abrede stellen können, daß die Rowdies durch Nationalhaß, der gegen die Deutschen gerichtet ist, zu dergleichen Schandthaten angetrieben werden? — Bei dem Mörder W. Galt und seinem Kumpan James Brown trat dieser Haß gegen die „Dutchmen" zu deutlich und handgreiflich hervor, als daß er in Abrede gestellt werden könnte. Fragen wir uns, inwiefern die Deutschen diesen bittern Haß verdienen, so werden wir keine, auch nur einigermaßen befriedigende Antwort finden können. Die meisten unserer Landsleute gleichen dem Ermordeten; sie sind fleißige, friedfertige Leute, die jeden Streit zu vermeiden suchen und manche Beleidigung von Amerikanern achselzuckend einstecken, ehe sie von

ihren Fäusten Gebrauch machen. Es ist dies ein nicht genug löblich hervorzuhebender Charakterzug der Deutschamerikaner, obgleich sie sich eine weit bessere Stellung den Raufbolden gegenüber erringen könnten, wenn sie tüchtig drauflos schlügen. Wir sollen aber das Recht in die Hand nehmen, da wir in einem Lande leben, wo Recht und Gerechtigkeit geübt wird; aber wir sollten auch darüber wachen, daß wirklich Gerechtigkeit, ohne Unterschied des Vermögens und der Abkunft, ausgeübt werde. Geschieht dies von Seiten der Deutschen? Die Hand aufs Herz! Sind die Deutschen dergestalt wie ein Mann verbunden, daß sie mit vereinter Anstrengung darauf sehen, daß ein gegen den Einzelnen verübtes Verbrechen auch nach Gebühr bestraft werde? Die Erfahrung hat uns gezeigt, daß dies leider nicht der Fall war, die Rowdies haben aus früheren Beispielen die Ueberzeugung geschöpft, daß sie weit ungestrafter einen Deutschen als einen Eingeborenen mißhandeln können, und diese Ueberzeugung hat sie so stark gemacht, daß Verbrechen, wie das unter Uns vorgefallene, verübt werden können!

Das muß anders werden! Wir müssen zusammenhalten, wir müssen Alle für Einen und Einer für Alle einstehen, wenn wir anders ein abschreckendes Beispiel statuiren wollen. Auf jede erdenkliche, rechtliche Weise, durch Geldmittel, durch Stellung der besten Advocaten, durch Agitirung, durch die Tagespresse, müssen wir es dahin bringen, daß nicht allein der Mörder des unglücklichen Rasch dem Galgen nicht entgehe, sondern daß jedes fortan an einem unserer Landsleute verübte Verbrechen mit der Schärfe des Schwertes der Nemesis bestraft werde. Es

wäre zu diesem Zwecke vollkommen an der Zeit, daß wir einen Fond gründeten, der dazu diente, unbemittelten Landsleuten die nöthige Rechtshülfe zu verschaffen, die in dieser gesegneten Republik dem Armen in nur sehr seltenen Fällen in gleichem Maße, wie dem Reichen, zu Theil wird. Vor Allem sollten wir darauf sehen, daß jedem Ueberfalle von Seiten der Rowdies, sobald er gegen einen friedlichen Deutschen ausgeübt wird, die energische Verfolgung und sichere Bestrafung auf dem Fuße folgt. — Bringen wir dieses Princip nur eine kurze Zeit hindurch in Ausführung, so werden wir Verbrechen, wie das obenbesprochene, nicht mehr zu beklagen haben."

Folgendes sind die näheren Umstände der Ermordung von Rasch. Die zwei obengenannten Rowdies fielen am 11ten April zwischen 6 und 7 Uhr Abends einen ruhig in der Straße gehenden Deutschen, Namens Buck, an und suchten ihn durch Hin= und Herstoßen zum Losschlagen zu reizen, wurden jedoch von diesem gebeten, ihn loszulassen. Er flüchtete sich hierauf nach einem nahen deutschen Wirthshause und erzählte einigen an der Thüre stehenden Personen den Vorfall. Unmittelbar darauf kamen die Rowdies vor das Haus; Brown forderte alle höhnisch zum Kampfe heraus mit dem Bemerken, daß er sie alle niederschlagen werde und schimpfte auf die empörendste Weise auf die Deutschen. Rasch, welcher in der Nähe wohnte und den Lärm hörte, kam herbei, um sich nach der Ursache desselben zu erkundigen, sank aber auch im Augenblicke von drei Kugeln tödtlich

in den Kopf getroffen zu Boden und verschied nach elf Stunden; Galt hatte nämlich, weil keiner der gegenwärtigen Deutschen den Kampf mit ihm und seinem Spießgesellen annehmen wollte, einen Revolver (sechsläufige Pistole) gezogen und nach dem Ersten Besten geschossen. Als die Rowdies Rasch fallen sahen, ergriffen sie die Flucht; der Mörder drehte sich noch zweimal um und schoß auf zwei ihn verfolgende Freunde Rasch's, und schlug selbst noch, von Trautner gefaßt und zu Boden geworfen, auf diesen an, wurde jedoch an einem zweiten Morde verhindert, indem ihm der Bedrohte schnell und geschickt die Pistole aus der Hand riß. Ehe ihm der herzugekommene Constabler die Handschellen anlegte, verlangte er, man solle ihn eine Cigarre anzünden lassen, was natürlich verweigert wurde, und vor dem Richter rief er, als man ihm gesagt, daß Rasch tödtlich verwundet sei, lachend: „laßt ihn zur Hölle fahren!!“

Doch genug von dergleichen Greuelscenen, welche leider hier nur zu häufig vorkommen und endlich die Regierung zwingen werden, energische Maßregeln zum Schutze der friedlichen Bürger zu ergreifen. Vorläufig lebt man hier, besonders in großen Städten, auf dem Kriegsfuße oder wie unter dem Belagerungszustande. Das infamste, verworfenste und stets auf Gewaltstreiche sinnende Gesindel, nach Belieben mit mehreren Revolvern, Dolchen oder Faschinenmessern bewaffnet, greift im brutalsten Uebermuthe den ersten besten Vorübergehenden an, schießt, schlägt oder sticht ihn häufig ohne alle Veranlassung nieder und entflieht meistens, oder entgeht gewöhnlich durch allerlei Advocatenkniffe der Strafe. Die

drei vorhergehenden Zeitungsberichte sind schlagende Belege für meine früheren Schilderungen der hiesigen Zustände; ähnliche findet man sehr häufig, aus allen Theilen der Union kommend. In St. Louis selbst fielen während des Monats April verschiedene Morde und Kämpfe mit Schußwaffen zwischen einzelnen Personen vor. Zur Ehre der Deutschen sei es gesagt, daß von ihnen im Verhältnisse zu ihrer Anzahl unendlich viel weniger Verbrechen begangen werden, als von den Amerikanern oder Irländern. Dies erkennt selbst die unparteiische amerikanische Presse an, wie Dir der folgende, der Jowa State Gazette (Jowa Staatszeitung) entnommene und die St. Louiser Wahlunruhen betreffende Aufsatz beweisen wird.

„Was die Deutschen veranlaßt hat, zur Gewalt zu greifen, haben wir nicht in Erfahrung gebracht, aber ohne Zweifel wurden sie gereizt; denn eine friedlichere, harmlosere Klasse von Bürgern, als sie sind, kann nirgends mehr existiren. Dies ist uns Allen bekannt. Arbeitsam und ruhig, verlangen sie nur in ihren verschiedenen friedlichen Geschäften nicht gestört zu werden. Keine Klasse der Emigration könnte nützlicher sein, als sie es sind. Sie betreiben hauptsächlich Ackerbau und sind im ganzen Lande dafür bekannt, daß sie aus den rauhesten unergibigsten Landstrichen reiche und fruchtbare Gärten machen. Und während wir alle Gewaltscenen wie dieser Mob verabscheuen, gleichviel von wem hervorgerufen und fortgeführt, so sind wir beinahe gewiß, daß die gerichtliche Untersuchung des Vorfalles die Deutschen gänzlich freisprechen wird."

Die Anlegung einer ganz deutschen Colonie

oder Gründung eines ganz deutschen Staates in dem Gebiete der Vereinigten Staaten ist eines der reizenden Luftschlösser deutscher Auswanderer, worüber ich Dir schon längst zu schreiben beabsichtigt habe. Ich selbst hegte, ehe ich hierher kam, die Hoffnung der möglichen Ausführung dieses Planes und glaubte, die Hauptsache sei die Wahl einer dazu geeigneten Gegend, allein es zeigten sich mir, abgesehen von der Schwierigkeit der letzteren, doch bald unübersteigliche und nie geahnete Hindernisse verschiedener Art, welche ich bei ruhiger Ueberlegung und der gehörigen Kenntniß der hiesigen Verhältnisse wohl hätte voraussehen können. Um Dir die Sachlage auf einmal verständlich zu machen, verweise ich Dich auf die frühere massenhafte Auswanderung der Würtemberger 2c. nach Südrußland. Glaubst Du, oder hat irgend Jemand glauben können, daß die russische Regierung oder irgend eine andere unter ähnlichen Umständen gestattet haben würde, daß die Deutschen sich dort als ein selbstständiges Volk, gleichsam als einen Staat im Staate, hätten organisiren dürfen? Gewiß nicht, denn ebenso vortheilhaft und minder gefährlich würde es für irgend ein Land sein, eine große Provinz gänzlich öde liegen zu lassen oder zu verschenken, als zuzugeben, daß ein fremdes, mächtig anwachsendes Element im Herzen desselben erstarke. Man ist in Deutschland zu der irrigen Annahme des Forterhaltens der deutschen Nationalität in fremden Ländern durch die Ansiedelungen der Schwaben und Rheinländer in Ungarn, Siebenbürgen und Posen verleitet worden, weil man die Betrachtung übersah, daß in diesen Fällen es deutsche Regierungen waren, welche durch die Uebersiede-

lung von Landsleuten die Slaven, Wallachen und Magyaren, also ihrer eignen Abstammung gegenüber fremde Völker. besser im Schach zu halten bezweckten. Würde man aber jemals in Deutschland den früher schaarenweise dahin ziehenden und sich in großer Anzahl an einzelnen Orten niederlassenden französischen Hugenotten zugestanden haben, von den Staatsgesetzen völlig unabhängige Colonien zu bilden? Man hätte zuversichtlich dergleichen Ansinnen mit Lächeln aufgenommen und wahrscheinlich keiner Antwort gewürdigt, wenn auch die Deutschen gerade das gastfreundlichste und insofern artigste und wirklich menschenfreundlichste Volk sind, als sie die Fremden als solche mit ganz besonderer Freundlichkeit und Herzensgüte aufnehmen, ohne von einem übermüthigen Nationaldünkel besessen zu sein oder gar den Fremden denselben fühlen zu lassen, wie ich dies bisher noch bei allen anderen Völkern und vorzüglich bei den Amerikanern gefunden habe.

Würde nun eine Vergleichung der Politik anderer Länder mit der der Vereinigten Staaten hinreichend gewesen sein, die Chimäre einer deutschen national-selbstständigen Colonie in der Union in das gehörige Licht zu setzen, so veranlaßten andererseits der Ruf der den Fremden daselbst gesetzlich gesicherten Rechte, die Idee der fast souveränen Unabhängigkeit jedes einzelnen Einwohners, die Möglichkeit, Millionen Acker Landes für einen sehr niedrigen Preis zu erwerben, und die Meinung, daß, weil jeder einzelne Einwanderer sich niederlassen und leben könne, wie er wolle, einer größeren willkürlich organisirten Anzahl dies ebenso frei stehe, den Wahn, daß der Gründung einer deutschen

Colonie, schon im Voraus Herrmann, Germania rc. genannt, durchaus kein Hinderniß im Wege stehe. Man vergaß dabei, daß außer den, die persönlichen Rechte des Bürgers betreffenden und sichernden Gesetzen auch noch solche vorhanden sein müssen, welche seine Verpflichtungen gegen den Staat bedingen. Abgesehen aber von den einzelnen Staatsgesetzen, bestehen nun noch die in der Constitution der ganzen Vereinigten Staaten enthaltenen, welche unter andern vorschreiben, daß ein neues Territorium (neu angesiedelter Landestheil) mit wenigstens 72,000 Einwohnern durch Stimmenmehrheit eine beliebige Verfassung annehmen und sich als selbstständiger Staat organisiren könne, vorausgesetzt, daß jene keine Verordnung irgend einer Art im Widerspruche mit der Constitution der Union enthalte. Ferner ist die Regierung der sogenannten Territorien in der unmittelbaren Hand der Minister in Washington und wird stets nach den amerikanischen Grundrechten und ohne Ausnahme von Natives als Beamten geleitet. Alle Verordnungen, Urtheile, Beschlüsse, Kaufbriefe rc. werden in englischer Sprache erlassen, alle Gerichtsverhandlungen finden in derselben statt, und nur wenn Deutsche oder überhaupt Nichtamerikaner eine nichtamtliche Versammlung halten, können sie sich ihrer Muttersprache bedienen, müssen aber alle ihre Anträge, Beschlüsse oder Verhandlungen in das Englische übersetzen, wenn Beamte oder die Regierung Notiz davon nehmen sollen. Wie kann unter solchen Verhältnissen an die Errichtung von deutschen Staaten oder das Aufblühen eines neuen Deutschland in der Union zu denken sein?

Es gibt viele unverständige Menschen, welche den Amerikanern den Vorwurf der Ungerechtigkeit wegen dieser Einrichtungen machen und sie bitter tadeln, daß sie dieselben sogar in Städten, Distrikten und Staaten aufrecht erhalten, wo mehr Deutsche als Eingeborene wohnen. Bald nach der Ankunft in der Union wird man leicht von dieser irrigen Meinung angesteckt und findet es sogar sehr anmaßend, wenn gesetzgebende Versammlungen einzelner Staaten sowohl als die der Centralregierung in Washington es verweigern, ihre Verhandlungen oder Erlasse in die deutsche Sprache übersetzt drucken zu lassen. Allein wenn man mit Unparteilichkeit urtheilt, muß man den Amerikanern in dieser Beziehung entschieden Recht geben; denn wie könnte die amerikanische Nationalität aufrecht erhalten werden, wie die Regierung bestehen, wenn sie sich auf solche Forderungen und Zugeständnisse einließe? Am Ende könnten alle verschiedene europäische Nationen dieselben Ansprüche erheben, sie sogar noch weiter treiben und verlangen, daß die Vertreter verschiedener Völker bei den gesetzgebenden Körpern in Washington sowohl als in den einzelnen Staaten in ihrer eignen Muttersprache reden dürften! Was für eine entsetzliche Sprachverwirrung würde das geben, und welche Lahmheit und Hindernisse in der Regierungsmaschine, wenn die Amerikaner nicht entschieden fest darauf beständen, daß die englische Sprache stets die herrschende und amtliche bleiben müsse! Was bleibt aber andererseits von der Eigenthümlichkeit und Selbstständigkeit, mit einem Worte von der Nationalität der Auswanderer übrig, wenn sie sich fremden Gesetzen unterwerfen und sich bei allen wichtigen Gelegenheiten

einer fremden Sprache bedienen müssen? Außerdem hast Du noch aus früheren Briefen ersehen, wie die Amerikaner im Allgemeinen die Gleichberechtigung der Deutschen verstehen, und kannst Dir also leicht vorstellen, daß die Germania hier ein sehr betrübtes Aussehen und gebundene Hände haben würde.

Abgesehen von dem Vorhergesagten, ist es auch außerordentlich schwierig, hier eine große Strecke Landes zu finden, von welcher nicht schon einzelne, und zwar die besten Stücke im Voraus verkauft oder von Squattern angesiedelt sind, es wäre denn, man zöge, wie die Mormonen, in eine ferne Wildniß, mitten unter die Indianer. Allein so schlaue Wölfe, wie die Hohenpriester, und so dumme Schafe, als die Heerde dieser Sekte, finden sich hoffentlich unter den Deutschen nicht, und daher fällt auch für sie die Möglichkeit der Colonisation mittelst eines, theils durch List von Betrügern gegründeten, theils durch unbeschreiblich dumme Bigotterie der Massen zusammen gehaltenen Gesellschaftsverbandes hinweg. Die Mormonen, sich durch ihre Anzahl (etwa 50,000), Entfernung von aller Civilisation (am Salzsee im Utah-Territorium) und den täglich eintreffenden Zuwachs stark genug fühlend, haben in frechem Uebermuthe und mit alttestamentlicher Anmaßung (sie geben sich für das wirklich heilige Volk aus und behaupten, die ganze Erde gehöre ihnen) Neigung verrathen, sich unabhängig von der Union zu erklären; allein schon sind Truppen nach der heiligen Stadt aufgebrochen, und Tausende werden folgen, wenn es nothwendig ist, um das freche Gesindel zum Gehorsam zu bringen, wie es schon zweimal in Missouri und Illinois vor diesem geschehen ist.

Bei früheren in Deutschland projectirten, in der Union zu gründenden deutschen Colonien hat das Mißlingen derselben schon durch allerlei Streitigkeiten auf der Seereise begonnen und gewöhnlich am ersten Landungsplatze geendet; selten ist nur eine kleine Schaar vereint nach dem Innern gezogen und hat sich in einer größeren Stadt oder in der Nähe derselben niedergelassen, anstatt blühende, großartige Ansiedelungen in der Wildniß zu gründen! Dreimal hat Rackwitz mit bedeutenden Geldopfern ganz deutsche Colonien in Texas zu gründen versucht, die berüchtigte Adelscolonie hat eine Unzahl von Menschen nach diesem Lande verlockt und unglücklich gemacht, und so ist es mit allen anderen geschehen, selbst mit der Brüderschaft der Stephanisten, welche aus den Fugen ging und ihren Stifter unweit von hier, in Kaskaskia, unter Fremden in dürftigen Umständen sterben ließ, weil es offenbar geworden, daß er mehr sein zeitliches Heil, als das ewige der Gemeinde bezweckte. Zwar gibt es ein Herrmann, eine schmucke Stadt am Missouri mit recht wackeren Leuten, wie der brave Münch, und trefflichem Wein; allein die alten Bürger sind wenigstens schon Graue geworden, sprechen sehr amerikanisch-deutsch, verhandeln in englischer Sprache, leben unter amerikanischen Gesetzen und in einem Sklavenstaate, die jungen Bürger hingegen sind großentheils arge Mucker und errichten Missionskreuze! Wollte aber jetzt noch eine Anzahl Deutscher irgendwo eine neue Niederlassung in der Union gründen, versteht sich, ohne Aussicht auf nationale Unabhängigkeit rc., so erreichen sie ihren Zweck am besten, wenn sie gemeinschaftlich nach dem Westen reisen, erst ein Jahr

innerhalb angesiedelter Gegenden sich aufhalten und nützlich beschäftigen, und erst, wenn sie sich einigermaßen mit den Verhältnissen bekannt gemacht haben, die Gegend zur Ausführung ihres Planes auswählen. Ich möchte aber Allen rathen, die für einzelne oder gesellige Niederlassungen ausersehenen Orte bis nach abgeschlossenem Ankaufe geheim zu halten, damit nicht, wie es häufig zu geschehen pflegt, speculative Amerikaner oder Graue die besten Strecken des Landes, oder z. B. den an die Prärie grenzenden Wald oft kaum wenige Stunden vor der Ankunft der verdachtlosen Colonisten wegkaufen, um ihn diesen für den doppelten und dreifachen Werth wieder abzulassen.

Es leidet keinen Zweifel, daß die gemeinschaftliche Ansiedlung vieler, einander schon seit langen Jahren befreundeter Menschen in gutgewählten Gegenden auf Regierungslande (zu dem Preise von 1¼ Dollar für den Acker) außerordentliche Vortheile gewährt, insofern dem Einzelnen durch gegenseitige Hülfsleistungen größere Sicherheit verliehen wird, die erste, mühseligste Zeit zu überstehen. Einige geräumige, vielen Personen zugleich Schutz gewährende Häuser, ein großes, von einer Fence umgebenes und gemeinschaftlich bearbeitetes Feld, eine Einfriedigung für das sämmtliche Vieh rc. lassen sich durch viele Hände schnell zu Stande bringen und sichern die Existenz der Colonisten während des ersten Jahres, mit dem Dritttheile von Kraftaufwande, welchen die abgesonderte Behausung und Bestellung der Felder jedes Einzelnen erfordert haben würde. Sind die ersten Schwierigkeiten überwunden, dann mag Jeder für sich selbst sorgen; allein selbst dann wird er durch geselliges Zusammenleben

mit alten Bekannten und Freunden, sowie im Falle der Noth durch ihre Hülfe eine angenehmere, sorgenfreiere Existenz haben, als der einzelne Ansiedler. Abgesehen von den erwähnten Vortheilen, kommen noch die hinzu, daß in einer solchen Niederlassung auch sogleich von wohlhabenden Mitgliedern, der ganzen Gemeinschaft, oder von auswärtigen Speculanten zur Errichtung von Dampfsäge- und Mahlmühlen, Ziegelbrennereien,*) Kaufläden rc. geschritten wird, daß sich gewöhnlich alle Arten von Handwerkern unter den Ansiedlern befinden und daß demnach weder der Absatz der Producte (Kaufleute kleiner Landstädte nehmen sie meistens zu den laufenden Preisen gegen Waaren an), noch der Einkauf von Bedürfnissen Schwierigkeiten veranlaßt.

Trotz aller dieser Vorzüge gemeinschaftlicher Ansiedlung, und ungeachtet des Vortheiles für ihr Gedeihen, wenn der Plan und die Vorbereitungen dazu mit gehöriger Umsicht schon in Europa gemacht werden, sollte sich doch niemals eine Gesellschaft zu diesem Zwecke schon jenseits des Oceans fest verbinden, oder gar eine gemeinschaftliche Kasse in den Händen eines Schatzmeisters bilden; denn erstens wird vielen für eine Ansiedlung Schwärmenden dieselbe verleidet, sobald sie sich auf irgend eine Weise gebunden glauben, zweitens ändert sich aber auch das Benehmen Anderer auf eine sehr

*) Wenn Du irgendwo Ziegelbrenner kennst, welche mit der Anwendung der Steinkohlen anstatt des Holzes in ihrem Geschäfte bekannt sind, so veranlasse sie, sobald als möglich hierherzukommen. In unserer Gegend gibt es viele Millionen Bushel Steinkohlen, allein nicht einen einzigen Mann, der damit Ziegelsteine verfertigen kann, was doch in England und Belgien so allgemein geschieht. Da Kohlen kaum den fünften Theil des Holzes kosten, so kannst Du Dir denken, wie gut sich ein solcher Brenner hier stehen muß.

unliebenswürdige Art, wenn sie der Meinung sind, die Uebrigen seien gezwungen, ihre Unarten zu ertragen, und drittens werden sehr Vielen sogleich beim Landen in der Union oder während der Reise nach dem Innern so mannigfaltige wirklich gute, oder speculativbetrügerische Anerbietungen gemacht, daß sie entweder unmittelbar ihre gegebenen Versprechen brechen, oder doch mit so großer Unlust den früheren Plan verfolgen, daß derselbe häufig dadurch vollständig scheitert. Daß ein Mann durch ein einfaches Versprechen sein Wort unwiderruflich zu erfüllen verpflichtet sei, das wissen nur Wenige und vergessen die Meisten, sobald ihnen eine vortheilhafte und straflose Gelegenheit geboten wird, einen Treubruch zu begehen, wie dies hier so häufig vorkommt. Daß aber unter solchen Umständen das Vorhandensein einer gemeinschaftlichen Kasse zu vielen Mißhelligkeiten Veranlassung geben müsse, besonders wenn sich die Ansiedlungsgesellschaft vor Erreichung ihres Zieles aufzulösen gezwungen ist, ergibt sich von selbst. Häufig verhindern zwar die Schatzmeister durch ihr plötzliches Verschwinden mit den Vereinsgeldern alle weiteren Streitigkeiten, geschieht dies jedoch nicht, so entstehen über die etwa noch vorhandenen Reste derselben so viele Zänkereien und bittere Feindschaften, daß man wohlmeinende, ehrliche Leute nicht genug vor diesen Klippen ihrer künftigen Zufriedenheit warnen kann. Ich wiederhole daher, daß es unbedingt am besten ist, wenn alle Personen, welche ernstlich Willens sind, eine gemeinschaftliche Ansiedelung zu gründen, vollkommen unabhängig von einander reisen, sich ebenso erst ein Jahr lang hier beschäftigen und nach Verlaufe dieses Zeitraumes zur endlichen Ausfüh-

rung ihres Plans schreiten. Ihre Anzahl wird dann vielleicht nur halb so groß sein, als sie vor der Abreise war, allein die besten und tüchtigsten Leute sind jedenfalls in derselben begriffen und diese werden mit Einigkeit, Umsicht und Kraft bessere und schönere Anlagen zu Stande bringen, als jemals die von den Schlacken ungereinigte größere Menge zu thun gestattet haben würde.

Von allen fremden schon in Europa beabsichtigten größeren Ansiedelungen sind in den Vereinigten Staaten nur zwei wirklich zu Stande gekommen, die von Rapp in Oeconomy und die von Cabet in Nauvoo; alle übrigen sogenannten schweizer, baierische, plattdeutsche ꝛc. Settlements wurden von einzelnen Familien gegründet, oder die ersten Anlagen Amerikanern abgekauft und durch später Nachkommende bevölkert. Die beiden genannten Niederlassungen verdanken ihren Ursprung und namentlich ihr Gedeihen der Schwärmerei, jene der religiösen, diese der politischen. Ueber beide, namentlich die erstere, ist schon Viel gesagt worden, aber vielleicht nicht viel Wahres, daher will ich Dir über jene mittheilen, was ich hauptsächlich aus eigner Anschauung, aber auch aus zuverlässigen Berichten weiß und über diese, was eine in Nauvoo monatlich erscheinende Zeitschrift und zahlreiche Besucher darüber sagen.

Oeconomy, ein nettes Oertchen mit 300 Einwohnern, liegt in Pennsylvanien am Ohioflusse, 18 Meilen von Pittsburg, wird von ihrem Gründer Rapp, früher Leinweber auf dem Schwarzwalde, mit Hülfe einiger anderen Intriguanten geleitet. Das Städtchen hat regelmäßig sich rechtwinklig kreuzende, weite Straßen, mit Ausnahme des Wirthshauses,

der Waarenniederlage, einiger Manufakturgebäude, der Kirche und Rapps Wohnung lauter kleine einstöckige Häuser und überhaupt ein recht freundliches Ansehen. Es liegt in einer reizenden, fruchtbaren Gegend und ist von hübschen Gärten, Feldern und Rebenhügeln umgeben. Trotz der schönen Natur, des reinlichen und behaglichen Aussehens des Oertchens, trotz des ergibigen Feld- und Weinbaues, der blühenden, wenn auch kleinen Manufakturen und des gewinnreichen Handels bieten doch die Bewohner von Oeconomy einen traurigen, blödsinnigen Anblick, ähnlich dem der Idioten, dar. Wo Glück und Frohsinn der Lohn des Fleißes und der Ordnung sein sollte, hat sich eine düstere, freudenlose Niedergeschlagenheit aller Gemüther bemächtigt und ahnungsgrauend sehen sie den Dingen entgegen, welche ihnen allsonntäglich und noch außerdem bei besonderen feierlichen Gelegenheiten als nahe bevorstehend verkündet werden (das tausendjährige Reich). Eine kurze Uebersicht der Entstehung und der Geschichte der Rapp'schen Colonie wird es Dir möglich machen, Dir dieses unglückliche Mißverhältniß einigermaßen zu erklären. Rapp arbeitete früher als Landmann und Leinweber auf dem Schwarzwalde und war, wie es häufig den durch den langen Winterschnee in ihren Häusern gefangen gehaltenen Gebirgsbewohnern, welche von keiner höheren patriotischen oder poetischen Idee beseelt sind und keine nützlichen Bücher besitzen, zu geschehen pflegt, durch das Lesen mystischer Schriften, besonders der Offenbarung Johannis, auf religiöse Grübeleien gekommen. Als Mann von unbeugsamem Willen, großer Lebensklugheit, Eitelkeit und Beredsamkeit wußte er es bald dahin zu bringen, daß ihn eine An-

16 *

zahl von geistig beschränkten Nachbarn für ganz besonders erleuchtet und begabt hielt. Seine verblümten Andeutungen von künftiger Glückseligkeit und kommendem Wohlleben, mit der Aussicht auf Wiedereinführung der altchristlichen (obligaten) Gütergemeinschaft, scheinen ihm einen großen Anhang erworben zu haben, denn wo er predigte, drängten sich die Gläubigen schaarenweise hinzu. Die würtembergische Regierung verbot damals (1806) den unschuldigen Unsinn und beleidigte dadurch die Frommen in so hohem Grade, daß sie beschlossen, auszuwandern, allein arm und mittellos konnten sie dies ohne fremde Unterstützung nicht ausführen und daher wandte sich Rapp an Onkel Napoleon, welcher bekanntermaßen oft, besonders den deutschen Regierungen gegenüber, mit dem Liberalismus coquettirte und den Mystikern nicht allein Beköstigung und die Reisekosten durch Frankreich zusicherte, sondern auch eine Fregatte (ich glaube in Cherbourg) zur Ueberfahrt nach Philadelphia zu ihrer Verfügung stellte.

Im Jahre 1807 brachen ohngefähr 700 Schwarzwälder unter Rapps Führung auf und kamen im folgenden Jahre von allen Mitteln entblößt in der Bruderstadt an, wo ihnen wohlwollende, mit Rapps Plänen unbekannte Quäker behülflich waren, eine Ansiedlung, Harmony genannt, 27 Meilen nordwestlich von Pittsburg zu gründen. Trotz der Schenkung des Bodens und der liebevollen Unterstützung der Quäker erlitten doch die Schwaben während des ersten Jahres schwere Drangsale, allein in den folgenden erblühte Harmony zu einem wohlhabenden Städtchen, nach dessen Häusern und Aeckern amerikanische Speculanten lüstern wurden. Rapp,

unter dem Vorgeben unmittelbarer göttlicher Eingebungen der unumschränkte Gebieter und Gesetzgeber, hatte in der Colonie Gütergemeinschaft mit scheinbarer Gleichberechtigung aller Mitglieder an dem Besitzthume derseben eingeführt und Jedem seinen besonderen Wirkungskreis angewiesen. Als sich günstige Gelegenheit darbot, das sämmtliche Eigenthum in Harmony zu verkaufen, that er dies, angeblich durch eine himmlische Erscheinung dazu bestimmt, und zog mit seiner Heerde nach einer ihm ebenso angewiesenen Gegend von Wabash im Westen Indianas. Hier begann bald eine neue Niederlassung, Neuharmony genannt, emporzublühen, allein schon nach kurzer Zeit zeigte es sich, daß der Prophet falsch verstanden haben mußte, denn Ueberschwemmungen und Krankheiten nöthigten die Gemeinde zur abermaligen Wanderung. Rapp wählte nun eine liebliche, hüglige Gegend von Ohio, nur ohngefähr zehn Meilen vom alten Harmony, seiner ersten Niederlassung, entfernt, zur Ansiedlung und erbaute daselbst das jetzt noch von der Gemeinde bewohnte Oeconomy. Das Mißlingen des Umzuges nach Neuharmony schrieb der Autokrat dem Mangel an Frömmigkeit und Gottvertrauen der wahrlich schon beispiellos unterwürfigen und blindglaubenden Schäflein zu, und vermochte sie, mit Hinweisung auf eine abermalige himmlische Erscheinung zu dem Gelübde der Keuschheit. Beide Geschlechter wurden nun, Rapp und dessen Familie ausgenommen, in Häusern, Arbeitssälen, auf dem Felde rc. sorgfältig getrennt erhalten. Das strenge Verbot des Lesens aller Bücher, Zeitungen oder irgend einer Art von Schriften, die Bibel, ein für die Gemeinde besonders gedrucktes unbeschreiblich

dummes Gesang- und Gebetbuch ausgenommen, die mystischfanatischen Predigten Rapps und die Mitwirkung einiger schlauer Helfershelfer erhielten die Gläubigen lange Zeit in der starrsten Unterwürfigkeit. Das „tausendjährige Reich,“ dieser Popanz und Lockvogel für alle hypochondrischhysterische Zeloten, wurde von Zeit zu Zeit als ganz nahe bevorstehend in Aussicht gestellt und die deshalb kurze Entsagung und Enthaltsamkeit als eine gute Speculation für Erlangung der bald kommenden ungeheuren Glückseligkeit dargestellt und angenommen, und weil als Gesetz in der Colonie galt, daß wer austräte oder ausgestoßen würde, alle Ansprüche an dieselbe verlöre, so entstand kein Widerspruch.

Im Anfange der dreißiger Jahre erlangte ein gewisser Leon in der Gegend von Frankfurt am Main große Berühmtheit als Sektirer, Prediger, Prophet und Schwindler. Rapp hatte von ihm, wahrscheinlich aber mit Verschweigung von dessen letztgenannter Eigenschaft, gehört, ihn für würdig zu seinem Nachfolger erachtet und deshalb veranlaßt, bald möglichst nach Oekonomy zu kommen. Mittlerweile erklärte der Theokrat wiederholt, daß der Herr einen neuen Propheten senden werde, zu seiner Hülfe und seinem Nachfolger, einen Heiligen des reinsten Wassers (sogar die Persönlichkeit wurde beschrieben), dessen Lehren man sich unbedingt unterwerfen müsse. Zu dieser Zeit waren die weltlichen (irdischen) Geschäfte der Gemeinde ebenfalls in der größten Blüthe, die Manufakturen, sogar eine kleine Seidenweberei, hatten reichliche Arbeit, in New-York und Philadelphia fanden die Waaren durch Rapp'sche Bevollmächtigte einen schnellen Absatz, alle Bedürfnisse der Gemeinde

wurden durch dieselbe selbst erzeugt, der Acker- und Weinbau, das Wirthshaus, welches viele Fremde besuchten, und der Kaufladen gewährten reichlichen Ueberschuß. Der Reingewinn der Colonie muß sehr bedeutend gewesen und noch sein, der Betrag desselben ist aber nur Rapp, in dessen Namen alle Geschäfte geführt werden, und vielleicht noch theilweise vier oder fünf seiner Agenten bekannt, welche als schlaue Helfer mit dem Löwenantheile beschwichtigt werden. Alle Gemeindemitglieder erhalten gleiche Wohnung und Beköstigung und Kleidung (dunkelblaue Jacken und Beinkleider, die Weiber eben solche Röcke nach schwarzwälder Mode), aber nie Geld. Im Hotel de Wirthshaus kann man recht leidlich leben und wahrscheinlich läßt sich der sehr pfiffig aussehende Wirth (unterstützt von einigen Auserwählten) Nichts abgehen. In der Familie des unumschränkten Theokraten kam der erste Verstoß gegen das Verbot der unabänderlichen Trennung der Geschlechter vor, denn ein dahin gerufener, muthmaßlich noch nicht genug zerknirschter Arzt ward der hübschen Tochter Rapps in Liebe gewogen und entführte die Nichtwiderstrebende, um den Heiligen kein Aergerniß zu geben. Ob nun die Ansicht vorherrschte, daß Aerzte überhaupt schon eher das Himmelreich verdienen, als andere gewöhnliche Menschen, oder auf welche Weise Rapp die Ausnahme rechtfertigte, ist mir unbekannt, hingegen die Thatsache unumstößlich, daß das junge Pärchen in das Haus des Patriarchen zurückzukehren und daselbst fortan vereint zu wohnen eingeladen wurde.

Ehe noch der heilige Leon ankam, trat einstmals Rapp sehr begeistert unter den Seinen auf und sagte: „Christus,

im Strahlenglanze sei ihm, während er die Fluren beschaute, auf einem herrlichen milchweißen Rosse (der schlaue Alte ritt selbst einen recht hübschen Schimmel!) erschienen und habe ihm verkündet, daß das tausendjährige Reich (Millennium) nahe bevorstehe, daß aber nur diejenigen aus der allgemeinen Zerstreuung gerettet und für die Strahlenkronen rc. der ewigen Glückseligkeit würdig erachtet werden würden, welche allen irdischen Gütern und Ansprüchen freiwillig entsagten." Er rieth daher der Gemeinde: alle Schriften und Papiere, welche jedem Mitgliede einen gleichen Antheil an dem Besitze derselben zusicherten, durch Feuer zu vernichten, um gereinigt von allen irdischen Schlacken das Himmelreich zu verdienen, ja er selbst war der Erste, welcher das that und die Uebrigen folgten in erhabener Begeisterung!

War dies nicht ein Meisterstreich in der Gaunerei? Wohl hatte Rapp seine schriftlichen Ansprüche als Gemeindemitglied vernichtet, allein da sämmtliche Geschäfte in seinem Namen geführt wurden, so betrachtete er sich auch fortan für den alleinigen Besitzer des ganzen Gemeindegutes und Gewinnes! Das Benehmen dieses Mannes, sowie der so unwürdig von ihm gegängelten Einfältigen, ist ein treues Abbild der Vorgänge in der großen Welt. Der Anfangs halbverrückt gewordene Schwarzwälder scheint vor der noch größeren Verrücktheit seiner Nachbeter und blinden Anhänger erschrocken und wieder zur Besinnnung zurückgekehrt zu sein, zugleich aber auch den für Viele unwiderstehlichen Reiz, sein Uebergewicht zu mißbrauchen, gefühlt zu haben. Gleich einem Mahomed, Thomas Münzer, Mesmer, Onkel Napoleon, Hahnemann, Miller, Joe Smith (Stifter der Mormonen)

ist auch Rapp vom Uebermuthe besessen Schritt für Schritt durch blinde Unterwerfung und dienstwilligen Gehorsam der Menschen von einem niederen Grade des Mißbrauches seines Genies zu dem höheren übergegangen und hat endlich eine Meisterschaft in der Nichtswürdigkeit seiner Regierungskunst erlangt, welche offenbar verräth, wie sehr er die ihm Ergebenen verachtet. Mitleiden kennt der üble Genius niemals; fühlt er daher kein Bedürfniß am Zerstören oder Quälen, so kitzelt es ihn, die Dummen seine Macht fühlen zu lassen und zu sehen, bis zu welch unerhörtem Grade von Albernheit und Unsinn sie sich verleiten lassen. Wer Rapp nur ein einziges Mal gesehen, der wird mit mir die Ueberzeugung theilen, daß weder sein Aeußeres, noch sein Wesen den Mucker, wohl aber einen höchst schlauen, klugen und kräftigen Mann verräth, welcher auf guten Wegen viel Gutes hätte bewirken können. Leider hat ihn Geiz und Herrschsucht als Betrüger gebrandmarkt, wenn auch noch ein Häuflein von Getreuen mit blödsinnigem Glauben an ihm hängt.

Leon, der Prophetensubstitut, langte endlich (ich glaube 1833) in Oeconomy an, nachdem seine unmittelbare Nähe abermals durch himmlische Erscheinungen vorher verkündet worden war. Rapp stellte ihn der Gemeinde als einen Gottgesandten vor und ermahnte sie zu Gehorsam rc. Der neue Ankömmling war äußerlich sehr fromm, innerlich aber noch klüger als Rapp, und gewann sich bald Aller Herzen. Nachdem er seinen Einfluß gesichert glaubte, und bemerkte, daß die jungen Colonisten lieber das Millennium riskiren und heirathen wollten, verkündete er seinerseits, daß ihm von Oben die Weisung zugekommen sei, das Letztere zu gestatten,

unter der Bedingung, daß das junge fleischlich gesinnte Volk die ehrbare alte Colonie verlassen und eine neue gründen müsse. Denke Dir die Wuth des alten Propheten über das Schisma und das damit verbundene Verlangen der Auszahlung eines runden Sümmchens! Es versteht sich, daß Leon darauf rechnete, die jungen Schafe hinfüro zu scheeren, wie es Rapp bisher mit der ganzen Heerde gethan, und daß er den letzteren durch alle Arten von Drohungen über Enthüllungen 2c. dahin brachte, ihm 200,000 Dollars zur Anlegung der neuen Colonie, genannt Philippsburg, sieben Meilen von Oeconomy, auszuzahlen. Der Aufbau von Häusern, die Anlegung von Gärten, Feldern und Rebhügeln ging rüstig von Statten, als plötzlich der heilige Leon mit dem größten Theile der Gemeindegelder verschwunden war. Dennoch ist Philippsburg vorangeschritten und besteht noch als ein freundliches Oertchen ohne Theokratie und Communismus, Leon aber wurde im Staate Arkansas als Pferdedieb gehangen, nachdem er durch Spieler, Schwindler und andere Gleichgesinnte aller gestohlenen Schätze beraubt worden war. — Die alten Bewohner Oekonomy's ließen sich durch alle solche Zufälle in ihrem Glauben nicht erschüttern; nach wie vor lebten sie nach Rapps Gebote und lauschten seinem unsinnigen Geschwätz in stummer Demuth. Ich habe sie sitzen sehen, mit den langen, rings um den Kopf gleich lang abgeschnittenen Haaren, mit den stupiden, fahlen, unnatürliche Sünden verrathenden Gesichtern, dem trüben, niedergeschlagenen Blicke, dem gebückten Gange und dem scheuen Wesen. Wahrlich es war traurig anzusehen, wie sie gleich abgetriebenem Zugvieh (obschon gut genährt) einher-

schlichen, lautlos in den Betsaal hinein- und ebenso wieder herauszogen, während Rapp mit listigem Blicke eifrig umherblinzelte und von seinem einfachen Sitze herab Schrecknisse und Glückseligkeit verkündete, je nachdem es der Gemüthszustand der Hörer zu erfordern schien. Daß er dabei gehörig auf Philosophen und Gelehrte schimpfte und in breitester schwäbischer Mundart sprach, versteht sich nach der ihm eigenthümlichen Bildungsstufe von selbst.

Oeconomy ist zwar mit keiner chinesischen Mauer umgeben, allein Rapp weiß seine Heerde fern von allem übeln Einflusse zu halten. Er selbst auf seinem Schimmel ist überall und nirgends, und seine Vertrauten halten sorgfältig Wache. Die Oeconomysten dürfen den Ort nicht verlassen, und fremden Besuchern schenkt man so viel Aufmerksamkeit, daß sie durchaus der Mühe überhoben sind, Gespräche mit gewöhnlichen Gemeindemitgliedern anzuknüpfen. Ich fuhr Sonnabends nach Oeconomy, um den folgenden Tag Rapp predigen zu hören. Kurz nach meiner Ankunft traf ich ihn in seinem Hause, welches sehr nett, wohnlich, aber trotz des nahe bevorstehenden jüngsten Gerichtes recht leidlich mit Porzellan, Spiegeln ꝛc. versehen war. Der Prophet schien damals (es sind seitdem 15 Jahre verflossen) 75 bis 80 Jahre alt, jedoch rüstig und kräftig wie ein Funfziger. Seine Gestalt ist mittelgroß, breitschultrig und kräftig, das Gesicht oben breit, unten spitz zulaufend, Stirn breit, aber niedrig, Haar und Bart silberweiß, sehr lang und sorgfältig gekämmt, die grauen Augenbrauen sind dick und buschig, die Augen klein, dunkel und stechend, der Blick ist durchdringend und forschend. Seine Unterhalung war lebhaft, seine Eitelkeit

stets durchscheinend. Mit gleichem wohlgefälligen Schmunzeln zeigte er mir selbstgezogene Kürbisse von 120 Pfund Schwere und erzählte von seiner Ankunft in der Union und wie die Amerikaner durchaus nicht hätten begreifen können, daß ihm allein so viele Menschen nachgezogen wären. Er sprach mit vieler Sachkenntniß über Landwirthschaft, Obstzucht und Weinbau, und würde gewiß durch seine Fähigkeiten ein recht nützlicher Mann geworden sein, wenn ihn nicht das Schicksal zur Geißel von Dummköpfen ausersehen hätte. An dem Wirthe war ebensowenig eine Spur von Frömmigkeit, wohl aber derselbe spähende Blick wie bei seinem Herrn und Meister bemerkbar, und außerdem noch eine besondere Gabe des Lauerns und Spionirens, trotz eines wohlerzogenen Spitzels. In meinem Zimmer lag ein Gesangbuch, dessen Inhalt mich so hinriß, daß ich beschloß, einige der vorzüglichsten Hymnen abzuschreiben, weil man mir sagte, daß das unsterbliche Werk durchaus weder zu verkaufen, noch sonst zu erlangen sei. Während ich in mein Tagebuch schrieb, kam der Wirth öfters unter allerlei Vorwänden auf mein Zimmer und als er meine Absicht zu errathen schien, bat er sich das köstliche Buch aus mit dem Bemerken, es werde nothwendig gebraucht. Ich hatte gerade nur Zeit gehabt, die folgenden Anfänge von Liedern niederzuschreiben: „Die Jungfrauen, die alle nur Christum nachlaufen“, „Ich laß Aegypten seine Freuden“ und „Sophie, du leuchtest uns allen voran“ rc., da wurde ich des Schatzes erhabener Dichtkunst beraubt. Ueber die Producte der Ansiedlung erhielt man stets befriedigende, über deren innere Einrichtung hingegen nur ausweichende Antwort.

Die Colonie der Alten muß nothwendiger Weise aussterben und ihr Vermögen den letzten Mitgliedern derselben oder den Rapp'schen Nachkommen zufallen — wenn nicht besondere Ereignisse eintreten. Obschon man nun von der Rapp-schen Niederlassung im Ganzen viel weniger hört als von der Revolution in China, so scheinen doch beide Himmelsgegenden ähnlichen Zufällen unterworfen zu sein. Schon vor einigen Jahren las ich einmal, daß ein Gemeindemitglied von Oeconomy aus der Colonie habe austreten wollen, seinen ihm verweigerten Antheil am Besitze gerichtlich gefordert und **80,000** Dollars zugesprochen erhalten habe, und kürzlich kam mir der folgende Zeitungsartikel zu Gesicht: „Ein Proceß gegen die Rapp'sche Communistencolonie ist vor Kurzem vor dem Vereinigten Staaten-Gerichte des westlichen Districtes von Pennsylvanien zur Entscheidung gekommen. Es handelte sich um die Ansprüche eines gewissen Josua Nachtrieb, der im Jahre **1846** angeblich „durch moralischen Zwang" aus Oeconomy vertrieben wurde und nun seinen Antheil an dem Vermögen der Colonie beansprucht. (Für den Fall eines freiwilligen Austrittes verzichten die Mitglieder auf Entschädigung.) Das Gericht anerkannte seinen Anspruch und hat vorläufig eine Inventarisirung des Vermögens von Oeconomy angeordnet, um darnach die Höhe der an Nachtrieb zu leistenden Entschädigung zu bestimmen. Nach einer mäßigen Schätzung soll jenes Vermögen sich in diesem Augenblicke auf acht Millionen Dollars belaufen! Es ist sehr wahrscheinlich, daß auf Grund jener richterlichen Entscheidung noch mehrere der Herren Communisten individualistische Gelüste bekommen und sich in einer Weise be-

nehmen werden, daß Rapp ihnen „moralischen Zwang" anthun muß. Möglicherweise führt dies die Auflösung der ganzen Colonie herbei." Glaubst Du wohl, daß es so Mancher der Mühe werth halten würde, an Rapp's Stelle gegen die Vergünstigung der unverantwortlichen Verwaltung eines solchen Vermögens den Heiligen oder Propheten so lange als möglich zu spielen?

Die Communisten-Gemeinde in Nauvoo besteht aus 300 Personen und erfreut sich eines fröhlichen Gedeihens. Der 3. Februar, der Jahrestag der Abreise der ersten „Ikarier" 1848 von Havre nach Texas, wurde als Stiftungsfest gefeiert. Ein einfaches Abendmahl, mit Thee als Getränk, begeisterte Toaste, Quartette, Schauspiel (Cajus Gracchus von Chenier), Instrumentalmusik und ein Ball, welcher bis 2 Uhr Morgens dauerte, erheiterten das Fest, an welchem über 200 Amerikaner Theil nahmen. Seit drei Jahren haben sich die Ikarier in Nauvoo, auf einem Hügel am Mississippi liegend, niedergelassen, von wo einige Jahre vorher die Mormonen, welche sich ihren Nachbarn durch unzählige Diebereien und vielfältige andere Beeinträchtigungen verhaßt gemacht hatten, gewaltsam und nach vielem Blutvergießen, aber auf ungesetzliche Weise vertrieben worden waren. Die neuen Ansiedler kamen meist krank hier an und waren mit Feldarbeiten wenig bekannt. Dennoch haben sie jetzt schon 600 Acker Land auf zwei gepachteten Farmen im Bau, sehr viel Vieh, zahlreiche und große Häuser, Mühlen, Brennereien, eine Buch- und Steindruckerei, eine ausgewählte Bibliothek von 3000 Bänden, Mäh-, Säe- und Dreschmaschinen, Lichterkähne oder Schiffe 2c. und eine Niederlage

in St. Louis. Die Hauptleiter der Colonie, acht an der Zahl, werden in der allgemeinen Versammlung auf ein Jahr gewählt und für jetzt von 14 besonderen Ausschüssen für die verschiedenen Geschäfte, und wenn nöthig durch noch mehrere unterstützt. Alle Mitglieder, Männer sowohl als Frauen, müssen nach ihren Kräften und Fähigkeiten von 8 bis 10 Stunden täglich für das allgemeine Beste arbeiten. Die Gesellschaft sorgt für alle Bedürfnisse und Vergnügungen, dagegen gehört das ganze Vermögen des Einzelnen der Gesellschaft. „Bedingungen der Aufnahme sind: 1) Kenntniß des Princips der Gütergemeinschaft, 2) Unterwerfung einer viermonatlichen Prüfungszeit, 3) Uebermachung allen und jeden Eigenthums an die Gesellschaft. Das Mindeste, was der Eintretende mitzubringen hat, sind 80 Dollars für die erwachsene Person und 40 Dollars für jedes Kind; ferner ein Bett und Kleidung für 2 Jahre. Sollte die Aufnahme nach abgelaufener Prüfungszeit (wozu Zweidrittheile der Stimmen erforderlich) nicht erfolgen, so wird alles Eingebrachte bis auf ein Fünfttheil des eingezahlten Geldes sogleich zurückgegeben. Wer nach bestimmter Aufnahme die Colonie verläßt, hat die Hälfte des eingezahlten Geldes in derselben zu lassen. In letzterem Falle werden 20 Dollars sogleich, das Uebrige aber in Terminen, welche nöthigen Falls auf fünf Jahre ausgedehnt werden können, ausgezahlt. Letzteres ist noch nie eingetreten, jedoch als Vorsichtsmaßregel betrachtet, wenn Viele auf einmal die Colonie verlassen sollten.“ —

Eheleute wohnen zusammen und behalten ihre Kinder bis zum Alter von zwei Jahren bei sich; ältere Kinder (über

2 Jahr alt) wohnen gänzlich in den Schulen bei den Lehrern und Lehrerinnen. Unverheirathete Personen leben zu 3 und 4 in einem Zimmer beisammen. Mütter mit nicht schulfähigen Kindern nähen in ihrer Wohnung einige Stunden lang für die Gesellschaft und besorgen außerdem die Näherei für ihre Familie. Die Mahlzeiten sind gemeinschaftlich, ausgenommen für entfernt Beschäftigte, Frauen mit kleinen Kindern &c. In den Schulen, Mühlen, Farmen befinden sich besondere Küchen und gemeinschaftliche Tische. Die Kost ist einfach, aber gut. Im Sommer versammeln sich die Männer früh vor fünf Uhr in der Halle, erhalten einen Schluck Whisky, ein Stück Brot und gehen dann an die Arbeit. Halb acht ruft die Trompete zum Frühstück, halb ein Uhr zum Mittags- und um sieben zum Abendmahl. Im Winter, Frühjahr und Herbst werden die Mahlzeiten je nach der Länge des Tages früher oder später eingenommen. — Sonntags wird nur in dringenden Fällen, z. B. während der Ernte, gearbeitet, außerdem ist dieser Tag dem geselligen Vergnügen und der Erholung gewidmet. Für Anlegung von großen Gärten zum Gemüsebau, zur Obstzucht und zum Lustwandeln ist gesorgt, sogar Coulissen und Decorationen zu einem Theater, vierzig verschiedene musikalische Instrumente, Flinten und Netze für Jäger und Fischer sind vorhanden. Von allen Seiten erhalten wir die Versicherung, daß die größte Zufriedenheit, Ordnung und Heiterkeit in der Colonie herrscht. Die Lage von Nauvoo soll sehr gesund sein, denn bald genasen alle krank Angekommene und beim letzten Stiftungsfeste war Niemand durch Unwohlsein an der Theilnahme daran verhindert. — Eine sehr zweckmäßige Verord-

nung ist noch die, daß Jeder, welcher sich beeinträchtigt glaubt, sei es nun durch Auferlegung unpassender Arbeit, oder auf irgend eine andere Weise, bei den Generalversammlungen Beschwerde führen und Recht erhalten kann und soll.

Ich kenne mehrere Familien, welche sich durch die günstigen Schilderungen des Lebens in der ikarischen Colonie zum Anschlusse an dieselbe bewogen fühlen. Ich selbst glaube, daß der Versuch noch in zu kleinem Maßstabe ausgeführt worden ist und zu kurze Zeit gedauert hat, um verlockend zu sein; denn ich bin der Meinung, daß hin und wieder eine kleine Niederlassung dieser Art, aus sehr enthusiastischen und rechtschaffenen Mitgliedern bestehend, sich selbst eine längere Zeit halten kann, allein ich fürchte, daß diese Lebensart der menschlichen Natur im Allgemeinen zu sehr widerspricht, und obwohl beglückend in der Theorie, in der Praxis, im Großen wenigstens völlig unausführbar sein wird. Der Versuch bleibt übrigens immer lobenswerth und Vater Cabet, wie er überall genannt wird, ist ein Menschenfreund mit warmem Herzen und unermüdlichem Eifer. Amerika ist übrigens das Land, wo dergleichen Unternehmungen ohne allen Widerspruch und ohne alle Gefahr ausgeführt werden und ihren Werth völlig ungestört bethätigen können, wie es z. B. mit dem Associationswesen geschah, welches vor zwei Jahren außerordentlich eifrig betrieben wurde, jetzt aber schon wieder vergessen worden zu sein scheint, weil man eines Theils in Erfahrung gebracht, daß Associationen aller Gewerbe und Stände die jetzt vorhandenen hohen Preise durch die Organisation

noch steigern würden, und weil alle *fleißigen* und *nüchternen* Arbeiter recht wohl eingesehen haben, daß die freie Concurrenz ihnen am nützlichsten ist, und daß es zur Hebung aller Gewerbe nur eines verbesserten Innungswesens mit Unterstützungskassen zur Hülfe für Kranke bedarf.

Zwölfter Brief.

Die besten und kürzesten Wege und empfehlenswerthesten Gelegenheiten auf Dampfbooten, Eisenbahnen und Straßen nach dem Westen, nach Nord- und Südwesten der Union für Einwanderer. — Die politischen und socialen Verhältnisse in Californien und im Oregongebiete. — Ausführliche Schilderungen der Indianer oder sogenannten Rothhäute.

Highland, den 22. Mai 1852.

Lieber Robert!

Nach langer Unterbrechung komme ich endlich wieder auf mein Dir im verflossenen Winter gegebenes Versprechen, betreffend die besten Wege und Gelegenheiten, nach dem Westen zu reisen, zurück. Um Zeit und Geld zu ersparen, ist es, im Winter ausgenommen, am zweckmäßigsten, in New-York zu landen, obschon Boston dazu, wie ich Dir später angeben werde, der passendste Platz wäre. Von ersterem Orte fahren zwei gleichlange Eisenbahnen nach den Ufern des Erie-Sees (Irih ausgesprochen), die eine nach Buffalo, die andere nach Dunkirk, 43 Meilen westlich von jenem und daher näher nach dem Reiseziele der meisten Auswanderer.

17*

Wer den über alle Beschreibung herrlichen Niagarawasserfall sehen will, muß nach Buffalo, von wo er noch 23 Meilen entfernt ist, fahren; wem hingegen daran liegt, ohne Zeit- und Geldverlust schnell vorwärts zu kommen, der gehe geraden Weges nach Dunkirk, von da, so lange die Eisenbahn nach Cleveland noch nicht ganz fertig ist, mit dem Dampfboote nach Sandusky und von dort mit der Eisenbahn nach Cincinnati, bis wohin das Reisegeld auf dem ersten Platze von New-York aus 16 Dollars und funfzig Cent beträgt, Mahlzeiten ungerechnet. Um nach St. Louis zu gelangen, benutzt man ein Dampfboot zur Weiterreise und legt den Weg von 688 Meilen gewöhnlich in drei bis vier Tagen für die Summe von sechs bis acht Dollars, Mahlzeiten inbegriffen, zurück. Von New-York bis Cincinnati, eine Entfernung von Tausend Meilen, dauert die Reise von zwei und einem halben bis drei Tage. In der ersten Cajüte und dem besten Dampfwagenplatze kostet die ganze Tour von New-York bis St. Louis, eine Entfernung von 1688 Meilen, ohngefähr dreißig, im Zwischendecke und der dritten Wagenklasse von zehn bis zwölf Dollars für die erwachsene Person.

Für Leute, welche sehenswerthe Städte und Gegenden zu besuchen wünschen, ist es bei Weitem vorzuziehen, von New-York aus durch die Neu-England Staaten nach den Niagarafällen, von da über Pittsburg, das Birmingham und Sheffield Amerikas, nach dem Westen, Süden und durch die südlichen Staaten nach Charleston, Wilmington, Norfolk, wo das größte Arsenal der Union sich befindet, Washington, Baltimore und Philadelphia zu reisen. Ich habe diese Tour selbst gemacht und kann Dir ver-

sichern, daß es sich, wenn man doch einmal die Vereinigten Staaten betreten hat, der Mühe verlohnt, obschon ich nicht leugnen will, daß man mit demselben Zeit- und Kostenaufwande und bei Weitem mit weniger Mühe, Unannehmlichkeiten und Gefahren im ganzen westlichen und südlichen Europa unendlich viel Schöneres und Interessanteres, die Niagarafälle ausgenommen, sieht und sich tausendmal besser unterhält. Gelegentlich will ich Dir eine kurze Reisebeschreibung senden, um Dich von der Wahrheit des Ebengesagten gründlich zu überzeugen und Dir recht anschaulich zu machen, daß es viel zweckmäßiger ist, aufrichtig geschriebene Schilderungen der Vereinigten Staaten zu lesen und sich in Europa seines Lebens zu freuen (wenn man kann), als die im Durchschnitte langweilige Reise selbst zu machen und sich jeden Augenblick daran zu erinnern, was für paradiesische Gegenden man in derselben Zeit auf dem östlichen Continente hätte in der angenehmsten Gesellschaft besuchen können.

Ohnstreitig der kürzeste und beste Weg, nach dem Nordwesten der Union, oder nach den westlichen Mittelstaaten, Missouri, Illinois und Iowa zu gelangen, ist der von Dunkirk am Erie-See nach Monroe in Michigan (300 Meilen) mit dem Dampfer und von da nach Chicago im nördlichen Illinois (257 Meilen) am Michigansee, auf der sogenannten südlichen Eisenbahn. Diejenigen, welche sich nach Milwaukee in Wisconsin, 94 Meilen nördlich von Chicago, begeben wollen, gehen dahin mit dem Dampfboote; Solche hingegen, die nach dem Innern von Illinois oder St. Louis zu reisen wünschen, benutzen von Chicago aus die Eisenbahn nach Joliet, von da das Canalboot bis Peru und von

dort aus den Dampfer auf dem Illinoisflusse und Mississippi bis St. Louis, welches, 368 Meilen von Chicago entfernt ist. Die Reise von New-York auf dem angegebenen Wege dauert von fünf bis sechs Tagen, durchmißt eine Entfernung von 1462 Meilen und kostet ohngefähr 25 Dollars mit Beköstigung in der Cajüte und den Wagen erster Klasse und zehn bis zwölf Dollars im Zwischendeck und der dritten Wagenklasse. Anstatt von Dunkirk nach Monroe kann man auch von Buffalo (im Staate New-York am Eriesee) nach Detroit am St. Clairsee in Michigan, von da auf der Centraleisenbahn nach Neu-Buffalo (am Michigansee) und von hier aus wieder mit dem Dampfer nach Chicago fahren, je nachdem die eine oder die andere Gelegenheit schnelleres Fortkommen gewährt; gleichwohl beträgt der Umweg auf letzterer Tour ohngefähr 100 Meilen. Eine dritte Art, von Buffalo oder Dunkirk nach Milwaukee oder Chicago zu reisen, ist die mit dem Dampfboote über die Seen Erie, St. Clair, Huron und Michigan. Man hat dabei den Vortheil, daß man sein Gepäck vor der Ankunft an den genannten Orten nicht umzuladen hat und, wenn kein Sturm sich erhebt, gehörig von der letzten Dampfwagenschütteltour ausruhen kann. Der Umweg um die Halbinsel von Michigan herum und durch die Mackinawstraße ist zwar sehr bedeutend und beträgt 377 Meilen, allein nichtsdestoweniger ziehen viele, besonders mit Kisten, Koffern oder zahlreichen Familien gesegnete Reisende diesen Weg, welcher übrigens nicht kostspieliger ist, als die übrigen, vor. Von Buffalo kommende und Aufenthalt in Michigan beabsichtigende Personen müssen in Monroe, Detroit oder Gratiot an das Land gehen.

Innerhalb kurzer Zeit wird eine Eisenbahn zwischen Philadelphia und Cincinnati und binnen einiger Jahre auch die jetzt schon begonnene zwischen letzterem Orte und St. Louis fertig sein und dann verdienen beide als die sichersten, schnellsten und billigsten den Vorzug vor allen anderen Reisegelegenheiten nach den mittleren Staaten des Westens. Jedenfalls wird die erstere Bahnstrecke noch dieses Jahr vollendet und sollte daher auch vorzugsweise von allen Einwanderern benutzt werden, selbst von solchen, welche in New-York landen. Die Eisenbahnen gewähren vor den Dampfbooten deshalb den so außerordentlich großen Vortheil der Sicherheit für Leben und Eigenthum, weil die Actionäre der ersteren durch das Gesetz für allen den Passagieren bei Benutzung derselben zugefügten Schaden verantwortlich gemacht und zu Ersatz verpflichtet sind, was leider bei den Dampfbooten noch nicht der Fall ist! Von New-York nach Cincinnati reist man auf der Eisenbahn jedenfalls über Philadelphia, die schönste Stadt der Union; von da aus bis nach Cincinnati gibt es zwei große gleichlange Schienenwege, von denen der eine über Baltimore und Parkersburg am Ohio (Oheio), der andere über Harrisburg und Pittsburg geht. Der letztere ist für Einwanderer jedenfalls vorzuziehen, insofern dadurch der, wenn auch nur kurze, aber für das Eigenthum stets sehr gefährliche Aufenthalt in einer großen Stadt vermieden wird. Aus gleichem Grunde wäre es zu wünschen, daß die deutschen Rheder sich mehr mit Boston in Verbindung setzten, damit die nach den nordwestlichen Staaten ziehenden Auswanderer sämmtlich in dieser ruhigen, ordentlichen, Dieben, Raufbolden und Betrügern, und hoffentlich

für immer, weniger günstigen Stadt landen könnten. Abgesehen von der größeren daselbst herrschenden Sicherheit für die neuen Ankömmlinge und der etwas kürzeren Seereise ist der Landweg von Boston nach Buffalo oder Dunkirk auch wenigstens um **100** Meilen kürzer, und demnach so viel billiger.

Man ist jetzt sogar mit der Ausführung des Planes beschäftigt: Auswanderer künftig mittelst des Lorenzstromes, Ontariosee's, Wellandcanales (welcher die Niagarafälle und Stromschnellen umgeht), der Seen Erie, St. Clair, Huron und Michigan (Mischigan ausgespr.) zu Schiffe bis nach den Ufergebieten dieser verschiedenen Gewässer zu bringen. Der Wellandcanal hat aber bis jetzt nur 8½ Fuß Tiefe und viele Schleußen, und seine höchste Erhebung über den Ontario beträgt einige hundert Fuß, daher würde wohl die Beschiffung desselben für Auswanderer etwas zu langsam sein; stellt man aber die leicht zu ermöglichende Verbindung des Huronsee's mit dem Lorenzo durch eine Wasserstraße vermittelst der Georgiabai, des French-Flusses, Nippingsee's, Mattawan- und Ottowaflusses her, so würden ohnstreitig deutsche und englische Segelschiffe, von Dampfern die Flüsse hinaufgezogen (wie nach Neu-Orleans), ihre Passagiere unmittelbar in Mackinaw, Milwaukee oder Chicago landen können. Welche Annehmlichkeiten aus dieser Einrichtung den Reisenden, welcher Vortheil dem Handel und welcher Gewinn dadurch den Schiffseigenthümern erwachsen würde, ist leicht vorauszusehen. Ich zweifle nicht, daß die Amerikaner und Engländer, die jungen, thatkräftigen, mit der Zeit fortschreitenden Söhne der alten, ihren Zusammenhang

mit der großen Welt vernachlässigenden Sachsen *), das Werk bald in Angriff nehmen und gehörig in Ausführung bringen werden.

Der bisher von den meisten Auswanderern gewählte Weg nach den nordwestlichen Staaten, über Neu-Orleans, ist im Allgemeinen der allerunpassendste und kaum im Herbste anzuempfehlen, weil der Mississippi von der Ohiomündung an zuweilen zufriert, oberhalb der Missourimündung alle Winter längere Zeit durch Eis geschlossen bleibt und nicht selten Schiffe und Passagiere in die verzweifeltste Lage bringt. Zwar bleibt die Schifffahrt auf dem Mississippi länger offen als auf den nördlichen Seen und Canälen, welche diesen Winter 102 Tage mit Eis bedeckt waren, dennoch ist die Winterreise nach dem Innern der Vereinigten Staaten Niemandem anzurathen, theils wegen der Gefahr des Einfrierens (mit Aussicht, zu erfrieren und zu verhungern), theils wegen der außerordentlichen Schwierigkeit, während der kalten Jahreszeit irgend ein Unterkommen oder Verdienst zu finden. Gleichwohl wird es Auswanderern häufig empfohlen, im Spätherbste von Europa nach Orleans abzureisen und ihnen das Klima von Missouri, Illinois, Ohio ꝛc. als wahrhaft andalusisch geschildert, allein dies geschieht

*) Bonifacius, der Apostel der Deutschen, sagt in einem Berichte an Papst N. N., daß die ausgewanderten Franken und Sachsen die tüchtigsten der Nation gewesen seien — dies mag vielleicht für den Augenblick gegolten haben, insofern die jungen Krieger auf Eroberungen auszogen —; seitdem ist aber wieder viel braves junges Volk nachgewachsen, welches hoffentlich genug Energie besitzen wird, im Auslande als selbstständige Colonie aufzutreten und nicht wie bisher sich spurlos unter fremden Nationen zu verlieren, nachdem ihnen zum Danke für ihr fleißiges Wirken und Schaffen Haß und Verachtung zu Theil geworden ist.

lediglich von Speculanten, welche im Winter Beschäftigung für ihre Schiffe suchen und sich wenig darum kümmern, wie viele Menschen durch sie unglücklich werden, vorausgesetzt, daß ihr Kapital nur recht schöne Procentchen trägt. Von dem südlichen Charakter des hiesigen Klimas kannst Du Dir eine Vorstellung machen, wenn ich Dir versichere, daß wir am 18ten Mai bei Sonnenaufgang noch einen tüchtigen Reif hatten, seitdem des Feuers in den Zimmern bedürfen, indeß vor sechs Jahren am 17ten Mai das schon fußhohe Kartoffelkraut gänzlich erfror!! Stelle Dir nun aber arme Auswanderer in dem nach allen Seiten offenen, (nur oben gedeckten) Zwischendecke, oder die Cajütenpassagiere in ihrer breternen Behausung bei heftiger Kälte (gelegentlich 20 Grad Réaumur unter Null), und zum Ueberflusse noch tage- oder wochenlang im Flusse eingefroren vor, und Du wirst begreifen, daß sehr viel Unkenntniß der Verhältnisse oder Schlechtigkeit dazu gehört, um Leute in eine so gräßliche Lage zu bringen.

Abgesehen von der Gefahr der Ankunft im Winter gibt es noch viele andere der Dampfbootreise von Neu-Orleans nach St. Louis oder Cincinnati, z. B. 1) das häufige Auffliegen (großentheils der Anwendung des Hochdrukkes bei den Dampfmaschinen zuzuschreiben) und Verbrennen der schwer beladenen und dennoch mit der äußersten Dampfkraft gegen den schnellen Strom (bei mittlerem Wasserstande hat er eine Geschwindigkeit von fünf Meilen in der Stunde) ankämpfenden Dampfboote; 2) der Ausbruch tödtlicher und ansteckender Krankheiten bei großer Hitze und Ueberfüllung der Boote; 3) das Sinken derselben durch Auf-

rennen auf Snags. Ueber das häufige Vorkommen der zuerst genannten Unglücksfälle habe ich Dir schon früher öfters ausführlich geschrieben, und daß bei der afrikanischen Hitze der heißen Jahreszeit unter einer großen Anzahl (zuweilen sechs bis siebenhundert auf einem Dampfboote, welches kaum für die Aufnahme der Hälfte eingerichtet ist) auf einem kleinen Raum, wie Neger auf den Sklavenschiffen, zusammengedrängter Personen Keime von Krankheiten sich schnell entwickeln, den Ausbruch der bösartigsten Seuchen und häufige Todesfälle veranlassen, wird Dich nicht Wunder nehmen, daher enthalte ich mich aller weiteren Erörterungen der unter Eins und Zwei angeführten Reisefährlichkeiten; allein über die Snags oder Sawyers muß ich noch einige Worte der Erläuterung hinzufügen. Sie bestehen in sehr großen, festen und dicken Bäumen, welche vom Ufer während des hohen Wasserstandes der Flüsse weggespült und kurze Strecken mit fortgeführt, endlich mit den schweren Wurzeln auf den Boden des Flusses sinken und daselbst gehörig eingeschlemmt werden, während die Krone halb schwimmend, halb von der Wassermasse niedergedrückt unter der Oberfläche desselben bleibt. Die Aeste solcher Bäume werden nach und nach erweicht und durch die Strömung des Flusses weggewaschen, oder durch vorüberfahrende Dampfboote abgebrochen. Wenn dies Nachts geschieht und Theile davon in den Rädern hängend gegen den Räderkasten schlagen, so macht diese Art von Musik einen so überraschenden Eindruck, daß alle Passagiere mit Blitzesschnelle aufspringen und sich halbtodt vor Schrecken verzweifelnd umschauen, nachdem fast ein jeder seinen Schädel gewaltig gegen die Decke

der niedrigen Schlafstätte gestoßen und dadurch den allgemeinen Lärm und später die Veranlassungen zu einem homerischen Gelächter vermehrt hat. So lange als die Baumstämme noch nicht ganz fest im Flußbette sitzen und ihre Spitzen bald vom Strome niedergedrückt, bald wieder durch ihre Schwimmfähigkeit sich über das Wasser erhebend eine fortwährende auf = und niedergehende Bewegung machen, nennt man sie Sawyer (Säger), stehen sie aber fest, so heißen sie Snags. Bei hohem Wasser sind Erstere sowohl als Letztere gänzlich unsichtbar und den stromaufwärts fahrenden Dampfern sehr gefährlich. Denke Dir einen vier bis fünf Fuß dicken, am oberen Ende durch das Abbrechen der Aeste nach und nach spitz gewordenen, schräg nach aufwärts gerichteten und durch seine weit ausgebreiteten, im Flußbette festsitzenden Wurzeln einen unüberwindlichen Widerstand leistenden Baumstamm, gegen welchen ein Dampfboot mit der ganzen Kraft seiner Maschinen anfährt, und Du wirst begreifen, daß er letzteres ohnfehlbar aufspießt. Dringt er in den Boden des Schiffes, so sinkt es in der Regel schnell, indem es sich mit Wasser füllt und ersteren bis zu einem gewissen Grade mit niederdrückt. Es ist schon vorgekommen, daß die Snags durch den Rumpf der Boote hindurch, die Cajüten, lange hölzerne Säle mit zwei Reihen Schlafzimmerchen, welche sich über dem ersten Verdecke befinden, völlig abgestoßen haben, so daß diese eine gewisse Strecke den Fluß für sich allein abwärts schwammen, während der Rumpf sank! Oft wird ein Rad der Dampfer durch die Snags zerbrochen oder das Schiff anderweitig beschädigt, ohne daß dadurch mehr Unheil als eine unangenehme Verzögerung der Reise entsteht.

Um die westlichen Ströme von diesen gefährlichen Hindernissen der Schifffahrt zu befreien, suchte die Regierung früher durch ein sogenanntes Snagboot dieselben zu zerstören, und ihrer Entstehung dadurch vorzubeugen, daß die großen Stämme an den Flußufern gefällt wurden. Das Snagboot besteht aus zwei niedrigen, dauerhaft gebauten und mit sehr kraftvollen Maschinen versehenen Dampfern, welche durch dicke, starke Balken von zehn bis funfzehn Fuß Länge zu gleicher Zeit fest verbunden und von einander getrennt sind. Der vorderste Balken befindet sich ohngefähr drei bis vier Fuß über dem Wasserspiegel. Wenn die Flüsse am niedrigsten und die Spitzen der Snags sichtbar sind, fährt das zu ihrer Zerstörung bestimmte Boot mit der äußersten Dampfkraft stromaufwärts gegen dieselben an, faßt sie mit dem vordersten Balken und schiebt den Baum auf diese Art in die Höhe, bis er fast senkrecht steht. Hierauf hält das Boot still, und seine Mannschaft haut ihn in große Stücken, die man fortschwimmen läßt. Leider bleiben die Stümpfe mit den Wurzeln fest im Flußbette sitzend übrig und bringen immer noch Gefahr, wenn auch weniger, als die Eisbrechern ähnlich vorstehenden Spitzen. Snags, welche von sehr dicken, schweren Bäumen herrühren, widerstehen, ebenso wie die Stümpfe und Wurzeln, häufig allen Kraftanstrengungen des Snagbootes (von den Bootsleuten Onkel Sams Zahnausreißer genannt), und es würde die vereinte Kraft von zehn Dampfern erfordern, wollte man sie entfernen. Seit vielen Jahren hat die Unionsregierung die die Flußschifffahrt schon um Vieles verbessernde Arbeit der Snagboote eingestellt und mit unverzeihlicher Nachlässigkeit die Gefahren der westlichen

Ströme unberücksichtigt gelassen; denn die zur Beseitigung derselben verwilligten **200,000** Dollars sind eine wahrhafte Verhöhnung der dringlichen Hülfsgesuche des Westens und verrathen entweder tadelnswerthe Unkenntniß der Verhältnisse, oder Mangel an gutem Willen, insofern in jeder anderen Beziehung mit dem Staatsvermögen, besonders wenn die Herren Senatoren, Minister oder deren Freunde ꝛc. ihr Schnittchen dabei machen können, übrigens sehr leichtsinnig und verschwenderisch umgegangen wird.

Was das Fällen der Bäume an den Ufern der großen Ströme zur Verhütung der Bildung von Snags betrifft, so ist es in der Theorie wohl sehr richtig, allein in der Praxis als durchgreifende Maßregel völlig unausführbar; denn erstens spülen die reißenden und hochgeschwollenen Fluthen jährlich den lockeren Humusboden der meisten Flußufer ackerweise hinweg, 2) bilden sie häufig ganz neue, mit Snags reichlich gespickte Flußbetten, und 3) sind noch hunderte von Meilen ihrer Gestade mit riesigem Urwalde bedeckt, dessen Lichtung ungeheure Summen kosten würde. Der gewundene Lauf der westlichen Ströme (ein Segen für die Schifffahrt, weil dadurch ihre Schnelligkeit vermindert wird) verräth ein nur zeitweiliges Fügen in den vom Lande ihnen angethanen Zwang, gegen welchen sie unaufhörlich ankämpfen. Bei hohem Wasser entstehen daher häufig an verschiedenen Stellen Durchbrechungen der alten Flußbetten mit Bildung neuer, welche entweder für immer den Fluß aufnehmen oder nur bei Ueberschwemmungen einen Theil seiner Wasser ableiten. Durch das Weg= und Wiederanspülen von Land wird das Ansehen einer Gegend bedeutend ver=

ändert, die Schifffahrt aber auch sehr unsicher gemacht, indem das Fahrwasser sich zu verschiedenen Zeiten an den entgegengesetzten Seiten der Flüsse befindet und Sandbänke zum Vorschein kommen, wo noch vor wenigen Monaten die größten Dampfer fuhren. Unserer Gegend steht vielleicht in naher Zukunft eine gewaltige Veränderung dieser Art bevor, insofern der Missouri das südliche Ufer an seiner Mündung unwiderstehlich fortschwemmt (binnen 3 Jahren eine halbe Meile weit) und seine ganze Wassermasse und die des schwächeren Mississippi gegen das Illinoisufer treibt, um sein altes Flußbett, welches sich ohnstreitig bis sieben Meilen östlich von dem jetzigen, die sogenannten Bluffs entlang erstreckte, wiederzugewinnen. Nur ein kleiner Raum ist zu durchbrechen und der Strom hat wieder seinen alten Lauf und die von demselben noch herrührenden Seen und Niederungen werden von stattlichen Dampfern durchfurcht werden. Die durch die beiden letzten großen Ueberschwemmungen herbeigeführten Veränderungen in unserer Nachbarschaft berechtigen zu der eben angeführten Vermuthung.

Das Wegspülen größerer, mit dichtem Walde bedeckter Strecken erklärt sich theils durch die erwähnten Veränderungen in dem Laufe der Flüsse, theils durch die Lockerheit und Weichheit des fast hauptsächlich aus Dammerde (Alluvialboden) bestehenden Bodens der Niederungen. Sind die Flüsse niedrig, so dringt besonders in ihren Krümmungen das Wasser in die unteren Schichten des Ufers, weicht das Erdreich auf und schwemmt es fort, während die Oberfläche des Landes noch einen ungestörten Zusammenhang verräth; allein die nächste Ueberschwemmung trennt auch noch die

letzte Verbindung und stürzt oft Flächen von der Größe eines viertel oder halben Ackers, selbst mit den größten Bäumen besetzt, in den Fluß. Bei einem solchen Erdsturze oder Wasserfalle wäre ich selbst einmal mitgerutscht, wenn nicht mein gutes Roß mich gerettet hätte. Ich ritt nämlich der Stadt Alton gegenüber im Walde dicht an dem zwei Fuß hoch überflutheten Mississippiufer hin, auf einem Wege, welcher nur durch die Lichtung in den Bäumen kenntlich war. Das Wasser strömte noch fortwährend von dem immer mehr anschwellenden Flusse landeinwärts. Mein Pferd verrieth dabei außerordentliche Aengstlichkeit und sprang in wahrhaft tollen Sätzen vom Flusse und Wege abwärts; allein weil man mir gerathen, auf letzterem zu bleiben, weil der Boden dicht am Strome am höchsten und daher das Wasser am flachsten sei, so zwang ich das Thier mit Gewalt wieder dahin zurück. Nur unwillig und zitternd gehorchte es einige Minuten lang, und setzte dann plötzlich mit einigen gewaltigen Sprüngen trotz des tiefen Wassers in den Wald hinein und ließ sich auch da noch kaum halten. Ein ungewöhnliches Geräusch veranlaßte mich rückwärts zu sehen, und zu meiner nicht geringen Verwunderung hatte sich eine ziemliche Strecke des von mir noch vor einigen Sekunden benutzten Weges mit dem zu beiden Seiten befindlichen Walde vom Lande gelöst und sank langsam flußabwärts treibend in die gierigen Fluthen. Ich muß gestehen, daß ich mich dem Willen des Rosses nicht ferner widersetzte und es ihm gern überließ, den sichersten Weg zu wählen. Ich vermuthe, daß es die Schwankungen des schon fast gelösten Stück Landes fühlte und deshalb so ängstlich zitterte. Ich selbst konnte

wegen des hohen, braungelb dahinströmenden Wassers weder die Bewegung des Bodens, noch die wahrscheinlich schon in demselben vorhandenen Risse sehen und hielt das Zittern des Thieres für Frost, weil auf dem Flusse noch viel Treibeis schwamm und das Wasser daher kalt genug war. Seit dieser Zeit habe ich ganz besondere Hochachtung vor der Klugheit der Pferde und vermeide auf Vergnügungs- oder Instructionsreisen überschwemmte Gegenden, besonders in der Nachbarschaft so rücksichtsloser Flüßchen, wie der Mississippi oder Missouri, denn an demselben Tage bekam ich auch eine zweifache Mahnung zur Befolgung dieser Regel, indem ich noch fünf Meilen weit reiten mußte, ehe ich wieder auf trocknen Boden kam und am folgenden ein bedeutendes Stück Wald St. Charles gegenüber in den Missouri fiel und fast das Umschlagen unseres elenden, dem Lande schon nahen Ruderfährbootes veranlaßte.

Abgesehen von den Gefahren der Flußreise von Neu-Orleans bis St. Louis, Cincinnati oder Pittsburg, so ist die ganze Tour von Europa nach Neu-Orleans und den Mississippi und Ohio aufwärts auch viel länger und kostspieliger, als die über Boston, New-York, Philadelphia oder Baltimore. Gewöhnlich dauert die Seereise nach Neu-Orleans drei Wochen, also ohngefähr um die Hälfte länger als nach letzteren Städten, und ist in der Regel auch fast um die Hälfte theuerer. Außerdem haben die Passagiere der meistens überladenen Schiffe auf der Seereise nach dem Mississippi furchtbar von Hitze, Wassermangel und häufig auch von Krankheiten zu leiden, was auf den nach dem Norden der Union fahrenden kaum jemals (auf engli-

schen Emigrantenschiffen ausgenommen) vorkommt. Von Neu-Orleans bis St. Louis oder Cincinnati, bis wohin man durchschnittlich in 8 bis 10 Tagen fährt, betragen die Reiseunkosten in der Cajüte ohngefähr zwölf, im Zwischendeck mit Beköstigung sechs, ohne dieselbe von zwei bis 3½ Dollars für die erwachsene Person, für Kinder unter zehn Jahren wird die Hälfte, für Säuglinge Nichts bezahlt. Die Zwischendeckspassagiere müssen in der Regel beim Einnehmen von Holz behülflich sein und werden meistens noch schlechter behandelt als Neger. — Worin nun der Vortheil des Landens in Orleans und der Mississippireise bestehen soll, wird aus dem Vorhergehenden schwerlich ersichtlich sein, und da ich in Erfahrung gebracht habe, daß drei Wochen Zeitverlust, Ausstehen verschiedenartiger Drangsale, drohende Gefahren und unnöthige Unkosten nirgends zu den Vortheilen gerechnet werden, so glaube ich auch nicht, daß man vernünftiger Weise irgend Jemandem, welcher den nächsten, besten und billigsten Weg zu erfahren wünscht, den von Europa nach Neu-Orleans und den Mississippi aufwärts anempfehlen könne.

Im Allgemeinen kann man annehmen daß das Reisen auf den westlichen Dampfbooten wenig oder gar Nichts kostet, denn wenn ein Zwischendeckspassagier für sich und einige schwere Kisten für 1212 Meilen Weges, (von Neu-Orleans nach St. Louis) zwei bis 3½ Dollars bezahlt, so ist dies doch kaum erwähnenswerth, und wenn es in der Cajüte für dieselbe Entfernung 12 Dollars, die Mahlzeiten eingerechnet, kostet, so sind die letzteren, von denen täglich drei, durch eine Unzahl von Gerichten und allerlei Leckereien

(Wein ausgenommen) ausgezeichnete, welche, nicht so gut, in jedem Hotel täglich sich auf 1½ Dollar belaufen würden, bei einer Fahrt von 8 bis 10 Tagen kaum bezahlt, Wohnung aber und Weiterbeförderung völlig umsonst. Nur die Wohlfeilheit des Holzes zum Schiffbaue und zur Feuerung, und die zahllose Menge der Reisenden machen diese unerhört niedrigen Preise möglich und lassen es zu, daß die Dampfboote zu gleicher Zeit als Transportmittel und reisende Wirthshäuser dienen; die Ladung nämlich und die Deckpassagiere zahlen Fracht, die in der Cajüte Reisenden hingegen nur sehr mäßig für Kost und Wohnung. Früher betrug der Preis der Reise von St. Louis nach Neu-Orleans vierzig Dollars und mehr, daß er aber noch unter zwölf kommen könne, ist kaum glaublich. Dennoch darfst Du die hier angeführten Reiseunkosten nur als eine ungefähre Ueberschlagssumme annehmen, denn je nach Umständen sind sie bald etwas höher, bald niedriger und stehen im umgekehrten Verhältnisse zu dem Wasserstande der Flüsse. Da nämlich bei niedrigem Wasser nur kleine Schiffe fahren können, so sind die Frachtpreise hoch, und weil bei hohem Wasser große und kleine Boote thätig sind und in allen Richtungen zu Hunderten fahren, so werden durch die vielfältige Bewerbung die Fracht- und Fahrpreise niedrig. — Auf den Eisenbahnen zahlt die Person auf dem ersten Platze durchschnittlich zwei Cent für die Meile, ebensoviel die Tonne (2000 Pfund) Fracht, und auf der zweiten oder dritten Wagenklasse kostet es für Reisende nur die Hälfte oder weniger, besonders wenn sie Fahrbillets auf lange Strecken nehmen. Die Wagen legen meistens nur 20 Meilen in der Stunde

zurück, auf einigen Bahnen wohl auch 28 bis 30, und nur auf der von New-York nach Albany 40. Extrazüge, z. B. solche, welche die Botschaft des Präsidenten ꝛc. überbringen, fahren sogar 45 Meilen in der Stunde. Später gebe ich Dir vielleicht ausführlichere Nachrichten über die Eisenbahnen der Union, für den Zweck dieses Briefes ist das Vorausgeschickte hinreichend. Laß mich daher nur noch kürzlich bemerken, daß Ende 1851 in den Vereinigten Staaten schon 10,804 Meilen befahren wurden und noch 10,898 im Baue begriffen waren, daß aber die besten amerikanischen Eisenbahnen sich, was die Großartigkeit der Anlagen oder Sicherheit der Ausführung betrifft, mit den besten deutschen keineswegs messen können. Das überall so heilsame Fortschrittsprincip (go a head principle, muß oft durch „über Hals und Kopf" übersetzt werden) wird hier sehr häufig falsch verstanden und angewendet; denn um irgend Etwas schnell, versäumt man sehr häufig, es gut zu machen. Dies findet ganz besonders Anwendung auf die Eisenbahnen, welche hier nicht selten meilenweit über hölzerne Böcke hinlaufen, wie z. B. die große Süd-Karolina durchziehende, und wörtlich Air-lines (Luftlinien, hier die Bezeichnung für ganz gerade Richtungen) bilden oder auf so schlechtem Grunde, ohne den gehörigen Unterbau, errichtet sind, daß die hölzernen Unterlagen bei feuchtem Wetter durch die Last der Wagen in die weiche Erde gedrückt werden. Dadurch entsteht anstatt eines horizontalen, ein wellenförmiger Schienenweg, welcher die Wirkung der Dampfmaschine bedeutend schwächt und sie zuweilen völlig aufhebt. Ich habe mich einige Male genöthigt gesehen, nebst meinen Mitreisenden auszusteigen,

damit die Maschine nur die leeren Wagen über die wogende Eisenbahn wegziehen konnte, und einmal sogar auf der Bahn von Buffalo nach dem Niagara mußten Pferde herbeigeschafft werden, um die Maschine aus der Versenkung zu ziehen! Die östlichen Schienenwege sind nun wohl im Allgemeinen besser gebaut, als früher, allein gegen die guten europäischen halten sie nicht den Vergleich aus.

Als Zusatz zu dem bisherigen Inhalte dieses Briefes mögen folgende für Einwanderer sehr wichtige Erlasse der Gesetzgebung vom Staate New-York Platz finden. Möchte das Gesetz so redlich gehandhabt werden, als es gut gemeint ist! Emigrations-Gesetz, den 11ten Februar 1852.— Das Kopfgeld, welches die Einwanderer vor ihrer Ausschiffung zu zahlen haben, wird wieder um 52 Cent erhöht, um Hospitäler und andre Gebäude zum Besten der Einwanderer zu errichten. Sobald hierzu die hinreichende Summe vorhanden ist, bleibt dieses Gesetz nur für die drei ersten Monate des Jahres in Kraft, während der übrigen neun beträgt das Kopfgeld nur einen Dollar und 25 Cents. (Merke Dir dies wohl, denn häufig wird das Kopfgeld, welches man mit dem Passagegelde einfordert, bedeutend höher angerechnet; ich selbst mußte 7 Dollars zahlen und viele Andre 3 und 4 Dollars, während es doch in der That kaum halbsoviel und noch weniger betrug.) — Es besteht eine besondere Einwanderungsbehörde, zu welcher künftighin Niemand, der bei dem Transporte von Emigranten interessirt ist, auch kein Schiffsrheder, Agent 2c. als Mitglied gewählt werden darf. — Die Eigenthümer und Agenten von Dampfschiffen, Canalbooten, Eisenbahnen 2c., welche

sich mit dem Transporte der Einwanderer nach dem Innern beschäftigen, sollen künftig jedes Jahr vor dem 1ten Mai eine Liste der Preise, für welche sie Einwanderer und ihr Gepäck befördern, der Emigrationsbehörde behändigen, und dürfen ohne vorherige Anzeige (mindestens 10 Tage) ihren Tarif nicht ändern. (Folgen die Strafen für Uebertretungsfälle.) — Alles Gepäck der Einwanderer soll künftig vor der Verladung auf einer gestempelten Waage gewogen und dem Eigenthümer eine Bescheinigung darüber gegeben werden. — Jedes Fahrbillet der verschiedenen Beförderungsgesellschaften soll deutlich den Betrag zeigen, den der Passagier dafür bezahlt, sowie die Anzahl der Pfunde, welche frei sind und der, für welche er bezahlt, und soll dem Passagiere behändigt werden. Das Billet soll ferner den Namen, Wohnort der Gesellschaft rc. tragen und deutlich angeben, ob der Passagier mit Eisenbahn, Dampfschiff, Canalboot rc. zu befördern ist. — Alle Klagen von Passagieren über schlechte Behandlung während der Ueberfahrt, bei ihrer Ankunft oder Reise nach dem Innern, sollen schriftlich eingereicht und dem Geschwornengerichte zur Entscheidung überwiesen werden. — Einwanderer werden dadurch nirgends aufgehalten, sondern können sofort nach Einreichung ihrer Klage weiter reisen. —

Was den letzten Satz betrifft, so nimmt er sich, wie überhaupt das Ganze, recht hübsch auf dem Papiere aus, enthält aber, was seine Anwendung betrifft, entweder eine Unwahrheit oder Unsinn; denn wie viele Einwanderer sind im Stande, eine schriftliche Klage in englischer Sprache zu verfassen und auf einer eiligen Durchreise die Person

zu treffen, wo sie eingereicht werden muß? Und werden die Geschwornen des Ortes reiche Actionärs von Eisenbahnen rc. auf die vielleicht und wahrscheinlich durch Formfehler völlig ungültig gewordene Klage eines fremden und muthmaßlich armen Menschen verurtheilen? Gewiß nicht! Es wäre denn, daß der Fremde durch Verletzungen zum unfreiwilligen Aufenthalte gezwungen worden wäre und durch seine Wunden oder seinen Zustand unumstößliches Zeugniß schlechter Behandlung ablegen könnte. — Ein Beispiel möge Dir erklären, wie schonend die Gesetze hier Gauner behandeln, welche Hunderte von zutrauensvollen Menschen in das Unglück stürzen. In New-York zeigte ein Handelshaus Palmer et Co. an, daß es Reisebillets zur völlig freien Ueberfahrt von New-York über Chagres und Panama bis nach St. Francisco in Kalifornien verkaufe und für die vollständigste Bequemlichkeit der Reisenden gesorgt habe. Mehr als 500 Goldjäger benutzten nach Erlegung von 350 Dollars für die Person diese Gelegenheit und langten auch wirklich wohlbehalten in Chagres an, wo sie aber zu ihrem Schrecken erfuhren, daß durchaus keine Maßregeln zu ihrer Weiterbeförderung getroffen und daß sie demnach geprellt waren. Sie besaßen weder Mittel zur Weiterreise noch zur Rückkehr, und so befanden sich die Unglücklichen in einem fremden Lande, wo Alles jetzt ungeheuer theuer geworden ist, dem Mangel und Elende preisgegeben und fielen in großer Anzahl dem für Mittellose so gefährlichen Klima zum Opfer. Ein Bericht des amerikanischen Consuls von Panama setzte die Behörden von New-York von dieser infamen Betrügerei in Kenntniß. Die her-

baren Palmer et Co. wurden verhaftet, aber nach Cautionsleistung von 1000 Dollars für ihr Erscheinen bei den nächsten Sitzungen des Criminalgerichts wieder in Freiheit gesetzt!! Ist dies nicht eine himmelschreiende Verhöhnung der Gerechtigkeit, verworfene Schwindler, welche durch ihre Kniffe wenigstens 70 bis 80,000 Dollars gestohlen haben, nach Erlegung von 1000 Dollars frei zu lassen? Wenn die betreffenden Gerichte in New-York wirklich Ehrlichkeit in ihrem Berufe beanspruchen, schämen sie sich dann nicht ihrer Dummheit oder des unverzeihlich schamlosen Scheines derselben, insofern sie glauben machen wollen, ein Verbrecher werde sich der Strafe des Gesetzes unterwerfen, um nicht Eintausend Dollars zu verlieren, wenn er sich durch die Flucht allen üblen Folgen entziehen und noch 70 bis 79,000 Dollars gestohlenes Geld mit fortnehmen kann? Ich bin gespannt, zu erfahren, wie die in Panama am Leben Gebliebenen der betrogenen Fünfhundert von den ehrlichen Richtern New-Yorks und den durch diese öffentlich erhobenen 1000 Dollars entschädigt werden sollen! Glaubst Du noch, daß eine schriftlich eingereichte Klage eines armen Fremden nachtheilige Folgen für reiche Eisenbahnenactionärs oder deren Agenten, wenn sie auch noch so strafbar sind, haben werde, wenn die gerechtesten und bittersten Beschwerden von 500, wahrscheinlich größtenheils amerikanischer (freilich von dem Richter sehr entfernter) Bürger so schnöde behandelt werden?

Außer Palmer et Co. gibt es noch mehrere gewissenlose Agenten der Dampfbootgesellschaften, welche allerdings gültige Fahrbillets von New-York nach St. Francisko

verkaufen, allein nicht dafür sorgen, daß die Goldjäger von Chagres oder Panama weiter gebracht werden; denn von ersterem Orte und von Neu-Orleans laufen zwei bis dreimal monatlich große Dampfer mit 1300 bis 1500 Passagiere in Chagres ein und nur zwei kleine Schiffe, welche nicht mehr als 40 bis 50 Reisende aufnehmen können, fahren von Panama nach St. Francisko. Trotz der Benutzung von allen möglichen erreichbaren Segelschiffen häuft sich daher eine große Anzahl Kalifornienauswanderer auf der Landenge an. Kürzlich befanden sich über 5000 dort, welche auf die längst vorausbezahlte Reisegelegenheit vergebens wartend schon aus Geldmangel dem größten Elende verfallen waren, da die Ausgaben für den kärglichsten täglichen Unterhalt ohngefähr zwei bis drei Dollars betragen. Durch erkaufte Vergünstigungen gelingt es den Wohlhabendsten immer eher weiterzukommen, als den schon gänzlich Verarmten, weshalb die Lage der Letzteren immer verzweifelter wird, weil sie der Landessprache unkundig nur sehr selten irgend eine Beschäftigung erhalten können.

Während aus Panama und Chagres fortwährend die ungünstigsten Nachrichten eintreffen, und sogar schon bis dorthin Gereiste ihr letztes Geld zur schleunigsten Rückkehr (mehrere derselben, welche wir schon wohlbehalten in Kalifornien glaubten, sind kürzlich wieder hier in der Nachbarschaft angelangt und machen traurige Schilderungen des auf dem Isthmus herrschenden Elendes) nach Hause verwenden, lauten die Berichte der durch „Vanderbilt's neue Linie zwischen New-York und San Francisko über Nicaragua" beförderten Reisenden sehr günstig. Am 5ten und 20sten

jeden Monats verläßt ein Dampfschiff von 1500 Tonnen, der Dan Webster oder der Prometheus, New-York und langt nach 9 Tagen in San Juan de Nicaragua an. Von dort gehen die Passagiere vermittelst drei kleiner Dampfer 180 Meilen weit über größtentheils flache Gewässer und stromaufwärts bis Castillo viego. Hier müssen sie Stromschnellen von ohngefähr 300 Fuß Länge zu Lande umgehen, sich sodann auf einem anderen Dampfboote über die Torofälle bringen lassen und hinter diesen auf einem großen Dampfer den südlichen Theil des Nicaraguasees bis Virginbai überschiffen. Von da aus bis nach San Juan del Sur am stillen Ocean, eine Entfernung von 12 Meilen, reist man über 620 Fuß hohe Hügel in der trocknen Jahreszeit in drei Stunden, während der Regenzeit hingegen zuweilen kaum binnen zwei Tagen, auf Maulthieren, für jedes Pfund Gepäck wird für den Landtransport 15 Cents bezahlt. Die ganze Reise von der Ost- nach der Westküste Nicaragua's dauert 33 Stunden, Zeitversäumniß beim Wechsel der Dampfer ꝛc. nicht gerechnet, und geht über eine Fläche Landes (und Wassers) von 305 Meilen Länge. In San Juan del Sur am stillen Meere erwarten große Seedampfer die Reisenden und führen sie binnen 12 bis 14 Tagen nach San Francisko. Alle Stimmen sind darüber einig, daß auf diesem Wege und durch die ihn benutzende ebengenannte Compagnie am besten für das sichere und schnelle Fortkommen der Reisenden gesorgt ist. Da nämlich auf der Westküste von Nicaragua drei Dampfer von zusammen 4600, und auf der östlichen nur zwei von 1500 Tonnen jeder fahren, so können auch alle an der Ostküste anlangenden Passagiere

zuversichtlich und schnell von der westlichen bis San Francisko weiterreisen. — Die Pacific Mail Steamship Company hingegen, welche die Landenge von Panama zu ihren Transporten benutzt, hat laut ihrer eigenen Anzeige vom ersten Mai dieses Jahres zwischen den Vereinigten Staaten, Habana und Chagres neun regelmäßig den 1ten und 15ten jeden Monats fahrende Dampfer von insgesammt 17,700 und im stillen Meere von vierzehn 13,300 Tonnen Gehalt, von denen sogar noch mehrere nach Oregon oder Acapulco und anderen merikanischen Häfen gehen, und beweist selbst schlagend genug, daß sie nur ohngefähr die Hälfte der Passagiere, welche sie nach Chagres bringt, in Panama weiterbefördern kann! Die Reise über letzteren Ort sowohl als über Nicaragua kostet in der ersten Cajüte, die Landtour von Meer zu Meer abgerechnet, 350, in der zweiten 200 und im Deck 150 Dollars in Vorausbezahlung an die verschiedenen Compagnien.. Wer blos bis Chagres Passage nimmt, bleibt gewiß dort sitzen, wer aber für die ganze Reise nach San Francisko vorausbezahlt, blos wahrscheinlich. Es ist jedenfalls für Kaliforniareisende unbedingt nöthig, sich, abgesehen von der schon bezahlten Summe, mit einer gleichgroßen zu versehen, um vorkommenden Falls wieder zurückkehren oder durch bedeutende Zuschüsse die ihnen gesetzlich gesicherte Passage wirklich ermöglichen zu können. Die von mir gegebenen Preislisten gewähren jedoch Niemandem Sicherheit, daß Fahrbillets dafür zu erhalten sind; denn keine einzige der Compagnien ist, fast möchte ich sagen, ehrlich genug, ihre Preise in den Zeitungen bekannt zu machen, und da der Andrang von

Personen, welche sich ihre langen Hörner in dem reizenden Kalifornien schnell abzustoßen wünschen, oder von pfiffigen Speculanten aller Art ungeheuer ist, so werden die Billets scheinbar und wirklich meistens zu bedeutend höheren Summen aus zweiter Hand verkauft. Personen, welche die Reise über Panama gemacht haben, versichern, daß man durchschnittlich in der Cajüte 600 Dollars dazu brauche.

Der Weg über die Prärien und Felsengebirge nach Kalifornien wird von Männern unserer Gegend allen anderen vorgezogen. Es gehört freilich die Natur und Praxis eines ächten Hinterwäldlers dazu, um diese zum Theil sehr gefährliche und beschwerliche Reise zu überstehen. Hier schon länger angesiedelte Deutsche können sie wohl mit Erfolg unternehmen, allein Europäern, welche ihr Unglück in Californien versuchen wollen, ist jedenfalls zu rathen, sich in dem nächsten Hafen einzuschiffen und direct um die Südspitze Amerika's herum dahin zu segeln. Selbst die Bewohner der östlichen Staaten der Union, wenn sie nicht durch ganz besondere Umstände zur Eile genöthigt sind, ziehen vor, von New-York, Philadelphia ꝛc. aus die Reise auf diese Art zu machen. Sie kostet von New-York aus bis San Francisko 200 bis 250 Dollars in der ersten und 160 in der zweiten Cajüte mit Beköstigung, Bedienung ꝛc., und dauert gewöhnlich 90 Tage. Die Passagiere erfreuen sich meistens während derselben des besten Wohlseins und kommen gesund und kräftig am Ziele an, wohingegen die auf den überfüllten Dampfern einen Monat lang fast nur in drückend heißen Gegenden Fahrenden erschöpft und unwohl dahin gelangen.

Anfangs, als das Goldfieber hier Jung und Alt ergriff, schien es auch mir sehr vortheilhaft für junge, unabhängige Leute, nach Kalifornien zu gehen, allein seitdem ich so Viel über die dortigen Verhältnisse gelesen und so viele von dort Zurückgekehrte gesprochen, bin ich ganz andrer Ansicht geworden. Die kalifornischen Zustände sind entschieden so ungeregelt und barbarisch, daß sich nur Halbwilde daselbst gefallen können. Gaunerei, Schwindelei, Hazardspiel mit Begleitung aller der glänzenden, aber gemeinen und infamen Verlockungen sowie Liederlichkeiten jeder Art gehören zu den Beschäftigungen und Ergötzlichkeiten der sogenannten Gebildeten oder feinen Leute, Diebstahl, Raub, Mord und Lynchjustiz zu denen des Volkes. Um ein Gericht Bohnen, welches der in den Minen halbverhungerte Arbeiter einem andern nicht für Hände voll Goldstaub verkaufen will, wird oft der Todtschlag begangen und Anspruch an Goldland häufig durch Schüsse, Dolchstiche oder Axtschläge behauptet oder gewonnen. Gleichwie in der Lotterie ist von hunderten auch in Kalifornien kaum einer durch das Glück begünstigt, während die Uebrigen dem entsetzlichsten Elend verfallen. Hat Jemand sich durch Goldwaschen oder sonst wie Reichthümer gesammelt, so verursacht es ihm wieder außerordentliche Mühe, sie vor Räubern, Gaunern, Speculanten, der Feuer- oder Wassersgefahr rc. zu sichern, oder er verliert sie vielleicht noch durch Diebe auf der Heimreise, oder durch den Ankauf falscher Noten und Wechsel. Wohl sind die Gehalte und Löhne in Kalifornien verlockend, allein die Ausgaben für den Lebensunterhalt noch ungleich größer und für den Geschäftslosen ruinirend. Wer nicht verhun-

gern will, muß sich dort den härtesten und ungewohntesten Arbeiten unterziehen. Viele sterben im gräßlichsten Elende, theils in Folge von maßlosen Ausschweifungen, theils aus Mangel und Erschöpfung trotz und wegen der übermäßigen Anstrengungen. Alle ordentlichen, glaubwürdigen Leute, welche von dort zurückkehrten, nachdem sie glücklich genug gewesen waren, sich die Mittel dazu zu erwerben, geben einstimmig den Rath: „daß Niemand nach Kalifornien gehen solle, wer in irgend einem civilisirten Lande ein leidliches Auskommen hat.“ Könntest Du die Beschreibungen des kalifornischen Lebens von Augenzeugen hören oder die Briefe von emsigen Goldgräbern lesen, so würdest Du Dich wundern über die zwar abnehmende, aber immer noch im hohen Grade vorhandene Kaliforniareisewuth. Trotz aller Warnungen, trotz des Verunglückens unzähliger Auswanderer auf der Landreise, trotz des seltenen Erfolges der nach dem Goldlande Ziehenden sind dieses Frühjahr schon wieder Tausende auf dem Wege dorthin. Von St. Louis aus fahren sogar mit Maulthieren bespannte, gutbedeckte Federwagen in hinreichender Anzahl, um den Reisenden Sicherheit gegen die Indianer zu gewähren, über die Prärien nach Kalifornien.

Wer ohne Geld daselbst ankommt, läuft Gefahr, bald dem Elende oder dem Tode in einem sogenannten Hospitale, oder sonst einer Spelunke zu verfallen; denn Arbeit, selbst die schmutzigste oder anstrengendste, findet sich nicht immer für die Eifrigsuchenden. Das Leben in den Minen ist übrigens ungeheuer theuer und nur sehr wenige Goldgräber erwerben mehr, als sie brauchen. Die Verkäufer von Lebens-

mitteln sind es daher meistens, welche in den Minengegenden das Gold behalten und reich werden. Hunderte sind aus unsrer Gegend nach Kalifornien gezogen und nur Wenige mit kargen Mitteln, aber zufrieden, von dort erlöst zu sein, hierher zurückgekehrt. Die Uebrigen arbeiten noch dort als Goldgräber, Straßenarbeiter, Köche, Ochsentreiber 2c. ohne glänzende Aussichten. Wer Kapital genug hat, in Kalifornien Handel zu treiben, sich bei Dampfbootunternehmungen, Landspeculation zu betheiligen oder ein Wirthshaus zu errichten, macht gute Geschäfte, den meisten Gewinn haben ohnstreitig die Spielhäuser mit ihrem Anhang von Völlerei, wohin die glücklichen Goldgräber verlockt, um ausgeplündert zu werden. Die Menge und der unerhörte Gewinn der Spielhöllen liefern den unumstößlichen Beweis für die Sittenlosigkeit der Städte Kaliforniens. Raub, Mord und Brandstiftung nehmen zuweilen so erschreckend überhand, daß die besseren der goldsuchenden Abenteurer sich selbst helfen, in öffentlichen Sitzungen, unter den Formen der Lynchjustiz, die Verbrecher richten und sofort zur Strafe ziehen müssen. In den größeren Städten haben kürzlich vom Volke gewählte Sicherheitsausschüsse bestanden, welche die Verfolgung und Einbringung der Verbrecher unabhängig von den Orts- oder Staatsbehörden betrieben und durch Glockengeläute die Geschworenen und Beisitzer nach den Versammlungsorten riefen. Binnen wenigen Stunden wurden oft verschiedene Verbrecher vorgeführt, verurtheilt und gehängt. Wer wollte wohl leugnen, daß ein solches Verfahren barbarisch sei, aber wer auch behaupten, daß sich der bessere Theil der Bevölkerung auf irgend eine andere Art vor den Dol-

chen, Pistolen und Aexten der Banditen Mexikos und der Bravo's der Union schützen könne?

Zwar fehlt es in Kalifornien nicht an Advocaten, besonders sehr verschmitzten, allein gerade deshalb wird das Recht dort mehr verdreht als geschützt, und da die Behörden nicht Macht genug besitzen, der Unzahl von Verbrechen zu steuern, so bleibt dem Volke kein andrer Ausweg, als sich selbst gegen das Raub= und Mordgesindel zu sichern. In Europa kann man sich jetzt nirgends einen Begriff von dergleichen Zuständen machen, und nur Chroniken und Geschichtsbücher aus den Zeiten des Faustrechtes liefern ähnliche Sittengemälde. Die Raubritter und Wegelagerer würden vielleicht heutigen Tages auch in Deutschland noch ihr Unwesen treiben, wenn nicht die heilige Vehme mit ihren Richtern und Schöffen die Verbrecher im Einzelnen gestraft und geschreckt, und endlich Maximilian durch die Bessern unterstützt die verwegenen Räuber und Mörder zu Paaren getrieben hätte. In neuen Gebieten (Territorien) und Staaten findet man aber hier entschieden eine gewisse Periode des Faustrechtes wieder, welches anfangs nur durch die Schnelligkeit der Lynchjustiz, offenbar eine öffentliche Nachahmung oder Wiederholung der früher heimlichen Vehme, beschränkt und später durch die allmälige Entwickelung von Kraft der Unionsregierung nach und nach beseitigt wird. Betrachtet man die gegenwärtigen Westamerikanischen Zustände von diesem Gesichtspunkte aus, so ist man am besten im Stande, sie richtig zu beurtheilen und zu ermessen, wie unklug es für civilisirte Menschen ist, sich in den Bereich derselben zu begeben. Wer anders als ein

Bravo, Bandit oder Landsknecht von Profession würde sich wohl die Zeiten des Faustrechtes, oder der Kriege der Ligue und Fronde, der Gelfen und Ghibellinen, oder von York und Lancaster zurückwünschen? Und wer anders kann, wenn er aufrichtige Stimmen hört, vernünftigerweise den Wunsch hegen, nach Kalifornien zu gehen, als wer durch Furcht vor dem Strange, dem Zuchthause, oder durch alles Gefühl tödtende Goldgier, Speculationswuth oder aus Verzweiflung über unglückliche Familienverhältnisse dahin getrieben wird?

Leider veranlassen häufig übertriebene Berichte von der reichen Ausbeute einzelner glücklicher Goldgräber, oder geradezu falsche verlockende Nachrichten von Landspeculanten, Dampfbootbesitzern und anderen in Kalifornien Ansässigen und vermehrte Einwanderung Wünschenden leichtgläubige abenteuerliche Personen, nach dem Eldorado zu gehen und sogar angenehme, günstige Verhältnisse in der Heimath zu verlassen! Wie sehr sich solche Unglückliche dort enttäuscht finden und wie verzweifelt sie sich nach den Mitteln zur Heimkehr sehnen, kann man sich leicht denken. Viele arbeiten jahrelang, blos in der Absicht, letztere zu erwerben, und verlieren oft plötzlich, wenn schon nahe dem Ziele ihrer Wünsche, durch eine verheerende Feuersbrunst oder Ueberschwemmung, oder durch Raub und Bankerott ihren ganzen Erwerb. Nur kräftige Naturen sind im Stande, solchen Schlägen des Schicksals muthig zu widerstehen und die Sisyphusarbeit von Neuem zu beginnen, andere erliegen physisch oder moralisch den feindlichen Einflüssen.

Unter den Mühseligkeiten, mit denen die Bewohner Kaliforniens besonders in den Minengegenden zu kämpfen haben, nehmen die Ueberfälle der Indianer ohnstreitig den ersten Platz ein. Kaum hat man Frieden mit letzteren geschlossen, so greifen sie plötzlich und unerwartet harmlose Arbeiter an und erschlagen jeden unvorbereitet Getroffenen. Es leidet wohl keinen Zweifel, daß die zahllosen weißen Banditen in Kalifornien häufig die Indianer durch an diesen verübte Grausamkeiten oder Mordthaten zu neuen Feindseligkeiten veranlassen, allein die Dummheit und blinde Rachsucht der letzteren verleitet sie stets zu ungerechten Angriffen auf meistens ganz unschuldige Personen. Daher ist kein weißer Mann in ihrer Nachbarschaft sicher und selbst ihnen wohlwollende Leute sind zu einem Vernichtungskriege gegen sie gezwungen, sobald irgendwo zwischen den beiden Racen Blut geflossen ist. Noch kürzlich, Mitte März dieses Jahres, haben die Klamath-Indianer am Scottflusse 140 Goldgräber erschlagen und für 250,000 Dollars Eigenthum zerstört. An mehreren anderen Orten überfielen sie in sehr überlegener Anzahl kleine Truppenabtheilungen oder Minenarbeiter, und tödteten sie. Die Weißen verfolgten nun die Rothhäute, überraschten 40 davon in einem Dorfe, zündeten dies an, erschossen Groß und Klein, was sich aus der Flamme retten wollte, und faßten den Beschluß, ohne Ausnahme und Erbarmen jeden Indianer umzubringen, welcher sich ihren Niederlassungen nähern würde. Die erste Verlanlassung zu dem Wiederausbruche der Feindseligkeiten, nachdem der Friede mit den Indianern in Kalifornien gesichert zu sein schien, war die folgende. Eine Anzahl der letzteren kam zu den wei-

ßen Ansiedlern am Scottflusse und verlangte die Scalps von dreien derselben als Sühne für die Tödtung eines der Ihrigen. Die unsinnige Forderung wurde natürlich mit Abscheu zurückgewiesen, aber zugleich auch die Bestrafung des Mörders, wenn er sich finden oder der Mord wirklich begangen worden sein sollte, verheißen. Mit dieser Antwort unzufrieden entfernten sich die Indianer und übten ihrem Gebrauche nach Justiz auf die angegebene Art. Wohl noch Mancher, der Gold sucht, wird durch ihre Hand den Tod finden und der Krieg nicht eher aufhören, als bis die Wilden entweder vertilgt oder in gehörige Entfernung zurückgetrieben sind.

Soeben sprach ich mit einem jungen Manne, welcher kürzlich von Kalifornien zurückgekehrt ist. Er selbst hatte in den Minen gearbeitet und gerade genug gewonnen, um zurückkehren zu können, und stimmte mit den meisten dort Gewesenen darin überein, daß es für Jeden, welcher hier oder anderswo leidlich leben könne, ein Unsinn sei, nach Kalifornien zu gehen. Gleichwie der Ausbruch eines Vulkanes oder ein Seesturm &c. für den Zuschauer, oder selbst für Solche, welche dadurch in Gefahr kommen, denkwürdige Erinnerungen bleiben, von denen sie gern sprechen, so ist auch häufig die erste Antwort auf die Frage: wie hat es Ihnen in Kalifornien gefallen? „recht gut," allein bei näherer Erörterung erfährt man bald, daß das Leben dort für gebildete und ordentliche Leute unerträglich sei. Es gehört wirklich amerikanische Abenteuerlichkeit und Goldgier, und Bruder Jonathans Unternehmungsgeist, Zähigkeit und List dazu, nicht allein ein so fernes Land durch den Zuzug Einzelner in

Besitz nehmen, sondern auch, umgeben von erbitterten Feinden, behaupten und ansiedeln zu wollen! Die gesammte Anzahl von der Regierung dorthin gesandter Truppen beträgt vielleicht kaum Tausend, und dennoch zerstreuen sich die amerikanischen Wagehälse in kleinen Trupps von vier und fünf Mann bis in die entlegensten Gegenden über einen Flächenraum von vielen Tausend Quadratmeilen! Die Hinterwäldler, von Jugend auf an das einsame Leben und häufig auch an den Grenzkrieg mit den Indianern gewöhnt, ein Menschenschlag, in ihrer Halbwildheit ähnlich den Bewohnern der österreichischen Militairgrenze, sind es, welche gleich den irrenden Rittern der Vorzeit aus Liebe zu Abenteuern die äußersten Vorposten in den Thälern der Sierra nevada bilden und immer weiter in die Wildniß vordringen, je mehr ihnen der Schein der Civilisation nachrückt. Diese kühnen Grenzer, an und für sich, abgesehen von den unter ihnen lebenden Galgen- und Zuchthauscandidaten, rohe, aber ihren Begriffen nach rechtlich gesinnte Leute, bilden ein leicht erregbares und für die Gestaltung einer geordneten Gesellschaft schwer zu leitendes Element. Trotzdem, daß sie sich nicht gern in den Städten aufhalten, befinden sie sich doch immer auf der Durchreise in ziemlicher Anzahl in denselben, stets mehr oder weniger zu Raufereien oder Gewaltthätigkeiten geneigt, besonders unter dem Einflusse des Whisky's. Sobald irgendwo ein Verbrechen begangen wird, ist sogleich eine Menge von ihnen bei der Hand, um die Uebelthäter festzunehmen, zu verfolgen, zu richten und zu strafen. Unaufgefordert und ohne Aussicht auf Belohnung spüren diese allzeitfertigen Ritter Verbrechern, gleichviel ob

weißen oder farbigen, oft tagelang bis in die entlegensten Wildnisse nach, bestehen mit ihnen die verzweifeltsten Kämpfe, und bringen sie zu Gericht. Nur sehr selten und, wenn letzteres durchaus unmöglich erscheint, wird ein weißer Mann ohne Verhör und Urtheilspruch erschossen, mit den Indianern, den Todfeinden der Angelsachsen, verhält es sich freilich anders, sie werden nur selten öffentlich gerichtet, sondern getödtet, sobald man sie ereilt.

Die Gerichtssitzungen in Kalifornien, namentlich die außerordentlichen, bei den Lynchgerichten vorkommenden, gewähren einen drohenden Anblick. Richter, Advocaten, Geschworene und Zuschauer sind gewöhnlich bis an die Zähne bewaffnet. Revolver und lange Messer, ja häufig Aexte und geladene Büchsen sind in eines Jeden Besitz. Das Verfahren ist kurz und die Strafe folgt unmittelbar dem Urtheilspruche. Auf Mord oder Diebstahl im Betrage von 300 Dollars steht augenblicklicher Tod durch den Strang. Beim Lynchverfahren erwählt das versammelte Volk einen Richter, 12 Geschworene und überläßt es dem gewöhnlich auf der That ergriffenen Verbrecher, sich selbst zu vertheidigen. Findet sich ein Rechtsgelehrter, welcher, wie es zuweilen der Fall ist, muthig und unerschrocken der bewaffneten Menge Trotz bietet, mit bewundernswerther Kühnheit ihr ungesetzliches Benehmen tadelt und den Verbrecher zu retten sucht (nach erwiesenem Thatbestande ein unmoralisches, der Complicität nahe stehendes und der Gerechtigkeit widerstreitendes Verfahren), so wird ihm unter den ärgsten Drohungen Ruhe geboten und ihm gerathen, bei Todesstrafe sich binnen 24 Stunden aus der Gegend zu entfernen. Haben die Ge=

schworenen das Urtheil gesprochen, so folgt die Strafe, zu deren Ausführung gewöhnlich schon Vorbereitungen getroffen worden sind, augenblicklich. Eine die Rohheit des Volkes bekundende, traurige Erscheinung ist es, daß noch niemals Menschen gefehlt haben, welche freiwillig das Amt des Henkers übernahmen; denn ist auch die Todesstrafe unter manchen Umständen, z. B. im Kriege und in den eigenthümlichen Verhältnissen Kaliforniens oder neuer Territorien und Staaten überhaupt zu entschuldigen, damit nicht durch die Erhaltung eines Verbrechers (für dessen sichere Verwahrung und Unschädlichmachung die geeigneten Mittel nicht vorhanden sind) das Leben vieler rechtlicher Bürger gefährdet werde, zu entschuldigen, und läßt es sich denken, daß selbst die besten Leute in der ersten Erbitterung über begangene Verbrechen die schnelle Bestrafung derselben wünschen, so wird sich doch nur das schlechteste Gesindel zur Vollziehung von Todesurtheilen hergeben. Die Verachtung, welche von allen Völkern den von den Regierungen angestellten Henkern zu Theil wird, beweist es hinlänglich, daß das bessere Gefühl des Menschen sich gegen Mord, selbst den sogenannten gesetzlichen ausspricht, und ist eine ernste Mahnung für Gesetzgeber, die Todesstrafe, deren letzte Consequenz leider immer die ist, daß man einen vorsätzlichen Mord nur dadurch rächen kann, daß man abermals einen anderen Menschen (den Henker) zum vorsätzlichen Morde zwingt, abzuschaffen. Würde es den bisherigen Vertheidigern der Todesstrafe zur Pflicht gemacht, ihre salbungsreich ausgesprochenen Todesurtheile selbst zu vollziehen, und an sich selbst die Folgen des Henkeramtes zu erproben, so bin ich

der festen Ueberzeugung und voll Zuversicht in das bessere Gefühl der Richter und Gesetzgeber, daß sie diese Alternative bald zur gehörigen Einsicht bringen und zur Abschaffung der Todesstrafe führen müsse.

In Kalifornien ist leider dazu noch wenig Aussicht vorhanden, denn erstens veranlaßt das allgemein übliche Tragen von Waffen, zweitens die Aufregung durch den Trunk, *) drittens die maßlose Goldgier, viertens die Verschwendungssucht und Spielwuth und fünftens der Zusammenfluß der vielen Abenteurer und Verbrecher in diesem Lande häufigere, verruchtere und schamlosere Gewaltthaten, als in jedem anderen, welche nothwendigerweise eine schleunige Bestrafung erheischen und daher dort die barbarische Lynchjustiz noch für längere Zeit entschuldigen müssen. So gräßlich aber auch die Schilderungen der in Kalifornien so oft vorkommenden Ausbrüche der Volksrache klingen, so muß man es doch dem gesunden Rechtssinne des Volkes nachrühmen, daß noch niemals ein Unschuldiger bei dergleichen Gerichten bestraft wurde, weil immer nur die ruchlose öffentlich und vor vielen Zeugen begangene That die allgemeine Erbitterung veranlaßte. So häufig ich auch Berichte von Lynchgerichten

*) So lange dieses Laster durch die Gesetze noch als Entschuldigungsgrund bei Verbrechen gilt, und also ein Laster durch das andere entschuldigt wird, folglich, zwei gleichzeitig neben einander vorhandene weniger bestraft werden, als nur ein einzelnes für sich bestehendes — und so lange als man dadurch den Verbrechern Anleitung gibt, sich zu betrinken oder betrunken zu stellen, ehe sie ihre Schandthat begehen, ist wenig Aussicht vorhanden, die Unzahl von Verbrechen zu vermindern oder das Laster des Trunkes auszurotten! Das letztere sollte gepaart mit anderen Vergehen eine Verschärfung der Strafe zur Folge haben!

gelesen oder von Augenzeugen gehört, so habe ich doch stets in Erfahrung gebracht, daß die Verbrecher niemals ihre Schandthaten ableugneten, und wenn daher auch die Strafe nicht gesetzlich vollzogen wurde, so war sie doch nicht ungerecht. Glaube übrigens ja nicht, daß die Bürger der Union oder die Presse dergleichen Gewaltschritte vertheidigen, im Gegentheile, sie verdammen sie fast einstimmig und dringen eifrig auf Bestrafung der Gesetzesübertreter; allein wo, wie früher bemerkt, das Faustrecht noch herrscht, hat das Gesetz keine Macht und umgekehrt, und mit ebenso viel Scharfsinn kann man Armen, welche aus Mangel an Brod verhungern, rathen, „Braten und Kuchen zu essen," als den amerikanischen Grenzern (pioneers) oder Bewohnern neuer Staaten und Territorien anempfehlen, so lange Raub und Mord geduldig zu ertragen, bis sie die Unionsregierung gehörig dagegen zu schützen vermag.

Entschieden günstiger, als die bisher geschilderten, sind die Zustände in Oregon, dem nördlichen Nachbargebiete Kaliforniens. Sein mildes Klima, unvergleichlicher Holzreichthum und seine außerordentliche Fruchtbarkeit versprechen den Ansiedlern eine herrliche Zukunft. Leider ist auch an verschiedenen Orten in Oregon Gold gefunden und dadurch ein Theil der Bevölkerung dem viel größeren und sichereren Gewinn bringenden Ackerbau abwendig gemacht und dem Goldgraben zugeführt worden. Die Ergiebigkeit des Bodens von Oregon findet, was die Erzeugnisse der gemäßigten Zone betrifft, nirgends ihres Gleichen und die Beschreibung der Größe und Schwere von Getreideähren, Kartoffeln und Krautköpfen klingt fabelhaft. Die bisher dort

erzielten Ernten haben Alles übertroffen, was man in anderen Ländern in Betreff der Güte und Menge der Früchte für möglich hielt. Der Baumwuchs ist ebenso ausgezeichnet und die Riesigkeit der Stämme Oregons und des nördlichen Kaliforniens überragt bei Weitem die höchsten Gipfel aller anderen Wälder der Erde. Die schönsten, d. h. die höchsten, geradesten und dicksten Stämme findet man unter den Nadelhölzern. Es gibt deren von 300 Fuß Länge und zehn Fuß Dicke; ein einziger Baum war oft in einer Länge von 230 Fuß dick genug zu Sägeblöcken (für Breter). Der Kiel des Dampfers Whitkomb, 160 Fuß lang, besteht aus einem einzigen Baume! Um die ungemein dicken Stämme zu fällen, bedient man sich des folgenden Verfahrens. Man bohrt mit einem großen Bohrer am Fuße des Baumes ein Loch mitten hindurch oder eines von jeder Seite, so daß sie bis in das innere weiße Holz reichen, und legt in dieselben brennende Kohlen. Der Wind facht das Feuer an und binnen sechs bis zwölf Stunden fällt der Baum, ohne daß so viel, wenigstens nicht mehr als durch das Umhauen mit der Axt vom Holze verloren geht. Auf diese Art bewirkt eine Bohrarbeit von funfzehn Minuten, was die heftigste Anstrengung mit der Axt kaum in zehn bis zwölf Stunden erzielen könnte! Die weiße Bevölkerung Oregons besteht größtentheils aus fleißigen Farmern, von denen ein Jeder 640 Acker Land von der Regierung zum Geschenk erhält. Die Aussichten für die neuen Ansiedler sind außerordentlich günstig, insofern sie ihren Ueberfluß zu sehr hohen Preisen nach dem im Allgemeinen wenig für den Ackerbau geeigneten und schon zahlreich bevölkerten Kalifornien verkaufen können. Zwar haben

sie auch schon ihre Kämpfe mit den Indianern, besonders den Wallawalla's zu bestehen gehabt, allein die Landbebauer sind im Stande, sich in ihren festen Ansiedelungen leichter gegen jene zu schützen als die umherschweifenden Goldjäger, und geben ihnen auch weniger Veranlassungen zu Feindseligkeiten.

Schon längst war es meine Absicht, Dir Einiges über die Indianer mitzutheilen; ich benutze daher das Vorhergehende als dazu passenden Anknüpfungspunkt. Schon ehe Coopers Novellen erschienen, galten die Ureinwohner („natives“) von Nordamerika für ein Heldenvolk, dennoch hat sie der Letztere mit einer neuen ganz besonderen Glorie umgeben, welche ihnen außerordentlich gut steht, so lange sie nur in Romanen erscheinen; allein der erste Anblick der Cooper'schen Helden erfüllt Dich mit Ekel und Widerwillen, und ihre nähere Bekanntschaft vermehrt beide Gefühle bis zum Uebermaße. Noch ehe ich Indianer gesehen, ärgerte und wunderte ich mich zu gleicher Zeit, daß die Amerikaner die von den Rothhäuten handelnden Werke ihres berühmten Landsmannes belächelten und geringschätzten und gleichwie für die als leidende Engel geschilderten Schwarzen fühlte ich auch das größte Interesse und die innigste Theilnahme für die Indianer. Ich hatte schon die Ansiedlungen der civilisirten Tuscararoes im Norden des Staates von New-York besucht, Ueberbleibsel der Mohawk's, Canandagua's, Seneca's ꝛc. gesehen und trotz aller ihrer Gemeinheit (ihre Frauen und Töchter sind ohngeachtet ihrer Häßlichkeit die liederlichsten, feilsten Dirnen der Nachbarschaft) fühlte ich Bedauern für sie und glaubte ihre freien, ungebändigten Brüder im

Westen wären Abbilder des unverdorbenen, reinen Naturmenschen. Damals hatte ich mich noch nicht davon überzeugt, daß der Mensch im Naturzustande in allen seinen Vollkommenheiten den schlauesten, gewandtesten Thieren ähnlich ist, in seinen Fehlern hingegen die grausamsten weit übertrifft, und daß sich seine edleren, besseren Eigenschaften erst durch das gesellige Leben, gegenseitiges Abschleifen und die Künste des Friedens entwickeln. Unter wilden Völkern, besonders von der Jagd sich nährenden, ist, wie bei den heerdenweise lebenden Thieren, der Stärkste der Anführer, und wenn auch die List und Verschlagenheit der Priesterschaft ein gewisses Ansehen sichert, so bleibt doch immer Körperstärke und Gewandtheit, gepaart mit großer Sinnenschärfe, Hauptbedingniß zur Erlangung von Macht und Einfluß. Wo dieses aber der Fall ist, wird stets durch den unvermeidlichen Mißbrauch überlegener Kraft die rohe Gewalt herrschen und zu unbändiger Grausamkeit führen.

Vereinigt sich Eitelkeit mit Macht und Stärke, so wird diese Veranlassung zu unaufhörlichen Reibungen und Kämpfen zwischen den übermüthigen Anführern und ihrem Gefolge. Dieses, verbunden mit dem unsinnigen Grundsatze der Blutrache, ist der Grund aller Schlechtigkeiten und allen Unglückes der nordamerikanischen Indianer. Unter sich selbst leben sie in ewiger Fehde; der frechste Mord, der verwegenste Diebstahl und Hinterlist gelten bei ihnen für Cardinaltugenden. Kann ihre Rache den persönlichen Feind nicht ereilen, so trifft sie dessen nächste Verwandte oder Stammgenossen; sogar Weiber und Kinder werden gemordet und mit der vom Schädel derselben abgezogenen Kopf-

haut prahlen die Helden als Siegestrophäen! Ist nicht dieser Umstand an und für sich bezeichnend und schändlich genug, um die ganze Race zu verdammen und dem Untergange zu weihen? Und beweist nicht der Gebrauch des Scalpirens und zur Schautragens der Scalps, daß die kupferfarbigen Helden sich gegenseitig für lügnerische Windbeutel halten und die Erzählungen der glorreichen Heldenthaten sich gegenseitig nicht eher glauben, bis sie die Beweise der Wahrheit erhalten?

Den Weißen gegenüber zeigt sich die Schändlichkeit ihres Charakters noch auffallender. Mit teuflischer List und Bosheit haben sie sich, sogar feindliche Stämme unter einander, im Geheimen zu wiederholten Malen verbunden, die ersten Gründer der Union zu ermorden. Sie bemerkten bald, daß felsenfestes Gottvertrauen die Meisten der letzteren regelmäßig Sonntags bewog, ihre Häuser zu verlassen und sich nach der Kirche zu begeben. Sie machten daher gewöhnlich den Sabbath zum Schlachttage, ermordeten die wenigen in den Wohnungen Zurückgebliebenen, zündeten letztere an und umringten dann plötzlich die Kirche. Häufig entspann sich in derselben ein mörderisches Gefecht, welches meistens mit dem Abbrennen der letzteren, dem Tode der frommen Heerde endete. Dem berüchtigten Könige Philipp gelang es beinahe, die jungen Colonien von Neuengland zu zerstören, und hätte nicht die berühmte rothe Prinzessin P o c a h o n t a s, welche ihre Nachkommen, die R a n d o l f s, mit prinzlicher Devotion als Stammmutter d e s e i n z i g w a h r e n amerikanischen Adels verehren, — Capt. Smith gerettet, und einzelne andere Indianer den Plan ihrer Landsleute, die Wei-

ßen sämmtlich durch Ueberfall zu ermorden, verrathen, so wäre die eben begonnene Ansiedelung von Virginien, in welcher in einer Stunde 350 Personen scalpirt wurden, vernichtet gewesen. Die ersten Feindseligkeiten der Rothhäute gegen die friedlichen, frommen Neuengländer hatten ihren Grund in der Eifersucht wegen des zunehmenden Wohlstandes und Reichthums der letzteren. Jene fürchteten theils die sich vergrößernde Macht dieser, theils wünschten sie sich mit Gewalt in den Besitz der begehrten Schätze derselben zu setzen. Während sie die heiligsten Versicherungen der treusten Freundschaft gaben („eher soll der Himmel herunterfallen, als der Friede durch uns verletzt werden"), ungehindert die Wohnungen der Weißen besuchten, sich ihrer Geräthschaften und Kähne bedienten, schmiedeten sie Verrath und ermordeten die letzteren, wo sie konnten. Es blieb den europäischen Einwanderern daher kein anderer Ausweg übrig, als Gewalt mit Gewalt zu vertreiben und das unverbesserliche indianische Mordgesindel, welches allein während des Krieges unter Philipp zwölf bis vierzehn Städte zerstört, 300 Farmhäuser verbrannt, 600 Bewaffnete im Felde, und viele Tausende der friedlichen Bewohner in ihren Häusern schonungslos getödtet hatte, entweder in die ferne Wildniß zurückzutreiben oder zu unterjochen. Die wüthendsten, nur an Raub und Mord sich ergötzenden Krieger fielen meistens in der Schlacht oder wurden gefangen und entweder befreundeten indianischen Nationen zur Bewachung übergeben, oder mit ihren Familien nach Westindien transportirt.

Man hat häufig den Amerikanern den Vorwurf gemacht, daß sie die Indianer durch Wegnahme ihrer Ländereien zum

Kriege gezwungen hätten, allein er ist unbegründet; denn dies ist von den Anglesachsen vielleicht nicht ein einziges Mal geschehen. Immer hatte man den letzteren ihr Gebiet abgekauft und immer behielt jeder Einzelne des Stammes Land genug, um sich ein herrliches Landgut einrichten, noch viele Tausend Acker verkaufen und mit Schätzen gesegnet den Vortheil eines civilisirten Lebens genießen zu können, wenn seine wilde Natur dessen fähig gewesen wäre. Sollte es aber unrecht gewesen sein, daß arme, brave, fleißige, verfolgte Menschen, wie die ersten Puritaner und Quäker, sich ein bescheidenes Asyl zu verschaffen suchten und durch Ankauf dasselbe erwarben, weil sie dadurch die Eifersucht umherschweifender indianischer Mörderbanden oder die Wuth der rothen, sich an Kraft, Muth, Klugheit und Vorzüglichkeit der Waffen übertroffen fühlenden Helden erregten? Sollte es Tadel verdienen, daß sich freiheitsliebende Europäer nach Amerika flüchteten und unter den härtesten Drangsalen armselige, harmlose Niederlassungen gründeten, wenn sie auch dadurch die unschuldigen Raub= und Mordvergnügungen der edlen rothen Natursöhne störten? War es unbillig, daß arbeitsame Menschen sich ein kleines Plätzchen kauften und friedlich bebauten, obschon sie sich durch die Fortschritte und Uebertragung der Civilisation in die Urwälder Amerikas später den Haß der Natives oder Eingeborenen zuzogen? Oder sollten sie sich mit gefalteten Händen todtschlagen lassen, oder gottergeben wieder nach dem damals blutrothen Albion zurückkehren, damit die rothen Lords von Nordamerika nicht durch der Büchse Knall in ihren gemüthlichen Jagden oder mörderischen Ueberfällen gestört worden wären?

Sollte Tausenden von Europäern die Zuflucht in Amerika abgeschnitten bleiben, damit die unverdorbenen Eingeborenen sich unbelästigt gegenseitig aufreiben konnten? Wäre es wünschenswerth gewesen, daß das unermeßliche Gebiet von Nordamerika für immer nur den barbarischen, blutdürstigen Wilden zum Kampfplatze gedient hätte, anstatt von einer intelligenten, größtentheils durch Hunger und Noth aus Europa vertriebenen Bevölkerung angebaut zu werden? Wer trägt aber die Schuld, daß die Eingeborenen nicht friedlich und glücklich unter den eingewanderten, weißen Ansiedlern lebten, welche wahrlich der Hülfe und Unterstützung bedurften und mehr an Gebetbücher, als an die Büchse gewöhnt, den Krieg nicht wünschten und schlecht zu führen verstanden? Wer anders als die diebischen, hinterlistigen, meineidigen Indianer, welche stets, trotz der Versicherungen der wärmsten Freundschaft und des ewigen Friedens, keine Gelegenheit vorbeigehen ließen, wenn sie die Weißen morden oder berauben konnten! Man sagt, die armen Naturkinder seien häufig von letzteren gereizt und beleidigt und zu Gewaltthaten gezwungen worden. Allein wenn auch der Wunsch, sich zu rächen, gerecht, und die consequente und vernünftige Ausführung desselben gewiß geeignet ist, dem Uebermuthe Einzelner Schranken zu setzen; so ist doch sicherlich die Art und Weise der Blutrache der Indianer so verrückt und barbarisch dumm, daß sie ihnen unvermeidlich anstatt des einen (natürlichen) Feindes Tausende von neuen zuzieht; denn hat irgend ein Weißer einen Wilden beleidigt und kann sich dieser nicht augenblicklich an dem Beleidiger vergreifen, so überfällt und scalpirt er irgend einen andern, ganz unschuldigen,

oder mordet in blinder Berserkerwuth Frauen und Kinder! Entfernt er sich aber bei seinen Wanderungen oder Raubzügen aus der Gegend des Beleidigers, trifft aber Hunderte von Meilen davon andere Weiße, so hält er sich für verpflichtet, diese zu scalpiren, besonders wenn er es meuchlings und ohne Gefahr für seine eigne Scalplocke (man sollte sagen Scalpschwanz, denn die Indianer haben Haare wie die Pferdeschwänze) geschehen kann. Wer kann aber Geschöpfe in seiner Nähe dulden, welche mit unersättlichem Rachedurste eine ganze Race verfolgen, weil sie ein Einzelner beleidigt, oder weil sie deren Ueberlegenheit fühlen und als triftigen Grund zu einem Vertilgungskriege ansehen? Würden sich die poetischesten Verehrer Coopers oder seiner Naturkinder in der Nähe solchen Gesindels für sicher halten und nicht vielmehr bald in gezwungener Selbstvertheidigung das Gewehr ergreifen?

Es ist ferner den Europäern vorgeworfen worden, daß sie Pocken und andere ansteckende Krankheiten absichtlich unter die Indianer gebracht hätten, um ihre Reihen zu lichten und ihre Macht zu brechen. Abgesehen davon, daß die Ausführung eines solchen Planes in der Wildniß außerordentlich schwierig ist, so ist er auch zu teuflisch und für die Unternehmer selbst zu gefahrvoll, als daß man ihn für möglich halten sollte. Man erzählt zwar, daß der mit der Pest behaftete maurische Befehlshaber des von den Christen hart bedrängten Sevilla in das Lager der letzteren geritten sei und sich als Gefangenen überliefert und noch im Sterben sich gefreut habe, den spanischen Rittern die Krankheit mitgetheilt zu haben; auch gibt es Nachrichten über eine beab-

sichtigte und ausgeführte Ansteckung gewisser Art, als Grund zu dem letzten Siechthum von Karl IX. (Bourbon); allein Seuchen absichtlich unter die Indianer zu bringen, möchte wohl schwieriger und gefährlicher sein. Urtheile übrigens selbst nach Durchlesung der folgenden Mittheilung, was es mit dergleichen Anschuldigungen für eine Bewandtniß hat. Während der Jahre 1837 und 1838 hausten im Westèn der Union die Menschenpocken auf eine ungewöhnlich heftige Weise. Von der amerikanischen Bevölkerung war die Mehrzahl nicht geimpft und daher der Wunsch allgemein, der Krankheit den möglichsten Einhalt zu thun. Ganze Familien, von den Großeltern bis zu den Enkeln, ließen sich damals impfen und überall wurde mit Besorgniß von den bösartigen Blattern gesprochen. Unter den Mannschaften der fernen westlichen Forts und Handelsgesellschaften mußte das Erscheinen der Krankheit natürlich in demselben Verhältnisse gefürchtet werden, als in den westlichen Ansiedelungen von Illinois oder Missouri und die Annahme, als hätte man auf einem Dampfboote mit einer werthvollen Ladung, dessen glückliche Ankunft am Ziele seiner Reise von der Gesundheit seiner Mannschaft abhing, Blatternkranke absichtlich nach Fort Leavenworth (322) oder bis an die Mündung des Yellow-stone-Flusses (2000 Meilen von St. Louis) zu den Indianern schicken wollen, wäre mehr als unsinnig. Gleichwohl kamen die Pocken mit dem Dampfer St. Peters 1837 stromaufwärts nach Fort Leavenworth und weiter an verschiedenen Orten zum Ausbruch und richteten furchtbare Verheerungen unter den Indianern an. Ich hatte schon davon gehört, und sah am 22. März 1838 das

genannte Dampfboot in St. Charles anlegen und hielt es für einen schändlichen Hohn, daß dabei ein auf demselben befindliches Musikcorps fröhlich aufspielte; denn ich glaubte damals selbst noch, daß das Unglück der Indianer planmäßig herbeigeführt worden sei, daß die Musik gleichsam eine Siegeshymne sein sollte, und in meiner Verblendung hätte ich das Schiff gern mit Mann und Maus versenkt oder in die Luft gesprengt. Später wurde ich eines Besseren belehrt, theils durch die folgenden Berichte, theils aber auch durch mündliche Mittheilungen von verschiedenen, aus jenen Gegenden zurückkehrenden Reisenden. Im Jahre 1837 hatten sämmtliche westliche Indianerstämme sich zu einem allgemeinen Kriege gegen die Weißen verbunden und zogen ohngefähr 200,000 Mann stark von allen Seiten gegen die verschiedenen Forts und Grenzansiedelungen, welche sie zu plündern gedachten, an. Tausende von Kriegern waren schon um Fort Leavenworth versammelt, und zwanzig Weiße waren bereits von den Osages ermordet worden. Die Unionsregierung traf die großartigsten Vertheidigungsanstalten und auf dem St. Peters befanden sich zugleich bedeutende Munitionsvorräthe für den Fall des Krieges, und reichliche Geschenke für die rothen Helden, um den Frieden zu erkaufen.

Fort Leavenworth 1838. Die Blattern wurden unter die Indianer durch ein Individuum (Küchenjungen) gebracht, welches sich auf dem Dampfboote St. Peters befand, das im vergangenen Sommer nach der Mündung des Yellow-stone hinauf ging, um die Gouvernementssendungen für die Indianer sowohl, als die Tauschwaaren der Pelzhändler hinauf zu bringen. Die Blattern theilten sich

mehreren Bootsleuten mit und kamen auf dem Boote völlig zum Ausbruch. Die Officiere machten den Indianern Mittheilung davon, und versuchten Alles, was in ihren Kräften stand, die Communication der Indianer mit dem Dampfer abzuschneiden. Allein das ist ein vergebliches Bemühen, wenn diese wissen, daß Geschenke und Tauschartikel für sie angekommen sind; und ohne zu den Waffen Zuflucht zu nehmen (einem hier zu sicherem Verderben führenden Wagestücke) wäre es unmöglich gewesen, die Indianer vom Fort zu vertreiben. Ein Eilbote kam zwei Tage vor Ankunft des Bootes mit der traurigen Nachricht vom Pockenausbruche auf demselben hier an, die sogleich den Indianern mit den dringendsten Mahnungen, sich fern zu halten, mitgetheilt wurde; allein ebenso gut hätte man zu den Winden sprechen können! Nun bereuen die Uebriggebliebenen ihren Ungehorsam und sind unterwürfig, wie die armen Hunde, die in der Prärie vergebens die Spur ihres Herren suchen. Die elenden Reste der Indianer flehen uns an, sie in ihrem Unglücke nicht zu verlassen, und versprechen, wenn wir Barmherzigkeit mit ihnen haben wollten, nie mehr unseren Befehlen ungehorsam zu sein.“ Fort Union.

„Die Pest brach zuerst am 15ten Juni im Dorfe der Mandans, wenige Meilen unterhalb des amerikanischen Fortes Leavenworth, aus und verbreitete sich von da mit beispielloser Wuth nach allen Seiten. Ebenso schrecklich, als die Verbreitung, war der Charakter der Krankheit. Unter den entferntesten Stämmen, den Assiniboins, starben täglich funfzig bis hundert. Der Patient beklagt sich beim Anfall über fürchterliche Schmerzen im Kopf und Kreuz und in wenigen

Stunden ist er todt. Augenblicklich darauf wird der Leichnam schwarz und schwillt beinahe zu dreifacher Dicke auf. Vergebens wurden in Fort Union mehrere Hospitäler errichtet und alle Arzneivorräthe erschöpft. Viele Wochen lang haben unsere Arbeiter nichts gethan, als mit Karren die Leichname zusammen gebracht, um sie in große Löcher zu werfen. Seit aber die Erde gefroren ist, sehen wir uns genöthigt, sie in den Fluß zu werfen. Unter den Mandans, wo die Seuche zuerst ausbrach, war die Verwüstung am schrecklichsten. Der einst so mächtige Stamm, schon vorher durch gehäufte Unglücksfälle auf 1500 Seelen reducirt, wurde bis auf 30 Personen ausgerottet. Ihre Nachbarn, die Gros Ventres und Arrickarees, waren zur Zeit des Ausbruches auf einer Jagdexcursion begriffen, weshalb sich ihnen die Krankheit erst um einen Monat später mittheilte, dennoch war bereits am 1. October der halbe Stamm vertilgt und die Krankheit griff noch immer um sich. Nur sehr wenig Erkrankte erlangten die Gesundheit wieder. Wenn sie aber dann alle ihre übrigen Verwandten begraben und die Krankheit mit furchtbarer Wuth ihre übrigen Stammgenossen hinwürgen sahen, war ihnen das Leben zur Last und sie machten ihrem elenden Dasein ein Ende, indem sie sich entweder von der Felsenspitze nahe ihrer Ansiedelung herabstürzten, oder mit Messer und Gewehr Hand an sich legten. Ringsum ist die Prärie ein großer Todtenacker, auf welchem die unbeerdigten Leichen umherliegen, Pest und Verwesung auf viele Meilen weit in die umliegende Gegend versendend. Gros Ventres und Arrickarees, bisher auf 4000 sich belaufend, sind auf mehr als die Hälfte zusammengeschmolzen.

Die Assiniboins, 9000 Köpfe, über ein Jagdgebiet nördlich vom Missouri bis zu dem Handelsposten der Hudsonsbaicompagnie hin schwärmend und mit den Vereinigten Staaten durch Fort Union am Yellow-stone in Verbindung stehend, sind im wahren Sinne des Wortes beinahe ausgerottet. Sie, wie die Crows und Blackfeet, suchten dem Würgengel nach allen Seiten zu entfliehen, aber er ereilte sie unermüdlich, wohin sie gingen. Da schien zuletzt jedes Gefühl gegenseitigen Mitleidens und zärtlicher Gesinnung zu schwinden, Jeder floh den Anderen, die Eltern verließen die Kinder, die Frauen die Männer und umgekehrt, und Weiber und Kinder strichen in der Prärie umher, nach kümmerlicher Nahrung suchend."

„Schrecklich sind die Nachrichten über den Zustand der Blackfeet. Ueber 1000 Zelte derselben sind bereits ausgestorben. Sie sind die tapfersten und schlauesten unter allen Indianern; gefährlich und unversöhnlich gegen ihre Feinde, aber zuverlässig und zärtlich gegen die Ihrigen. Noch kürzlich fürchteten wir ernstlich, daß ein furchtbarer Ausbruch des Krieges mit ihnen bevorstehe und daß sie ihre schwindenden Kräfte sämmtlich gegen die Weißen vereinigen würden. Jeder Tag brachte Kunde von neuen Zurüstungen und lautwerdendem Rachegefühl gegen die Weißen. Aber die Blattern warfen sie nieder, die Tapferen wie die Schwachen, und wer von diesem Gifte einmal befallen war, erstand nicht mehr. Es wird behauptet, daß verschiedene Kriegerhorden, welche zum Angriffe der Forts ausgezogen waren, sämmtlich unterwegs starben, so daß nicht Einer zurückkehrte, um die Kunde davon seinem Stamme zu bringen. Einzelne

Flüchtlinge brachten die Krankheit von einer heranziehenden Schaar zu der anderen. So ward im Laufe weniger Wochen ihre Macht und ihr Muth gebrochen und nichts mehr war zu hören, als das gräßliche Todtengeheul aus dem Lager. Jeder Gedanke an Krieg verschwand und die wenigen Reste sind nun so demüthig, wie ihre verhungerten Hunde, welche herrenlos durch die Prärie streifen. Keine Sprache kann ein Bild der Verwüstung entwerfen, welches der Anblick des Landes darbietet. In welcher Richtung man ausgehen mag, sieht man nichts als traurige Ruinen menschlichen Lebens. Noch auf jedem Hügel stehen Zelte, aber keine Rauchsäule steigt empor, um das Dasein menschlicher Wesen zu verkünden. Kein Laut unterbricht die schreckliche Stille, außer dem Gekrächze der Raben und dem Geheule des Wolfes. — Mit diesen Nachrichten ist das Gräßliche, das wir hören, noch nicht erschöpft. Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß sich die Pest den Stämmen in und über den Felsengebirgen, sowie den Indianern in der Richtung nach Santafé und Mexiko mittheilen wird. Bisher sind den möglichst genauen Schätzungen zufolge über 60,000 Indianer der Seuche erlegen."

Aus dem Vorhergehenden ergibt es sich unbestreitbar, daß die Pocken nicht vorsätzlich unter die Rothhäute gebracht wurden, sondern daß diese trotz aller Warnungen und Vorsichtsmaßregeln der Weißen mit der ihnen eigenthümlichen Habsucht und Gier sich vielmehr unwiderstehlich und in so überlegener Anzahl auf das Dampfboot und in die mit der Seuche behafteten Forts drängten, daß sie von derselben befallen werden mußten. Ihre eigne Doppelzüngigkeit und

Neigung zu Lüge und Betrug mochte wohl Viele glauben lassen, daß die Weißen aus gleichen lasterhaften Beweggründen ihnen die von der Regierung bewilligten Friedensgaben vorenthalten wollten, und sie bewegen, sich der furchtbarsten Drohungen ohngeachtet der Gefahr auszusetzen, um nur schnell in den Besitz von Schminke, Glasperlen und Scharlachtuch zu gelangen! — Spricht nun das Benehmen der Indianer weder überhaupt, noch in diesem besondern Falle zu ihren Gunsten, so macht sie ihre grenzenlose narrenhafte Eitelkeit noch verächtlicher; denn ohngeachtet ihrer langen Bekanntschaft mit der Lebensart, den Bedürfnissen, Geräthschaften und Waffen der Weißen ziehen sie doch noch heutigen Tages Schminke, Schmucksachen, Spiegel und Branntwein allen anderen Tauschartikeln oder Geschenken vor. Von der Putzliebe und geckenhaften Gefallsucht der Indianer kann sich nur der einen Begriff machen, welcher mit eignen Augen solche wie Affen geputzte Helden sah. Den ersten in allem Prunke seiner Stellung glänzenden Krieger, welcher mir zu Gesicht kam, hielt ich für einen höchst komisch geschmückten und geschminkten Bajazzo einer Kunstreitergesellschaft. Er trug bunt gefärbte Federn auf dem Kopfe, war in eine scharlachrothe Decke gehüllt, welche jedoch eine große, Washingtons Bildniß tragende, zinnerne Denkmünze auf der Brust und Perlenschnüre um den Hals sehen ließ. An den Füßen befanden sich die bekannten Ledergamaschen und Schuhe. Die Haare hingen wie bei Schweizermädchen in zwei langen Zöpfen herab. Die Stirn war scharlachroth, die Nase gelb, die Augenränder hellblau und die Wangen mit weißen Strichen gefärbt! Der so in den Farben des Regenbogens pran-

gende und wie ein Kind oder Verrückter verzierte Mann war von großer Gestalt und stand mit untergeschlagenen Armen und dem Ausdruck des übermüthigsten Stolzes an einer Straßenecke von Pittsburg, überzeugt, daß sein Erscheinen die ungetheilteste Bewunderung erregen müßte. Er gehörte zu einer Gesandtschaft der ausgezeichnetsten Weisen und Krieger der Sacs= und Fox=Indianer, welche wegen eines Friedensschlusses nach Washington gereist und jetzt auf ihrem Wege nach Hause begriffen waren. Von Pittsburg bis St. Louis reisten sie auf dem Dampfboote im Zwischendeck. Ich fuhr einen Theil des Weges auf demselben Boote, um ihre Bekanntschaft zu machen. Gewöhnlich saßen sie mit untergeschlagenen Füßen (wie die Türken) auf der Erde im Kreise und rauchten aus ihren dicken, mit bunten Bändern verzierten Pfeifenröhren und kleinen Köpfchen. Die Farben der Pfeifen oder Tomahawks verrathen Sachkundigen, ob Versammlungen oder Verhandlungen friedlicher oder kriegerischer Natur sind.

Die mit mir reisenden kupferfarbigen Diplomaten und Krieger, die Blüthe zweier Nationen, fielen weder durch „aristokratische Eleganz" noch durch Schönheit auf. Große Mäuler, breite, obschon gebogene Nasen, kleine, schwarze Augen, niedere, flache Stirnen, hervorstehende Backenknochen, lange, straffe Haare, ziemlich schlanke Gestalten, nach Außen gekrümmte Beine, kleine Hände und Füße, und viel Ungeziefer jeder Art zeichnete das Gesandtschaftspersonal aus. Beim geselligen Rauchen verfahren sie (in Versammlungen Ebenbürtiger), wie die Krähwinkler beim Spargelessen. Der Sachem (Fürst, Herzog) fängt an und nach einem langen

Zuge geht die Pfeife weiter von Mund zu Munde, wer an der Pfeifen- oder Rauchrunde Theil nimmt, bekundet dadurch feierlichst, daß er friedliche Gesinnungen gegen die Anwesenden hege. Früher hatte ich mich auf den Augenblick gefreut, wo ich die Friedenspfeife (calamut) zum ersten Male mit den respectablen Kriegern rauchen würde, und deshalb auch zum Theil mich früher an den Tabak gewöhnt, damit es mir bei der feierlichen Ceremonie nicht übel werden möchte; allein als ich das Kreisen der Pfeife und die Unreinlichkeit der Raucher bemerkte, ergriff mich unwiderstehlicher Ekel und ich fühlte es lebhaft, daß große Liebe zum Frieden und ziemliche Besorgniß vor dem Scalpirtwerden dazu gehört, sich bei dem Kreisrauchen zu betheiligen. Jeder Beschluß, jedes Versprechen ꝛc., nach welchem die betreffenden Parteien zusammen geraucht haben, wird als beschworen betrachtet, d. h. ohngefähr ebenso heilig, wie ein Eid bei den Weißen, welchen ehrliche Leute, ebenso wie das gegebene Wort überhaupt, treulich erfüllen, Schufte hingegen unter allerlei Vorwänden, und wäre es eine spitzbübische reservatio mentalis, brechen, wenn sich ihnen dazu eine vortheilhafte, straflose Gelegenheit darbietet. Die Friedenspfeife gewährt dem Fremden unter den Indianern wohl Aussicht auf augenblicklichen Schutz, allein durchaus keine zuverlässige Sicherheit, und es ist daher vorkommenden Falls rathsam, sich auf den Pfeifeneid nicht zu sehr zu verlassen und sonstige Sicherheitsmaßregeln nicht zu vernachlässigen.

Als die eben erwähnte Indianergesandtschaft in Washington sich aufhielt, veranstaltete der Präsident verschiedene Feste für dieselbe, unter andern auch Truppenübungen, um

ihr einen hohen Begriff von der Ausbildung der Kriegskunst und der Waffen der Weißen zu geben. Dabei wurde die Erstürmung einer verzweifelt vertheidigten Batterie dargestellt, und die Indianer, welche das ganze Manöver von einem sehr guten Platze aus schmunzelnd mit angesehen hatten, gefragt, was sie davon dächten? Anstatt der erwarteten Aeußerungen von Verwunderung gaben Jene zur Antwort, es sei recht hübsch anzusehen gewesen, allein mit der Batterie hätte man sich viel unnöthige Mühe gegeben; sie würden sie umgangen und sehr leicht durch Ueberraschung von hinten genommen haben. Unter den Indianern herrscht die richtige Ansicht über den Krieg, insofern sie dem Feinde so viel als möglich zu schaden und den Freund oder sich selbst zu schonen suchen; daher vertrauen sie mehr der List, als der Kraft und Tapferkeit, und besitzen einen höheren Grad von Gewandtheit und Ausdauer, als Stärke und Muth, in welchen letzteren ihnen die Weißen, besonders die Anglosachsen bedeutend überlegen sind. Nur wer lange in der Nähe der oder unter den Indianern gelebt hat, kann sich einen Begriff von ihrer Schlauheit und Hinterlist machen und wird nur erst vor ihren Ueberfällen sicher, wenn ihm gewisse Sicherheitsmaßregeln zur andern Natur geworden sind. Die in zahlreicher Gesellschaft auf den Prärien Reisenden werden niemals überfallen, wenn sie Wachen ausgestellt haben; wird dies aber einen einzigen Abend vernachlässigt, weil man sich für sicher hält, so machen die stets die Weißen von fern und unsichtbar verfolgenden und umlauernden Rothhäute zuverlässig einen nächtlichen Ueberfall. Weiße, welche als Trapper (Pelzjäger) viele Jahre lang in den Felsengebir=

gen vereinzelt leben (mehrere Bekannte von mir, früher Studenten auf deutschen Universitäten, hielten sich dort bis zehn Jahre auf), ziehen vor, Monate lang kein Wort zu sprechen und lieber menschliche Wesen ganz zu meiden, als sich mit Indianern abzugeben. Diese Trapper, welche mit sammt ihren werthvollen Pelzvorräthen den Nachstellungen unzähliger Indianer zu entgehen wissen, liefern den Beweis, daß die weiße Race nach einiger Uebung sogar in List, Schlauheit und Sinnenschärfe die rothe übertrifft. Indianer, welche schon von Jugend auf an die Büchse gewöhnt sind, schießen doch niemals nur halb so sicher, als Weiße, und wenn sie auch in der Regel kühn beim Angriffe oder Ueberfalle sind, so werden sie doch durch die geschlossenen Reihen und die Unerschrockenheit der Weißen bald zum Weichen gebracht. Mir ist kein Beispiel bekannt, daß Indianer in der Minderzahl Weiße angegriffen hätten, allein selbst in ungeheurer Mehrheit wurden sie mit wenigen Ausnahmen durch den verzweifelten Muth und die besonnene Umsicht der letzteren geschlagen. Wie sie daher zu dem Ruhme, Helden zu sein, gekommen sind, begreife ich nicht, denn wenn sie auch besser fechten als Neger oder tropische Wilde, so können sie sich doch mit den Weißen im Kampfe, selbst mit gleichen Waffen, keineswegs messen.

Ein sehr schlechter Zug ihres Charakters ist der, daß sie die Frauen (Squaws) förmlich zu Lastthieren machen, indem sie ihnen sämmtliche Arbeiten: das Säen, Pflanzen und andere Feldarbeiten (bei zwei oder drei Stämmen, welche Landbau treiben), das Holzsuchen, Wasserholen, das Aufrichten und Abbrechen der Zelte, Einpacken der Geräthschaften,

Auf- und Abladen der Pferde, Kochen, Schneidern, Gerben (die Häute werden durch das Einreiben mit Fett geschmeidig gemacht), Flechten rc. allein überlassen und sich blos Rauben, Morden, Jagen oder Fischen vorbehalten. Keiner der Männer denkt im Lager daran, den Frauen auf irgend eine Art ihre gehäuften Geschäfte abzunehmen oder zu erleichtern. Während diese von schweren Arbeiten fast erdrückt werden, beschäftigen sich jene nur mit Schmausen, Rauchen, Putzen oder anderen Faullenzereien. Die Weiber haben sogar das Fleisch zum Aufbewahren zu trocknen rc. und selbst wenn es den Anschein hat, als würden die davon gesammelten Vorräthe nicht für den Winter ausreichen, geben sich die faulen Tagediebe doch keine besondere Mühe, den Mangel zu ersetzen, sondern verhungern lieber mit Weib und Kind. In strengen, lange anhaltenden Wintern, wenn die Büffel spät nach den nördlichen Prärien kommen und anderes Wild ebenfalls sich in den Wäldern hält, leiden die Indianer nicht selten durch Hungersnoth und schon mancher Stamm ist dadurch aufgerieben oder wenigstens so geschwächt worden, daß er den späteren Angriffen der Feinde erlag.

Die Regierungsform der Stämme ist die herzoglich constitutionelle. Gewöhnlich wird der Sohn oder Bruder des verstorbenen Sachem sein Nachfolger, wenn er waffenfähig ist, wo nicht, so erhält der nächste Verwandte oder ein durch allgemeine Wahl für den tüchtigsten erklärter Krieger den Oberbefehl. Der Sachem läßt sich die Ehre nie nehmen, der Erste im Gefecht, der Schlauste im Betrügen und der Verschmitzteste bei den Berathungen zu sein. Jeder Mann kann so viele Frauen nehmen, als er bekommen und

ernähren kann; die letztere Rücksicht zwingt die Meisten mit einer fürlieb zu nehmen und es den Wohlhabenden (den schlausten Dieben) oder dem Fürsten zu überlassen, mehrere zu besitzen. — Waheondah heißt ihr höchstes Wesen, welches ihnen nur als ein geheimnißvolles Düster erscheint, da sie noch nicht so ausführliche Nachrichten über dasselbe erhalten haben, wie die Weißen. Ihre Priester nennen sie Mediciner oder Medicinmänner, und die Wissenschaft, sich speciell mit den himmlischen Mächten in Rapport zu setzen, heißt große Medicin. Die Mediciner tragen ein ganz besonders narrenhaftes Costüm und unter andern den unentbehrlichen Zaubersack (ähnlich einem ausgestopften Waschbären mit allerhand Troddeln behangen, „medicine bag"). Ihre Kunst gilt unter den Indianern für Zauberei und Alles, was sie sehen und nicht erklären oder verstehen können, ist „große Medicin." Die Mediciner haben gleich den römischen Auguren oder griechischen Orakeln ziemlichen Einfluß auf Verhandlungen und Unternehmungen und sind auch unter den Rothhäuten willige, wenn auch nicht getreue Diener der Sachems, denn wenn sich Gelegenheit darbietet, den Letzteren zu stürzen und seinen Platz einzunehmen, so wird ein schlauer Priester dieselbe nicht unbenutzt lassen. Die Gewalt des Sachem über letzteren, sowie über jeden einzelnen Stammverwandten ist sehr beschränkt, denn ohne Zustimmung aller Männer des Stammes kann weder ein Beschluß gefaßt, noch irgend etwas Wichtiges ausgeführt werden, ja der Sachem wird nicht selten von einzelnen Kriegern öffentlich mit dem Tode bedroht, wenn man glaubt, er mißbrauche seinen Einfluß.

Im Allgemeinen halten die Indianer sehr viel auf äußere Form und einen gewissen Anstand. Es gilt bei ihnen für sehr unanständig, sich über irgend Etwas zu verwundern (nil admirari), Neugierde oder Schmerz zu verrathen. Die ersten Dampfboote auf dem Mississippi haben sie scheinbar mit der größten Gleichgültigkeit betrachtet. Ihr Betragen ist meistens ernst und ceremoniös. Ihre Gefangenen werden gewöhnlich unter den raffinirtesten Martern zu Tode gequält. Die Sieger setzen ihren Stolz darein, den gefangenen Feind durch die furchtbarsten Qualen zum Wehklagen zu bringen, und dieser seinerseits verhöhnt sie unausgesetzt und erzählt ihnen, wie ganz anders und schrecklicher seine Stammgenossen die Ihrigen gequält und zum Gnadengesuch gezwungen hätten. Die Grausamkeiten der Indianer sind nur durch die der Inquisition und ihr gegenseitiger Haß nur durch die Verfolgungen der Kirche (christliche Liebe!) übertroffen worden; wenn aber bei den Weißen die Niederträchtigkeit und der Eigennutz Einzelner Veranlassung zu den infamsten Grausamkeiten und Verfolgungen gab, deren sich die Völker schämen, so findet das Gegentheil bei den Indianern statt, wo jeder Einzelne sich am Blutvergießen ergötzt und stolz darauf ist, den Feinden Schmerzenstöne entlockt zu haben.

Neben ihren großen Fehlern bemerkt man an den Rothhäuten, die thierische List und Verschlagenheit ausgenommen, wenig Intelligenz oder Vervollkommnungstrieb. Selbst unter den Weißen lebend machen sie unbedeutende Fortschritte im Ackerbau und ziehen es endlich doch vor, in die ferne Wildniß auszuwandern; denn sie sehen, daß sie den

Weißen in jeder Beziehung nachstehen und an Anzahl jährlich abnehmen. Selbst die so ziemlich civilisirten Tuscoraroes, im Norden des Staates New-York, 500 an der Zahl, welche hübsche Wohnhäuser, Schulen, sogar Kirchen und halb englisch, halb indianisch gedruckte Bücher besaßen, betrachteten noch immer die Weißen, und ganz besonders die Amerikaner mit scheuen, wildmißtrauischen Blicken, ohngefähr wie ein Wolf oder eine Hyäne den Beobachter hinter ihrem Gitter hervor ansieht. — Zwar verriethen sie gegen mich weniger Mißtrauen und Zurückhaltung, als sie erfuhren, daß ich kein Amerikaner sei, allein unheimlich und wilddüster blieben dennoch ihre Blicke und scheu ihr Benehmen. Ich bin überzeugt, daß man sich nie auf sie verlassen kann und daß sie im Falle eines Kriegs sich leicht durch den Feind gegen ihre alten Nachbarn aufhetzen lassen. Man hat daher wohlgethan, auch den Tuscoraroes, sowie den Creeks, Chactaws und Cherokees in den südöstlichen Staaten ihre früheren Wohnsitze abzukaufen und ihnen neue in den westlichen Territorien anzuweisen.

Ich glaube kaum, daß die Race einer Vervollkommnung oder Veredlung fähig ist; denn obgleich einmal eine Zeitung in der Cherokeesprache erschien und sich in Charleston ein indianischer Advocat befand, so ist doch die Masse der Indianer geblieben, wie sie waren, theils weil die halbcivilisirten bald aussterben, theils weil ihr Hang zum wilden, bald thatenreichen, bald widerlich faulen Leben fast unüberwindlich ist, theils aber auch, weil ihre Frauen durch die barbarische Behandlung in einen physisch und moralisch zu elenden, gedrückten Zustand versetzt werden, als daß von deren

Nachkommen viel Gutes erwartet werden kann. Sogar die sogenannten canadischen Halfbreeds (halfbreeds, Bastarde von Indianerinnen und canadischen Franzosen) sind ein der Cultur noch weniger zugänglicher Menschenschlag, als die Mulatten. Sie sind fast ohne Ausnahme Jäger, Bootsleute und Fischer auf den nördlichen Gewässern, Wegweiser und Begleiter (voyageurs) der Pelzhändler, welche nur an dem rohesten Naturleben Geschmack haben und an Schwelgereien, Putz und Streit Vergnügen finden. Sie sind falsch, hinterlistig, betrügerisch, tückisch und grausam, und erlangen nur mit wenigen Ausnahmen, durch Furcht und Gewinn dazu veranlaßt, den Ruf zuverlässiger Begleiter. Haben sie ein hübsches Sümmchen verdient, so vertrinken und verspielen sie dies bald im nächsten Indianerlager und gehen dann wieder auf Abenteuer aus. Niemals lassen sie sich bleibend unter den Weißen nieder oder treiben Ackerbau und Viehzucht; sie halten sich im Gegentheile stets zu den Indianern, verheirathen sich wieder mit diesen und denken niemals daran, sich anderes Eigenthum zu erwerben, als was unter jenen für werthvoll gilt. — Zeigt es nicht eine unbeschreibliche Rohheit und Gedankenlosigkeit, daß die Indianer, in deren Gebieten die leicht zähmbaren Büffel millionenweise weideten, nicht daran dachten, diese zu zähmen und theils zur Gewinnung der Milch, theils als Lastthiere zu benutzen? Nicht einmal die den Ansiedlern gestohlenen Kühe suchten sie zu erhalten, sondern tödteten sie entweder aus Bosheit, oder um sie zu verzehren. Kein einziges Hausthier, wilde, ungelehrte, zu Nichts brauchbare und von Wölfen abstammende Hunde ausgenommen, hat man bei ihnen gefunden; gleich=

wohl gibt es außer den Büffeln in den Felsengebirgen ein großes wildes Schaf, in Mexiko wilde Schweine und eine Unzahl großer, leicht zähmbarer Vögel.

Mit Ausnahme der Azteken und der peruanischen Sonnenanbeter ist unter den amerikanischen Indianern eine große Uebereinstimmung ihrer Denk- und Lebensweise. Die Azteken waren ein schon sehr civilisirtes Volk, verriethen aber gleichwohl durch ihre Grausamkeit und gräßlichen Menschenopfer deutlich ihre Abstammung von der kupferfarbigen Race. Als Feueranbeter hielten sie es für große Frömmigkeit, ungeheure künstliche Feuer zu unterhalten, nicht etwa ein Flämmchen, wie die ewige Lampe mancher christlicher Kirchen, oder wie das der Vestalinnen, sondern sie heizten unausgesetzt sehr große, Backöfen ähnliche Gewölbe. Ihre Religion ist großentheils die Ursache ihres Unterganges geworden, weil sowohl das Fällen und Herbeischaffen großer Mengen von Holz ihre Kräfte zu sehr in Anspruch nahm und sie nothwendigen Beschäftigungen entzog, als auch, weil die unerträgliche Hitze der Oefen in an und für sich heißen Himmelsgegenden die sie Heizenden bald krank machte und aufrieb. Wo man noch Spuren dieser Azteken trifft, wie z. B. am Gilaflusse in New-Mexiko, findet man mit Bedauern, daß die wenigen Ueberbleibsel derselben mit Vernachlässigung ihrer Lebensbedürfnisse Holz für die heiligen Feuer aus großer Entfernung (die nächsten Umgebungen der Tempelöfen sind schon aller Bäume beraubt) herbeischaffen und schon halb erschöpft an den glühenden Tempelöfen ihre letzten Kräfte verlieren.

Neuere Berichte von Reisenden erzählen von zwei In-

dianerstämmen, welche ohne Falsch und Mißtrauen die Lager der Weißen besuchten, sich ehrlich im Tauschhandel zeigten, Ackerbau und Weberei treiben, sich Pimos und Maricopas nennen und am Gila in Neu-Mexiko in der Nähe von Socorro wohnen. Obschon ihre Nachbarn, die Navajos und Apaches, zu den wildesten und diebischsten Indianern gehören, scheinen sie sich als Nachkommen der Azteken durch die Künste des Friedens vor gänzlicher Verwilderung bewahrt und durch Muth vor ihren Feinden geschützt zu haben. Obgleich sie vortreffliche Weber und die von ihnen verfertigten Decken und Mäntel in Mexiko ziemlich bekannt sind und einen hohen Preis haben, gehen doch die Männer fast ganz nackt und die Weiber tragen nur kleine Mäntelchen. — Ihre Waffen bestehen in Bogen und Pfeilen mit steinernen Spitzen, Wurfspießen, Messern und Streitärten. Letztere waren früher bei den Wilden Nordamerikas von Stein; jetzt bedienen sie sich fast ohne Ausnahme in Pittsburg oder englischen Eisenfabriken gefertigter Tomahawks, deren stumpfer, runder Theil ausgehöhlt als Pfeifenkopf und deren hohler Stiel als Rohr dient!! Du siehst, daß die frommen Fabrikherren sich Mühe geben, die Mordwaffen verkäuflich zu machen und gleichsam durch ihr Fabrikat den Weg zum Frieden anbahnen; denn die noch bluttriefende Streitaxt kann ohne Zeitverlust in die Friedenspfeife umgewandelt und in Ermangelung von Tabak mit trocknen Blättern gestopft werden. — Die Pfeilspitzen, welche jetzt schon theils aus Stahl bestehen, wurden früher allgemein aus Feuersteinen gefertigt. Merkwürdig ist die Aehnlichkeit der Waffen und steinernen Geräthe der Indianer mit denen, welche

man in alten Hünengräbern an den Gestaden der Ostsee findet. Sollten vielleicht die Normänner bei ihrem Besuche Nordamerikas (ihre Niederlassung auf Rhode Island nannten sie Weinland Vinland), im elften Jahrhunderte den Eingeborenen die Form und Bereitung dieser Waffenarten gelehrt haben? Ich werde Dir gelegentlich einige Pfeilspitzen senden, welche zufällig zwanzig Fuß unter der Erdoberfläche im alten Bette des Connecticut-Flusses gefunden wurden und den alten deutschen oder normännischen in Form und Material vollkommen gleich sind.

Die Anzahl der das noch nicht angesiedelte Gebiet der Vereinigten Staaten zwischen dem Mississippi und den Felsengebirgen, sowie vom Golfe von Mexiko bis zur Nordgrenze bewohnenden Indianer wird von den Agenten auf 261,000 angegeben. Zunächst den Ansiedelungen der westlich vom Mississippi gelegenen Staaten finden wir in der Richtung von Norden nach Süden: die Winnebagos, Chippawas, Ottawas, Pottowatomies, Miamies, Wyandats, Menomonies, Sioux's oder Dacotah's, Sacs, Foxes, Towas, Kansas, Osages, Cherokees, Creeks, Chickasaws, Chactaws, Comanches. In zweiter Linie folgen ihnen westlich die Assiniboins, Minitarees, Mandans, Poncas, Pawnees, Missouries, Ottoes; und in der dritten die Blackfeet, Crows, Arricarees, Gros Ventres, Snakes, Navajos und Apaches. Von den zuerst aufgeführten Stämmen sind viele aus den bereits zu Staaten erhobenen östlich vom Mississippi gelegenen Ländern der Union in die westlichen Gebiete übergesiedelt und haben ihre schwachen Ueberreste unter berühmten Namen dorthin verpflanzt. — Das möglichst gute Verneh-

men mit den Indianern, eine Art Frieden mit gelegentlichem Scalpiren und Verschwinden vereinzelter Weißen, wird von der Unionsregierung durch die jenen gemachten Geschenke unterhalten, wie überhaupt alle Unterhandlungen mit ihnen mit dergleichen zu beginnen haben. Diese freiwilligen Gaben kosten dem Lande in zehn Jahren kaum so viel, als die Unterhaltung eines Reiterregimentes in der fernen Wildniß, und gewähren mehr Sicherheit. Nichtsdestoweniger ist es doch dringend nothwendig, an einzelnen, für den Pelzhandel wichtigen Orten oder an den vorzüglichsten Straßen nach Kalifornien, Oregon oder Neu-Mexiko Forts anzulegen und militairisch zu besetzen, theils zum Schutze der Weißen, theils aber auch um dem Blutvergießen unter den Indianern selbst Einhalt zu thun. Mit Ausnahme der Mandans und Gros Ventres und einiger halbcivilisirter aus dem Osten der Union nach den westlichen Territorien verpflanzter Stämme schweifen alle übrigen jagend, plündernd, einander verfolgend oder im Tauschhandel mit den verschiedenen Forts begriffen auf den Prärien umher. Sie leben von der Jagd und nur einzelne Stämme zum Theil mit vom Fischfange. Die Grenzen ihrer Jagdgebiete werden bald aus Nahrungsbedürfniß bei der Verfolgung der Büffelheerden, bald aus Uebermuth des stärkeren gegen den schwächeren Stamm überschritten. Die Folge davon ist Krieg, das Ende gewöhnlich die Vertilgung oder Vertreibung der minder zahlreichen Nation.

Die Wohnungen der Indianer in dem Gebiete der Union bestehen meistens aus runden, oben spitzen Zelten von Büffel- oder Hirschfellen, ihre Kleidung hauptsächlich aus den

letzteren. Pferde, welche sie ursprünglich den Mexikanern oder Reisenden, und später sich gegenseitig stehlen, benutzen sie blos zum Reiten oder Forttragen ihrer Zelte und Geräthschaften. Selbst die Mandans und Gros Ventres, welche Korn, Bohnen, Kürbisse &c. bauen, bearbeiten diese blos mit der Hacke und nicht mit dem Pfluge. Letztgenannte zwei Stämme besitzen am oberen Missouri zwei große, aus Lehmhütten bestehende Dörfer, jedoch außer den Hunden und Pferden durchaus keine Hausthiere. Auch die letzteren verlieren sie, sowie andere umherschweifende Indianer, sehr häufig in strengen Wintern durch Hunger, weil die faulen Ritter niemals daran denken, für Heuvorräthe oder Stallung zu sorgen. Ohne Pferde aber können sie weder mit Erfolg jagen, noch sich gegen berittene Feinde vertheidigen, daher werden sie für ihre grenzenlose Faulheit und Hartherzigkeit gegen die armen Thiere nicht selten durch Hungersnoth und Niederlagen gestraft. Dennoch erleiden sie lieber diese unter den verschiedenen Stämmen sich alljährlich, bald hier, bald dort wiederholenden Drangsale, als sich einer nützlichen Thätigkeit hinzugeben. Ruchlosigkeit ist überhaupt bei den männlichen Indianern so überwiegend über alle anderen, besseren Eigenschaften, daß sie dadurch, wie einzelne verwahrloste weiße Verbrecher, unaufhaltsam ihrem Untergange zugetrieben werden. Um Feinde oder schwache Nachbarn zu ermorden oder zu berauben, unternehmen sie die anstrengendsten Märsche, erdulden sie unerhörte Entbehrungen und gehen mit einer Beharrlichkeit und Umsicht zu Werke, welche, wenn zu besseren Zwecken verwendet, sie zu den glücklichsten Menschen machen müßten; allein gleichwie

die Spieler und Trinker nur der stärksten, unnatürlichsten Anregungen und Reize bedürfen und, abgestorben für alle besseren, reinen Gefühle und Gesinnungen, nur in zunehmender Entsittlichung ihr Vergnügen finden, so fühlen sich die Indianer nur glücklich, wenn ihre schrankenlose Eitelkeit durch den Tod von Nebenbuhlern oder Feinden geschmeichelt, ihr Blutdurst gesättigt und ihr Geiz durch Plünderung, Raub oder erpreßte Geschenke befriedigt wird. Nicht einmal das Familienleben ist ihnen heilig, denn erstens treten sie ihre eignen Weiber gegen Geschenke oder aus Artigkeit sehr häufig auf kürzere oder längere Zeit Händlern oder sonstigen Besuchern ab, und zweitens bringen sie auch das Leben der Ihrigen fortwährend in die äußerste Gefahr, indem sie sie durch ihre beständigen ruchlosen Fehden theils dem Scalpirmesser, theils aber auch dem Verhungern preisgeben; denn wenn sich feindliche Stämme gegenseitig umlauern, dürfen sich weder Einzelne noch kleine Trupps behufs der Jagd weit vom Lager entfernen und auf diese Art entbehren Alle der einzigen Nahrung.

Tausende von Weißen gehen jährlich nach den Felsengebirgen und den Quellen des Missouri und Arkansas, um Biber zu fangen und andere Pelzthiere zu jagen. Sie leben in kleinen Gesellschaften von Dreien und Vieren, oder auch ganz einzeln und bringen jährlich im Sommer zu bestimmten Zeiten und an gewisse, theils längst bekannte, theils im vorhergehenden Jahre vorausbestimmte Orte ihren Vorrath von Fellen und tauschen dagegen ihre Bedürfnisse ein. Die Preise der letzteren sind so unerhört theuer (ein Quart Branntwein 1 bis 2 Dollars, ein Pfund-Tabak doppelt und

dreifach so viel 2c.), daß die Trapper oder Pelzjäger selten, die Pelzhändler hingegen, obschon sie ihre Vorräthe zum Theil über 3000 Meilen weit bringen und holen müssen, stets und sogar den unglaublichsten Gewinn davon tragen. Gleichwohl fehlt es nicht an Abenteurern, Misanthropen und Galgenvögeln, welche das wildromantische Jägerleben den Freuden der Geselligkeit und den fortwährenden Kriegszustand, mit steter Gefahr des Todes und der Beraubung vor Augen, einer friedlichen Beschäftigung vorziehen. Die Trapper sind nämlich gänzlich von den Launen der umherschweifenden verschiedenen Indianerstämme abhängig und verdanken es in der Regel ihrer Klugheit, Schußfertigkeit und Freigebigkeit, wenn sie dem Scalpirmesser entgehen. Sehr häufig können sie sich nur dadurch vor Entdeckung und Nachstellung sichern, daß sie jeden Indianer, welcher ihren Zufluchtsort auszukundschaften sucht oder sich diesem zufällig nähert, ohne Erbarmen niederschießen. Das Sein und Nichtsein ist in solchen Fällen die Frage, die auch sogleich in dem „ich oder Du" ihre Lösung findet. Während der Sommerstreifereien der Indianer dürfen die Pelzjäger oft Monate lang kein Feuer anzünden, um nicht durch die dünnste aufsteigende Rauchsäule sich den Geieraugen der ewiglauernden und beutegierigen Rothhäute zu verrathen. Dagegen kennen sie auch wieder die gewohnte und unabänderlich feststehende Lebensart derselben so genau, daß sie im Winter, wo jene sich nach gewissen Gegenden zurückziehen, so sorglos und sicher leben, wie in einem friedlichen europäischen Gebirgsdörfchen. Nur wenn sie wissen, daß benachbarte Stämme in Krieg verwickelt sind und im blin=

den Hasse und Blutdurste mit der äußersten eignen Lebensgefahr sogar die beschneiten Berge und Thäler durchstreifen, um die Feinde zu überfallen, dann sind sie selbst im tiefsten Winter in ihren Höhlen oder kleinen Hüttchen nicht sicher, denn wenn der rothe Krieger den Skalp des Feindes bei der Rückkehr zu den Seinen nicht aufweisen kann, so empfängt ihn doch jubelnder Zuruf und ehrende Anerkennung, wenn er den eines, wenn auch noch so friedlichen Weißen und dessen gestohlene Gewehre, Fallen und Pelzvorräthe mitbringt. Daher wird zu solchen Zeiten das Leben der einsamen Trapper höchst gefahrvoll, denn ohne Feuer müssen sie fürchten zu erfrieren, und im entgegengesetzten Falle durch den Rauch verrathen und der Mordlust und der Raubgier der Indianer zur Beute zu werden. Trotz der Gefahr, welche den Weißen aus den Feindseligkeiten verschiedener Stämme der letzteren unter einander erwächst, hat man sie doch oft beschuldigt, dieselben ihres Vortheiles wegen angestiftet und unterhalten zu haben! Das Ebengesagte widerlegt diese Anklage hinlänglich und wenn Jemand dadurch nicht überzeugt sein sollte, so könnte man ihn fragen, ob es vernünftig und klug wäre, einen Volkshaufen, durch welchen man unangefochten hindurchzukommen wünsche, betrunken zu machen, damit die aufgeregte kämpfende Menge in der gegenseitigen Erbitterung den Mißliebigen übersehen möchte? So gewiß aber der Letztere sehr wahrscheinlich inmitten Berauschter selbst unwillkürliche Rippenstöße erhält, ebenso gewiß und in noch höherem Grade laufen die Weißen Gefahr, wo die bösen Leidenschaften der Indianer durch Krieg aufgestachelt sind, wenn der Tomahawk einmal vom Blute geröthet und

die Lust zum Plündern und Scalpiren unwiderstehlich geworden ist.

Die Art und Weise, wie die Indianer den Pferdediebstahl im Großen treiben, ist sehr originell und verdiente Beachtung und Nachahmung von Seiten der Kavalleriegenerale. Die Ausführung der List beruht auf der genauen Kenntniß von der Schreckhaftig- und Furchtsamkeit der Pferde, welche sie trotz aller Hindernisse dazu bringen, mit der rasendsten Eile unaufhaltbar davonzulaufen, nachdem sie erschreckt (scheu) geworden sind. Wenn Reisende auf den Prärien ihr Nachtlager beziehen, lassen sie entweder ihre Pferde oder Maulesel frei grasen, indem sie ihnen nur die Vorderfüße zusammenbinden (fesseln), oder sie befestigen sie vermittelst langer Stricke oder Riemen an in die Erde geschlagenen Pfählen. Die Uebles im Schilde führenden und den Weißen oft wochenlang unbemerkt folgenden Indianer werden durch ihre Spione genau von der Einrichtung des Lagers und von dem günstigen Zeitpunkte für einen Angriff in Kenntniß gesetzt und führen diesen gewöhnlich kurz vor der Morgendämmerung auf folgende Art aus. Sie nähern sich, ihre Pferde an der Hand führend, im hohen Grase vollkommen geräuschlos dem Lager, sitzen dann schnell auf, stimmen mit einem Male ein fürchterliches Geschrei (Yell) an und sprengen im gestrecktesten Laufe ihrer Rosse durch und zu beiden Seiten um das Lager. Ehe die Reisenden noch ihre Gewehre ergreifen können, ist der Feind schon außer Schußweite und vor ihm laufen die erschrockenen Pferde und Maulthiere der Weißen, welche durch die den Schläfern entgangene leise Annäherung der Indianer schon aufmerksam gemacht,

durch das Geschrei, den blitzschnellen Ueberfall derselben und gewöhnlich noch abgefeuerte Schüsse auf das Aeußerste erschreckt, ihre Fesseln und Stricke zerreißen und unaufhaltsam davon eilen. Die Indianer beschleunigen die Flucht noch durch eifrige Verfolgung und fortgesetztes Geheul und treiben endlich die ermüdeten Thiere, wohin sie sie haben wollen. Meistens verlieren Reisende durch solche Ueberfälle, Stampede genannt, ihr sämmtliches Vieh, müssen deshalb auch alle Hoffnung der Verfolgung der frechen Räuber aufgeben und froh sein, wenn sie zu Fuße und ohne zu verhungern an dem nächsten Fort oder Handelsposten anlangen können. Häufig finden sie in solchen Zufluchtsorten einzelne ihrer gestohlenen Thiere, gewöhnlich die schlechtesten, welche die Indianer schon verhandelt haben, wieder. Auch durch Zufälligkeiten, z. B. das Erscheinen von Raubthieren, Losgehen eines Gewehres, Vorbeilaufen von Hirschen, Büffeln &c., kommen Stampedes vor, allein in solchen Fällen beruhigen sich die erschrockenen Zugthiere eher und kehren entweder bald selbst zum Lager zurück oder lassen sich wenigstens wiederfangen oder zurücktreiben. Sehr unangenehm bleibt indessen auch die zufällige Schreckflucht der Thiere, weil dadurch die Weiterreise nicht allein sich oft tagelang verzögert, sondern auch nicht selten die besten und flüchtigsten völlig verloren gehen.

Abgesehen von dem Pferdediebstahle im Großen, betreiben ihn die Indianer auch im Kleinen, indem sie sich während der Nacht wie die Schlangen kriechend den Lagern nähern, die Pferde mit dem Messer von den Pfählen losschneiden, sie besteigen und mit denselben davonjagen, ohne daß der Eigenthümer ihre Nähe geahnet hat. Auch aus den

Ställen und Häusern wissen sie dieselben aller angewandten Vorsicht ungeachtet sehr schlau zu stehlen. Ueberhaupt werden die Rothhäute, ebenso wie die Neger, durch ihre dunkle Hautfarbe und ihre leichte, dünne Fußbekleidung sehr bei nächtlichen Diebereien oder Ueberfällen begünstigt, denn während des Halbdunkels bleiben sie in einer geringen Entfernung, in welcher ein Weißer wohl zu erkennen und auf das Korn zu nehmen wäre, vollkommen unsichtbar und deshalb sicher. Auch können sie Weiße im Dunkel mit Pfeilen verwunden oder tödten, ohne dadurch sich der Verfolgung auszusetzen oder ihr Versteck zu verrathen, wie dies durch den Knall und den Schein beim Abfeuern von Gewehren geschieht.

Um das Maß der Sünden voll zu machen, sind die Indianer noch unverbesserliche Hazardspieler und Trunkenbolde, welche Alles der Befriedigung dieser entehrenden Laster opfern. Daher hat auch die Vereinigte „Staaten" Regierung streng verboten, ihnen Whisky zu verkaufen, und stets mit möglichster Strenge für die Ausführung dieser Verordnung gesorgt. Sie hat an sehr vielen Orten eigne Indianeragenten angestellt, welche einzig und allein mit den Wilden verkehren und Gesetzesübertreter zur Strafe ziehen sollen.

Den 8ten Juli.

Soeben bin ich von einer Reise nach den berühmten Wasserfällen des Mississippi bei St. Anthony (750 Meilen nördlich von hier) in Minnesota zurückgekehrt, wobei ich

nicht verfehlte, einige Ausflüge in das Indianergebiet auf dem rechten Ufer des Flusses zu machen. Dasselbe ist von den Sioux, welche noch 25,000 Köpfe zählen, bewohnt. Sie selbst nennen sich Dacótah's, d. h. Viele in Einem oder die aus mehreren Stämmen Bestehenden, und wollen von jenem Namen (Su ausgesprochen) Nichts wissen. Als ich eines ihrer Lager oder Dörfer besuchte und von einem Dolmetscher begleitet den Wigwam des Sachems oder Fürsten betrat, fand ich ihn wohlgemuth mit untergeschlagenen Beinen und im tiefsten Negligé im Kreise der Krieger oder Braven auf schönbemalten und gestickten Büffelhäuten sitzen und — Karten spielen. Als Marken dienten ihnen Holzstäbchen; um was sie spielten, konnte ich nicht erfahren, weil sie sehr wenig mittheilend waren. Am folgenden Tage traf ich sie wieder bei derselben Beschäftigung und erfuhr, daß sie damit überhaupt vorzugsweise die Zeit todtschlagen. Wenn sie nicht auf der Jagd oder im Kriege sind, erheben sich die Männer sehr spät von ihrem Lager und werden selten vor Mittag mit ihrem Putz und dem Schminken fertig. Nachmittags schleichen sie, selbst bei der ärgsten Hitze, in wollene Decken gehüllt, gleich Nachtgespenstern gravitätisch im Dorfe umher und legen sich dann auf Fellen nieder, oder setzen sich zum Spielen.

Das Indianerdorf, welches ich zuerst besuchte, heißt Kaposie, liegt am Mississippi, hat 400 Einwohner und ohngefähr achtzig aus Baumrinde gemachte Hütten oder Zelte. Der Stamm heißt Me-de-wakan-t'wan (Wan ist so viel als Clan oder Stamm) und der Sachem oder Anführer Tchay-tan-wa-koo-wa-ma-nee (welches bedeutet:

„der Falke, welcher im Gehen oder Schritt jagt." Die Amerikaner nennen ihn little crow. Ich hatte gehört, daß ein amerikanischer Missionär, der ehrwürdige M., Doctor der Medicin, dicht am Dorfe wohne, und fragte daher die ersten Indianer, welche ich traf, nach demselben. Obschon kein einziger derselben ein Wort englisch verstand, so verrieth ihnen doch der Name des Mannes meinen Wunsch und mit spöttischen, höhnischen Mienen zeigten sie mir in der Ferne das Haus. Ich war anfangs erstaunt über diese entschieden feindselige und verächtliche Gesinnung, welche die Wilden gegen den Bekehrer hegten, lernte aber später den Grund ihrer Abneigung kennen: denn abgesehen von dem Hasse, womit die Indianer alle Weißen beehren, hegen sie gegen die Missionäre noch deshalb einen ganz besonderen, weil diese, um einen größeren Gehalt zu verdienen, zu gleicher Zeit als Aerzte und Geistliche zu ihnen geschickt und von einem Theile des Geldes unterhalten werden (angeblich zu ihrem Besten, um sie zu civilisiren, in der Wirklichkeit aber, wie es scheint, um verschiedenen Sekten einige einträgliche Sinecuren für Fanatiker und Speculanten zu verschaffen), welches man ihnen für ihre Ländereien verwilligt und tractatmäßig sogleich für solche fromme Werke aussetzt. Die Indianer wollen indessen lieber bleiben, wie sie sind, und das Geld nach eignem Gutdünken verwenden, müssen sich aber stets den Anordnungen der Weißen fügen und betrachten daher die Missionäre als Eindringlinge und überflüssige Titulare, welche sich von ihrem Eigenthume mästen. Ganz unrecht haben sie wohl auch nicht, denn die Missionäre sind meistens ungehobelte Zeloten, ihrer Religion nach Handwerker, welche

lieber predigen und salbadern, als im Schweiße ihres Angesichts ihr Brot verdienen wollen. Durch Liebedienerei oder zelotischen Fanatismus wissen sich solche schlaue Heilige in ihrer Heimath einen gewissen Einfluß und durch diesen eine Missionsanstellung zu verschaffen. Ihre Gehalte als Apostel sind zwar nicht sehr erheblich, allein da sie mit denselben noch den als Jünger des Aeskulap verbinden und zugleich durch allerlei Tauschhandel und Auswahl und Ankauf der besten Ländereien den Grund zu künftigen Reichthümern legen, so wird es erklärlich, daß sich stets eine große Menge speculirende Fromme zu den Missionsstellen drängen. Wie übereinstimmend die Erfolge der Bekehrungs- und Heilversuche dieser mit den Lehren des Christenthums und der Medicin ohngefähr gleich unbekannten Sendlinge sich erweisen, kannst Du Dir denken! Thatsächlich ist es bekannt, daß die Bekehrungsversuche unter den nordamerikanischen Indianern durchgängig fehlgeschlagen sind und daß das ärztliche Talent der Missionäre jene nicht allein mit Angst oder Besorgniß in Krankheitsfällen erfüllt, sondern sie auch noch mehr in ihrem nationellen Heilverfahren, bestehend in der Austreibung des Teufels, des Urhebers aller Krankheiten, bestärkt.

Im Missionsgebäude fand ich verschiedene weiße Matronen und Jungfrauen, sowie Kinder beider Racen. Man hatte in der Dacotahsprache verfaßte Gesang- und Lesebücher und Zeitungen. Zu meiner Erbauung wurde sogleich nach dem Mittagessen eine Hymne in der Dacotahsprache gesungen und mir vorgelesen und buchstabirt. Die Sprache, welche von zahlreichen Stämmen gesprochen und allen wohlverständlich ist, zerfällt gleichwohl in verschiedene Dialecte.

Eine Eigenthümlichkeit derselben besteht darin, daß sie keinen F- und keinen B-Laut enthält. Sie ist wohlklingend, vocalreich und wird mit einer Biegsamkeit und Modulation der Stimme gesprochen, wie dies nur bei den Slaven und Südeuropäern vorkommt. Die in der Mission befindlichen Frauen schienen sich vorzugsweise um das Seelen- und Körperheil der rothen Brüder und Schwestern zu kümmern, obschon sie aufrichtig bekannten, daß alle Mühe vergebens sei. Die unter den Indianern gewöhnlichste Krankheit sind die Skropheln mit langwierigen und häufig tödtlichen Drüsenanschwellungen und Geschwüren. Ihre Heilmethode besteht im Exorcismus: der Teufelaustreibung, welche sie auf doppelte Weise, je nach der Dringlichkeit des Falles, in Ausführung bringen. Entweder wird ein blos mit Pulver geladenes Gewehr unter Absingung von Beschwörungsformeln auf und über den leidenden Theil abgefeuert, oder der Zauberer (große Medicinmann) schwingt einen Bohnen, Erbsen oder kleine Steine enthaltenden Beutel von trocknem Leder unaufhörlich über dem Körper des Kranken und glaubt durch den dadurch erzeugten Heidenlärm mit Zugabe von unbeschreiblichen Geberden und affenartigen Sprüngen den Bösen zu verjagen. Die Kranken hegen felsenfestes Vertrauen zu diesen Methoden und sind überzeugt, daß sie nur durch eine derselben gerettet werden können. Zur Behandlung äußerer Uebel: Geschwüre, Anschwellungen, Wunden ꝛc. bedienen sich die Indianer aller Arten von Kräutern und Wurzeln, welche sie kauen und dadurch in Brei verwandelt auflegen; allein selbst in dieser Hinsicht wird ihnen mehr Kenntniß zugeschrieben, als sie wirklich besitzen; denn mit Ausnahme

eines vortrefflichen Mittels zur Verhinderung des Starrkrampfes nach Verwundungen ist mir kein einziges der Erwähnung werthes bekannt geworden, welches von Indianern herrührt.

Mit einem Dolmetscher versehen begab ich mich, wie schon erwähnt, zu dem Häuptling, welcher mit der Blüthe des Stammes unter einem Vordache seiner Rindenhütte eifrig Karte spielte. Der Monarch saß, wie alle Mitspieler, mit untergeschlagenen Beinen, wie Türken, auf Fellen, welche auf dem Erdboden ausgebreitet waren. Seine Kleidung bestand in einer Adlerfeder in den Haaren, zwei schmalen, ohngefähr 12 Zoll langen von den Ellbogen herabhängenden Pelzstreifen, einem über den Hüften um den Leib gebundenen Riemen, um welchen ein Stück blaues Tuch von vorn zwischen den Beinen durch nach hinten bis in die Höhe der Hüften geschlungen war, und in Mocassins (leichten gestickten Schuhen von Handschuhleder). Dieses Costüm des edlen Kriegers gestattete mir zur Genüge, die Farbe und Gestalt desselben zu beschauen. Die erstere war gelbbraun, die letztere von etwas mehr als mittler Größe und so kräftig, nervig und fleischig, als sich mit Gewandtheit und Schnelligkeit der Bewegung verträgt. Wäre die Gestalt der Indianer nicht durch eine Krümmung der Schienbeine nach Außen und das Einwärtskehren ihrer Füße, wodurch ihr Gang etwas Schwankendes erhält, einigermaßen entstellt, so könnte man sich keine vollkommneren männlichen Körper als Modelle für Maler denken; denn sie sind meist groß und trotz der vollendetsten Muskeln dennoch schlank und sehr gelenk. Ihre Farbe zeigte alle Abstufungen von Gelb- zu Schwarzbraun, wahr-

scheinlich je nachdem sie und ihre Voraltern sich seltner oder häufiger gewaschen hatten. Wirkliche kupferfarbige Indianer habe ich noch niemals gesehen und ebensowenig begreifen können, warum sie eigentlich Rothhäute genannt wurden, da ihre Farbe der des Nußbaumholzes in seinen verschiedenen Schattirungen am nächsten kommt.

Der Sachem Tchay-tan-wa-koo-wa-ma-nee war ohnstreitig der schlauste seines Stammes und ein tüchtiger Kämpe noch dazu; denn erstens sah er klüger aus, als sein ganzer Hofstaat, zweitens wurde er bei unseren Handelsgeschäften stets über den Werth des Geldes befragt und drittens zeichnete er sich durch viele von Kugeln, Pfeilen und Tomahawks herrührende Narben und Verletzungen aus. Sein kleines schwarzes Auge blitzte trotz der angenommenen stoischen Ruhe schlau nach Allem, was er an und bei mir Auffallendes bemerkte, und ohngeachtet seiner anscheinenden Gleichgültigkeit bemerkte ich recht wohl, wenn ihm daran lag, irgend Etwas zu verkaufen und mich möglichst zu prellen. Seine nächsten Umgebungen trugen außer dem Hüftriemen und Schurz wohl auch ein buntes baumwollenes sehr kurzes Hemd, oder anstatt desselben eine wollene Decke nachlässig über die Schultern geschlagen. Gebogene, breite Nasen sind unter den Indianern vorherrschend, aber auch kleine, gerade häufig genug unter ihnen zu finden. Die Männer erreichen meistens sechs Fuß Höhe und darüber, die Frauen kaum fünf. Jene tragen ohne Ausnahme langes, gewöhnlich in zwei herabhängende Zöpfe getheiltes Haar, zwischen welchen sich noch ein kleiner sorgfältig gewickelter, oben auf dem Scheitel mittelst einer Feder befestigter Zopf befindet.

Unter demselben ist die durch das Scheiteln der Haare sichtbare Haut blutroth gemalt, gleichsam um zum Skalpiren einzuladen. Die meisten Frauen tragen die Haare glatt über der Mitte der Stirn bis zu den Schläfen abgeschnitten, an den Seiten und am Hinterkopfe aber acht bis zehn Zoll lang, wodurch sie ein sehr einfältiges, verwahrlostes Ansehen erhalten. Nur sehr Wenige, wahrscheinlich die bevorzugten Weiber der Krieger, tragen sorgfältig geflochtene Zöpfe. Ihre Kleidung besteht in Röcken oder Schürzen, Leggings oder Hosenbeinen, welche an dem Hüftriemen zu jeder Seite befestigt werden, Jacken, Schuhen und Decken anstatt der Mäntel. Kopfbedeckungen sind den Indianern unbekannt; in der glühendsten Sonne und der grimmigsten Kälte bedürfen sie derselben nicht und ziehen höchstens ihre Decken über den Kopf, wenn sie sich schlafen legen, zum Schutze gegen Mücken, Schnee ꝛc.

Die Schminksucht der Söhne der Wildniß erscheint uns im höchsten Grade abgeschmackt. Besonders fiel es mir auf, daß fast alle Brave die Augenlidränder und eine schmale Linie horizontal von der Vereinigung der letzteren bis zu den Augenbrauen purpurroth gefärbt, und wie es mir schien, sogar geätzt haben. Außerdem malen sie bald senkrechte, bald horizontale blutrothe Streifen auf die Stirn oder Wangen und verschwenden übrigens eine solche Mannigfaltigkeit von Farben auf ihre braunen Gesichter, daß sie getrost mit dem buntesten Papageyen wetteifern können. Ein Spiegel ist ihnen daher ein Hauptbedürfniß und mit unverstellter Bewunderung betrachten sie ihr werthes und bemaltes Ich, wenn man ihnen einen solchen vorhält, oder wenn sie lang=

ausgestreckt in vollem Putz an der Erde liegen, eine Pfeife rauchen und ihre eigenen hervorziehen und sich wohlgefällig darin betrachten.

Das Wohlwollen der Eingeborenen erwarb ich mir im ersten Grade durch Vertheilung von Cigarren und Tabak; meine Vorräthe wurden jedoch bald erschöpft, weil Alle, welche nicht freiwillig von mir bedacht worden waren, ohne Umstände ihren Antheil von mir forderten mit den Worten, daß Weiße, welche zu den Indianern kämen, diesen Geschenke machen müßten. Die Weiber verlangten aus demselben Grunde Geld für ihre Kinder und solche, welche keines erhielten, weil meine Silbermünzen schon vergeben waren, schienen höchlich beleidigt. Verschiedene Kleinigkeiten, die ich theils zu meinem eignen Gebrauche, theils zum Tauschen mitgebracht hatte, nahmen die Natives in die Hand, anscheinend um sie zu betrachten, legten sie aber sofort neben sich hin, gleichsam sie als ihr Eigenthum beanspruchend. Als ich aber diese freche Besitzergreifung nicht gut hieß und die lauernden Blicke mit dem angenommenen Ausdrucke von ländlicher Einfalt, welcher sagen sollte „Du hast mir das geschenkt," nicht verstand und mein Eigenthum ganz gelassen wieder ergriff und einsteckte, da sahen sie mich verwundert an und ein allgemeines kurz ausgerufenes: O! der Mißbilligung erscholl aus Aller Munde, weil ein Weißer es gewagt, Etwas zurückzunehmen, was ein indianischer Krieger sich schon zugeeignet hatte.

Nachdem ich dem Sachem die Absicht meines Besuches, theils ihn und den Stamm kennen zu lernen, theils verschiedene ihrer Geräthschaften zu kaufen, erklärt hatte, ließ er seine

22*

Staatspfeife holen, sie mit einem Gemisch von Tabak und Killikenny stopfen, anzünden und überreichte mir dieselbe, nachdem er einige lange Züge gethan. Ich folgte seinem Beispiele und händigte das Symbol brennender Liebe und Freundschaft meinem Nachbar ein, welcher es weiter gehen ließ im Kreise der Braven. Hierauf blies ich auf einer sehr guten Mundharmonika, welche als noch nie gesehenes und gehörtes Instrument in der Mission allgemeines Erstaunen und Gefallen erregt hatte, aber auf die Indianer nur wenig Eindruck machte. Ohne Umstände forderten sie dieselbe von mir und betrachteten sie als etwas Unbedeutendes, weil sie ihr auch Töne zu entlocken vermochten. Vergebens bemühte ich mich, auf irgend eine Art ihre Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen, oder ihre Verwunderung zu erregen, damit ich sie dazu bringen könnte, Kriegstänze und Gesänge aufzuführen. Sie hatten mir schon erklärt, daß sie dies nur Abends thäten, und überhaupt wenig Lust dazu gezeigt — da verschaffte mir plötzlich meine Lorgnette, was ich wünschte. Ich hatte dieselbe, um mich nach dem Dolmetscher umzusehen, aus der Tasche gezogen, die Feder gedrückt und die aus der Scheide hervorgesprungenen Gläser vor die Augen gehalten und war nicht wenig erstaunt, von allen Seiten den bei Indianern so ungewöhnlichen Ausruf der Verwunderung zu hören. Nachdem das dumpfe, gezogene Ah! kaum verhallt, streckten sich schon viele Hände nach dem Wunderdinge aus — allein ich erklärte es für „große Medicin" und gab es nicht aus der Hand, zeigte ihnen aber den Mechanismus und Gebrauch. Von allen Hütten und Zelten kamen jetzt nun Neugierige herbei, um die wunderbare Lorgnette zu sehen

und Waffen ꝛc. zu bringen, welche ich vorher längere Zeit vergebens in verschiedenen Hütten gesucht hatte. Ich kaufte vorzugsweise vom Sachem und den Hauptkriegern und erwarb mir bald, nachdem die Lorgnette mich in ihren Augen zu Etwas Ehrwürdigem gemacht, ihr Wohlwollen und ihre Achtung in so hohem Grade, daß sie nach einiger Zeit die gewünschten Tänze und Gesänge (Terz- und Quintenabwechselungen in tiefen, melancholischen Tönen sich bewegend und nur beim Schlachtgesange durch ein furchtbar gellendes „Hau! Hau! Hau!" unterbrochen) freiwillig zum Besten gaben.

Im Handel waren die Indianer schlauer, als ich noch jemals Christen oder Juden gesehen, und offenbar haben die Yankees von ihnen viel gelernt. Brachten sie mir irgend einen Gegenstand, so fügten sie stets die Worte bei: „diese Pfeife (Waffe ꝛc.) ist sehr gut, es ist die beste, welche es geben kann, ich habe nur diese eine, was wollen Sie dafür geben?" Meine Gebote wurden gewöhnlich verschmäht, weil ich keine Ahnung hatte, wie hoch sie alle ihre Waaren im Preise hielten, und mehrere Verkäufer fühlten sich so beleidigt, daß sie später unter keiner Bedingung mehr verkaufen wollten. Hatten sie einmal eine gewisse Summe gefordert, so blieben sie unwiderruflich dabei stehen und stiegen eher im Preise, als herunterzugehen. Die Friedenspfeife des Sachem erhandelte ich für fünf Dollars, mußte ihm aber noch meinen Stock schenken, der ihm sehr gefiel. Bogen, Pfeile, Scalpirmesser, Killikenny, Mocassins ꝛc. erlangte ich nur nach langem Schachern und zu unverschämten Preisen. Als ich ein sehr schönes Pfeifenrohr für drei Dollars gekauft und nicht noch ebensoviel für einen verzierten Kopf

geben, sondern vielmehr einen einfachen dazu haben wollte, erklärte man mir, es sei eine Beleidigung, an das Pfeifenrohr eines Kriegers den Kopf einer Squaw (Frau, welche nur aus einfachen rothen Pfeifenköpfen und runden Röhren rauchen) stecken zu wollen! Und wirklich verweigerte man mir überall den Ankauf eines solchen, weil man wußte, wozu ich ihn wünschte. Es blieb mir daher, da ich eine vollständige Indianerpfeife für mich zu behalten und Dir die zweite zu senden beabsichtigte, Nichts übrig, als den verzierten Kopf zu kaufen. Gold verschmähten sie und wollten blos „weißes Geld" (Silber) nehmen, fragten aber stets den Sachem, ob die Summe richtig sei, weil sie Betrug im Handel als eine Art Kriegslist und Regel betrachten, daher natürlich auch bei mir die Neigung dazu voraussetzten und sich nicht wenig wunderten, daß ich es übel nahm, als mir ein alter Krieger sagte, ich wolle ihn betrügen, indem ich ihm eine bestimmte Summe in Gold anstatt in Silber auszahlte.

Du weißt, wie sehr die Indianer sich damit brüsten, daß sie durch kein Zeichen Verwunderung, Schmerz oder Schreck verrathen. Meine Lorgnette hatte sie nun aber sämmtlich außer Fassung gebracht, und sie fühlten, daß ihre Etiquette und Steifheit mir gegenüber gewissermaßen verletzt war und überließen sich daher einer mehr natürlichen Ungezwungenheit, versuchten aber auch, meine Standhaftigkeit auf die Probe zu setzen. Als ich z. B. Tomahawks (Streitärte) betrachtete, zeigten sie mir die Art und Weise der Führung derselben und bedrohten, während ich unter den Braven auf der Erde lag, mit blitzschnellen Bewegungen bald mein Haupt, bald meine Füße, ohne daß ich eine Miene verzog

oder ein Glied rührte. Ebenso zielten sie mit haarscharfen Pfeilen nach mir, ohne mich dazu bringen zu können, dies auch nur für „einen dummen Spaß" zu erklären oder zu blinzeln. Kaltblütiger als Fabricius, widerstand ich allen Versuchungen — fiel aber doch endlich in eine Schlinge, denn während ich eifrig mich mit einigen Kriegern unterhielt, knipp mich ein anderer unbemerkt in die Fußzehe, die ich, in der Meinung, einer der unzähligen Hunde habe mich gebissen, schnell zurückzog. Ein allgemeines Lächeln der Genugthuung überflog die braunen Gesichter, denn sie hatten jetzt ihren Wunsch erreicht und mir ein Zeichen der Ueberraschung entlockt. Die Indianer hatten sich für die Lorgnettenverwunderung an mir gerächt und wurden nun immer gemüthlicher.

Die Form ihrer Pfeifen ist sehr auffallend; die Köpfe derselben sind aus rothem Steine geschnitten, bilden einen rechten Winkel, dessen beide Schenkel rund und ohngefähr jeder vier bis fünf Zoll lang sind. Die Oeffnung für den Tabak ist kaum so groß, als die Spitze des kleinen Fingers, weshalb jener auch vermittelst eines Hölzchens, welches stets neben dem Scalpirmesser in einer schön verzierten Scheide im Gürtel auf dem Rücken sich befindet, festgedrückt wird. Die Dicke des Kopfes beträgt ohngefähr 1½ bis 2 Zoll und seine Schwere mehr als ein Pfund. Die Pfeifen der Squaws sind kleiner und einfach roth, während die der Männer durch in den Stein eingegrabene und mit weißem, glänzendem Metalle ausgegossene Ringe und Längenstreifen sich auszeichnen. Die Arbeit ist sehr künstlich und die Masse, ein blutrother Porphyr, unverwüstlich. Am auffallendsten wa-

ren mir aber die drei bis vier Fuß langen, zwei bis drei Zoll breiten und höchstens ein Dritttheil Zoll dicken geraden Pfeifenrohre, welche mit einem runden Zapfen in den Kopf befestigt werden. Viele dieser Röhre sind sehr geschmackvoll mit herrlich glänzenden Federn, bunten Haaren und Stickereien verziert und übertreffen an Farbenpracht und Geschmack die schönste Studentenpfeife. Nun ich hoffe, Du wirst bald die Dir bestimmte Dacotahpfeife vor Dir haben und im lieblichen Dampfe des Killikenny bekennen, daß sie jede Türkenpfeife übertrifft und verdient, werth gehalten zu werden.

Bei meinem Besuche in einem der Zelte, wo mir ein schöner Bogen versprochen war, veranlaßte mich meine Kurzsichtigkeit und die Schwierigkeit, indianische Männer und Frauen von einander zu unterscheiden, wenn man blos die Gesichter sieht und die Haare der Letzteren gescheitelt sind, zu einer sehr beleidigenden Verwechselung. Ich zeigte nämlich dem Bogenbesitzer einen hübschen kleinen Spiegel, welchen ich als Zugabe für meinen Preis bestimmte, und als der Alte fragte, was er damit machen solle, wies ich auf eine in eine Decke eingehüllte Gestalt mit einem glatten, jungen unbemalten Gesichte und sagte: „für die Squaw." Der Alte lächelte pfiffig und wiederholte anscheinend unabsichtlich seine Frage, worauf meinerseits dieselbe Antwort erfolgte. Da setzte sich die vermeintliche Frau auf, ergriff den Bogen und spannte ihn fast zum Brechen und lieferte den stummen Beweis, daß die Hände einem jungen Krieger gehörten, welcher, als er später aufstand, über sechs Fuß hoch war. Ich machte ihm mit der Hand ein Zeichen der Anerkennung seiner Kraft und rauchte später eine Friedenscigarre mit ihm.

Er sah ein, daß meine Bemerkung auf einem Mißverständnisse beruhte, und setzte so wenig bösen Willen voraus, daß er sich mit dem Beweisen seiner Kraftäußerung anstatt aller anderen Erwiderungen begnügte. Unter anderen Umständen würde dieselbe Aeußerung wahrscheinlich Veranlassung geworden sein, für ewige Zeiten den Gebrauch der Haarbürste bei mir überflüssig zu machen.

Das Innere der Hütten und das Aeußere der Menschen war außerordentlich schmutzig und widerlich. Das in jenen der Mücken wegen stets unterhaltene Feuer verleiht den Bewohnern und Geräthen derselben einen erstickenden widerlichen Rauchgeruch, welcher besonders aus Lederzeug, wie z. B. den Macassins, sich nur nach sehr langer Zeit, wenn jemals, verliert. An der Erde befinden sich die Schlaffelle und hinter denselben Bündel, Kästchen oder Köfferchen mit den Lumpen oder Schätzen dieser westlichen Zigeuner. Sie sind gegen einander selbst sehr mißtrauisch und überlassen sich gegenseitig niemals die Besorgung von Geschäften, aus Furcht betrogen zu werden. In gewissen Beziehungen erkennen sie persönlichen Besitz an, im Allgemeinen aber sind sie Communisten und dieses unglückliche Princip verhindert unter ihnen alle Fortschritte der Civilisation und überliefert jährlich Tausende dem Hungertode. So hat jeder z. B. Eigenthumsrecht an Hausrath, Pferden und persönlich erlegter Jagdbeute, allein wenn andere seines Stammes zum Jagen zu faul sind, nehmen sie ihm, was er für den Augenblick übrig hat. Bestellt ein Indianer ein kleines Feld, um Mais zu haben für den Winter, so ißt das ganze Lager oder Dorf davon, so lange noch ein Körnchen übrig ist. Hat ein

Mann des Fortschrittes unter ihnen sich eine Kuh gestohlen oder gekauft, um Milch zu erhalten für seine Familie, so kann er versichert sein, daß sie ihm geschlachtet und verspeist wird, sobald die Jagd einmal schlecht ausgefallen oder Faulheit dieselbe verhindert hat. Ja es ist sogar vorgekommen, daß ein einigermaßen menschlich denkender Indianer im Herbste mit seinen Pferden den nöthigen Wintervorrath von Holz vor sein Zelt schleppte, um seinen Weibern das Tragen desselben zu ersparen, allein die übrigen Indianer erklärten dies für eine tadelnswerthe Neuerung, insofern ein Mann Geschäfte der Squaw übernommen, und zur Strafe erschossen sie einen Hund des fleißigen Mannes, halfen ihm aber dennoch fleißig beim Verbrennen des Holzes. Als letzteres verbraucht war, machte jener nochmals einen Versuch, sich mittelst seiner Rosse einen neuen Vorrath davon zu sammeln, jedoch mit noch schlimmerm Erfolg, denn diesmal tödtete man ihm eines der letzteren und holte sich seinen Holzbedarf ungefragt von seinem Vorrathe. Das bereits Geschehene, sowie die Drohung für jeden neuen Versuch, klüger und besser sein zu wollen, als seine übrigen Stammgenossen, ihm noch ein Pferd zu tödten, schreckte natürlich den armen Mann davon ab, und daher muß stets der Fleißige mit dem Faulen und Liederlichen Hunger leiden und die Frau des besten Indianers ebenso lastthierähnlich arbeiten, wie die des rohsten und hartherzigsten.

Ich habe schon früher erwähnt, daß die Squaws die schwersten und härtesten Arbeiten verrichten müssen, allein wenn man mit eignen Augen sieht, wie die armen Wesen sich plagen, so muß man sich wundern, wie sie nicht allein

alle diese Mühsale ertragen, sondern sich auch noch für viel glücklicher halten können, als weiße Frauen, weil diese „fortwährend mit Scheuern und Waschen zu thun haben," was freilich bei den Indianern niemals vorkommt! Die Squaws, selbst halbwüchsige Mädchen tragen vermittelst eines Stirnbandes Lasten an den Flüssen aufgesuchten oder mit Aexten selbst gefällten Holzes, welche nicht leicht ein Mann auf dem Rücken fortzuschaffen im Stande ist. Mit der Art arbeiten sie sehr geschickt und kräftig und helfen den Männern bei dem Aushöhlen von Baumstämmen zu Kanoes. In diesen fahren sie auf den reißendsten Strömen allein mit großer Kraft und Geschicklichkeit meilenweit stromaufwärts. Weiber sowohl als Männer lernen das Schwimmen von früher Jugend an, allein ihre Bewegungen dabei sind ungeschickt, indem sie mit den Armen abwechselnd weit aus dem Wasser herausschlagen, sich gleichsam weiter greifend, aber langsam vorwärts kommen, stark spritzen und viel Geräusch machen. Ich sah Hunderte von Indianern baden und schwimmen, allein niemals einen so schnell, ruhig und überhaupt so zweckmäßig als wir es thun.

Haben die Squaws Holz und Wasser geholt, Feuer gemacht, gekocht und die Kinder besorgt 2c., so gehen sie an das Gerben und Abschaben der Häute des erlegten Wildes und das Färben von Haaren, Federn und andern Stoffen für ihre Stickereien. Sind auch diese Arbeiten vollbracht, so holt eine jede ein höchst schmutzig aussehendes Bündel aus dem Zelte oder der Hütte und setzt sich damit auf die Erde zum — Sticken nieder, denn das häßliche Tuch oder Fell enthält zahllose bunte Läppchen, Federn, Schnuren, Per=

len ꝛc. mit deren Hülfe sie wirklich allerliebste Stickereien, Geflechte und Gewebe verfertigen, welche viel Geschmack in der Zeichnung und Farbenverbindung verrathen und an Mannigfaltigkeit ihrer Bestimmung und Anwendung dem Erfindungsgeiste europäischer Damen kaum nachstehen. Zwar finden sich unter den Kunsterzeugnissen indianischer Schönen keine gestickten Markenkästchen, Visitenkartenetuis u. s. w., dagegen aber an Bogen, Tomahawks, Messerscheiden ꝛc. angebrachte Verzierungen. Eine Art Rahmen, in welchem sehr viele dünne, eng nebeneinander stehende Stäbchen, zwischen denen die Fäden laufen, befestigt sind, dient den Weibern als Webstuhl, die Finger vertreten das Schiffchen und sonstige Maschinerie und die Geduld der unermüdlichen Squaws vollendet ohne Muster oder Vorzeichnung das nur durch ihre Phantasie geschaffene Kunstwerk. Durch dergleichen Arbeiten tragen sie nicht allein viel zu dem Putze ihrer Kinder oder Verwandten, sondern auch zum Unterhalte ihrer Familien bei, denn die Stickereien der Squaws bilden nicht nur einen Haupttauschartikel unter den Indianern, sondern auch zwischen diesen und den Weißen.

Ohngeachtet nun die Squaws unübertreffliche Muster von Fleiß und Ergebung sind, werden sie dennoch von den faulen, nichtswürdigen Männern für sehr untergeordnete Wesen betrachtet und darnach behandelt, ja der Name Squaw, einem Manne gegeben, ist der ärgste Schimpf und die tödtlichste Beleidigung! Das Verdienst ist, wie Du siehst, auch in der Wildniß bescheiden und schlecht belohnt. Welcher Unterschied zwischen einer coquetten, niemals etwas Nützliches vollbringenden Salondame oder einem seinen Beruf verseh=

lenden, halbgebildeten Blaustrümpfchen und deren Triumphen und dem Leben einer Squaw, welche nach den erschöpfendsten Arbeiten und bei häufigen peinigenden Entbehrungen ihr Vergnügen und ihre Erholung, ohne zu ruhen, nur in der Abwechselung der Beschäftigung für den Unterhalt der Ihrigen findet! Wahrhaftig, wenn jemals eine Klasse von Frauen auf Auszeichnung, Lob und Preis gerechte Ansprüche hat, so sind es die Squaws, und es würde durchaus nicht ungerecht sein, wenn einmal „eine jütige Fee“ käme und sie in die Paläste Europa's, deren blasirte, skandalsüchtige, von Intriguen und schlechter Poesie lebende Bewohnerinnen*) hingegen ein wenig (zur Besserung und Erstarkung der zarten Nerven) in die Prärie unter die Indianer versetzte. Eigentliche Backfische gibt es bei den Indianern nicht, denn kaum hat ein Mägdlein das vierzehnte Jahr erreicht, so bewirbt sich um sie auch schon ein würdiger Krieger und führt sie heim als seine geduldige Sklavin.

Kinder und Hunde findet man in jedem Indianerdorfe in Unzahl, und hört den von denselben herrührenden Lärm schon in großer Entfernung. Aeltere Knaben, leibhaftige Orangoutangs, vertreiben sich die Zeit unter entsetzlichem Geschrei mit dem Ballspiel, welches überhaupt eine Lieblingsunterhaltung der Indianer ist und sehr viel zur Erlangung

*) Du wirst mich hoffentlich nicht falsch verstehen, ich meine nicht alle Bewohnerinnen von Palästen, sondern nur die blasirten, faulen rc.; denn ich weiß ja wohl aus Erfahrung, daß es auch unter ihnen würdige Matronen und fleißige, sich nützlich beschäftigende Jungfrauen gibt und daß auch unter Blonden und Perlenketten noch unverdorbene Herzen schlagen.

und Erhaltung von Gewandtheit beiträgt. Jeder Theilnehmer am Spielen hat einen ohngefähr drei Fuß langen Stock, dessen oberes umgebogenes Ende einen vier Zoll im Durchmesser haltenden und mit Netzwerk ausgefüllten Ring bildet, womit der Ball gefangen, von der Erde aufgenommen und geworfen wird. Die Lust, mit der sich Alt und Jung an diesem Vergnügen betheiligt, und die dabei an den Tag gelegte Behendigkeit und Schnelligkeit der Bewegungen übertrifft bei weitem Alles, was man bei Unterhaltungen oder gymnastischen Spielen anderer Völker erblickt. Die Indianer sind so leidenschaftlich dem Ballspiele ergeben und bilden sich so viel auf die dabei an den Tag gelegte Geschicklichkeit ein, daß nicht selten Bewohner verschiedener Dörfer oder Mitglieder befreundeter Stämme sich gegenseitig dazu auffordern und bedeutende Preise für die Gewinner aussetzen.

Benachbarte Nationen verschiedener Abstammung leben auch in der Wildniß in nur mit zunehmender Bildung aufhörender Fehde. So bekriegen sich die Dacotah's und Chippewa's, welche letztere das östliche Mississippiufer und die Gegenden der oberen Seen bewohnen, seit vielen Jahrhunderten. Seitdem weiße Ansiedler in die Indianergebiete vorgedrungen sind, seit die Unionsregierung schon in sehr fernen Gegenden kleine Festungen angelegt und die Feindseligkeiten unter den Eingeborenen verpönt hat, ist das Morden im Großen im Abnehmen; allein Streifzüge Einzelner in die feindlichen Gebiete, um zu rauben und Scalps zu holen, kommen noch immer vor und wahrscheinlich werden die Dacotah's niemals aufhören, die Chippewa's, und diese, jene bei Begegnungen mörderisch anzufallen, wenn dies den Weißen

unbewußt geschehen kann. Noch kürzlich hatten zwanzig der Letzteren eine aus sieben Personen bestehende Familie der ersteren überfallen und alle bis auf Einen, dem es zu entfliehen gelang, scalpirt. Auf die Nachricht hiervon machte sich eine große Anzahl Dacotah's auf den Weg, um Vergeltung zu üben, da sie jedoch die gesuchten Mörder nicht mehr vorfanden, überfielen sie eine Squaw mit vier Kindern, mordeten und scalpirten diese und kehrten im Triumphe nach Hause zurück.

Die Chippewa's, von denen ich ebenfalls Viele sah und in ihren Zelten besuchte, gleichen den Dacotah's in ihrer Lebensart vollkommen, allein in ihrem Aeußeren verhalten sie sich ohngefähr zu letzteren, wie die Engländer zu den Franzosen oder Celten, sie sind nämlich kräftiger, größer und dicker; ihre Gesichter breiter und weniger List oder Schlauheit verrathend, und die Nasen mehr gerade und breit, als gebogen. Die Sprachen beider Nationen sind sehr verschieden, obschon sie ein und derselben Stammsprache angehören und zu einander in einem ähnlichen Verhältnisse stehen, wie das Deutsche und Schwedische zu dem Altgermanischen. Da ich aus der Dacotahliteratur eine in St. Paul (Minnesota) erscheinende Zeitung und ein Lesebuch besitze und im Lesen und der Aussprache reißende Fortschritte gemacht habe, so will ich Dir der Merkwürdigkeit wegen das Dacotah Alphabet mit Beifügung der Aussprache desselben, und einige Pröbchen der Sprache selbst mittheilen; Du magst darnach entscheiden, in wiefern die Wurzeln derselben sich im Sanskrit finden oder ob sie mit mongolischen oder anderen Idiomen Aehnlichkeit besitzen. Vorausschicken will ich noch, daß alle

Buchstaben, denen keine besondere Aussprache beigefügt ist, gerade wie im Deutschen lauten.

A, b, c (zschi), d, e, g (ghi, wie das spanische j), h, i, j (ein Mittellaut zwischen s und z, etwa wie das polnische ś), k, q (k'a), l, m, n, o, p, r (rghi), s, t, u, w, x (sch), y (yhi), z (ß) — ,c (zsch', z. B. ,ci zschi') ,p (p') ,t (t'). —

De wicinyana (Mädchen) waxte, winona eciyapi qon hee. Tarinca wanuyanpi cincadan wan yuha. He winona ihakta. Hin waxte kin he etanhan winona iyahde hunska sanksanica ko i,cicage kta. He caje yuha sdonwaye xni.

Hokxidan (Knabe) kin de token eciyapi he. He Jan eciyapi. Xuaka (Hund) kin de he tawa. He waxte daka. Ix eya caje yuha. Hdezedan eciyapi. He xunka waxte. Can: Baum, tiyopa: Thor, Wapaha: Hut, turmaga: Biene, tipi: Haus, inmuxunka: Katze, Zitkadan: Rebhuhn, magatanka: Schwan, tatanka: Büffel, xuktanka: Pferd, kukuxe: Schwein, tarinca: Hirsch — reizo: Vorgebirge, marpiya: Himmel, anpetuwi: Sonne, hanyetuwi: Mond, wicanrpi: Sterne, maka: Erde, wita: Insel, skiskita: Landenge, iza: Kap, reyaka: Berg, paha: Hügel, mdamdata: Hochebene, mniyowanca: Ocean, mde: See, mdeokarmin: Bucht, iyokaxkedan: Meerenge, wakpa: Fluß, wakpadan: Bach.

Marpiya ekta wicanrpi yerya hiyeye: Sterne glänzen am Himmel. Anpetuwi kin he maka owancaya oyate owasin iyoyam wicaya: Die Sonne gibt Licht allen Nationen der Erde. Anpetuwi kin he mdoka qa hanyetuwi kin he wiye qa wicanrpi hiyeye cin hena cincapi Dakota eciupi: Die Dacotah's glauben, daß die Sonne ein Mann

und der Mond eine Frau ist, und daß die Sterne ihre Nachkommen sind. — Maka kin hminyan mdaska Dakota eciu-pi: Die Dacotah's glauben, daß die Erde eine runde Fläche sei.

Mit Pfeife, Pfeil und Bogen, Mocassins rc. sende ich Dir einige Blätter des Dakota tawaxitku kiu (Dacotah Freund), welche sehr weitläuftige und unterhaltende Nachrichten über die Indianer und Beiträge zur Sprachforschung derselben enthalten. Nächstens wird auch ein indianisches Wörterbuch erscheinen. Die Indianer selbst belächeln verächtlich das Streben der Weißen, sie zu civilisiren. Ich erhielt davon einen schlagenden Beweis, denn als sie wie Affen meine Taschen von Außen betasteten, um zu erfahren, was in denselben enthalten sei, fühlten sie ein Päckchen und hielten dies für Tabak, brachen aber in ein höhnisches Gelächter aus, als sie zusammengewickelte Papiere erblickten und erfuhren, daß diese in ihrer eigenen Sprache gedruckt seien. Ihre Ansichten änderten sich nicht einmal, als ihnen der Dolmetscher einige Sätze vorlas, und sie schienen den Inhalt sowohl als überhaupt das Unternehmen, Etwas in ihrer Sprache auf Papier zu bringen, für ebenso überflüssig und abgeschmackt zu halten, als wir jetzt das Vorlesen oder Veröffentlichen von Beschwörungs- oder Zauberformeln betrachten würden.

Das Vorausgehende wird Dich hoffentlich überzeugen, daß die von Romanschreibern, namentlich von Cooper herrührenden und weitverbreiteten Schilderungen und Nachrichten über die Indianer abgeschmackte, aller Wahrheit entbehrende Phantasiebilder sind. Ein Berichterstatter über den zwischen Gouverneur Ramsay und den Dacotah's im vorigen Jahre in Minnesota bei Traverse des Sioux abgeschlos-

senen Friedensvertrag äußert sich in dem Jahrbuche für Minnesota Seite 31 folgendermaßen über diesen Gegenstand: „to drop from Cooper's exalted Indian fictions, into a wretched, real wigwam, is the deepest fall since Adam. If it be really but a step from the sublime to the ridiculous, it is a perpendicular step and a long one. There could not be a more certain, infallible specific, to cure the reading world now and forever, of Indian romance, than to attend a treaty!" (Aus den übertriebenen Indianischen Fictionen in einen elenden, wirklichen Wigwam (Indianer Zelt) zu gerathen, ist der tiefste Fall seit dem von Adam. Wenn es wirklich nur ein Schritt ist von dem Erhabenen zu dem Lächerlichen, so ist es ein senkrechter und langer Schritt. Es gibt kein sichereres und untrüglicheres Mittel, dem lesenden Publikum jetzt und für immer die Ideen von „Indianischer Romantik" zu vertreiben, als einem (mit den Indianern gepflogenen) Friedensvertrage beizuwohnen!) Der Schreiber des Vorstehenden lebte vom 30sten Juni bis 6ten August umgeben von vielen Hunderten von Indianern, welche mit Weib und Kind, Hab und Gut nach Traverse des Sioux gekommen waren, und hatte daher hinlänglich Gelegenheit, deren Liebenswürdigkeiten und chevalereskes Benehmen kennen zu lernen.

Wie unbeschreiblich romantisch würde es Dir vorkommen, in einem engen, bis auf den Erdboden reichenden, mit erstickendem Rauche gefüllten Zelte mit noch zehn oder zwölf Personen zu wohnen, welche ihre Kleider niemals waschen, ihre Lagerfelle oder Decken kaum jemals ausschütteln, wie das Vieh in den Ställen ungenirt umherliegen, von Unge=

ziefer strotzend dieses mit naiver Ungezwungenheit sich gegenseitig absuchen und gleich Affen mit den Zähnen zerbeißen, „weil es sie ja auch gebissen habe?" Wie würde Dir ein Gericht Hundefleisch, Moschusratte, am Flusse todt aufgelesener Fische oder in den Schalen gekochter Schildkröten munden, nachdem die sittige Wirthin den Dir bestimmten hölzernen Eßnapf aus ganz besonderer Rücksicht für das Reinlichkeitsgefühl eines Weißen mit einer Handvoll Gras von ihrem Lager und dann noch mit einem Zipfel ihres Röckchens ausgewischt hatte, welcher seit einem halben Jahre, weder bei Tage noch bei Nacht von ihrem zarten Leibe gekommen war?

Der vielgerühmte Stoicismus der Indianer und ihre gepriesene Beharrlichkeit und Ausdauer in Ausübung der Vergeltung für empfangene Beleidigungen sind ebenso lächerliche Uebertreibungen wie die übrigen schon erwähnten romantischen Charakterschilderungen derselben; denn sie lassen sich nicht allein durch ihre Habsucht verleiten, nach erhaltenen Geschenken oder geforderten Gaben verschiedener Art der Blutrache für gemordete Verwandte zu entsagen, sondern ertragen auch geduldig Prügel oder laufen feig davon, wenn ein herzhafter Weißer sie mit dem Stocke für Frevel oder Unarten züchtigt. Ich lernte verschiedene unternehmende Hinterwäldler im Indianergebiete kennen, welche schon seit funfzehn bis zwanzig Jahren sich mitten unter den Rothhäuten angesiedelt, recht ansehnliche Farmen eingerichtet und sich bei jenen durch Muth und Entschlossenheit so hohe Achtung verschafft hatten, daß sie von denselben niemals ernstlich belästigt wurden. Zu meiner größten Verwunderung (ich war nämlich auch

noch der Meinung, daß ein Schlag bei den Indianern, wie bei den alten Deutschen, nur durch den Tod des Beleidigers gesühnt werden könne) hörte ich von allen ersten Ansiedlern, daß sie ihre braunen Nachbarn stets am sichersten durch Anwendung des Stockes in gehöriger Entfernung gehalten hatten, und daß jene, wenn sie namentlich durch Branntwein aufgeregt und theils unter einander, theils mit den Weißen in Streit gerathen wären, immer durch eine gehörige Tracht Prügel in die Schranken der „Convenienz" zurückgebracht worden wären! Die weißen Vorläufer der Civilisation lachten über die Maßen über meine schwachen Ueberbleibsel von Achtung vor indianischer Ritterlichkeit; denn langer Umgang mit den Eingeborenen läßt sie dieselben für nicht viel besser als übermüthige Affen betrachten.

Zum Schlusse dieses unwillkürlich lang gewordenen Indianerbriefes will ich Dir noch ein Pröbchen von indianischer Ehrlichkeit und Treue gegen die nächsten Stammverwandten mittheilen, welches ich wörtlich aus der Juni-Nummer des „Dacotah-Freundes" von 1852 übersetze. Der Artikel ist überschrieben: „Pferdediebe." „Durch soeben von den Prärien eingelaufene Nachrichten erfahren wir, daß sechs Dacotahkrieger von den Prärien sich nach dem Missouri aufmachten, um Pferde zu stehlen. Sie waren glücklich in ihrer Unternehmung und theilten auf dem Rückwege die Beute unter sich, wobei sich jedoch Einer von der Gesellschaft für übervortheilt hielt. Als in der nächsten Nacht die übrigen fünf schliefen, bemächtigte er sich ihrer Gewehre und erschoß sie sämmtlich oder glaubte vielmehr dies gethan zu haben, und ritt mit den Pferden davon, in der Absicht, sie für

sich zu behalten und in das Lager der Seinigen zurückgekehrt vorzugeben, daß seine fünf Gefährten von Feinden erschlagen worden wären. Allein zu seinem nicht geringen Erstaunen holte ihn einer der Todtgeglaubten, welcher durch den erhaltenen Schuß nur betäubt worden, bald wieder zur Besinnung gekommen war und seine Spur verfolgt hatte, an seinem nächsten Ruheplatze ein, schlug die gleichmäßige Theilung der gestohlenen Pferde unter beiden vor und versprach dafür, die Lüge des Mörders nach der Heimkehr durch sein Zeugniß zu unterstützen. Der Antrag wurde angenommen und beide setzten den nächsten Tag über ihre Reise gemeinschaftlich fort; allein schon in der folgenden Nacht erhielt der schon Verwundete einen zweiten, besser berechneten Schuß, worauf der Missethäter wieder aufbrach und endlich bei den Seinigen angelangt erzählte, daß die Besitzer der gestohlenen Pferde ihn und seine Gefährten auf dem Rückwege überfallen und alle die letzteren getödtet hätten! Bald jedoch erschien der zum zweiten Male Gemordete im Lager von „Donnergesicht," eines benachbarten Häuptlings, und verklagte den Raubmörder, welcher sich sogleich, als er dies erfuhr, flüchtete, allein auch bald von den Angehörigen der Gemordeten verfolgt wurde. Bei Abgang der Nachricht von dieser Greuelthat wußte man noch nichts von seinem Tode, doch wird er demselben wohl schwerlich entgehen."

Das Entkommen des Anklägers erscheint allerdings unglaublich, allein es ist factisch und mir wenigstens nicht einmal unwahrscheinlich, denn ich sah noch kürzlich einen jungen Weißen wohl und munter, welcher einen Bajonnetstich und eine Schußwunde durch die Brust (die Spitze des erste-

ren war neben dem Rückgrate eingedrungen und dicht am Brustbeine wieder herausgekommen), zwei tiefe Säbelhiebe bis in die Hirnschale, fünf verschiedene anderweitige Stiche und unzählige Kolbenschläge, und zwar Alles dies an einem Tage erhalten hatte! Auch kenne ich einige andere Personen, welche von mehreren, den Unterleib in verschiedenen Richtungen durchkreuzenden Schußwunden und anderen scheinbar unheilbaren Verletzungen vollkommen genesen waren; wenn aber Weiße nach so schweren Verwundungen mit dem Leben davon kommen, so läßt es sich wohl auch denken, daß ein von minder geübter Hand geschossener und todt geglaubter Indianer wieder unter den Lebenden erscheinen konnte.

Doch genug von den „Native Americans!“ Du wirst künftig keine große Sehnsucht mehr empfinden, diese „unschuldigen, ritterlichen Söhne der Wildniß“ in den Prärien aufzusuchen und ihnen auf längere Zeit Gesellschaft zu leisten!

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.



Literarische Anzeige.

Im Verlage des Unterzeichneten ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Naturbilder

aus dem

Leben der Menschheit

in

Briefen an Alexander von Humboldt.

Von

H. Klencke.

Preis 1½ Thlr.

Bei den großen Fortschritten aller Naturwissenschaften, wo es dem gebildeten Einzelnen nicht mehr möglich ist, das ganze Gebiet zu überblicken, hat sich das Bedürfniß herausgestellt, die Resultate in den speciellen Fächern, vom Standpunkte des neuesten Bewußtseins und von fähiger Hand geordnet, ebenso übersichtlich als allgemein verständlich, in einem Gesammtbilde zu erhalten. Diesem Bedürfnisse entsprechen z. B. Humboldts „Kosmos" und Oerstedts „Geist der Natur", und denselben Zweck suchen auch diese „Naturbilder" zu erreichen. In diesen, an A. v. Humboldt, mit dessen Vorwissen gerichteten Briefen, erhält das gebildete Publikum ein übersichtliches, den neuesten Forschungen entsprechendes Gemälde vom Leben der Menschheit, und jeder Brief ist ein in das Ganze sich einreihendes Bild des Menschengeschlechts und Völkerlebens in seinen Verhältnissen zur Erde und zum höheren Zwecke des Lebens selbst. Wir empfehlen daher diese Naturbilder allen Gebildeten als eine gewiß nicht unwillkommene Gabe.

Leipzig, J. J. Weber.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.



